Princeton University Library
32101 067928703

Digitized by Google

6000
993

Library of

Princeton University.

Zeitschrift

für

Philosophie und Pädagogik

Herausgegeben

von

O. Flügel und W. Rein
Wansleben b. Halle a/S. Jena

Zehnter Jahrgang

Langensalza
Hermann Beyer & Söhne
(Beyer & Mann)
Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler
1903

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt

Aufsätze Seite

Friedrich, Bemerkungen zu den Grundbegriffen der Mechanik im Hinblick auf die neuen Ergebnisse der Naturwissenschaften 189. 273
Heine, Der Idealismus als Bildungs und Lebenselement . . 201. 289. 371. 470
Lobsien, Zur modernen Reform des Rechtschreibunterrichts 116
Lobsien, Experimentelle Studien zur Individualpsychologie nach der Additionsmethode 177. 257. 353. 449
Nebel, Das Problem des Buches Hiob 214. 306
Pokorny, Das Pathos und die Komik 1. 97
Pudor, Die nordischen Volkshochschulen 22

Mitteilungen

Drei grofse französische Spiritualisten 43. 145
Das Pestalozzi-Fröbelhaus zu Berlin 49
Das neue Schulbedarfgesetz von 1902 in Bayern 62
Das Zwangserziehungsgesetz und die Verhandlungen darüber im bayerischen Landtage 69
Zur Berichtigung 153
Staat, Volk und Nation 164
Die goldene Regel der Pädagogik 157
Neue Pfade zum alten Gott 159
Frauenstudium 227
A. Rudes Stellung zu dem Prinzip der kulturhistorischen Stufen 231
Prof. Dr. Moritz Lazarus 327
Zur Herbartischen Pädagogik 327
Paul Barth. Die Stoa 329
Rezensionen Pestalozzischer Schriften von Herbart 332
Programm des Pädagogischen Ferienkurses in Steinheim a. M. 334
Die Hauptversammlung des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik in Leipzig 334
Ferienkurse in Jena für Damen und Herren 387
Bericht über die 35. Hauptversammlung des Vereins für wissensch. Pädagogik 418
Die Versammlung des Vereins für Kinderforschung 423
Zum Kunst-Unterricht in unseren Schulen 423
Schweizerisches Land-Erziehungsheim Glarisegg am Bodensee 424
Über die deutschen Landerziehungsheime in Ilsenburg und Haubinda . . . 424
Von der schleswig-holsteinischen Lehrerversammlung 491
Zu dem Kampfe gegen die Herbartische Pädagogik 495
Über gemeinsame Erziehung der Geschlechter 496
Ferien-Kurse in Jena 497

6000
.993
5GH05.10

501260

Seite

Besprechungen

Brahn, Experimentelle und physiologische Psychologie in der Pädagogik . . 512
Biese, Pädagogik und Poesie 93
Braasch, Der Wahrheitsgehalt des Darwinismus 347
Busse, Geist und Körper, Seele und Leib 335
Berormann, Lehrbuch der pädagogischen Psychologie 498
Cornelius, Grundsätze und Lehraufgaben für den elemontaren Zeichenunterricht 96
Consentius, »Freygeister, Naturalisten, Atheisten —« ein Aufsatz Lessings im Wahrsager 438
Damm, Schopenhauers Rechts- und Staatsphilosophie 510
Erdmann, Die Psychologie des Kindes und die Schule 439
Göbelbecker, Lernlust, eine Comeniusfibel 516
Hanspaul, Die Seelentheorie und die Gesetze des natürlichen Egoismus und der Anpassung 166
Jung, Zur Reform des evangelischen Religionsunterrichts in der württembergischen Volksschule 519
Keferstein, J. G. Herders Pädagogische Schriften nnd Äufserungen 95
Kinkel, Joh. Fr. Herbart, sein Leben und seine Philosophie 161
Knortz, Kindeskunde und häusliche Erziehung 170
Lay, Führer durch den ersten Rechenunterricht 514
Lasswitz, Wirklichkeiten. Beiträge zum Weltverständnis 436
Lorm's Prinzip des »Grundlosen Optimismus« 425
Maydorn, Wesen und Bodentung des modernen Realismus 508
Otto, Tirocinium Caesarianum. Liber primus 444
Pfeiffer, Der christliche Religionsunterricht im Lichte der modernen Theologie 94
Pfuhl, Der Unterricht in der Pflanzenkundo, durch die Lebensweise der Pflanze bestimmt 172
Pickels Geometrie der Volksschnle in neuer Bearbeitung 246
Pokorny, Das Komische. Eine Untorsuchung von Dr. Karl Überhorst . . 504
Rassfeld u. Wendt, Grundrifs der Pädagogik für Lehrerinnen-Bildungsanstalten 517
Reinke, Einleitung in die theoretische Biologie; insonderheit »die Dominanten« 233
Regler, Herbarts Stellung zum Eudämonismus 244
Seibert, Lotze als Anthropologe. — Falkenberg, Hermann Lotze 86
Schwarz, Psychologie des Willens zur Grundlegung der Ethik — Derselbe, Grundzüge der Ethik 87
Schwarz, Das sittliche Leben 92
Schoen, Lotzes Metaphysik oder die Philosophie der Wechselwirkungen . . 161
Scheler, Die transszendentale und die philosophische Methode 344
Stern, Theorie der Veränderungsauffassung 346
Spicker, Versuch eines neuen Gottesbegriffes 433
Schwarze, Neue Grundlegung der Lehre von der Christlichen Gewifsheit . 435
Schell, Religion und Offenbarung 511
Seyfert, Pädagogisch-psychologische Anregungen 512
Säubich, Im Walde. Bilder aus der Pflanzenwelt 518
Veröffentlichungen der Philosophischen Gesellschaft 509
Wundt, Logik 74
Zeitschrift für Zeichen- und Kunstunterricht 170

AUFSÄTZE

Das Pathos und die Komik

Eine gemeinverständliche vergleichende Darstellung ihres Wesens und ihrer Hauptarten

Von

Ignaz Pokorny

Schon im altgriechischen Drama wird der Mensch bewundert, weil er sich alles ringsumher untertan gemacht hat, und der Chor singt: »Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch!« Aber nicht blofs als Krone der Erdenwesen ist er für uns ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit. Sind doch die Menschen auch Wesen unseresgleichen und wir können an ihnen die glänzenden Tugenden und schweren Verirrungen, deren unsere Natur fähig ist, die Förderungen und Hemmnisse unserer Entwicklung leichter und sicherer erkennen, als durch die schwierige und oft trügerische Selbstbeobachtung. So wichtig nun dieser Punkt für unsere Bildung und für eine besonnene Lebensführung sein mag, es wäre doch ein Zeichen kalter Selbstsucht, wenn jemand seinen Nebenmenschen nur in dieser Art Beachtung schenken wollte. Und zur Ehre der Menschheit herrscht bei allen gebildeten Völkern in weiten Kreisen für alles Menschliche eine freie, unmittelbare Teilnahme, die keinen Grund hat, als höchstens den, dafs alle Menschen unseresgleichen sind.

In keinem Falle tritt dies aber so entschieden hervor, wie dort, wo wir den Nächsten leiden sehen. Wohl ist dieses Gefühl ein innerer Zustand des Leidenden, der sich unserer unmittelbaren Wahrnehmung entzieht; doch besitzt der Schmerz eine gewaltige Beredsamkeit, die über alle Verschiedenheit der Sprachen hinweg den

Menschen der verschiedensten Stämme und Himmelsstriche gleich faſslich ist. Wer verstände nicht das Stocken des Atems, den Seufzer der beklommenen, den Aufschrei der qualerfüllten Brust, wer verstände nicht die Bedeutung des schmerzlich zuckenden Mundes, den Ausdruck des tränenerfüllten oder starr hervortretenden Auges? Wer immer eine solche Erscheinung auffaſst und den Namen eines Menschen verdient, kann nicht fremd und kalt bleiben; er sieht ein Wesen seiner Art vor sich, froher Regsamkeit gewohnt und bedürftig, und nun so schmerzbeladen, so tief gebeugt. Mag es wahr sein, daſs geteilte Freude Menschen, die einander nahe stehen, um so inniger zusammenschlieſst, das Leid stiftet neue Verbindungen, führt Leute zueinander, die sich noch nicht gekannt haben. Wenn es eines Beweises bedarf, so gibt unser Herz das untrüglichste, weil unwillkürliche Zeugnis, denn mit dem, der vor unsern Augen leidet, fühlt es Mitleid und erkennt so die volle Gemeinschaft, das Bruderband an, das uns mit dem Leidenden vereint.

In unserer Zeit, die Neigung zeigt, alle Werte einer erneuten Prüfung zu unterziehen, ist auch das Mitleid herabgesetzt worden, weil es, wie die Nächstenliebe eine schwächliche Regung sei, die nur kleinlichen Naturen überkomme und auf die Dauer die Gesellschaft minderwertig machen müsse. So lange aber der Mensch Mensch bleibt und für das gesellschaftliche Leben, durch das sich ja der Mensch zu seiner heutigen Bildung und Gröſse aufgeschwungen hat, die Liebe einer der hellsten Leitsterne ist, wird gewiſs unbeschadet der Berechtigung und Macht eines gesunden und natürlichen Egoismus das Mitleid auf unser gesellschaftliches Verhalten immer einen wichtigen Einfluſs üben und, wie selbst Schopenhauer anerkennt, eine der vornehmsten Triebfedern unserer sittlichen Handlungen bleiben.

Bei der groſsen Bedeutung dieses Gefühles ist es begreiflich, daſs wir nicht nur im gewöhnlichen Leben und in der Geschichte, sondern auch auf dem Gebiete der schönen Kunst, die ja alles menschlich Bedeutende in ihren Kreis zieht, Gestalten und Vorgängen begegnen, denen wir unsere schmerzliche Teilnahme nicht versagen können. Namentlich gehört es bei allen Dichtungen, die eine ernste Handlung erzählen oder gar vergegenwärtigen, zu ihrem Wesen, daſs sie durch Vorführung irgend welcher leidvollen Geschicke der dargestellten Personen Mitleid erregen und dieses möglichst hoch spannen.

Fürs erste wird uns hier regelmäſsig ein groſses Leiden vorgeführt, das auch ein groſses Mitleid hervorzurufen vermag. Ein

kleines Mifsgeschick würde uns nicht zum Mitgefühl bewegen, vielleicht nicht einmal unsere Aufmerksamkeit erregen, ja es könnte der Fall eintreten, dafs wir in unserm eigenen Leben bereits viel Schlimmeres erfahren haben und es nun sogar lächerlich finden, wenn wir einem unbedeutenden Übel gegenüber sollen ernste Teilnahme aufkommen lassen. Nur etwas, was wir als ein grofses Leid für uns fürchten, ist, wenn es einem andern widerfährt, ein Gegenstand unseres Mitleids. Wenn demnach ein Kunstwerk den darin vorgeführten Personen das Mitleid der Zuschauer sichern soll, so wird es in der Stufenleiter menschlicher Übel nicht leicht zu hoch greifen können, es wird am besten Leiden darstellen, die für die gröfsten gelten, und dies sind ohne Zweifel diejenigen, welche die Existenz und Wirksamkeit des Menschen zu vernichten drohen. So lassen denn auch wirklich alle ernsten Dramen erkennen, dafs es sich für den Helden nicht um sein leibliches oder geistiges Wohl- oder Übelbefinden, auch nicht um den Besitz oder Verlust dieses oder jenes Gutes handelt, sondern um das Leben oder um etwas, wofür er dieses in die Schanze zu schlagen bereit ist. Ein Cäsar, ein Hamlet steht vor der Frage, ob sein ganzes Wesen und Wollen zur Geltung und zum Siege gelangen oder die von ihm vertretene Sache und damit er selbst dem Untergange geweiht sein soll. Sein oder nicht sein!

Solch ein Leiden und damit auch unser Mitleid wird übrigens noch gröfser und lebhafter, je weniger sich der Leidende einer solchen schmerzlichen Wendung seines Geschickes versah, je plötzlicher er das Unheil hereinbrechen sieht und je mehr demgemäfs sein Schmerz zu einer grofsen Gemütsbewegung, zum gewaltigen Affekte anschwillt. Dies geschieht, wenn er nach dem Gange der Handlung freudige Ereignisse zu erwarten hatte und an ihrer Statt auf einmal Leiden hervorstürmen, wenn ihm verdiente Anerkennung ausbleibt und empfindliche Kränkungen an ihre Stelle treten, wenn er von einer Wohltat gerade dann und dort getroffen wird, wo er sich am sichersten fühlt, und wenn sie von einer Seite ausgeht, woher er sie am wenigsten erwarten konnte und nun »die Wunde doppelt schmerzt von der Hand des Freundes oder Blutgenossen«. Wird nicht Wallensteins Geschick erst dadurch so leidvoll und ergreifend, dafs er einen Abfall der Truppen für gar nicht möglich erkennt, Octavio als seinen Freund, Max wie seinen eignen Sohn für sicher hält und noch unmittelbar vor seiner Ermordung sagt: »Ich denke einen langen Schlaf zu tun?« Und wie mächtig fühlen wir uns von der Handlung in Wildenbruchs Karolingern gefesselt, wenn

das Drama bereits den Höhepunkt erreicht hat und der Untergang des Grafen Bernhard schon allseitig besiegelt ist, dieser aber noch immer eine aufsteigende Bahn zu verfolgen glaubt und erst in dem Augenblick, wo er alles erreicht wähnt, mit Schrecken erkennt, dafs für ihn alles verloren ist! Auch dem härtesten Manne entlockt es eine Träne menschlicher Teilnahme, wenn sich ein solcher Glückswechsel vor seinen Augen vollzieht. Dies führt uns übrigens zur Hervorhebung eines weitern Umstandes.

Zur Gröfse unseres Mitleids leistet nämlich im Leben und in der Kunst auch alles das einen bedeutenden Beitrag, was zur Veranschaulichung des Leidens dient oder genauer gesagt, was durch Miene oder Geberden, Worte oder Handlungen unseren Sinnen oder wenigstens unserer Einbildungskraft ein lebhaftes Bild des Leidens vermittelt; denn je klarer und unzweideutiger wir das Leiden auffassen können, desto entschiedener und stärker wird unser Mitgefühl dadurch erweckt werden. Es liegt hier für die bildende Kunst, zu der in dieser Beziehung auch die Schauspielkunst zu zählen ist, ein weites Gebiet vor, wo sie ihre ganze Macht entfalten und die grofsartigsten Wirkungen erzielen kann, indem sie die Gestalt und das Antlitz des Leidenden mit dem vollsten Scheine der Wahrheit vorführt, während die Dichtung es wieder leichter hat, die Veranlassung und die Vorgeschichte des Leidens zur Darstellung zu bringen, wodurch unser Verständnis dafür und so auch das Mitleid gesteigert werden mufs. Da nur die dramatische Dichtung an den beiden genannten Vorzügen teil hat, so dürfte es als gerechtfertigt erscheinen, wenn wir bei der Betrachtung des Leidens vorzugsweise ihr die Beispiele entlehnen.

Doch ist es Zeit, dafs wir uns fragen, warum das Mitleiderregende, obwohl es, wie schon sein Name besagt, Leid bringt, so oft aufgesucht und sogar geflissentlich zu möglichst wirkungsvoller Darstellung gebracht wird. Man hat in dieser Beziehung darauf hingewiesen, dafs Erzieher, Lehrer und Priester so die Starrheit der Selbstsucht brechen und zum Wohlwollen, zur werktätigen Nächstenliebe anregen können. Andrerseits wird geltend gemacht, der Mensch finde im Mit-Durchleben fremder Leiden eine gewisse Befriedigung des von Zeit zu Zeit sich einstellenden natürlichen Bedürfnisses nach Gemütsbewegung durch ungewöhnliche Erlebnisse.

Die Hauptsache aber ist, dafs die Leidenden sich oft mitten in ihrer Bedrängnis zu bedeutenden sittlichen Eigenschaften aufschwingen oder sie wenigstens bewähren. Wir sehen sie dann tapfer gegen das Leiden ankämpfen und entweder als Sieger hervorgehen oder doch

Digitized by Google

selbst im unabwendbaren Untergange Mut, Ausdauer, Überzeugungstreue und überhaupt eine edle Haltung betätigen. Wir zollen ihnen dann bei allem Mitleid auch eine eigentümliche Achtung und gewinnen den auferbaulichen Eindruck, dafs die Menschen, wenn sie auch kein angebornes Recht auf Glück und keine Hoffnung auf Vollkommenheit haben, doch auch im gröfsten Unglück noch leibliche und geistige Leiden mit Würde ertragen und, wenn es sein mufs, — wie König Teja in Sudermanns Morituri — auch schön sterben können. Die Vereinung eines solchen innern Adels mit dem Mitleiderregenden, gewöhnlich Pathos (oder das Tragische) genannt, übt im Leben und in der Dichtung die erhebendste Wirkung auf das menschliche Gemüt, während jeder der beiden darin vorkommenden Bestandteile für sich allein zur Erzielung eines derartigen Erfolges unfähig ist.

Wo nur Mitleid erregt wird, wie beim Hungertode Upolinos und seiner Söhne in Gerstenbergs Trauerspiel, da vermifst trotz der farbenreichen Ausmalung des Leidens jeder natürlich entwickelte Mensch alle Handlung und jeden Trost; die Dichtung ist, schon wegen der vielen unaufgelösten Mifsklänge aufser Stande, jene Erhebung zu gewähren, um derentwillen wir sie sonst alle lieben, und Lessing konnte von der Wirkung jenes Trauerspiels mit Recht sagen: »Mein Mitleid ist mir zur Last geworden, zu einer grenzenlos schmerzlichen Empfindung.«

Dafs aber andererseits auch das Leiden nicht zu entbehren ist, wenn man bedeutende Menschen in überzeugender Weise vorführen will, das beweist, wie auch Jordan im »Demiurgos« lehrt, die Unnatürlichkeit von Dichtungen, die allen Streit und alles Leiden ausschliefsen wollen und eben darum nicht nur keine Helden, sondern nicht einmal wirkliche Menschen darstellen können. Nun an der Gröfse der Bedrängnis und des Kampfes, die ein Mensch siegreich oder doch ungebrochen zu bestehen vermochte, erkennen wir, wie sehr er über alles Gemeine und Alltägliche erhaben war, und nur seine dabei unvermeidlichen Mühen und Leiden vergewissern uns, dafs der ungewöhnliche Erfolg nicht etwa durch ein Wesen übermenschlicher Art herbeigeführt wurde, sondern durch einen, der aus demselben Stoff geformt ist wie wir.

Gehen wir nunmehr die Hauptarten des Leidens, wie sie sich an verschiedenen Fällen, bisweilen aber auch an verschiedenen Entwicklungsstufen eines und desselben Falles zeigen, in Beispielen durch und versuchen wir darzulegen, in welcher Weise dabei auch menschliche Gröfse nnd Würde zur Geltung kommt.

In erster Reihe ist hier das unverschuldete Leiden, das sogenannte Pathos des Übels, zu besprechen. Ein solches hat man allerdings oft im Drama mit Rücksicht auf die Einheit der Handlung nicht gelten lassen wollen, weil man unter Leiden nur den schliefslichen Untergang des Helden verstand und diesen nur als Vergeltung einer Schuld begründet fand. Nun verlangt aber die Einheit der Handlung nicht, dafs alle darin vorkommenden Freuden und Leiden der Personen als Belohnung und Strafe für ihre früheren Handlungen dargestellt werden, sondern nur den ursachlichen Zusammenhang aller Teile des Dramas und dieser besteht nicht nur, wenn schuldvolle, sondern auch wenn schuldlose Handlungen Leiden zur Folge haben. Auch kommen Leiden nicht nur am Schlusse, sondern auch in der Mitte oder am Anfange von Dramen vor, wo sie nicht als Folgen, sondern als Ursachen von Handlungen Bedeutung erlangen. So wird es begreiflich, dafs sich zwar viele bemühten, für jeden tragischen Fall das Vorhandensein einer Schuld, und wäre es auch nur eine ganz dunkle und nicht näher bestimmbare »Urschuld«, zu behaupten, dafs es aber bei gar manchem Helden und noch mehr bei Nebenpersonen von Dramen nicht gelang, zu ihrem schweren Leiden eine entsprechende Schuld nachzuweisen oder oft nur eine geringe Verschuldung aufgezeigt werden konnte, zu der das schmerzliche Geschick der Person nur in einer losen Beziehung und auch aufser allem Verhältnisse stand. Da überdies nicht nur nach den Beobachtungen unseres Weimarer Dichterpaares, sondern auch dem Zeugnisse unseres Herzens gerade unverdientes Unglück uns am meisten zum Mitleid stimmt, so können wir uns der Anerkennung nicht verschliefsen, dafs das Pathetische oft Leiden darstellt, die nicht durch eine Schuld des Leidenden herbeigeführt, sondern ihm vom Schicksale auferlegt werden.

Dabei ist es aber nicht notwendig, unter Schicksal eine blinde, rücksichtslose Vorherbestimmung zu verstehen. Schon bei den alten Griechen, die den Schicksalsglauben besonders entwickelten, liegt diesem der Gedanke zu Grunde:

Das Los einzelner Männer wie ganzer Völker ist einer höhern und unbekannten Ordnung der Dinge unterworfen. Dies ist eine Anschauungsweise, die wir anders als die Hellenen auszudrücken pflegen, die wir aber doch teilen. Wie könnte es auch anders sein? Wird doch alles Einzelne in der Welt von dem grofsen Ganzen, dem es angehört, mitbestimmt und der Mensch macht hierin keine Ausnahme. Sophokles läfst den Chor sagen: »Ein Menschenleben, was auch seine Lose seien, ich möcht es niemals preisen noch verachten

je; das Glück erhöhet und erniedrigt stets und, was bevorsteht, kündet uns kein Seher an.« Und zu jeder Zeit, bei jedem Volke mufs der besonnene Mann gestehen: Wir alle sind nicht blofs von uns selbst, sondern in jedem Augenblicke auch von unberechenbaren äufsern Mächten abhängig und der Stärkste kann gar bald in Leiden, der Beste in Gefahren für seine sittliche Würde geraten.

Wie oft besteht, wenn wir von Naturereignissen absehen, das Schicksal eines Menschen darin, dafs ohne sein Zutun andere neben ihm stehen oder auftreten, durch deren Handlungen er in Leiden und Kämpfe gerät, denen nur eine besonders kräftige Natur nicht unterliegt. Der Mann, durch dessen Pfeil in Schillers Drama der tyrannische Gefsler fällt, sagt mit Recht: »Ich lebte still und harmlos, das Geschofs war auf des Waldes Tiere nur gerichtet.« Der Landvogt läfst aber den schlichten Mann »wegen kleiner Ursach schwer büfsen« und begegnet ihm bald nachher auf einem engen einsamen Felssteig. Hier, wo sie »Mensch dem Menschen gegenüberstehen« und neben ihnen der Abgrund gähnt, erzittert der Landvogt vor dem wehrhaften Mann, der arglos seiner Wege geht. Von nun an lastet auf Tell der Groll des Zwingherrn und dieser nimmt die dem Hute vorenthaltene Ehrenbezeigung zum willkommnen Anlasse, den Schützen zu nötigen, dafs er auf das Haupt des eignen Kindes anlege. Aber gerade dieses unmenschliche Vorgehen, dem gegenüber sich auch alles Bitten und Flehen ohnmächtig erweist, macht den schlichten Jäger zum Helden, der wohl mit zitternder Hand den Bogen spannt, dann aber den verhängnisvollen Schufs nicht nur wagt, sondern auch glücklich vollführt, der Gefslern offen erklärt, der zweite Pfeil hätte ihm gegolten, der nach seiner Gefangennehmung auf dem stürmischen See durch seine Geistesgegenwart und Körperkraft sich wieder befreit und in gerechter Notwehr den Wüterich unschädlich macht, aber jede Gemeinschaft mit dem Feinde und Mörder des Kaisers mit Entrüstung zurückweist.

Schillers hoher Dichterkunst ist es gelungen, uns neben dem wackern Schützen, der seine Privatsache vertritt, auch sein ganzes Volk leidend und handelnd vorzuführen. Die Willkür der Vögte, die weder das Herkommen in öffentlichen Dingen, noch Recht und Ehre des einzelnen achten, treibt das fromme Volk von Hirten und Bauern zu dem Entschlusse, unwürdigen Zwang abzuwerfen und es wird der denkwürdige Bund im Rütli geschlossen. Durch solche feste Einigung zur Macht gelangt, begnügen sich die Schweizer gleichwohl im Geiste sittlicher Mäfsigung mit der Vertreibung der Vögte und der unblutigen Eroberung ihrer Festen. Die Tage, wo

sich die Kraft des Volkes in neuerlichen Siegen bewähren sollte, blieben nicht aus. Es zogen, wie Schiller den sterbenden Attinghausen vorhersehen läfst, die benachbarten Fürsten gar oft heran, um die ruhig nach ihren eigenen Gesetzen lebenden Alpenhöhen zu demütigen und vielleicht zu unterwerfen, aber mitten in eben diesen Bedrängnissen wuchs die Eidgenossenschaft zu einem starken und allgemein anerkannten freien Gemeinwesen heran.

Schillers Schauspiel bot uns reichlich Gelegenheit, den Sieg des Menschen über die ihm vom Schicksal bereiteten Schwierigkeiten und Leiden zu erörtern und es wird daher genügen, wenn wir auf die zahlreichen Dichtungen ähnlicher Art nur hinweisen.

Hierher gehört die Iliade mit der breitausklingenden Erzählung vom Sieg des Achilles über Hektor und die Odyssee, deren Held nach langen Irrfahrten doch glücklich heimkehrt und sein Haus wie die treu ausharrende Gemahlin von den übermütigen Werbern befreit, bei den Römern das Kunstepos von den Irrfahrten und Kämpfen ihres vermeintlichen Ahnherrn Äneas. Auch die Deutschen besitzen schon aus alter Zeit epische Gedichte über siegreiche Kämpfe Siegfrieds, Dietrichs von Bern und Walthers vom Wasgensteine, zugleich aber auch das erhebende Bild einer Frau, die in schwerem Leiden festen Mut bewährt. Es ist dies die vom Königsohne Hartmut geraubte Gudrun, die, um ihrem Verlobten Herwig die Treue zu wahren, viele Jahre hindurch bei Hartmuts Mutter die Dienste einer Magd verrichtet, mit ihrem blonden Haare die Schemel reinigen und in harter Winterzeit die Wäsche besorgen mufs, aber endlich als Preis ihrer Ausdauer die Freiheit und die Hand des ihr verlobten Königs Herwig erhält.

Dafs derlei Darstellungen unverschuldeter, aber siegreich bestandener Leiden auf dramatischem Gebiete im ganzen seltener vorkommen, erklärt sich leicht daraus, dafs hier weit mehr als im Epos der einzelne Mensch zur Darstellung gelangt. Dieser kann aber aus wirklich grofsen Leiden, also aus grofsen Gegensätzen, die zwischen ihm und der Welt bestehen, nicht leicht siegreich hervorgehen, zumal es unter solchen Verhältnissen oft nahe liegt, dafs eine Verschuldung hinzukommt, die dem Helden den Untergang bereitet. Andrerseits dürfen, wenn der Sieg eines einzelnen möglich sein soll, die Gegensätze, unter denen er leidet, nicht vollwichtig ernster Art, d. h. nicht in dem innersten Kern der beteiligten Personen, sondern in einer verwickelten Lage, in Täuschungen und Mifsverständnissen begründet, demnach mehr äufserlicher und darum leichter lösbarer Natur sein. Wie sehr in letzterem Falle das Pathe-

tische und damit das Drama eine starke Einbufse an Kraft und Erhabenheit erleidet, dafür zeugt die Tatsache, dafs die eine Zeitlang in Deutschland mit Vorliebe betriebene Sicherung des sogenannten glücklichen Ausgangs im ernsten Drama ein falsches Pathos und wohlfeile, erchlaffende Rührung zur Folge hatte. Eher kann man noch gute Dramen der erstgenannten Art nahmhaft machen, solche nämlich, die den Helden in grofse Gegensätze und ein gesundes Pathos versetzen, ihn aber desungeachtet dank der besondern Beschaffenheit des behandelten Stoffes als Sieger hervorgehen lassen. Dahin ist nicht nur der bereits besprochene Tell zu zählen, sondern auch Shakespeares Heinrich V., der durch glänzende Taten Frankreich für England erobert, das grofsartige Bild der Befreiung Deutschlands vom Römerjoche in Kleists Hermannschlacht, Grillparzers treuer Diener seines Herrn und selbst Uhlands Ludwig der Baier.

Der Widerstand und Kampf gegen die Gewalt äufserer Mächte kann den Menschen aber nicht immer vor dem Untergange bewahren und die Dichtung aller Völker und Zeiten weifs von der Hinfälligkeit alles Menschlichen zu erzählen. Zwar das Gemeine läfst sie »klanglos zum Orkus hinabziehen«, aber wo das Grofse und Herrliche vom jäh hereinbrechenden Sturme eines tragischen Schicksals hinweggerafft wird, da erhebt sich die rührende Klage, »dafs das Schöne vergeht, dafs das Vollkommene stirbt«.

Und so pflegte auch die griechische Poesie zu zeigen: »die Himmlischen, sie lieben in des Hades Nacht hinabzusenden, was gerecht und edel ist.« Wie dem Herakles nicht nur jene zwölf Grofstaten auferlegt, sondern über ihn auch die Schrecken des Wahnsinns verhängt werden, in dem er Weib und Kind tötet, wie an dem Sturze des Ödipus in erster Reihe unleugbar das Schicksal Schuld trägt und sogar jeder seiner eigenen Schritte ihn seinem Verhängnisse nur noch näher führt, bis der stolze König zu einem landflüchtigen Bettler zusammenbricht, wie selbst den göttergleichen Achill ein vorzeitiges Ende seines ruhmreichen Lebens ereilt und auch dem Aias, dem tapfersten nach Achill von den Göttern der Untergang bereitet wird, so veranschaulichen uns viele antike Dichtungen und Schillers verwandte Braut von Messina »das grofse gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt«.

Dafs aber auch in neueren Dramen die Helden vom Schicksal auferlegte tragische Geschicke zu erdulden haben, zeigt uns Goethes Götz, dessen eigentliches Verhängnis darin besteht, dafs er ein Ritter ist und bleibt, aber leider schon in einer Zeit lebt, die sich bemüht, durch den allgemeinen Landfrieden und die Entwicklung der Landes-

hoheit über das Rittertum zur Tagesordnung überzugehen, zumal sie, wie die beginnende Kirchenbewegung und die Bauernkriege zeigen, auch andere schwere Sorgen hat. Auch Schillers Maria Stuart wird in England unverdient gekränkt, rechtswidrig behandelt und insbesondere nicht von der Gerechtigkeit, sondern vom Hasse und der Furcht in den Tod geschickt, Leiden, welche die durch das Unglück geläuterte Frau in Erinnerung an ihr schottisches Vorleben mit der Ergebung einer Büfserin erduldet. Auch Goethes Egmont fällt einem unverdienten Schicksale anheim. Auf Recht und ererbte Freiheit bauend schreitet er in edlem Selbstbewufstsein stolz einher, verschmäht es, gleich dem klugen Oranien, der spanischen Willkürherrschaft das Feld zu räumen und fällt so in Albas Henkerhand. Doch wie sehr tröstet es uns, dafs er auch in Kerkernacht der Stern der Niederlande, der unerschrockene Sieger von St. Quentin, der würdige Vertreter seines freisinnigen und mutigen Volkes bleibt. Er betätigt dies durch den mächtigen Eindruck, den er wider Willen selbst auf den Sohn seines Würgers macht, noch mehr, indem er dem Blutgerüste entgegengeht, wie einer, der da weifs: »das Licht vom Himmel läfst sich nicht versprengen, noch läfst der Sonnenaufgang sich verhängen.«

Wie man es diesem Helden als Schuld anrechnen wollte, dafs er zur Zeit der allgemeinen Bedrängnis nicht flieht, so hat man auch einem Sonno Unbesonnenheiten des Liebesrausches zur Last gelegt, die doch gar viele ohne tragische Folgen begehen. Der wahre Grund des Untergangs der Liebenden von Verona ist doch, dafs ihr herrlicher Bund eine Blume war, die das Schicksal einem hafsdurchtränkten Boden entsprieſsen liefs. Und nun gar Ophelia! Sie welkt sichtlich dahin, seit Hamlet sie plötzlich treulos verliefs. Da sie — wieder nicht ohne Hamlets Mitwirkung — auch ihren Vater verliert, wird sie wahnsinnig. Selbst dieses Unglück aber wird verklärt durch die sanfte Ergebung, die noch aus ihren wirren Reden und Handlungen hervorleuchtet, bis sie, mit Blumen und Kränzen beschäftigt, in der stillen Flut ein ruhig Ende findet. Auch bei Emilia Galotti, Cordelia, Desdemona und der Tochter des Friedländers erfolgt der tragische Ausgang ihres Lebens ohne ihre Schuld, ja es kommt bei ihnen ihre ganze Reinheit und Würde im unverdienten Leiden erst recht zur Entfaltung.

In neuerer Zeit hat uns auch Gerhard Hauptmanns Trauerspiel »Vor Sonnenaufgang« eine solche »Blume am Abgrunde« vor Augen gestellt. Es ist dies Helene, die sich inmitten der sittlichen Verkommenheit einer Säuferfamilie wohl bisher rein bewahrt hat und

sich durch ihren bevorstehenden Lebensbund mit einem ordentlichen Manne in bessere Verhältnisse zu retten hofft, von diesem Gesunden aber als eine erblich Belastete verlassen wird, worauf die Arme bei erneuter sittlicher Bedrängnis sich selbst den Tod gibt. Derselbe Dichter hat endlich auch in »Hanneles Himmelfahrt« über eine edle weibliche Gestalt, die unter den drückendsten Umständen hinscheidet, all den Glanz und Zauber ausgegossen, mit dem echte Dichtung ihre Lieblinge zu verklären versteht.

Oft ergibt sich für eine edle Natur ein unverschuldetes schweres Leiden, indem sie durch ein Zusammentreffen aufserordentlicher äufserer Umstände gleichzeitig nach zwei unvereinbaren Richtungen getrieben und so vor eine schmerzliche Wahl gestellt wird. Es ist dies das Pathos entgegengesetzter äufserer Einwirkungen. So soll in Uhlands »Ludwig der Bayer« Friedrich von Österreich seinem Versprechen gemäfs in die Gefangenschaft Ludwigs zurückkehren, wenn er seine Partei nicht zum Frieden bewegen kann. Andrerseits verlangt es nicht blofs Friedrichs Gemahlin und der päpstliche Legat, sondern auch das Wohl des Reiches und Friedrichs eignes Interesse, dafs er sich nicht seinem Gegenkaiser ausliefere. In dieser Klemme hält jedoch der Österreicher dem Bayern Wort und führt gerade so die glückliche Wendung herbei, dafs Ludwig ihn zum Mitherrscher annimmt. Ein anderes Beispiel, wie ein sittlicher Charakter über Notlagen siegen kann, bietet Goethes Iphigenia in Tauris. Welche Lage für das Gemüt der Jungfrau! Sie soll entweder den Bruder samt seinem Freunde mit eigner Hand dem Tode weihen oder ihren Wohltäter, den König, verraten und seinem Lande das segenbringende Götterbild, bei dem sie selbst Priesterin ist, durch Lug und Trug entführen. Iphigenia ist aber nicht umsonst dieselbe, die (nach Euripides) schon einmal durch Selbstaufopferung ihren Vater von einem schweren Kampfe zwischen der Liebe zur Familie und der Treue gegen das eigne Volk befreit hat. Sie wirft alle List und Falschheit von sich ab, entdeckt dem König unumwunden die ganze Sachlage und legt ihr und der Ihrigen Geschick in seine Hand. Und sich! dieser hochherzige Entschlufs beschwört den Sturm. Die Gewalt des im Grunde des Herzens edlen Königs ist interessant, alle unedle List entbehrlich.

Wenn in diesem Beispiele eine reine Seele durch ihre Wahrhaftigkeit nicht nur aus dem Kampfe zwischen Gewalt und Abwehr, sondern auch aus dem Widerstreite von Geschwisterliebe und Sittlichkeit, wie jener Friedrich von Österreich aus seiner sittlichen Klemme siegreich hervorgeht, so fällt in vielen andern Fällen der

Mensch einem solchen Zusammentreffen entgegengesetzter äufserer Einwirkungen zum Opfer. Es ist dies eine Art von Tragik, die uns aufserordentliche Teilnahme für das Schicksal des Helden einflöfst. Wir sehen ja in ihm nicht blofs eine Macht, die besiegt und zerstört, sondern auch ein sittliches Wesen, dessen Reinheit durch eine Schuld befleckt wird, und zwar durch eine solche, die dem Menschen durch eine von aufsen herangetretene Klemme aufgenötigt ist und von der er sich nicht hätte bewahren können, ohne sofort eine andere auf sich zu laden. In solchen Fällen klagt wohl der Held und wir mit ihm die Schicksalsmächte an: »Ihr führt ins Leben uns hinein, ihr lafst den Armen schuldig werden; dann überlafst ihr ihn der Pein.«

So geht für Grillparzers Hero ihr herbes Schicksal daraus hervor, dafs sie in demselben Augenblicke, wo sie als Priesterin der Liebe entsagt, den Leander kennen lernt. So lädt Orestes, indem er die Ermordung des Vaters an der Mutter blutig rächt, den Fluch der Erinnyen auf sich. Im Nibelungenliede und dessen neuen Bearbeitungen entsteht eine Fülle von Tragik, in dem das Schicksal eine Reihe von Personen in Lagen versetzt, wo sie nicht nach der einen Seite Treue bewähren können, ohne nach der andern zu treulosen Verrätern zu werden. Brutus in Shakespeares Julius Cäsar und Max im Wallenstein entscheiden sich in dem Widerstreite zwischen Freundschaft und Rechtspflicht für die letztere, jedoch mit so blutendem Herzen, dafs sie diesen schmerzlichen Entschlufs nicht lange überleben. Eine andere Wahl trifft in solcher Lage Uhlands Herzog Ernst von Schwaben. Obwohl ihm von König Konrad von Franken Gnade und Freiheit in Aussicht steht, wenn er von seinem Freunde Werner von Kyburg läfst, geht er lieber den Weg der Freundschaft und Treue, wenn dieser auch in Acht und Tod führt. Vor eine eigentümlich schwierige und schmerzliche Wahl stellt bei Schiller das Schicksal den Demetrius, der im festen Glauben an sein gutes Recht den Kampf um Rufslands Thron aufnimmt und erst inmitten seines Siegeslaufes erfährt, sein Anspruch sei unberechtigt. Er entscheidet sich, wie es bei einer in voller Wirksamkeit stehenden lebendigen Kraft begreiflich erscheint, für die Fortsetzung seiner Thronbewerbung, die aber, weil er nunmehr des sittlichen Halts entbehrt, zu einem tragischen Ausgange führt.

Während wir bisher lauter Fälle behandelten, wo der Mensch nicht durch sein Verschulden, sondern durch die Macht äufserer Verhältnisse oder durch fremde Schuld ein Gegenstand des Mitleids wird, wollen wir nun unsere Aufmerksamkeit dem Pathos der sittlichen Fehler zuwenden, d. h. jenem Leiden, die der Leidende durch

die sittlichen Mängel seines Wollens und Handelns selbst herbeiführt, gemäfs dem Dichterwort: »Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann; in deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.« Wir betreten hier ein Gebiet, auf dem die dramatische Kunst von jeher die grofsen Erfolge erzielt, indem sie zeigt, dafs jedes ernste Gebrechen an der Gröfse oder Reinheit des sittlichen Charakters den Helden in schwere Leiden stürzt, auch wenn er in allen übrigen Stücken ein Bild der Vollkommenheit wäre. Durch einen solchen Inhalt wird das ernste Schauspiel in der Tat zur Darstellung des gebrochenen sittlichen Ideals, indem es uns die Unentbehrlichkeit einer einzigen Haupttugend auch für solche Fälle überzeugend dartut, wo alle übrigen Edelsteine in der Krone der Sittlichkeit in ungetrübtem Glanze erstrahlen.

Dafs der Mensch oft durch die Fehler seines Charakters sich selbst unglücklich macht, bewahrheitet sich zunächst überall dort, wo die Klage ertönt: »Zwei Seelen fühl' ich ach in meiner Brust« und dieser Zwiespalt im Gemüte die Ursache menschlicher Leiden wird, ja, wenn ihn der Held nicht rechtzeitig zu überwinden vermag, seinen Untergang zur notwendigen Folge hat.

Das grofsartigste Bild eines solchen Pathos der innern Kämpfe bietet uns nach allgemeiner Überzeugung Shakespeare in seinem Hamlet. Voll grofser Pläne, denen er ernstlich nachsinnt, doch auch voll grofser Bedenken, die er selbst dagegen erhebt, brütet er so lange, bis er, sich zu spät ermannend, mit den Schuldigen auch Schuldlose und, damit die Sühne nicht fehle, auch sich selbst vernichtet. Auch König Lears Geschick könnte nicht so schmerzhaft werden, wenn sich sein Herz nicht überhaupt zwischen den äufsersten Gegensätzen bewegte. Wie sehr bedarf er der Liebe und geht doch gegen seine Tochter so hart vor, wie sehr ist er ans Befehlen gewöhnt und verzichtet doch auf alle Herrschaft, wie sehr verläfst er sich auf seine Kinder und kennt doch keines von ihnen. Von Goethes Gestalten gehört vor allem Weislingen hierher, der, halb Ritter, halb Höfling, bald zu Götz, bald zu dessen Feinde hält und weder der edlen Maria noch der ränkevollen Adelheid Treue bewährt, sich selbst und andern zum Verderben. Ähnliche Leiden werden in Clavigo, Stella, Tasso und den Wahlverwandtschaften dargestellt. Schillers Don Carlos zeigt sich gleichfalls in den wichtigsten Fragen unentschlossen; er schwankt, ob er der Liebe zur Königin entsagen, ob er sich dem Wohle des Landes weihen, ob er dem Freunde Posa vertrauen soll und bereitet eben dadurch diesem und sich selbst ein schmerzliches Geschick. Derselbe Dichter stellt uns

farbenreich den verhängnisvollen Wechsel in den Erwägungen und Bedenken des Friedländers dar und in der Jungfrau von Orleans den innern Kampf zwischen der angebornen weiblichen Natur und dem übernommenen männermordenden Berufe. Nach Grillparzers »Bruderzwist im Hause Habsburg« verschuldet auch Kaiser Rudolf sein trauriges Los, indem er sich zu einer Zeit, die von ihm ein entschiedenes Handeln verlangt, auf seinem Schlosse in Prag weltfremden Gedanken und Studien hingibt, seinem Bruder Matthias mifstraut, ihm aber dann doch den Oberbefehl in Ungarn überträgt, an diesen Ehrgeizigen ein Land nach dem andern verliert und sich zum Kampfe doch erst entschliefst, bis es zu spät ist.

Moderne Gestalten, denen es an innerer Übereinstimmung und darum an entschiedenem Wollen fehlt, haben unter andern Gutzkow in seinem »Werner« und Freytag im» Grafen Waldemar« auf die Bühne gebracht, eben dadurch aber den vielseitig ausgesprochenen und auch befolgten Rat gezeitigt, es möchten derlei Personen nicht in dem auf eine rasch vorwärts schreitende Handlung angewiesenen Drama, sondern im Spiegelbilde unserer Zustände, dem Romane, behandelt werden, wo mit der den erzählenden Dichtungen eigentümlichen Breite und langsamen Entwicklung die allmähliche Klärung und Festigung solcher »problematischen Naturen« faflicher und überzeugender veranschaulicht werden könne.

Um so mehr zeugt es von dem Selbstbewufstsein und der kühnen Gestaltungskraft moderner Dichter, dafs sie uns auch auf diesem Gebiete mit einer Reihe fesselnder Bühnenstücke beschenkt haben.

Dahin ist z. B. Ibsens Nora zu zählen, wo sich vor uns in äufserst gedrängter Form die Geschichte einer Frau abspielt, wie sie, zuerst noch ganz kindlich, in ihrer neuen Lage allmählich immer mehr an sich irre wird, bis sie, um wieder festen Halt zu bekommen, den Mann und die Kinder verläfst. Doch ist nicht zu leugnen, dafs diese problematische Frau, die ja draufsen in der Welt auch den Untergang finden kann, problematisch bleibt, wenigstens nach dem oben angeführten ursprünglichen Schlusse, der eigentlich kein Schlufs ist, am wenigsten aber, wenn man Nora nicht als einen Ausnahmefall, sondern als ein Vorbild betrachten wollte.

Problematisch ist und bleibt auch Wilhelm in Hauptmanns »Friedensfest«. Er hat Ida an sich gefesselt und weigert sich, sie seinem Bruder zu überlassen, ohne ihm, ihrer Mutter oder auch nur sich selbst über die Verläfslichkeit seiner Person Beruhigung geben zu können. Denn er fürchtet, vom Vater her, der an Verfolgungswahn stirbt, erblich belastet zu sein, stammt aus einer friedlosen Ehe,

wurde vom Vator zuorst gleichgültig, dann herrisch behandelt, später sogar gehafst und, der Mutter zum Trotz, der Verwilderung preisgegeben, bis er, nicht in einer Anstalt, aber in der harten Schule des Lebens zur Besinnung kam. Da er nun fühlt, er stehe erst mit einem Fufse auf festen Boden, so beschwört er die Geliebte, nicht auf ihn ihr Lebensglück zu bauen und gibt sie blutenden Herzens frei. Sie aber denkt nicht daran, dafs die Gesunden klugerweise die Kranken verlassen sollon, wie es in »Vor Sonnenaufgang« der armen Helene geschieht, sie fühlt nur, dafs ihrem Wilhelm zu edlem Selbstbewufstsein und erfolgreichem Streben nichts fehlt als reine, ermutigende Liebe und sie ist hochbeglückt, ihm diese für immer widmen und seines Daseins Lebensluft und Sonnenschein werden zu können. Gern möchten wir versichert sein, dafs Idas mutiges Vertrauen keine Enttäuschung erfahren und Wilhelms besonnene Lebensführung im stande sein wird, angeborene Möglichkoiten nicht zu Wirklichkeiten werden zu lassen, aber der Dichter läfst hier, wie in dem verwandten »College Czampton« die Frage nach dem Ende der Entwicklung unentschieden.

Diesen nicht hoffnungslosen Bildern stehen andere moderne Dramen gegenüber, die uns eine abwärtsgehende Entwicklung veranschaulichen. Eine solche Richtung nimmt der Lebensweg des Christoph Marlow in Wildenbruchs gleichnamigem Drama. Dor Hold. der von einem Lord wie das Kind im Hause erzogen wurde, dort aber bald verschwand und unter die Komödianten ging, kehrt, nachdem er durch dramatische Dichtungen einen Namen erworben hat, in des Lords Haus zurück, dessen Tochter Eleonore nun einem braven Manne feierlich verlobt ist. Obwohl Marlow dies von einem alten Diener erfährt und ermahnt wird, den Frieden des Hauses zu schonen, fühlt er sich durch die Anzoichen, dafs Eleonore ihn als Dichter verehrt, gereizt, unter falschem Namen neuerdings mit der Familie in Verkehr zu treten, wird von Leonoren erkannt und nur zu bald auch geliebt, so dafs sie mit ihm entflieht. Doch gerät er, der bisher so Selbstbewufste, über den grofsen Erfolg von Shakespeares Romeo, dessen Urheberschaft von allen ihm beigelegt wird, von ihm aber nicht in Anspruch genommen werden kann, so sehr in Verzweiflung, Neid und Eifersucht, dafs er sich mit aller Welt verfeindet und sein wie Eleonores Glück zerstört.

Den Niedergang eines reichbegabten Künstlers schildert uns auch Sudermann in seinem Drama »Sodoms Ende«. Ein Gemälde, das die Zerstörung dieser Stadt darstellt, macht seinen Schöpfer rasch berühmt, führt ihn aber leider in Kreiso ein, wo er wohl als Genie

gefeiert wird und für seinen Geist Förderung zu Frieden wähnt, tatsächlich sich aber immer mehr in ein Wohlleben verliert, das ihn allmählich aller Ideale beraubt und zu keiner Kunstleistung mehr kommen läfst, bis er in lauter Genufs ohne Befriedigung zu Grunde geht und — im Gegensatze zu Wilhelm im Friedensfeste — auch die verdirbt, die allein noch im stande gewesen wäre, sein besseres Selbst wachzurufen. In Hauptmanns »einsamen Menschen« ist es wieder ein Mann der Wissenschaft, Doktor Johannes Vockerat, der es soweit bringt, dafs er sich weder von Weib und Kind, noch von der Geliebten, die ihn geistig versteht und fördert, trennen kann und darum in den Wellen seinen Tod sucht.

Wir haben bisher nur solche selbstverschuldete Leiden betrachtet, die sich ein Mensch durch die in seinem Innern tobenden Kämpfe selbst bereitet. Weit häufiger ergeben sich aber für einen Mann dadurch schwere Leiden, dafs er wohl mit sich einig ist, aber durch seine Selbstüberhebung nach aufsen hin mit seiner Umgebung in einen Kampf gerät. Wie die Gipfel stolzer Bergkolosse, die Wipfel ragender Bäume dem Blitzschlage am nächsten stehen, ja ihn anziehen, so wird, je höher sich einer über die Grenzen, die ihm ziemen, eigenmächtig emporgeschwungen hat, desto eher die ausgleichende Macht des Unglücks herausgefordert und der Übermütige von den Folgen seiner Tat zermalmt. Dies ist das sogenannte Pathos der Überhebung.

So ereilt bei Äschylus der Prometheus, der sich gegen den Götterkönig auflehnt und diesen Trotz auch den Menschen einpflanzt, die Strafe, dafs er an den Kaukasus angeschmiedet wird und ein Adler an seiner Leber zehrt, den Polyneikes aber und seine Helden, die gegen die eigene Vaterstadt anstürmen, der Blitz des vergeltenden Zeus. Derselbe Dichter und selbst Herodots Geschichtswerk schildert die wunderbare Niederlage des Perserkönigs Xerxes und seiner Heeresmassen als eine von den Göttern verhängte Strafe des frevelhaften Übermutes. Ebenso dankte man Gott auf den Knien, als es den vereinten Kräften Europas endlich gelungen war, den Sohn Korsikas, der seinem gigantischen Willen den ganzen Erdteil unterwerfen wollte, zu bändigen und auf das ferne Felseneiland St. Helena zu verbannen. Als Opfer ihres rücksichtslosen selbstsüchtigen Ehrgeizes fallen auch Shakespeares Makbeth, Richard III. und Koriolan, bei Schiller Fiesko und Wallenstein. Desgleichen hat Grillparzer in »König Ottokars Glück und Ende« den Untergang des Helden und im »Brudergeist« den jähen Glückswechsel, der sich schliefslich für Matthias ergibt, als eine Folge ihrer Überhebung zur Zeit des Glückes dargestellt, auch läfst er im »goldenen Vliefs«

über den Ántes, der das beschworene Gastrecht tückisch verletzt, den von seiner eigenen Tochter gesponnenen Verrat verderbenbringend hereinbrechen.

Es wird übrigens nicht überflüssig sein, das tragische Ende solcher Helden der Überhebung an einzelnen besonders ausgeprägten Gestalten noch etwas eingehender zu betrachten.

Wenn Makbeth im Siegesrausche und in der Verblendung des Ehrgeizes sich vermifst, den König, den Gast in seinem Hause, zu ermorden, so erhält das Lied der Hexen einen guten Klang: »Wenn er sein Herz nicht kann bewahren, mag er des Teufels Macht erfahren.« Es ist seine eigene Tat, die ihn bald zu einem Bilde des Jammers macht, wie jenen dritten Richard, dessen verbrecherischer Sinn weder die Bande des Blutes, noch sittliche Schranken achtet, dem jede Rücksicht für nichts und sein Wille für alles gilt, dem aber auch endlich nach seinen eigenen Werken geschieht, indem er in einer gespenstig grauenvollen Vereinsamung zu Grunde geht. Ein Gleiches zeigt sich insbesondere auch an Grillparzers Medea. Je sorgfältiger der Dichter uns dort im einzelnen klar gemacht hat, wie aus dem ursprünglich unverschuldeten Gegensatze zwischen der Liebe zu den Ihrigen und der zu Jason allmählich eine schreckliche Reihe von Untaten hervorgeht, desto gewaltiger ist der Eindruck, wenn wir sie zum Schlusse ganz verlassen dastehen sehen. Kann ihr Kolchis, können ihr die dortigen Verwandten helfen, die sie selbst verraten hat? Von Jolkos, von Korinth ist sie verbannt, überall um ihrer weltbekannten Frevel gefürchtet, gemieden, der edlen Kreusa hat sie in glühender Eifersucht selbst ein schreckliches Ende bereitet, die eigenen Knaben selbst getötet und den Mann, den sie einst über alles liebte, mit einem Hasse erfüllt, der so grofs ist, wie sein Unglück und sein Grauen.

Es bewährt sich in derartigen Dramen, dafs »ein anderes Antlitz, ehe sie geschehen, ein anderes zeiget die vollbrachte Tat«. Die unvermeidlichen Folgen der Überhebung verkünden es laut, dafs der böse Mensch nicht blofs die Bösen, sondern auch alle Guten zu Feinden hat und dafs er nicht nur für andere eine Gottesgeifsel, sondern auch sein eigener Zerstörer war. Während so der Mifsklang, den der einzelne in das sittliche Leben seiner Umgebung gebracht hat, aufgehoben und gesühnt wird, gewährt uns zugleich die Stärke und der Umfang seines Wollens und die von den härtesten Folgen seiner Tat nicht zurückschreckende Ausdauer den Anblick eines verirrten, aber noch im Untergang heldenhaften Menschen, wie ihn der gemeine Verbrecher oder ein feiger Intrigant, den die verdiente Strafe

ereilt, nimmermehr zu bieten im stande ist. Ja in Tolstois Macht der Finsternis erscheint sogar der Knecht Nikita, der früher ohne Bedenken nur den Genüssen der Liebe und des Trunkes nachging, förmlich geadelt durch den Ernst und die Rückhaltlosigkeit, mit der er von der ganzen Gemeinde seine Schuld und die daraus entstandene Verschuldung anderer ganz auf sich nimmt.

Schliefslich ist noch festzustellen, dafs auch der moderne Titane der Intelligenz, Goethes Faust, gleich jenem Prometheus infolge seiner Überhebung hätte den Untergang finden müssen, wenn der Dichter es nicht, von der Sage abweichend, vorgezogen hätte, dafs Faust durch die oben besprochene allmähliche Läuterung problematischer Naturen schliefslich ein Vertreter der beharrlichen gemeinnützigen Arbeit und in diesem Sinne oder Grade des Himmels würdig und teilhaftig wird.

Wir haben nunmehr nur noch eine Art des Leidens zu besprechen. Es ist dies die in ihrer Wirkung grofsartigste Form des Pathetischen, nämlich das Schicksal jener, die durch ihr eigenmächtiges Auftreten einen Kampf und zwar gegen die Allgemeinheit, gegen die Gesellschaft, der sie angehören, beginnen, dies aber nicht blofs für sich und die Herrschaft ihres Willens, sondern für die Gesellschaft, für das allgemeine Beste tun. In Ermanglung einer allgemein gebräuchlichen kurzen Bezeichnung kann man hier sprechen von dem Pathos der nicht blofs selbstsüchtigen Kämpfer gegen die Gesellschaft.

Eine solche Gestalt ist der Ritter, der den Kampf mit dem Drachen trotz des Verbotes unternimmt und glücklich durchführt, und nicht minder Kleists Prinz von Homburg, der in jugendlichem Ungestüm und vermeintlicher geistiger Überlegenheit gegen den festgesetzten Schlachtplan verstöfst, aber gerade dadurch dem ganzen Heere zu einem glänzenden Siege verhilft. In beiden Fällen zeigt uns der Dichter, dafs selbst ein für die Gesellschaft unzweifelhaft errungener grofser Erfolg den Geist der Unbotmäfsigkeit und der Auflehnung des einzelnen gegen die Gesamtheit nicht zu rechtfertigen vermag, und wenn schliefslich beide Helden begnadigt werden, so geschieht es nur und kann nur geschehen, weil sie nachträglich das gegebene Ärgernis gut machen und ihr eigenmächtiges Vorgehen öffentlich verurteilen, indem sie, der eine seine Ausschliefsung aus dem Orden, der andere die Todesstrafe als verdient anerkennen und willig auf sich nehmen.

Zu den eigenmächtig, aber nicht blofs selbstsüchtig Handelnden gehören ferner die Charaktere, die in sittlicher Empörung den Kampf

gegen eine gesellschaftliche Ordnung eröffnen, welche sie nach ihren Erfahrungen nur als Unordnung, Unrecht und Lieblosigkeit kennen gelernt haben, und gegen welche sie sich berechtigt, ja verpflichtet fühlen, gleichfalls rücksichtslos und gewalttätig vorzugehen, wenn sie auch wissen, dafs sie auf diesem Wege für sich kein dauerndes Glück erreichen können. Dieser Geist ist es, der einen Karl Moor in die böhmischen Wälder treibt, der Kleists Michael Kohlhaas wegen seines gekränkten Rechts zu einer schweren Plage für ganze Länder werden läfst, der Ludwigs Erbförster zu einem Wüterich gegen seine ganze Umgebung und Hauptmanns Weber zu grausamen Aufrührern macht.

Während in solchen Fällen eine wahrer Sittlichkeit zuwiderlaufende Ordnung der Dinge durch die aus ihr sich ergebenden bösen Folgen praktisch widerlegt und als unhaltbar erwiesen wird, wollen andere Charaktere in mehr positiver und direkter Weise mehr Sittlichkeit in der Gesellschaft zur Geltung bringen, indem sie eine bestimmte sittliche Forderung erheben, wie man sagt, als Anwälte, Vorkämpfer und Verteidiger einer Idee, eines Prinzipes auftreten und nur die Herrschaft jener Mächte und Bestimmungen bekämpfen, die der Verwirklichung ihrer Idee im Wege stehen.

Antigone, die Heldin des gleichnamigen Sophokleischen Dramas, weifs wohl, dafs die Beerdigung ihres im Kampfe gegen seine Vaterstadt Theben gefallenen Bruders vom dortigen Könige Kreon bei Todesstrafe verboten ist, sie geht aber hin und begräbt den Bruder, indem sie nach dem zumal im Frauenmunde so schönen Worte handelt: »Mitzulieben bin ich geboren, nicht mitzuhassen.« Wie hier eine hochherzige Frau für die religiöse und Familienpflicht in den Tod geht, so tun es in Immermanns Trauerspiel in Tirol die biedern Söhne dieses Landes und vor allen Andreas Hofer in Liebe und Treue für das angestammte Herrscherhaus, obwohl dieses das Land hat aufgeben und andern überantworten müssen. Auch den Marquis Posa läfst Schiller in seinem »Don Carlos« für eine Idee den Opfertod sterben. Ihn drückt keine Verfolgung des Schicksals; er, der freiwillig dem Hofe ferngeblieben, begehrt dort keine Erhöhung seiner Person, und was die Entschiedenheit anbelangt, er weifs, was er will. Wenn er dann vom höchsten Gipfel des Einflusses, von der Stelle eines vertrauten Ratgebers des Königs, mit einem Schlage dem Tode in die Arme fällt, so ist dies sein eigenes Werk und zwar nicht unabsichtlich, sondern mit vollem Bewufstsein frei erwählt, er geht in den Tod für die Befreiung der Niederlande, zu der er seinem Freunde Carlos durch seinen Tod den Weg bahnen will. Und ähn-

lich verhält es sich mit vielen anderen Helden der politischen, religiösen und sozialen Kämpfe.

Überblicken wir nun die ganze Gruppe der nicht blofs selbstsüchtigen Kämpfer gegen die Gesellschaft, so ist es zunächst zweifellos, dafs sie auf uns schon durch die Ausweisung ihres Ichs zum Wir, wie durch ihre anmutige und opferwillige Hingabe für allgemeine Angelegenheiten einen gewaltigen Eindruck machen, auch können durch die Wärme und Kraft ihres sittlichen Gefühls selbst Charaktere wie Karl Moor, vollends aber die Vorkämpfer bestimmter menschenfreundlicher Ideen unsere Herzen oft im Sturm erobern. Es ist aber doch nicht zu verkennen, dafs, wie bereits berührt wurde, die in diese Gruppe gehörigen Gestalten sich alle einer Überhebung schuldig machen. Dies tut nicht nur der Ritter, der gegen das Verbot des Ordensmeisters und der Truppenführer, der gegen den festgesetzten Schlachtplan handelt. Sind Karl Moor und seine Genossen zu Rittern über die Sittlichkeit der Gesellschaft bestellt? Und vermehren sie nicht noch das Unheil? Ist die Idee, die der einzelne für eine unbedingte sittliche Forderung hält, auch wirklich immer eine solche? Sind die Mittel, die er zu ihrer Verwirklichung wählt, auch immer zweckdienlich und mit den andern bereits anerkannten sittlichen Forderungen immer verträglich, immer erlaubt? Und sind nicht über diese Fragen regelmäfsig gerade diejenigen am meisten im unklaren, die am lautesten und ungestümsten zu Taten treiben? Es geht einmal nicht an, dafs jeder einzelne auf Grund seines oft beschränkten Erfahrungskreises und Urteils ohne weiters einen Kampf gegen die Gesellschaft unternehme und wer es dennoch tut, eilt regelmäfsig einem tragischen Lose entgegen. Auch über alles das, was für die Gesellschaft geschieht, ergeht in dieser erst ein strenges Gericht und zwar sowohl über die Sache wie auch über ihre Vertreter und beide müssen, ehe sie dauernd zur Macht gelangen, sich im Kampfe mit dem Bestehenden und Geltenden erst als lebens- und leistungsfähig erweisen, erst eine gewisse rechtliche und sittliche Anerkennung erringen und allen gleichberechtigten Mächten und Grundsätzen schmerzliche Opfer bringen, zu denen gar oft die leidenschaftlichen Vorkämpfer selbst gehören.

Diese Wahrheit veranschaulichen uns auch viele Gestalten und Vorgänge moderner Dramen, z. B. die Märtyrer ihrer vom gewöhnlichen Schlage abweichenden Auffassung der Religion und Sittlichkeit, Ibsens Brand, Anzengrubers Pfarrer von Kirchfeld und der Pastor in Björnsons »Über die Kraft« (I), die Vertreter der Wahrheitsliebe in Dreyers Probekandidaten und besonders in Ibsens

»Stützen der Gesellschaft«, »Wildente« und »Volksfeind«, Wildenbruchs Mennonit, welcher sich den Bedrückungen seitens einer unduldsamen Gemeinde vergeblich zu erwehren sucht und Philipp Langmanns Korporal Stöhr, der seine Familie und Gemeinde sittlich heben will, aber wenig Erfolg erzielt und bald das Feld räumt. Eingehende Schilderung finden auch die vielen Hemmnisse und sittlichen Gefahren derjenigen, die sich nach einer gerechteren Wirtschaftsordnung sehnen, z. B. in Bulthaupts Arbeitern, im zweiten Teile Björnsons »Über die Kraft«, Philipp Langmanns Bartel Turaser und Hejermanns Hoffnung, desgleichen die Leidenswege der Charaktere, die sich der Herrschaft gewisser künstlicher Ehrbegriffe nicht fügen wollen, wie Magda in Sudermanns Heimat, Leutnant Rudorff in Hartlebens Rosenmontag und viele andere. Überhaupt scheint die einschlägige neuere dramatische Dichtung trotz ihrer entschiedenen Vorliebe für düstere Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben doch viel mutiger und kräftiger, als es früher geschah, für Gerechtigkeit, für Billigkeit, für die Öffnung unnötiger Schranken individueller Entwicklung und Betätigung und für jede Art sittlichen Fortschritts Stimmung zu machen. Sie tut dies nicht durch begeisternde Ausmalung künftiger besserer Zeiten, aber je mehr sie sich bemüht, alles Häfsliche, also Hassenswerte an unsern gesellschaftlichen Zuständen ohne alle Milderung oder Entschuldigung darzustellen, desto mächtiger und ungestümer regt sich in ihren Dichtungen und in den Herzen derjenigen, auf die sie wirken, der Pulsschlag der über allen Kastengeist hinwegschreitenden Nächstenliebe, die Kraft der befreienden und erlösenden Wahrheit und die mächtige Sehnsucht nach einer Zeit, wo es gelingen wird, durch zweckmäfsigere gesellschaftliche Einrichtungen das Wohl des Volkes und des Vaterlandes mit dem Wohle und einer menschenwürdigen Entwicklung des einzelnen zu vereinigen. Möge es darum gestattet sein, diese Besprechung des Pathetischen mit einigen Worten von Robert Prutz zu schliefsen, welche die soeben gekennzeichnete Grundstimmung so treffend ausdrücken, als ob sie eigens dazu bestimmt wären:

Nicht zum Frieden, glaub' mir, ist geschaffen
Diese vielgespalt'ne Welt;
Ihrem Druck dich zu entraffen,
Führe tapfer deine Waffen;
Willst du Mensch sein, sei auch Held!
Nur aus Schlachten, nur aus Kämpfen
Leuchten deines Glückes Sterne;
Nicht die Liebe sollst du dämpfen,
Aber auch zu hassen lerne!

Seine Blitze hat der Maienregen
Und die Rose ihren Dorn;
Spende denn auf allen Wegen,
Spende du mir deinen Segen,
Frommes Hassen, heil'ger Zorn!
Schmach und Hohn der glatten Miene,
Die beim Unrecht bleibt gelassen;
Dafs ich recht der Liebe diene,
Will ich zürnen, will ich hassen! —«

(Schlufs folgt.)

Die nordischen Volkshochschulen

Von

Dr. **Heinrich Pudor**

I Allgemeines

Literatur: »Die Volkshochschulen im Norden« von Maikki Friberg. Berlin, Max A. W. Schulze, 1895, (nach einem in der Egidy-Vereinigung gehaltenen Vortrage). — »Volkshochschulen« von Marie Fischer, geb. Lette. Leipzig, Verlag von Reinh. Werther, 1895. — Rein, Die dänischen Volkshochschulen. Gegenwart 1895, 13 u. 43. Encyklopäd. Handbuch der Pädagogik. VII. Bd. — »Volkshochschulen« von H. Pudor, in der Zeitschrift »Die Antikritik«, Heft 1. Leipzig, Frühauf und Lippmann, 1895. — »Volkshochschulen« in der Zeitschrift »Die Versöhnung«, Nr. 13. Berlin, 1895. — »Ausgreifende Gedanken über Volkserziehung« von H. Pudor, in der Zeitschrift »Berliner Rundschau« vom 12. Juni 1895. Berlin, Thormann und Goetsch. — »Volkshochschulen auf dem Lande« von H. Pudor, in der Zeitschrift »Ernstes Wollen«, Nr. 14. Berlin, 15. April 1900. — »Landhochschulen« von H. Pudor, in der Zeitschrift »Die Hilfe« vom 7. Okt. 1900, Berlin. — »Die Volkshochschulen in Schweden und Finnland« in der Zeitschrift »Der Bildungsverein«, Jahrg. 1897 Nr. 9, 1898 Nr. 7, 12; 1899 Nr. 1. — »Das Unterrichtswesen in den nordischen Ländern«, von Prof. Hamdorff. Vorliegende Zeitschrift 4. 5. Heft, 8. Jahrg. — »Vom nordischen Volkshochschulkongrefs« von H. Pudor, in der Zeitschrift »Die Nation« vom 8. Sept. 1900, Berlin. — »Eine dänische Musterschule für die Fortbildung des Landvolkes« von Prof. G. Hamdorff, Malchin i. M. Berlin, 15. April 1899. — Über die deutsche Volkshochschulbewegung vergleiche die Zeitschrift »Der Bildungsverein«, Berlin. — Auch die Zeitschrift »Hochschul-Nachrichten« veröffentlichte eine gröfsere Anzahl Aufsätze über Volkshochschulen. Weiter enthielt die Hamburgische Wochenschrift »Der Lotse« vom 9. Nov. 1901, einen Artikel von Dr. Fr. W. Foerster »Zur deutschen Volkshochschulbewegung«. — In England brachte »The Oxford University Gazette« im Sept. 1894 den Abdruck eines von dem Leiter der dänischen Volkshochschule zu Ryslingen auf Fyen Paulsen gehaltenen Vortrages über die dänischen Volkshochschulen. Ferner vergl. die »Times« vom 22. März 1897 mit einem Artikel Sir John Gorsts und den »Standard« vom Okt. 1899 mit einem interessanten Artikel »Industry and Education in Dänemark«. Bemerkenswert ist auch der amtliche englische Bericht »Report of the recess committee on the establishment of a department of Agriculture for Ireland«, in dem

es heifst, dafs Dänemark wesentlich durch seine Volkshochschulen aus einem der ärmsten Länder Europas zu dem nächst Grofsbritannien reichsten geworden ist. — In Dänemark selbst erscheint seit 1. Okt. 1900 ein besonderes Organ für die Volkshochschulbewegnng und zwar »Den danske Hoejskole«, herausgegeben von Holger Begtrup; Akademisk Boghandel Anton Anderson in Kopenhagen. — Im Jahre 1896 erschien ein ausführlicher Artikel über die nordischen Volkshochschulen in der Zeitschrift »Nordisk Revy«, Stockholm, Norstedt und Söner, betitelt »Om den nordiska folkhögskolan« von Holmström; dieser Artikel ist in den nachfolgenden Angaben verwertet. — Endlich erschien ein Artikel Folkehoejskolen« vom Volksschulvorsteher Alfred Paulsen in dem soeben erschienenen 55. Heft des Gyldendalschen Jubiläumwerkes »Vort Folk i det 19. Aarhundrede«. — Einige schätzenswerte Angaben findet man auch in dem Serienartikel »Akademische Verhältnisse in Dänemark« von Edm. Schütte-Kopenhagen in der »Deutschen Universitätszeitung« 1900, Nr. 13 und folgende Nummern. Ferner brachte die Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen (Leipzig, R. Voigtländers Verlag) im Beiheft des ersten Bandes einen Artikel über »Die schwedischen Volkshochschulen« von Theodor Holmberg, Direktor der Volkshochschule zu Tärna in Westmannland. Dieser Artikel bringt schätzenswerte Mitteilungen über die innern Einrichtungen und den Lehrplan der nordischen Volkshochschulen. — Erwähnt werden mag hier schliefslich noch die Schrift »Die Volkshochschulen in England und Amerika« von Dr. James Russel. Leipzig, R. Voigtländers Verlag, und »Volkshochschulen, ihre Ziele, Organisation, Entwicklung, Propaganda«, von Dr. Max Hirsch. Berlin, Georg Reimer, 1901.

Die nordischen Volkshochschulen unterscheiden sich von denjenigen der übrigen Länder im besonderen dadurch, dafs sie Schulen sind, welche ihre Zöglinge internieren, nicht aber blofs aus Vortragszyklen bestehen, wie in Deutschland. Die Berliner Humboldt-Volkshochschule hat z. B. mit der eigentlichen nordischen Volkshochschule nicht viel mehr als den Namen gemein. Das, was wir in Deutschland »Volkshochschule« nennen, heifst im Norden »Folkenuniversitet« und datiert dort erst aus der jüngsten Zeit. Die dänischen »Volksuniversitäten« wurden von Lars Bjoernbak ins Leben gerufen; sie stehen im Unterschied zu den Grundtvigschen »Folkehoejskolen« nicht auf staatschristlicher, sondern auf sozialdemokratischer, genauer Marxistischer Grundlage.

In ähnlicher Weise wie die deutschen Volksshochschulkurse unterscheiden sich auch die französischen Volkshochschulen, wie die englischen und amerikanischen (extension of University teaching) von den skandinavischen dadurch, dafs sie Vortragskurse veranstalten, nicht aber Internate sind.[1]) In Dänemark sind erst in den letzten

[1]) Die französische university extension, welche den Namen »Coopération des Idées pour l'education éthique-sociale du peuple« führt, wurde von einer Reihe der angesehensten Gelehrten der Pariser Hochschule ins Werk gesetzt. Wie schon die Bezeichnung besagt, hat man es sich zur Aufgabe gemacht, nicht trocknes Wissen zu lehren, sondern vor allem dasjenige, welches mit der Charaktererziehung in Ver-

Jahren, und zwar in Jütland, nach englischem Muster zu den Volkshochschulen Landhochschulkurse hinzugekommen, die man »University extension på bondegrund« nennt und die von den jütländischen Landbewohnervereinen angeregt wurden. Im Winter 1899/1900 wurden 213 derartige Vorträge von 28 Lehrern gehalten, abgesehen von den im Herbst gehaltenen Wandervorträgen für die Landbevölkerung. In diesen Vortragskursen werden indessen fast ausschliefslich landwirtschaftliche Gegenstände behandelt. Die Bewegung ging durch Gründung von Lokalvereinen auf das ganze Land über, indem der Ausschufs die Besorgung von Lehrkräften übernahm. Der Staat unterstützt diese Bestrebungen mit einem Zuschufs von jährlich 6000 Kronen.

Wenn man nach denjenigen Männern sucht, welche zuerst nach Volkshochschulen ausgeschaut haben, mufs in erster Linie Heinrich Pestalozzi genannt werden. Den Namen »Volkshochschule« finden wir bei ihm noch nicht, wohl aber die Sache: es gehörte zu der Lebensaufgabe Pestalozzis, den Jünglingen und Männern nach dem Verlassen der Schulen eine fortdauernde Erziehung angedeihen zu lassen. Er sagt: »ich will die Erlernung der Anfangspunkte aller Künste und Wissenschaften dem Volke allgemein erleichtern und der verlassenen und der Verwilderung preisgegebenen Kraft der Armen und Schwachen im Lande die Zugänge der Kunst, die die Zugänge der Menschlichkeit sind, eröffnen«[1]) und weiter: »Die Nationalbildung mufs alle Stände des Volkes in einer Art von Ebenmafs ergreifen«.[2]) Gegen Pestalozzis eigene Absicht wurde sein Erziehungssystem später, im besondern durch Fröbel, fast ausschliefslich auf die Elementar- und Kindorschule angewendet.

Der erste praktische Versuch, der erwachsenen Jugend und den Männern und Frauen die Gelegenheit zu schaffen, sich zu bilden und zu unterrichten, ging bekanntlich von Dänemark aus. Die innern Gründe dieser Bewegung sind mehr politischer und nationalökonomischer, als pädagogischer Natur. Dänemark war bis zum

---

bindung steht und die sittliche Hebung in erster Linie bezweckt. In England, in welchem Lande der geistige Führer der Volkshochschulbewegung in Arnold Toynbee zu suchen ist, stellte man sogar als Forderung für die Gründung von Volkshochschulen den Grundsatz auf, dafs die Lehrer dieser Bildungsstätten, um Fühlung mit den Gedanken und Bedürfnissen des Volkes zu gewinnen, längere Zeit in den Arbeiterquartieren und mit dem Volke selbst gelebt haben müssten.

[1]) Vorwort des Volksbuches »Wie Gertrud ihre Kinder lehrt«.

[2]) Die letzte Rede Pestalozzis im Jahre 1826 vor der Versammlung der helvetischen Gesellschaft.

Jahre 1865 eines der ärmsten Länder mit einer Bevölkerung von etwa einer Million geworden. Es hatte seit Beginn des Jahrhunderts 900000 Einwohner an Norwegen und Schweden und 600000 an Deutschland verloren. Heute hat es über $2^1/_2$ Millionen Einwohner und ist nächst England das relativ reichste Land. Der Wirksamkeit der Volkshochschulen ist hierbei ein grofser Teil zuzuschreiben. Denn reich ist Dänemark geworden durch seine Landwirtschaft; die Organisation der Landbevölkerung aber haben zu einem grofsen Teil die Volkshochschulen vollzogen. Der Staatskonsulent für Landwirtschaft K. Hansen aus Lyngby sagt in seinem für die Pariser Weltausstellung geschriebenen Werke »Die Landwirtschaft in Dänemark«: »Die Verbesserungen in der Landwirtschaft müssen in letzter Hand der steigenden Volksaufklärung und allgemeinen Bildung der Landbevölkerung zugeschrieben werden, und diese beruht zu einem bedeutenden Grad auf der ernsten Arbeit der Volkshochschulen, Bauernschulen und Ackerbauschulen.« Dasselbe ist bezüglich Finnlands der Fall. Finnland ist von Haus aus ein sehr armes Land, das klimatisch und politisch sehr ungünstig gestellt ist. Heute ist nach dänischem Muster die Landwirtschaft und Landbevölkerung in Finnland derartig organisiert und fortgeschritten, dafs Finnland auf dem Londoner Weltmarkt in ernste Konkurrenz mit Dänemark tritt.

Aber nicht nur nationalökonomischen Quellen entstieg die dänische Volkshochschulbewegung, sondern auch national-ethischen. Sie mufs geradezu gefafst werden als Anfang der Bestrebungen für eine Demokratisierung der Bildung. Dänemark war von jeher, im besondern seit den Zeiten der Reformation, ein demokratisches Land; seine hervorragendsten Männer entstammten den untersten Volksschichten. Und nicht nur in Dänemark, sondern in allen skandinavischen Ländern, ja sogar als ein Kennzeichen der neuen Zeit in allen Ländern begegnen wir dem Drange des Volkes nach Erschliefsung der Bildungsquellen und nur, wenn wir die Volksschulbewegung in diesem Sinne auffassen, können wir sie verstehen.

Endlich mufs zum Verständnis dieser Bewegung, soweit die skandinavischen Länder in Betracht kommen, noch der sogenannte »Skandinavism« berücksichtigt werden. Obwohl Dänemark erst im Jahre 1814 durch den Krieg mit Schweden Norwegen verloren hatte und infolgedessen Schweden nicht günstig gesinnt war, dauerte es nicht lange, dafs durch die Neubelebung des Bewufstseins von der germanischen Stammeszugehörigkeit das Gefühl der skandinavischen Gemeinschaft neue Wurzeln trieb, zumal das Verhältnis zu Deutschland gespannt war. Diese skandinavische Bewegung umfafste schon

1845 aufser der Universität Upsala Christiania, und im Rathaus des königlichen Schlosses Christiansborg hielt Orlah Lehmann einen Vortrag »for Nordens Enhed«, welcher die Akademiker der drei nordischen Reiche zur Begeisterung hinrifs.

Auf diese Beeinflussung des Volkshochschulgedankens durch den »Skandinavism« mufs um so mehr hingewiesen werden, als in allerjüngster Zeit es wiederum die Volkshochschule ist, welche den geistigen Mittelpunkt und zugleich das Mittel der Propaganda für diese Einheitsidee abgibt. Dies trat nicht am wenigsten beim nordischen Volkshochschulkongrefs Juli 1900 hervor (vergl. den Bericht des Verfassers in der Zeitschrift »Die Nation«, 9. Sept. 1900). Bei der Betrachtung der Volkshochschulen der einzelnen Länder des Nordens wird dies noch klarer hervortreten.

Die dänische Studentenschaft beteiligt sich in hervorragender Weise an der Volksbildung. Der im Jahre 1882 gegründete Studentenbund bezweckte anfänglich lediglich, seinen Mitgliedern Gelegenheit zu geben, durch Vorträge und Diskussionen sich über die wichtigsten Fragen der Gegenwart, insonderheit soziale Fragen, zu unterrichten, ohne indes parteipolitische Tendenzen zu tragen. Aus den Satzungen dieses Bundes führen wir die ersten drei Paragraphen an, welche das Programm desselben enthalten:

§ 1. Ziel des Studentenbundes ist, einen Sammelpunkt für Bewegungen innerhalb der Studentenschaft zu bilden. Dieses Ziel sucht er namentlich zu erreichen durch Vorträge und Diskussionen.

§ 2. Da der Bund nicht Partei für irgend eine Richtung nehmen will, so können alle Anschauungen zu Worte kommen.

§ 3. Jeder akademische Bürger — Student oder Studentin — kann sich zur Aufnahme in den Studentenbund durch eines von dessen Mitgliedern vorschlagen lassen.

Im Jahre der Gründung des Studentenbundes entschlofs man sich, die der Studentenschaft zugänglich gemachten Bildungsquellen auch dem Volke zu erschliefsen. Man richtete im Jahre 1882 Abendunterrichtskurse für Arbeiter ein, für welche sich bei der ersten Arbeiterversammlung, welche zu diesem Zwecke stattfand, sofort 1700 Arbeiter in die Listen einzeichneten.

Der Unterricht umfafst Rechnen, Schönschreiben, Rechtschreiben, Buchführung, Muttersprache, Englisch, Französisch, Deutsch, Physik, Chemie, Mathematik, Astronomie, Geschichte und Turnen. Der Unterricht findet für Schüler sowohl wie Schülerinnen statt, jedoch in getrennten Klassen. Derselbe wird freiwillig und ohne Bezahlung von

Studenten und Studentinnen erteilt, die Teilnehmer haben für den 1. Kursus 50 Öre (= 55 Pfg.) für jeden weiteren 25 Öre zu bezahlen. Ein nicht hoch genug zu schätzender Punkt hierbei ist, dafs die Studenten durch diese Fühlung, welche sie mit der Arbeiterklasse gewinnen, in aufserordentlicher Weise ihre eigene Bildung fördern. Der wertvolle Schatz an Menschenkenntnis, die Bereicherung ihres Gemütes, welcher ihnen durch diesen Verkehr geboten wird, ist ihnen ein Born, aus welchem sie ihr ganzes Leben zu schöpfen vermögen. Auch veranstaltet dieser Studentenbund jeden Winter sechs Arbeiterkonzerte, welche durchschnittlich von je 1000 Personen besucht werden. Das Eintrittsgeld beträgt 25 Öre inkl. ausführlicher Programme. Aufserdem ist im Jahre 1892 ein Museumsausschufs konstituiert worden, dessen Zweck es ist, der Studentenschaft sowohl selbst die Schätze der Museen heben zu lehren, als auch das Verständnis und Interesse für dieselben in der Arbeiterschaft zu wecken. Die Museumsverwaltungen sind diesen Bestrebungen in der weitgehendsten Weise entgegengekommen. Zunächst wurden ca. hundert Herren und Damen in Instruktionskursen ausgebildet, welche dann in den ersten drei Jahren in 17 Sammlungen 4608 Teilnehmer in 304 Abteilungen aufserhalb der Besuchsstunden ausführten und instruierten.

Nicht unerwähnt bleibe die »Rechtshilfe für Unbemittelte«, welche ebenfalls durch den Studentenbund (im Jahre 1883) eingerichtet wurde und sich aufserordentlichen Vertrauens und Zuspruchs erfreut. Wurden doch im Jahre 1896/1897 allein 22043 Rechtssachen von 17629 Personen vorgebracht, welche unentgeltliche Erledigung fanden. Prozesse werden möglichst vermieden und notwendigenfalls durch einen dazu angestellten Rechtsanwalt geführt. Es ist aus alledem zu erkennen, dafs die Tätigkeit der Studentenschaft für die Hebung der Bildung in der untern Klasse ein tüchtiges Stück sozialer Arbeit ist, welche der Studentenschaft anderer Länder zur Nacheiferung wohl empfohlen werden kann.

Von 8 Arbeitervereinen ging im Jahre 1898 durch Anschlufs an eine Reihe anderer Vereine aller Gesellschaftsklassen eine Bewegung aus, welche zu noch weiterer Ausdehnung der Universitäten führte. Es wurde ein Volksuniversitätsverein gegründet und die Universität setzte einen Ausschufs für »volkstümliche Universitätsausdehnung« ein. Von 27 Zweigvereinen im Jahre 1898 stieg die Zahl im nächsten Jahre bereits auf 50.

Digitized by Google

II Die dänischen Volkshochschulen

Literatnr: 1. Grundtvigs Aufsätze und Schriften: Til mine börn (i Brage og Idun), Aufsätze in der Zeitschrift »Danskaeren«; det danske fiir-Klöver (1836); til Nordmaend om en norsk höjskole (1837); skolen for lifet og akademiet i Soer (1838); lykönskning til Danmark (1847); den danske höjskole, den latinske minister og rigsdagsmanden fra Praestö (1848). Die letztere Schrift wurde im Jahre 1872 samt mehreren anderen Arbeiten unter dem Titel »Smaskrifter om den historiske höjskole« neu herausgegehen. — 2. Lebensbeschreibungen von Kristen Mikkelsen Kold erschienen 1870 von Klaus Berntsen, 1882 von Fernando Linderberg und 1883 von K. R. Stenbalk. 3. Weitere Arbeiten über die dänischen Volkshochschulen: »Beretning om Folkshöjskolen i Böddning« von C. Flor (1846); eine andere gleichen Titels von Sofus Högshro (1859); Meddelser fra Folehöjskolen i Askov (1869); Höjskolen i Sorö von J. Nörregard (1878); den danske höjskolen i Sorö von Otto Möller (1878) Meddelser fra den advide de Folkehöjskole i Askov, I—VI (1879—1884) von L. Schröder; beretning om Grundtvigs Höjskole på Marielyst von C. J. Brandt (1858) und von Carl Grove (1881); Meddelser om Folkehöjskolen pa Hindholm von Stephansen (1854); den grundtvigske Folkehöjskole, tidsbetragtning af-p (1878); Svar fra den grundtvigske Folkehöjskole i Testrup von J. Nörregard (1878) und Betragtninger i anledning af Folkehöjskolemödet von P. Schjött (Kristiania 1872). — Vergleiche ferner den Artikel von W. Wetekamp-Breslau »Volkshildungsarheit in Dänemark« in Nr. 1, 2, 3, des Bildungs-Vereins, Berlin 1901 und desselben Verfassers Aufsatz »Der dänische Studentenhund« in Heft 9/10 der Comenius-Blätter für Volkserziehung. —

Dänemark ist das Geburtsland des Volkshochschulwesens und Bischof Nicolai Fr. Severin Grundtvig (1783—1872), der geistige Schöpfer desselben. Er wurde von Jugend auf von der nordischen Vorzeit ergriffen und hielt es für seine Aufgabe in Gedichten, Volksepen und mythologischen Abhandlungen durch romantisierende Symbolik das Altnordische mit dem Christentum zu verschmelzen. Dabei führte er einen hitzigen Kampf gegen den Rationalismus und gegen den Unglauben der Zeit, und entfaltete eine bedeutungsvolle Wirksamkeit als historischer Schriftsteller und Psalmen- und Liederdichter in christlich-nationalem Geist und in einem eigenartig poetisch-prophetischen Stil. Vor allem aber wirkte er für den nordischen Einheitsgedanken und die Entwicklung eines kräftigen Volkslebens. Er dachte sich eine Schule für das ganze dänische Volk, eine Volkshochschule, die er in eine naturschöne und historische Gegend gelegt haben wollte, wo alles an alte dänische Gröfse erinnert und wo das Eigentümliche der dänischen Natur zu finden wäre. Ein solcher Platz war das sagenreiche Sorö, wo seit langem eine Erziehungsanstalt war. Grundtvig wirkte sich auch die Erlaubnis des Königs aus, die Anstalt in Sorö zu einer wissenschaftlichen, bürgerlichen und volkstümlichen Hochschule umzubilden, aber der Tod des Königs und die 48er Unruhen liefsen den Plan scheitern. In einem Briefe,

welchen Grundtvig im Jahre 1844 an den König Christian VII. schrieb, entwickelte er ausführlich seine Ideen und Pläne. Der König, welcher sich in hohem Mafse für die Verwirklichung der Grundtvigschen Gedanken interessierte, erlebte die Ausführung derselben, wie gesagt, nicht mehr. Als es schien, als ob alle seine Hoffnungen unerfüllt bleiben sollten, fand Grundtvig aber eine Stütze in der Königin Witwe Carolina Amalia, welche einen ermunternden Brief an ihn schrieb. Inzwischen hatte man, wenn auch in kleinerem Mafsstabe, in Rödding in Nordschleswig im Jahre 1844 den Grundtvigschen Gedanken verwirklicht.

Wie Grundtvig dazu kam, den Gedanken zu fassen, Volkshochschulen zu gründen, sagt er selbst mit den folgenden Worten: »Die Erziehung war offenbar eine verfehlte insoweit, als deutsche Schullogik und römischer Verstand, aber nicht der gesunde Menschenverstand, den das angeht, was uns zunächst liegt, unsere eigene Natur, unser eigenes allgemeines Wohl und die Zukunft unseres Vaterlandes, gepflegt und gebildet wurde.«

In den 50er Jahren erfuhr der Grundtvigsche Gedanke eine Weiterbildung durch Kristen Kold, welcher den Volkshochschulen ein noch mehr volksmäfsiges Gepräge gab und sie den Unbemittelten zugänglich machte. Mit Unterstützung Grundtvigs und dessen Freunden sowie mit Hilfe eigener Ersparnisse verschaffte er sich ein kleines Gut in Fyen und eröffnete dort eine Volkshochschule am 1. November 1850. Mit seinen Schülern teilte er Mahlzeiten und Schlafraum. Den Unterricht beschränkte er auf das Winterhalbjahr (5 Monate) —, damit die Zöglinge im Sommer sich den Landarbeiten widmen könnten. In der Einsicht, dafs man das Interesse derselben erst zu wecken habe und von ihrem Geldbeutel nicht zu viel verlangen dürfe, setzte er als Schulgeld für Unterricht und Pension 66 Mark fest. Im Jahre 1861 eröffnete er eine Schule für Mägde und bald gab es eine ganze Reihe von Frauen-Volkshochschulen, welche auch im Winter geöffnet sind, neben den Sommerkursen für Mädchen und Frauen in den übrigen Volkshochschulen. Ernst Trier, Jens Nörregard, Jörgen La Cour, H. Rosendahl, C. Bägö sind die Männer, welche sich mit glühendem Eifer der Sache der Volkshochschulen widmeten. Der Staat unterstützte im Jahre 1883/84 74 Volkshochschulen mit Geldbeiträgen in der Höhe von insgesamt 50 000 Kronen (= 56 000 Mark). Heute betragen die jährlichen direkten und indirekten Unterstützungen des Staates ca. 300 000 Kronen, von welchen 180 000 auf Stipendien fallen. Was das Alter der Zöglinge betrifft, so waren:

503 Männer und 284 Frauen zwischen 17 nnd 18 Jahren
1890 „ „ 1053 „ „ 18 „ 25 „
506 „ „ 258 „ über 25 Jahre alt.[1])

Was den Beruf betrifft, so waren

	Männer	Frauen
Bauern und Landleute	1930 (67%),	594 (56%),
Dienstangestellte	598 (20%),	358 (22%),
Handwerker	240 (8%),	204 (13%),
Beamte	143 (5%),	139 (9%).

Die meisten Zöglinge gehörten der Landbevölkerung an, nur 76 Männer und 131 Frauen (2⅔% und 8%) gehörten der Stadtbevölkerung an. Bemerkenswert ist indessen, dafs auch junge Handwerker aus den Städten die Volkshochschulen besuchen. So hat »Köbenhavns Höjskole« es sich geradezu zur Aufgabe gemacht, auf die Bildung der Handwerker in der Hauptstadt und deren Umgebung einzuwirken. In einer Volkshochschule des nordwestlichen Sjaelland gibt es eine besondere Abteilung für Zimmerleute und Maurer. Ganz folgerichtig hat man auch begonnen, den während des Winters zu Hause verbleibenden Seeleuten Aufmerksamkeit zuzuwenden und einen veredelnden Einflufs auf sie auszuüben — ja, man hat sogar ein Schiff »Skjalm Hoide« genannt, ausgerüstet, dessen Befehlshaber die Aufgabe hat, Lehrer und Erzieher der Mannschaft zu sein: dies wäre also die erste schwimmende Volkshochschule.

Im Unterschied zu den schwedischen Volkshochschulen sind die dänischen (und norwegischen) Privatanstalten. Und sie sind ferner, wie bemerkt, Internate, welche ihre Zöglinge kasernieren; die meisten Eleven wohnen in der Schule und essen am Tische des Eigentümers. Die Staatsunterstützung ist dagegen gering; die meisten Schulen erhalten weniger als 1000 Kronen (= 1112 Mark); eine erhält indessen 5525 Kronen (= 6588 Mark) und eine zweite 3800 Kronen (= 4256 Mark) jährlichen Zuschufs. Bemerkenswert ist jedoch, dafs im Jahre 1884 der Kultusminister Scavenius dem Reichstage einen Gesetzvorschlag zur Errichtung einer Staatsvolkshochschule vorlegte.

Die Unterrichtsgegenstände in den dänischen Volkshochschulen sind folgende: Weltgeschichte, vaterländische Geschichte, Bibelerklärung, Geographie, Physik, Chemie, praktische Arbeiten im chemischen

[1]) Bischof Grundtvig erkannte als das geeignetste Alter, günstigen Einflufs auf die Gesamtentwicklung des Menschen zu gewinnen, dasjenige zwischen 18—25 Jahren.

Laboratorium, Naturgeschichte, Mathematik, Zeichnen, dänische Staats- und Rechtslehre, dänische Sprache und Literaturgeschichte, Buchführung, Rechnen, Gesang und Gymnastik. Fakultativ sind fremde Sprachen (englisch, deutsch, isländisch, griechisch und lateinisch). Im zweiten Jahre tritt der landwirtschaftliche Fachunterricht hinzu.

Die Dauer des Lehrganges ist ganz verschieden. Viele kommen das zweite Jahr zurück und verbringen sogar den Sommer in der Anstalt; ein grofser Teil bleibt drei, ja sogar vier Jahre. Dies ist dem persönlichen Wunsche anheimgestellt.

Was speziell die Askover Volkshochschule betrifft, so ist dieselbe eigentlich eine Verlegung der im Jahre 1844 gegründeten Schule Rödding in Nordschleswig, welche durch Chr. Flor dortselbst gegründet wurde. Die Verlegung fand im Jahre 1865, als Rödding an Preufsen fiel, statt. Die Askover Volkshochschule wurde im Winter 1896/97 von 82 männlichen und 60 weiblichen Zöglingen besucht. Seit Gründung der Schule im Jahre 1865 zählt man 1223 Schüler und 534 Schülerinnen im ersten Jahrgang und 396 Schüler und 88 Schülerinnen im zweiten Jahrgang. Im Jahre 1896/97 waren 36 Zöglinge über 25 Jahre alt, 43 zwischen 18 und 25, 3 zwischen 16 und 18; von den Schülerinnen 13 über 25 Jahre, 43 zwischen 18 und 25 und 4 zwischen 16 und 18. Diese Schule wird vom Staate gegenwärtig mit 13000 Kronen (= 14560 Mark) unterstützt. Ihre heutige Blüte verdankt sie insonderheit dem seit 1862 (also bereits seit der Zeit vor der Verlegung von Rödding nach Askov) an dieser Anstalt tätigen Ludwig Schröder. Der unermüdlichen Schaffenskraft dieses Mannes hat die Landwirtschaft Dänemarks aufserordentlich viel zu verdanken. Die Schule umfafst einen grofsen Komplex villenartiger Häuser, welche in dem grofsen Schulgarten verteilt liegen. Während im Sommer gewöhnliche Hochschulkurse für Mädchen abgehalten werden, trägt die Anstalt im Winter den Charakter einer erweiterten Hochschule; es nehmen Schüler beiderlei Geschlechts am Unterricht teil. Die Dauer des Kursus ist zwei Winterhalbjahre. Die Kosten zum Besuche der Anstalt betragen für Beköstigung, Unterricht, Wohnung, Licht, Feuerung und Bücher etwa 300 Kronen, übersteigen also diejenigen der anderen Schulen etwas. Eine Bibliothek von mehr als 15000 Büchern steht den Besuchern zur Verfügung, aus welcher in den letzten Jahren durchschnittlich 2500 entliehen wurden. Die aufserordentliche Bedeutung gerade der Schule von Askov ergibt die Zahl von Instituten, welche zum Teil aus ihr entstanden sind oder sich ihr anschliefsen. Sie stehen indes unter eigener Leitung und Verwaltung. Wir erwähnen den Volkshoch-

Digitized by Google

schulverein, welcher jährlich einen Hochschulkursus in Askov abhält, die Heidegesellschaft und die Gartenbaugesellschaft, welche Versuchsfelder und Gärten angelegt haben, ferner die von Anders Lervad unterhaltene Hausfleifsschule, in welcher im Winter 5 monatliche Kurse in Tischlerei, Drechslerei, Holzflechtarbeiten etc. abgehalten werden und im Sommer kürzere Kurse zur Ausbildung von Lehrern. Weiter werden im Sommer Buntwebereikurse abgehalten, welche sich aufserordentlichen Zuspruchs erfreuen, so dafs die Besitzerin und Leiterin dieser Anstalt Frl. la Cour für den Versand der zur Weberei erforderlichen farbigen Wollen ein eigenes Haus hat errichten müssen. Vom Vorsteher der Askover Schule sind ferner Viehkontrollvereine gegründet worden, deren Tätigkeit für die Gutsbesitzer von aufserordentlichem Wert ist. Auch die Einrichtung gemeinschaftlicher Studienreisen von Kleinbauern, veranstaltet von der Vereinigung jütländischer Bauernvereine, ist auf die Askover Schule zurückzuführen.

Betreffs des praktischen Nutzens der dänischen Volkshochschulen ist zu sagen, dafs die erfolgreichsten und am meisten sich auszeichnenden Landwirte gewöhnlich dem Kreise der Grundtvigschen Volkshochschulen angehören. Und ganz im allgemeinen ist nicht zu bezweifeln, dafs der aufserordentliche Aufschwung, den Dänemark in den letzten 35 Jahren genommen hat, zu einem grofsen Teil auf sein vortreffliches Volkshochschulwesen zurückzuführen ist. Ganz richtig sagt J. V. Bruns in seinem 1883 veröffentlichten Aufsatz über die Ausbildung der jungen Landleute: »Die hauptsächliche Bedeutung der Volkshochschulen liegt nach meiner Meinung nicht so sehr in den Kenntnissen, die sich die jungen Leute aneignen — die können sie ja wieder vergessen; aber sie haben gelernt, zu denken, die Augen aufzumachen, ihre Fähigkeiten zu benutzen, und tatsächlich verlassen sie die Schule als ganz andere Menschen.« Das lebendige Wort und der Gesang — dieses beides charakterisiert die dänische Volkshochschule und erklärt den grofsen Einflufs, den sie ausübt. Schon Grundtvig legte grofses Gewicht auf die Macht des lebendigen Wortes und Kold hatte seine grofse Wirkung auf die Jugend seinen Vorträgen aus Dänemarks Geschichte zu danken. Und was den Gesang betrifft, so wird derselbe in den dänischen Volkshochschulen nicht so stiefmütterlich wie in den deutschen Schulen behandelt, sondern steht im Mittelpunkt der Schulerziehung und ist zu einem wirklichen Volksgesang ausgebildet. Dafs in der Tat die Musik und im besonderen der Gesang ein höchst bedeutendes volkspädagogisches Mittel ist, steht wohl aufser

Frage und wurde hereits von Luther erkannt. Als eine der am hesten freqnentierten Hochschulen ist noch diejenige nnter der Leitung Holger Begtrups stehende zu nennen, welche in dor Nähe des Schlosses Frederiksborg gelegen ist und nach diesem ihren Namen Frederiksborg-Höjskole trägt. Ihr Leiter ist einer der bekanntesten dänischen Hochschulmänner.

Nouerdings versucht man die dänischen Volkshochschulen noch mehr zu nationalisieren, indem ein Verkehr zwischen den Offizierskreisen und Volkshochschulkreisen angebahnt wird. Am 5. und 6. Januar 1901 trat ein zu diesem Zweck ernanntes Komitee von Offizieren und Volkshochschullehrern zusammen, welches über folgende in Angriff zu nehmende Arheiten Beschlufs fafste: 1. Vorträge von Volkshochschullehrern in militärischen Kreisen und von Offizieren in Volkshochschulkreisen. 2. Verhreitung von Flugschriften. 3. Es ist den jungen Offizieren der Armee und Flotte Gelegenheit zu gehen, die Volkshochschule zu hesuchen. — Parteipolitik soll sowohl in den Vorträgen als in den Flugschriften ferngehalten werden, dagegen kommt alles auf die Erweckung und Stärkung der nationalen und humanistischen Interessen an.

Endlich sei noch ein Wort über die dänischen Volkshochschnlheime gesagt, die im Lande zerstreut liegen und deren es 26 giht. Über eins derselhen, das von Holm geleitete Volksschulheim in Kopenhagen, äufsert sich der Engländer Thornton nach einem Boricht der Zeitschrift »Das Land« wie folgt: »Als junger Mann hat Holm zwei his drei Sommer in Kristen Kolds Hochschule auf Fyen zugehracht und Frau Holms Vater war früher Leiter der jetzt in Askov befindlichen ‚Volkshochschule', an der die Tochter selbst eine Zeitlang unterrichtet hat. Beide Gatten stehen daher in inniger Verhindung mit der Volkshochschule und hahen sich freudig entschlossen, ihr Familienlchen in dem Volkshochschulheim aufgehen zu lassen. Dieses Heim aher erfüllt mehr als eine Aufgahe. Es ist zugleich hescheidener Gasthof und Hochschulniederlassung (University settlement). Das Lesezimmer nehst Auskunftsstelle und die Lesehücherei werden nicht nur von den Gästen benutzt, sondern auch von dem Hochschulverhand der Umgegend, 280 jungen Männern und Franen, die monatlich $^1/_2$—1 Krone Beitrag entrichten. Dafür halten sie wöchentlich 2 oder 3 Vorlesungen über literarische oder gesellschaftswissenschaftliche Gegenstände. In einem Saale in der Nähe findet jeden Sonntag ein unentgeltlicher Vortrag für Arbeiter statt. Obgleich letztere Zusammenkunft keinen religiösen Charakter trägt, so ist dahei auch die Religion nicht so fern gehalten, wie in den englischen Sonntags-

schulen, denn die Versammlung beginnt und schliefst mit einem geistlichen Liede. Ein eigentlicher Religionsunterricht wird jedoch nicht abgehalten. Auch Grundtvig sprach sich gegen einen solchen aus, da er von demselben nur ein Ausarten in öden Dogmatismus befürchtete. Selbst die Teilnahme an den Morgenandachten ist eine freiwillige, da keinerlei Zwang auf die Schüler ausgeübt werden soll. Mitunter findet auch in diesem Saale am Sonntagsabende ein Tanz statt, aber nicht im Ballanzug und ohne alkoholische Getränke; und wenn nach Beendigung des Tanzes vor dem Nachhausegehen ein geistliches Lied angestimmt wird, findet niemand darin etwas Unpassendes.« [1])

III Die norwegischen Volkshochschulen

Literatur: »Betragtninger i anledning af Folkehöjskolemödet« von P. Schjött (Kristiania 1872); »Nogre ord om de »frie« Folkehöjskolen« von H. Lassen (1878); »Striden om Folkehöjskolen« von H. Brunn (1879); om folkehöjskolen og almendannelsen (Köbenhavn 1877); »Beretning om Sagatun Folkehöjskoles virksomhed (Hamar 1877); folkelige grundtanker af Chr. Brunn; folkehöjskolen og Almendannelsen af Fr. Hansen.

Von Dänemark sprang der Gedanke, Volkshochschulen zu errichten, über zu dem nahen Norwegen. Es war im Jahre 1864, dafs die Kandidaten der Theologie Herman Anker und Ole Arvesen die erste norwegische Volkshochschule in Sagatun errichteten, und zwar hier zu dem Zweck der Erziehung der Volksjugend. Das in Sagatun gegebene Beispiel wurde bald nachgeahmt. Kristoffer Brunn erklärte in seiner Schrift »Folkeliga Grundtanker« (2. Aufl. 1878) seine Übereinstimmung mit Grundtvigs Gedanken, wies auf den Wert der körperlichen Arbeit hin, auf die Nutzlosigkeit der Lateinbildung und auf die Bedeutung des nordischen Volksstammes für eine germanische Renaissance, welche der romanischen folgen müsse. »Das höchste Streben meines Lebens«, sagt er in dieser gedankenreichen Schrift, »ist darauf gerichtet, es zu erreichen, dafs der Jugend der ideale Sinn durch das ganze Leben bewahrt bleibe. Soll das Volksleben davor bewahrt werden, niederzugehen, so mufs die Jugend, welche gelernt hat, für hohe Ideale und edle Gedanken zu erglühen, auch lernen, sie festzuhalten . . . . . Die Volkshochschulen sind gegründet aus der starken Überzeugung heraus, dafs unser Bauernvolk Geistesgaben besitzt, welche zwar verblafst sind,

[1]) Nach dem neuesten dänischen statistischen Jahrbuch für 1901 gab es am 1. Januar 1901 85 Landhochschulen mit 3570 Schülern. Im Jahre 1900/1901 wurden diese Schulen nach derselben Quelle von 6898 Schülern besucht.

aber nur der Pflege und Entwicklung bedürfen. Nützliche Kenntnisse wollen wir gewifs den Eleven auch beibringen, aber Hauptsache ist, den Geist zu wecken und das Seelenleben zu entwickeln. Wir wollen der Jugend eine zusammenhängende ideale Lebensauffassung beibringen. Das Wichtigste, wovon wir in unserer Schule zu sprechen haben, ist Heimatliebe, Menschenliebe, der Wert, ein Vaterland zu haben, Muttersprache, Poesie, Freiheit, Aufklärung und geistige Selbständigkeit.« Das sind goldene Worte, die an Pestalozzi erinnern.

Noch deutlicher hat Fritz Hansen sich in seiner Schrift über Volkshochschulen (Köbenhavn 1877) ausgesprochen: »Die wahre Volksbildung mufs in jedem besonderen Lande national sein, sie mufs mit körperlicher Arbeit zu verbinden sein und darf nicht auf der Kenntnis fremder Sprachen beruhen. Das Neue in dem, was wir tun wollen, besteht darin, dafs wir Norwegens Bauern zu gebildeten Menschen machen wollen. Sollte es nicht eine herrliche Aufgabe sein, mehr Freiheitssinn, offenes Vertrauen, Glück des Familienlebens auf den Tausenden von Bauernhöfen im Lande zu schaffen, bei Männern und Frauen Sinn und Liebe zu allem Edlen, zu Dichtung, Gesang und Musik zu wecken, und ein inhaltreiches, lebensvolleres und seelenvolleres Leben zu schaffen, den Schönheitssinn auch unter der Landbevölkerung zu wecken?« Dabei ist bemerkenswert, dafs es eigentliche Religionsstunden in den norwegischen Volkshochschulen nicht gibt, dafs aber die ganze Lebensführung eine weihevolle, religiöse ist (»unser Leben selbst Religion«, wie der Deutsche M. von Egidy sagte). Dies ist geradezu charakteristisch für die norwegischen Volkshochschulen und wird nicht am wenigsten durch den persönlichen, freundschaftlichen Umgang von Lehrern und Schülern erreicht.

Im Jahre 1886 waren zwölf Volkshochschulen in Norwegen in Wirksamkeit, deren bedeutendste wohl diejenige Telemarkens in Seljord ist (gemeinsam für beide Geschlechter). Mehrere Volkshochschulen wandern und wechseln den Ort. Wie die dänischen sind die norwegischen Volkshochschulen in Privatbesitz, geniefsen aber eine Staatsunterstützung (zwischen 1200 und 3350 Kronen).

Neben den Volkshochschulen gibt es in Norwegen eine Art staatlicher Fortbildungsschulen, besonders für die Landbevölkerung, sogenannte »amtsskolerna« (laut Gesetzbeschlufs von 1875), deren im Jahre 1881 schon vierzig bestanden. Aber die grofse Biegsamkeit, die Berücksichtigung des Individuellen, die lebendige, freiheitliche Auffassung des Lehrberufes, wie dies alles gerade für die nor-

wegischen Volkshochschulen charakteristisch ist, fehlt in diesen Staatsschulen; aufserdem sind sie mehr für die eigentliche Jugend bestimmt und das Examenwesen hemmt ihre freie Entwicklung.

IV Die schwedischen Volkshochschulen

Literatur: C. A. Bergman »Om de danske folkhögskolorna« (1868); J. P. Velander »Asigter i svenska folkhögskolefragor«, Lund 1879; T. Holmberg »Folkhögskola och folkupplysning (1883); L. Holmström, om folkhögskolan in Bara härads, und om den nordiska folkhögskolan; P. A. Gödecke, i folkhögskolans tjänst; T. Holmbergs folkhögskolebladet (1884—1886 mit H. Odhner); Cecilia Baath-Holmberg, den Kvinnliga folkhögskolan; H. Odhner, den nordiska folkhögskolan; Folkhögskolan 1868 bis 1893 (Gedonkblatt gelegentlich der 25jährigen Jubelfeier der schwedischen Volkshochschule).

Aug. Sohlman, Redakteur der Stockholmer Zeitung »Aftonbladet«, war es, welcher die Sache der Volkshochschulen in Schweden zuerst aufgriff. Er sendete einen seiner Mitarbeiter, Dr. Alund, nach Dänemark, um dort das Volkshochschulwesen zu studieren und durch Artikel im »Aftonbladet« das allgemeine Interesse für diese Sache zu wecken.[1]) Danach wurde letztere in der Gesellschaft »Nordiska Nationalföreningen« diskutiert und im Dezember des Jahres 1868 zur Errichtung von Herrestads Folkhögskola in Östergotland geschritten; vergl. hierüber die von der besagten Gesellschaft herausgegebene Schrift »Om bondehögskolor« (über Bauernhochschulen). Danach wurden rasch nacheinander die folgenden Volkshochschulen gegründet: Önnestads folkhögskola (1868), Hvilan (1868), Blekinge (1869), Ramlösa (1870), Södermanland (1872) u. s. f. Im Jahre 1886 gab es bereits 24 schwedische Volkshochschulen. Im Jahre 1869 war in Östergotland eine solche ausschliefslich für Frauen gegründet worden, ging aber bald wieder ein, die meisten Volkshochschulen veranstalteten indessen schon seit 1873 Sommerkurse für Mädchen und Frauen. Mehrere derselben sind eine Art »Bezirks-Volkshochschulen«, indem sie wesentlich vom Landtage erhalten werden. Im

[1]) Über das erste Keimen der Idee, Volkshochschulen in Schweden zu errichten, erzählt Th. Holmberg in den »Studien zum ausländischen Unterrichtswesen« (Leipzig. R. Voigtländers Verlag, 1896): »Der erste Gedanke von einer Volkshochschule erwachte im Jahre 1867 gleichzeitig an drei Stellen. In Schonen war es der Verein der Landwirte des Amtsbezirks (härad) Bara und in Christiansstad der Ting des Regierungsbezirks (landsting), und an beiden Orten waren es zwei hochbegabte und hervorragende Reichstagsabgeordnete aus der Reihe der Landleute, also Bauern (Olaf Andersson in Burlöf und Sven Nilsson in Efveröd), die sich dafür aussprachen, es solle »eine Schule errichtet werden, in der die erwachsenen Söhne des niederen Volkes ‚Allmoge' Gelegenheit hätten, mehr Kenntnisse zu erwerben, als die gewöhnliche Volksschule mitteilen kann.«

Gegensatze zu Dänemark und Norwegen ist nur eine einzige schwedische Volkshochschule Privatanstalt. Aufser dem Staat geben die Kommunen und die sogenannten Haushaltungsgesellschaften Unterstützung. Der Staatsbeitrag beträgt für Volkshochschulen mit einjährigem Kursus je 2000 Kronen (= 2240 Mark), für solche mit zweijährigem Kursus 3000 Kronen (= 3390 Mark). Im Winterhalbjahr 1884/85 waren die Volkshochschulen von 700 Jünglingen und im Sommer 1884 von 200 Jungfrauen besucht. In einer und derselben Schule betrug die höchste Zahl 75 Jünglinge und 65 Mädchen, die niedrigste Zahl 14, bezüglich 12.

Im Gegensatz zu den dänischen wird in den schwedischen Volkshochschulen die Landesgeschichte etwas vernachlässigt; desto gröfseres Gewicht wird indessen auf die Geographie gelegt, danach auf die heimische Poesie. Auf den lebendigen Umgang zwischen Lehrern und Schülern wird auch hier der Nachdruck gelegt. Ferner sucht man den Eleven praktische Kenntnisse und Fertigkeiten beizubringen. Neben der Muttersprache und den Naturwissenschaften werden die Staats- und Gemeindeverfassungen stark berücksichtigt. Bemerkenswert ist ferner, dafs auf Redeübungen grofser Wert gelegt wird und die Zöglinge unterwiesen werden, über Gegenstände von allgemeinem Interesse nicht nur nachzudenken, sondern auch die Gedanken im lebendigen Wort gut auszudrücken. Auch hier in Schweden gibt es keine besonderen Religionsstunden, aber auch hier herrscht desto mehr christlicher Geist.

Der Nutzen der schwedischen Volkshochschulen für das allgemeine soziale und für das praktische Leben liegt auch darin, dafs in vielen dieser Schulen gründliche Unterweisung im Entwerfen von Bau- und Wirtschaftsgartenplänen gegeben wird und in den Frauenhochschulen Haushaltung und Hygiene gelehrt wird neben der Erziehung zu gutem Geschmack und Sinn für die Ausschmückung des Heimes.

In mehreren dieser Schulen sind Verbände zwischen den früheren Schülern und den Lehrern gebildet worden zu dem Zweck, für Volksaufklärung und das gemeinsame Wohl zusammenzuarbeiten. Alljährlich werden zu diesem Zwecke Feste in den Schulen veranstaltet, zu denen die umwohnende Bevölkerung eingeladen wird und die durch Reden, Vorträge und Gesang, sowie gemeinsame Mahlzeiten gefeiert werden. Der Sinn für gemeinsames Zusammenwirken ist in den skandinavischen Ländern so grofs, dafs die schwedischen und dänischen Volkshochschulen im Jahre 1883 einen gemeinsamen Volkshochschultag feierten, im Sommer 1885 die schwedischen, dänischen

und norwegischen und im Juli 1900 die schwedischen, dänischen, norwegischen und finnischen Volkshochschulen.

Gegenwärtig haben sämtliche Bezirke Schwedens (alla svenska »län«) ein oder mehrere Volkshochschulen. Im vorigen Jahre erst hat der Landtag von Jämtland ohne Debatte einstimmig beschlossen, für Jämtlands län eine Volkshochschule, gemeinsam für Männer und Frauen, einzurichten, welche am 1. Oktober 1901 eröffnet werden sollte. Im ganzen zählt man heute in Schweden 29 Volkshochschulen. Die Schülerzahl beträgt für die ganze Zeit (1868 bis 1900) 24925. Der Staatszuschufs ist vom Jahre 1901 an auf nahezu das Doppelte, nämlich 120000 Kronen (= 134400 Mark) erhöht worden; davon werden an Stipendien an Minderbemittelte 25000 Kronen (= 28000 Mark) gezahlt.

V Die finnischen Volkshochschulen und Volksschulen

Von Schweden sprang der Gedanke der Volkshochschulbewegung über nach Finnland. Das war um so eher möglich, als Finnland sich selbst als zugehörig zu den skandinavischen Ländern betrachtet und im engsten Kontakt mit Skandinavien, namentlich mit Schweden und nächstdem mit Dänemark, und im besondern auf geistigem Gebiete, lebt. Politisch gehört Finnland bekanntlich heute zu Rufsland. Indessen ist diese russische Zugehörigkeit lediglich eine äufserliche. Während die Finnen, ein Zweig des finnisch-ugrischen Volksstammes, bis zum 12. Jahrhundert in primitiven Verhältnissen lebten und keine Staatsgemeinschaft bildeten, drangen um jene Zeit die Schweden erobernd ein, führten das Christentum ein und vereinigten Finnland förmlich mit Schweden. So erhielt Finnland von Schweden mit dem Christentum zugleich die Kultur und die Sprache; zum mindesten waren es die Küstenstriche, in denen schwedische Kultur und schwedische Sprache ausschliefslich herrschten. Und als Alexander I. im Jahre 1808 russische Truppen in Finnland einrücken liefs und weiter Finnland mit Rufsland zu einer Art Realunion verband, gab er doch das feierliche für ewige Zeiten gültige Versprechen ab, dafs Finnland nicht als russische Provinz, sondern als Sonderstaat mit besonderer Konstitution zu betrachten sei. Der jetzige Zar hat dies Versprechen bekanntlich gebrochen. Je mehr aber gerade versucht wurde, Finnland äufserlich, politisch und militärisch enger mit Rufsland zu verbinden, desto mehr waren die Finnen selbst darauf bedacht, die Verbindung mit dem Mutterlande Schweden auf geistigem Gebiete um so enger zu knüpfen. Und dazu war die Volkshochschulbewegung ein willkommnes Mittel. Und diese Volkshochschulbewegung rettete

Finnland zugleich in noch höherem Grade, als es bei Dänemark der Fall gewesen war, ökonomisch. Finnland ist ein von der Natur stiefmütterlich behandeltes Land. Der Winter dauert acht Monate und in den meisten Gegenden des Landes gehören Nachtfröste während des Sommers durchaus nicht zu den Seltenheiten. Hier zeigt es sich nun, was eine volkspädagogisch und fachpädagogisch organisierte Landbevölkerung selbst unter einem so nördlichen Himmelsstriche vermag. Es dauerte nicht lange, dafs die finnischen Landwirtschafts-, im besondoren Meiereiprodukte in einer dorartigen Güte hergestellt, ihre Verwertung, Absatz und Export derart organisiert wurden, dafs dieselben heute auf dem Londoner Weltmarkte in ernste Konkurrenz mit den dänischen Produkten treten. Nebenher hat die Volkshochschulbewegung zur Hebung der Bildung und Weckung der Intelligenz der untern Volksschichten und der Landbevölkerung aufserordentlich viel beigetragen. Dazu kommt die Stärkung des Gefühls der vaterländischen Zusammengehörigkeit. Kaum in einem andern Lande ist nicht nur so viel Volkskraft, sondern auch eine derartige Solidarität des Volksbewufstseins vorhanden, als in Finnland. Leider gibt es keine genauere Statistik über das Volkshochschulwesen in Finnland (und zwar vermutlich aus politischen Gründen); ebensowenig gibt es irgend welche Literatur[1]) darüber. Tatsache ist, dafs in Finnland die Volkshochschulen über das ganzo Land verbreitet sind; und zwar werden sie hauptsächlich durch private Mittel erhalten. Ihre Gründung und Erhaltung gilt als vaterländische Angelegenheit, als eine Ehrensache des Volkes. Erscheint es wünschenswert, dafs irgendwo im Lande eino neue Volkshochschule gegründet werde, so werden in den verschiedenen Städten Bazare und Volksfeste abgehalten, deren Ertrag jenen Schulen zufliefst. Die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit in Sachen der Volkserziehung sind in Finnland über alles Lob erhaben.

Die erste Volkshochschule wurde in Finnland im Jahre 1890 errichtet. Heute gibt es deren 22 mit 900 Eleven. Zur Erhaltung derselben wurden an freiwilligen privaten Beiträgen über 800000 M gesammelt. Auch in Finnland sieht man darauf, dafs die

[1]) Vergl. indessen: Tidskrift för Folkskolan, Ekenäs, Finland; Tidskrift utgifven af Pedagogiska Föreningen i Finland, Helsingfors, Finska Literatursällskapets Tryckeri; Kansanopisto »om folkhögskolan (drei Aufsätze von Ernst Lagus, P. Nordmann, O. Grotenfeld); Julhälsning fran folkhögskolekursen i Lovisa, Dez. 1900. Eine ganze Reihe vortrefflicher Artikol über die nordische Volkshochschulbewegung hat die ausgezeichnete in schwedischer Sprache erscheinende finnische Tageszeitung »Hufoudstadsbladet« von 1900 bis 1902 veröffentlicht.

Volkshochschule weniger eine Fachschule als eine allgemein unterrichtende und erziehende Lebensschule sei, welche auf der Volksschule weiterbaut.

Neuerdings soll in Lahtis eine Volkshochschule eingerichtet werden. Zwölf Landgemeinden sollen sich daran beteiligen, und zwar derart, dafs jede Gemeinde für jeden Einwohner 4 Pfennige aufbringt.

Neben den eigentlichen Volkshochschul-Internaten und den noch zu erwähnenden Wandervorlesungen der Volksaufklärungsgesellschaft, gibt es in Finnland, ähnlich wie in Deutschland, Volkshochschulkurse, und zwar vornehmlich in den gröfseren Städten. In Helsingfors wurden schwedische Volkshochschulkurse durch Vermittlung der »Arbetareförening« 1890 eingerichtet. Die Zahl der Teilnehmer betrug im Jahre 1899 110, welche durchgängig der Arbeiterklasse angehörten (Dienstangestellte, Handarbeiter, Ladenangestellte, Hausdiener u. s. w.). Folgendo Lehrgegenstände wurden behandelt: Roligion, vaterländische Geschichte, Literaturgeschichte, Geographie, schwedische Geschichte, Kulturgeschichte, Gesang und besonders Hygiene, dann allgemeine Geschichte, Buchführung, Rechnen und Enthaltsamkeitsbewegung. Auch diese Volkshochschulkurse sind charakterisiert durch die Betonung des vaterländischen Gedankens. Der Stundenplan war folgender:

Dienstag	8—9	p. m. Buchführung
	9—10	p. m. Rechnen,
Mittwoch	8—9	p. m. Hygiene
	9—10	p. m. Geographie,
Donnerstag	8—9	p. m. Gesang
	9—10	p. m. Finnlands Geschichte,
Freitag	8—9	p. m. Schönschreiben
	9—10	p. m. Diskussion.

Besonders bemerkenswert und nachahmenswert ist die Aufnahme der Hygiene als Lehrgegenstand (in dem Lehrplan der meisten nordischen Volkshochschulen), während sie bei uns weder in den Lehrplan der Fortbildungschulen noch der Volksschulen oder Gymnasien, nicht einmal der Gewerbeschulen aufgenommen ist. Die schon erwähnte Volksaufklärungsgesellschaft (Folkupplysningssällskapet) entfaltet eine äufserst segensreiche Wirksamkeit, nicht nur in politischer und patriotischer, sondern auch in volkspädagogischer und fachpädagogischer (besonders Landwirtschaft) Beziehung. Sie treibt die eigentliche politische Propaganda im Lande und dahor ist sie der russischen Regierung begreiflicherweise verhafst. Aber es ist ihr schwer beizukommen, denn sie ist als Geheimliga organisiert und in keinem Lande arbeitet der Telegraph der mündlichen Mitteilung und

Überlieferung so schnell und exakt, wie in Finnland. Der zugleich als Bildungsmittel dienende Kalender der Gesellschaft wurde im Jahre 1899 in 22600 Exemplaren verbreitet; des grofsen Dichters Topelius berühmtestes Werk »Fänrik Stals sägner« wurde in 53000 Exemplaren gedruckt.

Was das finnische Volksschulwesen betrifft, über das wir hier einige Bemerkungen machen wollen, da dasselbe in Deutschland so gut wie ungekannt ist, so ist zunächt bemerkenswert, dafs einerseits der Volksschulbesuch in Finnland fakultativ ist und dafs die Volksschule selbst eine Einrichtung jüngsten Datums ist. Das Fakultativsystem, das eigentlich nach dem Sinne sowohl des Comenius als Pestalozzis ist, hat sich indessen ausgezeichnet bewährt. Um die Ausbreitung des Volksschulwesens haben sich in Finnland besonders Uno Cygnaeus (1817—1888) und Odert Gripenberg verdient gemacht. Letzterer, der finnische Pestalozzi, wirkte erst in Björneborg, dann in Woipola, wo seine Schule von Alexander I. besucht wurde. In wenigen Jahrzehnten wurden in allen Distrikten des Landes Volksschulen errichtet:

Im Jahre	1885	gab es	8	Distriktsinspektoren	und	633	Volksschulen
„ „	1893	„ „	12	„	„	1032	„
„ „	1897	„ „	16	„	„	1384	„
„ „	1898	„ „	17	„	„	1403	„
„ „	1899	„ „	20	„	„	1707	„

In Helsingfors, der Haupstadt Finnlands (ganz Finnland hat heute ca. 2700000, Helsingsfors ca. 100000 Einwohner), gab es im Jahre 1899 77 niedere Volksschulen, von denen 45 »finksprakig« und 32 »svensksprakig« sind, aufserdem in der Festungsstadt von Helsingsfors »Sveaborg« eine schwedische höhere Volksschule für Mädchen. Im ganzen wurden im Jahre 1899 6584 Zöglinge in den Helsingforser Volksschulen unterrichtet, während im Jahre 1870 nur 600 gezählt wurden. Im Durchschnitt kommen auf jeden Lehrer 36 Schüler. Die nähere Statistik ist folgende:

1. Schwedische Volksschulen
   - a) Mädchen 946
   - b) Knaben . . . . .
     - a) niedere Schulen 1117
     - b) höhere Schulen 800
2. Finnische Volksschulen
   - a) Mädchen 1115
   - b) Knaben . . . . .
     - a) niedere Schulen 1548
     - b) höhere Schulen 1050

Mädchen und Knaben werden in allen diesen Klassen zusammen unterrichtet, was sich durchaus bewährt hat. In den Lyceen dagegen sind die Geschlechter getrennt. Diese Lyceen, einigermafsen unsern Realgymnasien ähnelnd, finden sich in allen gröfsern Städten Finnlands, und zwar ebenfalls schwedische und finnische getrennt. Die Disziplin ist viel lockerer als bei uns. Der Lehrer steht zum Schüler mehr in einem freundschaftlichen Verhältnis, und die Bande zwischen Lehrer und Schüler werden über die Schulzeit hinaus festgehalten. Auch hat der Schüler weit mehr freie Zeit als bei uns, die Ferien sind so ausgedehnt, wie bei uns die Universitätsferien. Auf eine gründliche Erziehung des Mädchens ist man in Finnland weit mehr bedacht, als bei uns; die Universität in Helsingfors zählt mehr Studentinnen als Studenten.

Wir wollen diese Skizze mit einer Notiz über die nördlichste Volkshochschule der Welt schliefsen. Sie heifst Tornedalens landtmanna- och folkhögskola und liegt $7^1/_2$ Meilen nördlich von Haparanda. Politisch gehört sie zu Schweden, aber sämtliche Zöglinge sprechen finnisch als Muttersprache.[1]) Eröffnet wurde die Schule am 15. Okt. 1899 mit 32 Zöglingen, von denen die Hälfte Frauen waren. Männer und Frauen arbeiten und essen zusammen und wohnen in demselben Hause. Die Schule wurde kürzlich von 60 schwedischen Reichstagsmitgliedern besucht.

[1]) Auch die Norweger planen jetzt die Errichtung einer Volkshochschule für die finnische Bevölkerung des nördlichen Teils von Norwegen (norwegische Finnmarken).

MITTEILUNGEN

1. Drei grofse französische Spiritualisten

Der Metaphysiker und Pädagog Dr. **Paul Janet** (1823—1899)

Der Philosoph und Moralist Dr. **Leo Ollé-Laprune** (1839—1898)

Der Cartesianer Dr. **Francisque Boullier** (1813—1899)

von

Prof. **H. Schoen**
Dozent an der Universität Aix-Marseille

Wenige Jahre genügten, um die Hauptrichtung der französischen Philosophie ganz und gar zu verändern. Die »Alten« sind fast alle verschwunden; die »Jungen« haben mit wenigen Ausnahmen ganz neue Bahnen eingeschlagen.

Derjenige, der vor fünfzehn oder zwanzig Jahren in den engen Auditorien der »alten Sorbonne« den philosophischen Vorlesungen beigewohnt hätte, und, ohne die allmähliche Entwicklung der französischen Philosophie betrachtet zu haben, heutzutage in den gröfseren und bequemeren Hörsälen der neuen, im Renaissance-Stil erbauten Universität, Vorträgen über Metaphysik zuhören möchte, würde gewifs seinen Augen und Ohren kaum trauen.

Damals schien die philosophische Fakultät den Neuerungen ganz verschlossen geblieben zu sein. Heutzutage aber haben eben diejenigen, vor welchen man sich vor Zeiten zu fürchten schien, den Platz der früheren Schüler Cousins eingenommen.

Noch als Unterzeichneter vor fünfzehn Jahren an der Sorbonne Philosophie studierte, war von Experimental-Philosophie, von psychophysiologischen Laboratorien gar keine Rede. E. Caro,[1]) den Pailleron in der

[1]) Seine Hauptwerke sind »*L'Idée de Dieu*«, eine glänzende Verteidigung des traditionellen Gottesbegriffs, und »*Le Matérialisme et la Science*«, eine scharfe Kritik des Materialismus. Das Buch über Goethes Philosophie *(La philosophie de*

»*Welt in der man sich langweilt*« so scharf bekrittelt und beurteilt hat, versammelte die Pariser Aristokratie in dem überfüllten, heute verschwundenen »*Gerson-Amphitheater*«, um ihr die Unhaltbarkeit der Evolutionstheorie zu beweisen. Karl Waddington[1]) war Cousins treuer Schüler geblieben und wollte von den neuen Entdeckungen der Psychologen und Physiologen nichts hören. Sogar die sogenannten »*Maîtres de Conférences*« (Aufserordentliche Professoren), Ludovicus Canau[2]) und Heinrich Joly,[3]) waren treue Anhänger des traditionellen Spiritualismus geblieben.

Wie anders sieht es aber heutzutage auf der Sorbonne aus. Alfred Espinas, der damals für einen gefährlichen Feind des traditionellen Spiritualismus galt und in Bordeaux sein berühmtes Werk über die *Tierkolonien (Les Colonies animales)* schrieb, ist von der Sorbonne aufgenommen worden. Brochard,[4]) dessen Schüler schon damals als »sehr modern« angesehen wurden, hat der Literarischen Fakultät angehört. Bontrorex,[5]) ein Kenner und Verehrer der Kantschen Philosophie, Gabriel Sicrilles, Renaus vortrefflicher Biograph,[6]) und endlich Lévy-Brühl, der gelehrte Verfasser des Werkes »*L'Allemagne depuis Leibniz*« und der Geschichtsschreiber des Positivismus,[7]) haben die früheren Lehrer ersetzt.

Ebensowohl auf dem Gebiet der theoretischen Philosophie als auf demjenigen der Geschichte der Philosophie sind also heutzutage neue Wege geschlagen worden.

* * *

I

Der Metaphysiker und Pädagog Dr. Paul Janet (1823—1899)

Der letzte Vertreter der »alten Richtung« war der vor zwei Jahren verstorbene Paul Janet. Wenn er aber ganz und gar zu den »Alten« gehörte, so haben dennoch nur wenige Denker den Bestrebungen und Anschauungen der »Neueren« mit solcher Toleranz, fafst möchte ich sagen, mit solcher Sympathie zugesehen. Ihm haben manche Realisten ihre Erfolge zu verdanken. Als Schüler des gefeierten, vor einem halben Jahr-

Goethe) ist eine sehr geistreiche, aber etwas oberflächliche Beurteilung der philosophischen Ansichten des grofsen Dichters.

[1]) Sein Hauptwerk ist ein Umrifs der spiritualistischen Psychologie: »*L'âme humaine.*«

[2]) *Étude sur la Théorie de l'évolution aux points de vue psychologique, religieux et moral.*

[3]) Hauptwerk: *L'homme et l'animal.*

[4]) Hauptwerk: *De l'oeur*

[5]) Hauptwerke: *L'Idée de responsabilité*, Paris bei Hachette, und *La Philosophie de Jacobi*, Paris bei Alcan, 1899.

[6]) *Ernest Renau, Essai de Biographie psychologique* von Gabriel Sicrilles, 2. Ausgabe. Paris 1895. Vgl. »*Le Génie dans l'art*«. Paris 1883.

[7]) *La Philosophie d'Auguste Comte* von Levy-Brühl. Paris bei Alcan, 1900.

hundert in Frankreich fast allmächtigen Victor Cousin ist er emporgekommen, als Schüler Cousins ist er auch gestorben,[1]) aber seine Wahrheitsliebe war so grofs, dafs er allen Meinungen, allen philosophischen und ganz besonders allen metaphysischen Theorien ein williges Ohr schenkte. Vierzig Jahre lang hat er als Lehrer auf die zukünftigen Lehrer der Philosophie und auch, durch seine Hand- und Schulbücher[2]) auf zahlreiche Gymnasiasten, einen dauerhaften, segensreichen Einfluſs ausgeübt.

Es wird sich lohnen, ihm auch in der »Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik« einige Zeilen zu widmen.

Paul Janet war ein echter Pariser, der aber mit deutschem Wesen und deutscher Philosophie in enger Berührung gewesen war. Am 30. April 1823 in der Weltstadt geboren, gehörte er zu den glänzendsten Schülern des altberühmten »*Lycée Saint-Louis*« (Sankt Ludwigs-Gymnasium). Schon als Gymnasiast verdankte er seinem Fleifs, seiner Gedankentiefe und seiner, wo nicht immer glänzenden, doch sehr reinen, sehr akademischen Form mehrere Preise bei den jährlichen Preisverteilungen des »*Concours général*«. Kaum war er achtzehn Jahre alt, so wurden ihm die Türen der »Höheren Normalschule« (*École normale supérieure*) eröffnet, und schon 1899 errang er den Titel eines »*Agrégé de Philosophie*«. Im Jahre 1845 wurde ihm die in Frankreich »*Philosophie*« genannte Oberprima im Gymnasium zu Bourges anvertraut. Drei Jahre blieb er in der kleinen aber hübschen, wohlhabenden und freundlichen Stadt, die er wegen ihrer geringen Entfernung von Paris den meisten andern Provinzialstädten vorzog. Alle seine Mufsestunden waren mit dem Studium der griechischen Philosophie beschäftigt. Besonders Plato war sein Lieblingsschriftsteller. Im Jahre 1848 vollendete er ein für jene Zeit sehr gründliches Werk über die Dialektik des griechischen Philosophen, die er mit der Hegelschen verglich: »*Essai sur la Dialectique dans Platon et dans Hegel.*«[3]) Diese Arbeit erwarb ihrem noch jungen Verfasser den Doktortitel und wurde so geschätzt, dafs Janet schon im Jahre 1848, also kaum 25 Jahre alt, in Strafsburg zum Universitätsprofessor ernannt wurde. Dort beschäftigte er sich mit der Kantschen Philosophie, die auf seine Geistesentwicklung einen bedeutenden Einfluſs ausübte. Bald trat er mit deutschen Philosophen in häufige Wechselwirkung und erlernte die deutsche Sprache gründlich genug, um Kant oder Hegel im Urtext lesen zu können; jedoch gelang es ihm niemals eine angenehme, ganz korrekte Aussprache des Deutschen zu erreichen.

Neun Jahre lang blieb Janet in der Hauptstadt des Elsasses, wo er eine nicht unbedeutende Studentenzahl heranzog und zahlreiche Vorlesungen für das grofse Publikum hielt. Einige Vorträge über »Die Familie«, in

---

[1]) Siehe vor allem: *Victor Cousin et son oeuvre.* Paris bei Calmann-Lévy, 1885.

[2]) Besonders durch das kurzgefafste Handbuch: »*Traité élémentaire de Philosophie,*« das lange Jahre von den meisten Kandidaten zum philosophischen Teil des »*Baccalauréat classique*« (Abiturientenexamen) gekauft und studiert wurde.

[3]) Doktordissertation. Paris 1848.

denen sich Janet als ausgezeichneter Moralist und Pädagog zu erkennen gab, wurden ganz besonders geschätzt. Sie sind im Jahre 1855 unter dem Titel »*La Famille*« im Druck erschienen.

Doch je älter Paul Janet wurde, desto mehr sehnte er sich nach Paris zurück. Im Jahre 1857 wurde dieses Verlangen, fast möchte ich sagen dies Bedürfnis so stark, dafs er sich entschlofs, aus dem Hochschulwesen (*Enseignement supérieur*) zu treten, um in den sekundären Unterricht (*Enseignement secondaire*) zurückzukehren. Am Gymnasium Ludwigs des Grofsen (*Lycée Louis le Grand*) nahm er eine Stellung als »Professor der Logik« an. Der Ausdruck »Logik« hatte nämlich damals das unter der Regierung Napeleon III. verhafste Wort »Philosophie« in den französischen Gymnasien ersetzt.

In diesem dritten Abschnitt seines Lebens war seine Tätigkeit nicht geringer als in der Strafsburger Periode. Bücher über ethische Fragen und besonders sein Hauptwerk »*Les causes finales*«[1]) zogen mehr und mehr der Philosophen Aufmerksamkeit auf ihn, so dafs er endlich im Jahre 1869 zum langersehnten Ziele gelang, indem er an der Sorbonne zum Professor der Geschichte der Philosophie ernannt wurde. Achtzehn Jahre darauf wurde ihm, nach Caros Tod die theoretische Philosophie anvertraut.

Neunundzwanzig Jahre lang blieb Paul Janet an der Sorbonne tätig. Die Zeit, die ihm eine sehr anstrengende Berufstätigkeit übrig liefs, war philosophischen Arbeiten gewidmet.

Aus dieser Periode stammen die meisten Werke über Moral, Pädagogik und Politik! »Éléments de Morale« (1869); »Les Problèmes du XIX. siècle, politique, littérature, science, philosophie, religion« (1872); »La Morale« (1874); »Philosophie de la Révolution française« (1875, 2. Ausgabe 1887); »La Philosophie française contemporaine« (1879); »Les Maîtres de la pensée moderne« (1883); »Les Origines de Socialisme contemporain« (1883) und zahlreiche Artikel in der »Revue des Deux-Mondes«, in der »Revue philosophique«, im »Temps«, in der »Revue bleue«.

Erst fünfundsiebzig Jahre alt konnte er sich entschliefsen, die geliebte Berufstätigkeit aufzugeben, um sich ins Privatleben zurückzuziehen.[2])

Einem an tätiges Leben und geistige Arbeit gewöhnten Manne scheint jedoch die Zurückgezogenheit nicht zu passen. Statt das Leben eines Greisen zu verlängern, scheint der Rücktritt aus dem gesellschaftlichen Leben den Tod zu beschleunigen.

Das war auch für Paul Janet der Fall. Am 5. Oktober 1899 entschlief er sanft, nachdem er sein ganzes Leben lang ein Beispiel unermüdlichen Fleifses und aufrichtiger Wahrheitsliebe gewesen war. *Nihil philosophicum a me alienum puto* hat er nicht mit Unrecht kurz vor seinem Tode ausrufen können, und nur wenige Ausdrücke könnten sein geistiges Leben besser und richtiger kennzeichnen.

---

[1]) Paris bei Delagrave, 1866.

[2]) 1864 war er zum Mitglied der »*Académie des Sciences morales et politiques*« ernannt worden.

Janets Philosophie war nicht blofs der etwas oberflächliche Eklektizismus des Victor Cousin. Wenn er auch das Andenken seines Lehrers immer treu bewahrt hat, so wäre es ganz unrichtig, seine Metaphysik, wie es auch in Frankreich oft vorgekommen ist, als eine einfache Fortsetzung des einst so gefeierten Eklektikers anzusehen. Zwar steckte sich Janet zum Ziele vor, die grofsen Sätze des Spiritualismus aufrecht zu erhalten, die er als die Grundwahrheiten von dem ansah, was Leibniz *perennis philosophica* nannte. Doch die Art und Weise, auf welche er diese Grundwahrheiten verteidigte, hatte gewifs, besonders in Frankreich, ihre eigene Originalität und ihre Berechtigung.

Bei ihm ist nämlich der Eklektizismus keine einfache Zusammenstellung von rechts und links entlehnten Gedanken. Er drückt die Einheit der Vernunft aus, er ist der beste Beweis des menschlichen Strebens, die Wahrheit zu erringen, deren wir in allen Systemen und Theorien mit mehr oder weniger Klarheit wahrnehmen. Davon fest überzeugt, dafs der Irrtum gewöhnlich nur deshalb angenommen und fortgepflanzt wird, weil er irgend einen gröfseren oder kleineren Teil Wahrheit enthält, fand Janet alle aufrichtige Meinungen, alle wissenschaftliche Theorien berechtigt. Diese Überzeugung ist eben der Ursprung der Toleranz, die den französischen Philosophen kennzeichnet. Da liegt der Hauptgrund seines aufgeklärten Liberalismus, der, obschon am Alten festhaltend, dennoch allen aufrichtigen Meinungen ein williges Ohr schenkte. So konnte Paul Janet in der Geschichte der Philosophie einen steten Fortschritt erblicken: »Trouver«, schreibt er in seinem letzten Werk,[1]) »trouver pourquoi Dieu existe, et de ce pourquoi déduire rigoureusement son existence, est *la plus sublime des tentations* offertes à notre esprit. Un *instinct inésistible* nous porte à croire que nous avons enfin saisi l'Être des êtres, non par une foi aveugle, non par le chemin détourné de la nature, mais par les inflexibles prises de la logique absolue, reine des mortels et des immortels; nous en approchons, nous y sommes; un mot de plus, et tout est dévoilé; mais ce mot, nous ne pouvons pas le dire. Descartes *perfectionne* Saint-Anselm, Leibniz *perfectionne* Descartes, Hegel *perfectionne* Leibniz, mais nous n'atteignons jamais le but; le fantôme est toujours là. Quelque chose nous dit, avec une autorité invincible, que ce fantôme cache une réalité, que l'idée enveloppe l'être, mais comment le prouver? Nous élevons une tour, dit Pascal, qui s'élève jusqu' à l'infini; mais les fondements craquent, et tout s'écroule dans les abîmes. Et cependant cette tentative indomptablo et toujours renouvelée ne serait-elle pas quelque chose comme une preuve? L'impossibilité de réfuter d'une manière définitive l'argument *a priori* ne serait-elle pas, à elle seule, un argument suffisant? Voir directement et en pleine lumière le rapport de l'idée à l'être, ne serait-ce pas être Dieu lui-même? et peut-on demander tant à une créature? Entrevoir ce rapport et le saisir d'une manière fugitive, comme dans une délicate expérience de lumière, où il faut être à l'affût d'un atome de temps, se souvenir de cette lumière

[1]) *Principes de Métaphisique et de Psychologie*, 2 Bände in 8°. Paris bei Delagrave, 1897.

qui ne dure qu'un instant, mais qui, pendant cet instant, semble éclairer la profondeur de l'infini, c'est assez, comme dit le poète, c'est assez pour qui doit mourir.«

Diese Zeilen zeigen nicht nur mit welchem fast religiösen Ernst Paul Janet die philosophischen Fragen behandelte, sondern sie sind auch ein glänzendes Beispiel von der angenehmen, reizenden und begeisterungsvollen Form die er seinen Gedanken zu verleihen weifs.

Am Ende seines Lebens scheint Paul Janet nach und nach zu einem demjenigen Krauses ähnlichen Panentheismus übergegangen zu sein. Er hat sich mehr und mehr überzeugt, dafs man Gott und die Welt allzu sehr getrennt habe, und dafs der Welt Durchdringung durch den göttlichen Geist keineswegs die göttliche Persönlichkeit gefährde: »Pour nous«, sagt er, »nous n'hésitons pas à reconnaître que l'on a exagéré la notion de personnalité divine, que l'on a trop rapproché les attributs divins des attributs humains, trop tiré la théodicée de la psychologie, qu'on a aussi exagéré la transcendance, qui, prise à la lettre, rendrait l'homme étranger à Dieu, et Dieu étranger à l'homme; et, sans aller jusqu'au *panthéisme, nous admettons ce qu'un philosophe allemand* a appelé le panenthéisme (*πᾶν ἐν θεῷ*).«[1])

Und schon im Jahre 1891 schrieb Janet in der »*Revue philosophique de la France et de l'Étranger*«,[2]) er sehe alles als ein Erzeugnis des Absoluten selbst an: »*Tout*, sagt er, *sera le produit de l'esprit absolu* qui, sans rien perdre de son essence, trouvera *dans la nature* et *dans l'esprit* une double expression de lui-même et sera par conséquent le lien des deux mondes. Rien n'empêchera alors d'entendre la nature, avec Schelling, comme *l'esprit endormi, éteint*, aspirant à se réveiller, et le moi, au contraire, comme une nature qui s'éveille. La nature ne sera *pas une matière morte*, abstraite, ne disant rien à l'âme; elle sera *l'enfance de l'âme*, l'âme à l'état naïf et inconscient, souverainement aimable; de plus, elle sera *raisonnable* sans le savoir, étant une image de la raison; elle nous garantira toute sécurité et toute certitude, parce qu'elle est une logique en même temps qu'une poésie.«

Sehr merkwürdig ist es zu beobachten wie sich die heutigen Häupter der französischen Philosophie einem geläuterten Panentheismus nähern. Alfred Fonillée,[3]) der Privatgelehrte aus Menton, Renouvier,[4]) der Führer

---

[1]) Paul Janet, *Principes de Métaphisique et de Psychologie.* Band II, Seite 615. Paris bei Delagrave, 1897.

[2]) XVI. Jahrgang, Band XXXI, 1891, Seite 122: Der Artikel trägt den Titel: »*Réalisme et Idéalisme.*«

[3]) Hauptwerke: »*La Liberté et le Déterminisme*«, 6. Ausgabe; Paris bei Alcan, 1897, »*Psychologie des Idées Forces*«, »*L'Avenir de la Métaphysique*«, »*Le Mouvement idéaliste*« u. a. m.

[4]) Man sehe besonders die vorzügliche Arbeit in den Jahrbüchern von 1898: »*L'Idée de* Dieu«: »*L'idée la plus philosophique* à prendre de la doctrine de Herbert Spencer est celle d'un *panthéisme réaliste évolutioniste*« ..... Notre argumentation nous oblige à demander, en finissant, si l'évolution de l'idée de Dieu dans

der neukantischen Schule in Frankreich und der Leiter der Sammlung »*L'Année Philosophique*«, Armand Sabatier,[1]) der Dekan der wissenschaftlichen Fakultät in Montpellier und besonders Ravaisson scheinen mehr und mehr zu Janets Schlufsfolgerungen zu gelangen. Letzterer erklärt es ganz ausdrücklich und fast mit denselben Worten wie Paul Janet: »Dieu, schreibt er, nous est *plus intérieur* que notre intérieur. Il est plus près de nous *que nous ne le sommes,* sans cesse et à mille égards étrangers à nousmêmes.«[2])

Diese Übereinstimmung Janets mit den hervorragendsten Denkern der modernen französischen Metaphysik zeigt besser als lange Reden wie falsch es wäre, ihn als einen unselbständigen Schüler Cousins anzusehen, und wie er seine eigenen Anschauungen, je nach den neusten Forschungen der Wissenschaft und nach den Resultaten der metaphysischen Spekulation zu modifizieren wufste.

(Schluſs folgt)

---

2. Das Pestalozzi-Fröbelhaus zu Berlin

Von Frau Cecilia Bååth-Holmberg zu Tärna in Schweden

Die überwiegende Anlage für das Häusliche hat den deutschen Frauen hier und da bei andern Völkern eine gewisse Geringschätzung zugezogen. In der Tat kann man in deutschen Familienkreisen ungewöhnlich viel Frauen treffen, deren Gesichtskreis mit den Wänden des Hauses abschliefst oder höchstens bis zum Fleisch- und Gemüsemarkte reicht; ihr ganzes Denken ist von den Sorgen um alle die Einzelheiten des häuslichen Lebens eingenommen. Diese Frauen stehen unleugbar auf niedriger Geistesstufe, aber nicht weil sie häuslich sind, sondern darum, weil sie dieses häusliche Reich nicht nach allen Seiten zu beherrschen vermögen, denn dieses ist so grofs und nach den verschiedensten Richtungen ausgedehnt, dafs es sowohl hohe Bildung wie bedeutendes Organisationsvermögen verlangt, soll es richtig und zum Segen aller Glieder geleitet werden. Solche Frauen aber gibt es überall in der Welt, wo der drückende Wettbewerb die Familie zwingt, sich aufs Äufserste einzuschränken und aus der Hausmutter eine schwer

---

le monde moderne ne doit pas s'appeler une révélation progressive de l'athéisme latent des philosophies de l'absolu.« (*L'Année philosophique*, Paris 1898, Seite 30 und 37).

[1]) »L'Esprit est partout«, sagt Armand Sabatier, den man mit dem vor einem Jahr verstorbenen Theologen Angnste Sabatier nicht verwechseln darf, »la tendance évolutive qui semble diriger la nature, la finalité générale qui la sollicite, la marche progressive et organisatrice qu'elle manifeste, sont les signes de la présence générale plus ou moins évidente de l'esprit.« (»*Essai sur l'Immortalité au point de vue du Naturalisme évolutioniste*«. Paris 1895, Seite 66).

[2]) Sieho »*Revue Philosophique de la France et de l'Etranger*«, XXII. Jahrgang, Band XLIV, 1897, Seite 537.

arbeitende Sparsamkeitsmaschine macht. Dagegen ist in Deutschland ein gesundes und schönes Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ausgeprägt, und in wenig Ländern dürfte man ein traulicheres Familienleben finden als in Deutschland. Grade hier hat die deutsche Frau ihren gröfsten Einfluſs gezeigt, sie wendet ihre so reich ausgebildete Mütterlichkeit im Dienste des heranwachsenden Geschlechtes an. Darin liegt die Gröfse der deutschen Frau.

Niemand, der längere Zeit in Deutschland gelebt hat und in das Familienleben der verschiedenen Kreise eingedrungen ist, also in das Herz des deutschen Volkes geblickt hat, kann diese treue Mütterlichkeit übersehen, die jedes germanische Weib durchströmt, und es — verheiratet oder ledig — zur Hausmutter, Diakonissin oder Kindergärtnerin, zu einer echten Freundin und Pflegerin der Kinder macht, mit tiefem und wahrem Verständnisse für die Anlagen und Bedürfnisse des Kindes. Diese Mütterlichkeit hat Pestalozzis und Fröbels Gedanken so fruchtbringend für Deutschland werden lassen, daſs sie jetzt alle Zweige der Erziehung durchdringen. Dieses starke Gefühl, das ich das Zentrale im Weibe nennen will, ihre vornehmste Eigenschaft, die erst das Weib zum echten Weibe macht, sie erhebt nach meiner Meinung die deutsche Frau so hoch. Dieses Gefühl befähigt die Frau zur Selbstaufopferung und macht sie glücklich in diesem Tun. Und die deutsche Frau hat es verstanden dieses rein natürliche Gefühl in den Dienst der Verstandestätigkeit zu stellen, hat den dunkeln Naturtrieb, statt ihn unbewuſst und planlos wirken zu lassen, entwickelt zu einer in ein System gebrachten Wissenschaft. Und damit ist grade der Frau eine bestimmte, hohe Aufgabe gestellt, vielleicht die höchste von allen, von der einschneidendsten Bedeutung für das menschliche und das staatliche Leben: Die Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes.

Möge sich niemand daran stoſsen, daſs ich dieses Gefühl, auch wenn es nur als Naturtrieb auftritt, das Zentrale im Weibe nenne. Gewiſs macht dieser Trieb die Frau nicht zu einem Künstler oder Bahnbrecher in einer praktischen Richtung, aber es macht, wie gesagt, das Weib erst zum Weibe, verschafft der Frau erst die rechte Bedeutung. Überall auf der Erde, wo die Frau gleichbedeutend ist mit dem Geiste der Reinheit, der Zärtlichkeit und der Opferwilligkeit, wo sich Verständnis findet für die planmäſsige, allseitige Ausbildung des Kindes an Leib und Seele, sowie für ein edles und schönes Menschenleben nach auſsen und nach innen und damit verbunden auch die Kraft, dieses Leitbild zu verwirklichen, da ist eine Frau mit solchen Eigenschaften der Mittelpunkt und die Sonne des Lebens. Sagt nicht Goethe: »Edel sei der Mensch, hilfreich und gut«? Er sagt nicht: geistreich, logisch solle der Mensch sein. Und der Dichter spricht damit nur die Grundsätze einer wahrhaft menschlichen und zugleich wahrhaft christlichen Weltanschauung aus; denn die Summe der christlichen Sittenlehre ist das einfache und doch so umfassende Gebot der Liebe. Auch Goethe, der geistvolle Dichter, der scharfe Denker, den wohl niemand beschuldigen kann, er habe gering vom menschlichen Verstande gedacht, sieht also zuerst auf Herzensbildung, Seelenadel. Und ich behaupte: Diese gewinnt die Frau, wenn das angeborene Gefühl der Mütterlichkeit

zum Bewufstsein erhoben und veredelt wird. Von diesem nährenden Boden soll sich die Frauenseele zur höchsten Vollkommenheit entwickeln, auch in geistiger Hinsicht; denn sie wird grade durch dieses Gefühl zu Fragen und Aufgaben jeder Art geführt.

Dafs die Frau dieses Gefühl oft zu gering schätzt als etwas Untergeordnetes und entweder das blofse Liebesgefühl oder den Grundsatz der Gleichberechtigung mit dem Manne obenan stellt, das ist der Grund, dafs jenes Zentrale sich selten nach allen Seiten hin entwickelt, dafs es verkümmert und nicht zur Macht gelangt, um die Frau vorwärts und aufwärts zu führen zu ihrer hohen Bestimmung: die Menschheit — sozusagen — mit Adel, Güte und Liebe zu durchsäuern. Wolle doch keiner die Achseln zucken und sagen: veraltete Rede, rückständige Behauptung! Du willst der freien Entwicklung des Weibes eine Grenze setzen, willst die Frau in die dumpfe Stickluft der Kinderstube bannen! Das Heim altmodisch! Welche Frauenseele wünscht nicht mit Tränen solch Heim! Und nimmer erstirbt diese Sehnsucht in dem Herzen der Frau, die einsam dahin lebt, sich durchkämpft in eine geachtete Stellung, sei es als Ärztin oder als Schriftstellerin oder Künstlerin. Schreit dieses Verlangen nicht manchmal in ihr auf, das Verlangen nach einem Menschen, den sie lieben kann — er sei alt oder jung — den sie pflegen, um den sie sorgen möchte? Doch wohl bemerkt! Ich mache einen scharfen Unterschied zwischen dem nur geschlechtlichen Gefühle (der Erotik) und der Mütterlichkeit. Das erstere ist zwar auch ein wesentlicher Teil des weiblichen Seelenlebens, aber nur ein untergeordneter (sekundärer). Die letztere aber ist die Macht, die das Weib vom ersten bewufsten Augenblicke bis zum letzten Atemzuge beherrscht, die alle seine Handlungen leitet von der Zeit an, wo das Kind das kranke Kätzchen hegt und pflegt, oder das welkende Pflänzchen, bis zu den Tagen, wo die Greisin mit schwindenden Kräften noch den Leidenden und Betrübten ihre Teilnahme und sorgende Liebe schenkt.

Was ist es denn, was dem weiblichen Arzte jenen Reiz verleiht? Warum geht man gern zu ihr? Sie ist nicht gelehrter, scharfsinniger als ihr männlicher Berufsgenosse. Aber, wenn sie ein echtes Weib ist, dann treibt sie zu dem Berufe die ihr inne wohnende Mütterlichkeit, die zwingt sie, sich auszubilden, dafs sie andern helfen kann, die gibt ihrem Wesen jene Innerlichkeit, die dem Wesen des männlichen Arztes fremd ist. Derselbe Unterschied besteht auch zwischen der Krankenschwester und dem Krankenpfleger.

Und warum eignet sich eine Frau so gut zur Leitung der kleinen Kinder, warum gewinnt sie über diese Kinder eine bei weitem gröfsere Macht als ein noch so begabter und geschickter männlicher Erzieher? Sie allein kann, getrieben von der reinen Mütterlichkeit ihres Herzens das Menschenkind während dessen unbewufster Entwicklung verstehen, nur ihre klaren Augen können, leuchtend von Liebe, hineinschauen in das Herz des Kindes und können dieses sich selbst verstehen lehren; sie allein kann dessen Anlagen erkennen und entwickeln, während sie den zarten kleinen Leib sorgsam pflegt. Gibt es wohl ein edleres Material für das Studium als den lebendigen Menschen?

Ich habe viele geistig hervorragende Frauen kennen gelernt, denen aber eins fehlte: Gemüt und Verständnis für ihre Mitmenschen, und ich habe wieder viele schlichte Frauen in einfachen Verhältnissen gesehen, die eine Gröfse im alltäglichen Leben bekundeten, eine liebevolle Selbstlosigkeit, dafs mir die Augen geöffnet wurden gerade für den Kern (das Zentrale) der Frauenseele, also nicht das Liebesgefühl, nicht die natürliche Mütterlichkeit, die ja etwas Zufälliges ist, und der einen Frau zufällt, der andern aber versagt bleibt. Und ich liebe diese schlichten Frauen, deren ganzes Leben eine Lehre für andere ist, deren Vorbild mehr anregt und anspornt als z. B. eines Ruskin in schöne Worte gekleidete hohe und reine Gedanken. Ich kann daher nicht dem Satze einer sonst warmherzigen und geistvollen Landsmännin zustimmen, so hoch ich sie in vielen Stücken schätze, deren Satze, der etwa so lautet: »Strebst du nach Hebung deines Geistes, willst du ein vollkommener Mensch werden, so gehe dem geistigen Mittelmafse aus dem Wege, wähle dir deinen Umgang nur aus den Geistesfürsten, und kannst du zu diesen nicht gelangen, so wähle dir Bücher, vertiefe dich in Studien, treibe ein Jahr Geschichte, ein Jahr Philosophie, Naturwissenschaft. Und hast du so Jahr aus, Jahr ein deinen Geist gebildet, dann kannst du schliefslich in dem Bewufstsein sterben, dich zu einem vollkommenen Wesen ausgebildet zu haben.« Ich sage vielmehr: eine solche Frau hat ihre Eigenart verkümmern, ihr Herz verdorren lassen. So gewifs es wahr ist: »Deine Werke folgen dir nach,« so gewifs ist auch, dafs der Mensch zur Verantwortung gezogen wird wegen der Taten, die er unterlassen hat. Denn durch alle Zeiten ertönt die Stimme, die am Tage der Vergeltung sprechen wird: ich war hungrig und ihr habt mich nicht gespeist; ich war krank nnd im Gefängnisse, und ihr habt mich nicht besucht. Geht weg ihr Lieblosen, ihr Selbstsüchtigen; ich kenne euch nicht.

Gilt das für die Menschen im allgemeinen, sowohl für Mann und Weib, so gilt es noch im besondern und im buchstäblichen Sinne für die Frau. Denn das ist der grofse Einsatz des Weibes im Leben und im Staate. Darin drückt sich die wahre Weiblichkeit aus: Die helfende und pflegende Hand, das grofse liebende, warme Herz, die opferwillige Tatkraft. Und diese himmlische, schöne Weiblichkeit kann zu ihrem Recht kommen in jedem weiblichen Berufe, bei jeder Frau, sie sei verheiratet oder stehe allein, sei gelehrt oder ungelehrt, Ärztin, Kassiererin, Lehrerin oder Bäuerin. Und wo sie sich ausgeprägt findet in ihrer ganzen Wahrheit und Schönheit, da kann keine Rede sein von Geistesgröfse oder geistiger Minderwertigkeit, hier kann ein jeder sich erwärmen an einem im besten Sinne vornehmen Seelenadel.

* * *

Lange standen wir an der Treppe zum Pestalozzi-Fröbelhause, über dem uns die Inschrift entgegenleuchtete:

Henriettenheim. Erziehungsanstalt,
gegründet durch Henriette Schrader geb. Breymann 1873.

Das Äufsere des Hauses ist palastartig, die Bauart heiter, frei und leicht; herrlich der ausgedehnte Garten mit den weifsstämmigen Birken

und den grofsen grünen Rasenplätzen. Das Getöse der Weltstadt dringt nur wie ein leises Summen an unser Ohr. Verweilt einen Augenblick bei mir, ich will euch das Bild dieser wahrhaft mütterlichen Frau zeichnen, die Fröbels grofse Gedanken so herrlich verwirklicht hat, Henriette Schraders. Erst wenn man diese Frau kennt, kann man die Bedeutung erfassen, die diese Anstalt für Dentschland hat, und begreifen, welcher mächtige Strom von entwickelter Mütterlichkeit aus dieser Anstalt sich ergiefst über Tausende von deutschen Heimstätten.

Henriette Schrader war eine der bedeutendsten Frauen unsrer Zeit. Sie ist ein durchaus »moderner Geist«, sofern man darunter einen vorwärtsschauenden, weitblickenden Geist versteht, der in der fortschreitenden Seelenveredlung des Menschengeschlechtes die Entwicklung und das Glück des Erdenlebens sieht und nun mit scharfem Blicke, mit Kraft und Feuer die Mittel erfafst, die zu dem Ziele führen, das einst von heiligen Lippen durch die so einfach klingenden Worte gekennzeichnet ward: »seid vollkommen!« Henriette Schrader war im besten Sinne eine »Reformfrau« — ich brauche mit Absicht ein Wort, das ich sonst verabscheue, wie eine angenagelte, aufgeklebte Marke (Etikette). Henriette Schrader hat in Wahrheit eine Umgestaltung (Reform) hervorgerufen, die Umgestaltung eines mächtigen Gebietes, das Heim und Schule umfafst; durch die Verbesserung der ersten Erziehung des kleinen Kindes. Diese Verbesserung schliefst zugleich die vollständige Umgestaltnng des Gedankenlebens des erwachsenen Weibes ein, der Mutter, der Pflegerin, der Lehrerin, indem nun das unselige Vorurteil gestürzt wird, dafs die Erziehung und leibliche Pflege des kleinen Kindes etwas für die gebildete Frau Unwürdiges, jedesfalls etwas Untergeordnetes sei.

Henriette Schrader, geb. Breymann war eine Vertreterin des echten Heims, ein lebender Beweis dafür, dafs auch das schlichteste Heim nicht eng zu sein, die Seele nicht niederzudrücken braucht. Ihre Eltern waren Pfarrersleute zu Mahlum im Herzogtum Braunschweig, und wer ein deutsches Pfarrhaus kennt, weifs, in welchen anspruchslosen äufseren Verhältnissen ein Pfarrer auf dem Lande leben mufs, selbst noch in unsern Tagen, wieviel mehr vor 70 Jahren. Henriette war die älteste von neun Geschwistern, alle wie sie gesund und begabt. Das Familienleben war sehr glücklich, durchweht von freiem protestantischem Geiste. Neben inniger Religiosität herrschte Sinn für Kunst und Liebe zu allem Guten und Schönen. Henriette war ein äufserst lebhaftes Kind und zeigte früh ein verzehrendes Verlangen nach ausgedehnter Wirksamkeit, die ihre Seele erfüllen könnte. Und es wartete ihrer auch eine Aufgabe, die sie weit über die Schar der gewöhnlichen Frauen erheben sollte, und die nur sie unter Millionen erfüllen konnte.

Henriette Schrader war die Grofsnichte des grofsen Kinderfreundes und Erziehers Friedrich Fröbel, dessen erste Frau den Namen Breymann trug. Dieser Schüler und Freund Pestalozzis, der Mann, dessen Lebensaufgabe, war, die Gedanken seines Lehrers weiter zu entwickeln, hatte grade seinen ersten, noch unvollkommenen »Kindergarten« zu Keilhau gegründet. Hierin beschlossen Henriettens Eltern ihre kleine Tochter Marie

zu schicken, und die älteste Schwester sollte sie begleiten. Das ward der erste Markstein auf ihrem Lebenswege.

Ihr lebhafter Geist ward tief ergriffen von den Fröbelschen Gedanken, die das gröfste Gewicht auf die Erziehung des Kindes in den ersten sechs Lebensjahren legen; in dieser Zeit wird der Mensch gebildet. Und die Frauen fähig zu machen, dafs sie ihren grofsen Beruf verstehen, das ist der leitende Gedanke in Fröbels Erziehungsplan (Systeme).

Sich zu einer solchen Frau auszubilden war Henriettens erste Aufgabe, und bald war sie ihrem älteren Freunde eine kräftige Stütze. Als dieser im Winter 1848 die Aufforderung erhielt, in Dresden während des Winters in einer Reihe von Vorträgen seine Gedanken einer gröfseren Zuhörerschaft darzulegen, begleitete ihn seine Nichte dorthin. Ermuntert durch die Teilnahme, die man ihm in der geistig so regen Elbestadt erwies, beschlofs Fröbel, nun in Liebenstein seine Tätigkeit als Erzieher der Kinder und der Frauen fortzusetzen. Trotz aller noch anhaftenden Mängel ward die Liebensteiner Anstalt in Wahrheit eine Anstalt für »grundlegende Menschenbildung« — ein Ausdruck, der mir treffend Fröbels Bestrebungen zu bezeichnen scheint.

Henriette war von Dresden in das geliebte Elternhaus zurückgekehrt. Doch als Fröbel um ihre Hilfe in seinem Kindergarten zu Liebenstein bat, der zugleich das erste, wenn auch mangelhafte, »Seminar für erwachsene Frauen« ward, da beschlofs sie aufs Neue die Ihrigen zu verlassen. »Wenn ich nicht für deinen Gedanken lebte,« so würde es mir schwer mich von meinem geliebten Heim loszureifsen, so schrieb sie und folgte dem innern Rufe, der durch Fröbels Stimme zu ihr drang. Schon damals ward durch sie Fröbels Plan weiter ausgebildet und verbessert.

Das geschah in noch höherem Grade, als sie begann, auf eigene Hand zu arbeiten. Alles, was bei Fröbel unklar und unpraktisch war, bekam durch sie festere Gestalt und reicheren Inhalt, ward angepafst der praktischen Verwendung. Von Fröbels philosophischen Ideen nahm sie nur das auf, was sich mit ihren eigenen gesunden Ansichten über die Bildung und die Erziehung der Frau vereinigen liefs. Denn obgleich ein starker Geist, war sie doch in jeder Faser Weib und erblickte in der vollständigen Ausbildung aller der Frau eigentümlichen Anlagen die wahre Befreiung (Emanzipation) ihres Geschlechts. Die Erweckung der in der Frau schlummernden verborgenen Kräfte würde nach ihrer Ansicht nicht nur auf das Familienleben günstig wirken, sondern auch der Frau den ihr zukommenden Platz im neuzeitlichen Kulturleben erobern. Ihr Verfahren war: Erziehung zu einem vorbildlichen Familienleben und Ausbildung von Müttern in des Wortes bestem und weitestgehendem Sinne; dadurch wollte sie die Frauenfrage lösen.

Ihren ersten selbständigen Versuch, Fröbels Ideen nach eigner Auffassung zu verwirklichen, machte sie zu Watzum, wohin ihr Vater verzogen war. Hier gründete sie eine Erziehungsanstalt für erwachsene Mädchen in Verbindung mit einem Kindergarten. Eltern und Geschwister halfen ihr und so hatte die Anstalt zu Watzum Familiengepräge.

Die jungen Mädchen fühlten sich als Familienglieder und als solche

betrachteten sie auch die unter ihrer Obhut stehenden Kinder des Kindergartens. Später kaufte Henriette eine kleine Besitzung zu Wolfenbüttel und siedelte mit ihrer grofsen »Familie« dorthin über. Die Anstalt bekam den Namen »Neu-Watzum« und ging bald in die Hände von Henriettens Schwester über, als erstere sich im Jahre 1871 mit dem Bankdirektor Karl Schrader zu Berlin vermählte.

Nun eröffnete sich ihr ein gröfseres Feld. Ihr Gatte war nicht nur Geschäftsmann. Er war vor allem ein Vaterlandsfreund, der in der Erziehung und Hebung der Jugend die Zukunft des Staates erblickte. Und er dachte wie seine Frau: »Edle Menschlichkeit wird bedingt durch eine in Wahrheit glückliche Kindheit.« So gründeten beide Gatten in voller Übereinstimmung den jetzt so grofsen, lebenskräftigen Verein für Volkserziehung. Im Anfange der 70er Jahre war es nur eine kleine Schar Gleichgesinnter, die sich um Karl und Henriette Schrader sammelten. Aber Jahr für Jahr vergröfserte sich der Kreis derer, die von Henriettens Lieblingsgedanken erfafst wurden: um harmonische Lebensverhältnisse zu schaffen, bedarf es harmonisch gebildeter Menschen. Um das Leben recht zu leben, genügt nicht der Naturtrieb (Instinkt); aus der Naturquelle allein geht kein Lebenskünstler hervor, sondern Natur und Erziehungskunst müssen zusammen wirken; das Leben ist nicht blofs eine Gabe Gottes an die Menschen, sondern eine Aufgabe, eine Verpflichtung, zum Nutzen und Segen andrer zu leben und dadurch zum eignen Glück zu gelangen. Darum, so wahr ein Mensch das wird, wozu er in der Kindheit gemacht wird, gemacht durch keine Kunst, kein Lehrbuch, sondern durch das Leben selber, und durch die Liebe, die wieder Liebe erweckt, darum — so ruft sie mit Fröbel ihren Landsmänninnen zu: kommt und lafst uns unsern Kindern leben!

Und eine immer gröfsere Zahl folgte dem Rufe dieser hellen Stimme, die bis hinauf ins Kaiserschlofs unter den Linden und bis tief in die Häuser der Armut draufsen in den Vororten drang.

Ihres Zieles bewufst, ausgestattet mit schönen natürlichen Anlagen und vorgebildet durch eifrige Studien, theoretische und praktische, so steht sie vor uns, die edle Frau mit den warmen, blauen Augen im milden Gesichte voll von unendlicher Liebe für alles Schöne und Reine. Sie war eine gelehrte Frau, wohlbewandert auf dem Gebiete der Geschichte, der Erziehungslehre und der Seelenkunde. Fichte, Schleiermacher, Freytag, Höfding sind ihr wohl vertraut; ebenso die grofsen Geister der Reformationszeit: Luther, Comenius, Baco von Verulam, selbst die alten Kirchenväter, die Neuplatoniker und die Weisen Griechenlands.

Die Jahre vergingen, die Arbeit wuchs. Frau Schrader hatte eine treue Gehilfin gefunden in Fräulein Annette Schepel. Eine starke, nie wankende Stütze aber war das kronprinzliche Paar. Die Kronprinzessin Viktoria hegte warme Bewunderung für Fröbels Erziehungsverfahren, und ihr Gemahl teilte ihre Gesinnung. Ihre älteste Tochter Viktoria war die erste Schülerin in der 1884 eröffneten Haushaltschule des Pestalozzi-Fröbelhauses. Frau Schrader konnte stets bei diesem Fürstenpaare auf wirksame Unterstützung rechnen. Mitunter besuchte das Kronprinzenpaar zu

Weihnachten die Anstalt. Dann machte es besonders dem Kronprinzen viel Vergnügen, unter die Kinder Geschenke zu verteilen und mit ihnen zu sprechen, und die freimütige Antwort der Kleinen, die nicht wufsten, wer der freundliche Herr war, belustigte ihn sehr.

Bis zu ihrem Tode war die Kaiserin Viktoria die Beschützerin der Stiftung die sich schnell erweitert hat. Aufser einer Kinderkrippe, einem Kindergarten mit Übergangs- und Elementarklasse, einem Nachmittagsheim und Kinderhort, verbunden mit einer Arbeitschule, enthält die Anstalt noch ein Seminar, teils zur Ausbildung von Lehrerinnen oder von jungen Mädchen im allgemeinen — sogar junge Frauen sind dessen Schülerinnen — und mit dem Seminar ist endlich eine Haushaltschule und das Viktoriaheim für 40 junge Mädchen aus allen Kreisen, selbst den höchsten verbunden.

Die Räumlichkeiten in dem ersten Hause Steinmetzstrafse 16 wurden bald zu eng, und es sah trübe für die zukünftige Entwicklung der Anstalt aus. Da kam Frau Baurat Wenzel-Neckmann mit ihrem grofsen Vermögen zu Hilfe und liefs ein Gebäude aufführen, das schon durch sein Äufseres den Geist bekunden sollte, der drinnen herrscht: der Liebe zum Reinen, Lichten, Schönen.

In dem noch stillen Schöneberg, Barbarossastrafse 74, erheben sich zwei palastartige Häuser. In dem ersten ist Frau Schraders Gedanke verwirklicht: Die Schule ist ein Heim geworden, in dem junge deutsche Mädchen zu Frauen von edler Herzens- und Geistesbildung erzogen werden. Das zweite Haus ist der von demselben Geiste erfüllten Haushaltschule eingeräumt, einer Schöpfung von Frau Hedwig Heyl. Beide Häuser bilden eine grofsartige Einheit und eine umfassende Anstalt zur Erziehung von Kindern und zur Ausbildung von Frauen. Von hier sind nicht nur Kindergärtnerinnen und angehende Hausfrauen in grofser Zahl ausgegangen, sondern eine ganze Reihe von bekannten, im öffentlichen Leben stehenden Frauen haben diese Schule durchgemacht und sind erfüllt worden von Frau Henriette Schraders Geist.

Die edle, für ihre Sache begeistert kämpfende Frau blieb alle Zeit anspruchslos und machte keinen Versuch, ihre Person in den Vordergrund zu stellen. Aber alle, die für irgend eine Idee beseelt waren, auch wenn diese auf anderem Gebiete lag, fanden bei dieser Frau Verständnis und Teilnahme. Noch bis zu ihrem Tode war sie erfüllt von Plänen für die Weiterentwicklung der Anstalt; denn jedes Stillstehen fürchtete sie wie den Tod des Unternehmens. Tief schmerzte es ihre lebhafte Seele, dafs sie während der zwei letzten Lebensjahre durch Krankheit ans Bett gefesselt und zur Untätigkeit verurteilt war: sie, die stets nichts Höheres kannte als Arbeit, galt es nun theoretische oder praktische Unterweisung. Wir besitzen zwei ausgezeichnete Schriften von ihr: über den »Volkskindergarten« und »häusliche Beschäftigungen und Gartenarbeit als Erziehungsmittel im Pestalozzi-Fröbelhause.« In dem letzteren besonders hat sie ihre Lebenserfahrung niedergelegt und gezeigt, wie sie die Gedanken der beiden grofsen Männer vereint und weiter entwickelt hat: Pestalozzis und Fröbels, deren Namen nun vereinigt über dem Eingange zum stattlichen

Hause I strahlen. Dies Buch sollte ein Handbuch für jede Frau sein, der das Los zugefallen ist, kleine Kinder zu erziehen.

Vor wenigen Monaten ward Henriette Schrader von ihrem Leiden erlöst; sie starb am 25. August 1899. Ihr bestes Erbe, die Liebe zu ihrer Idee hat sie einer grofsen Zahl von edlen, hoch gebildeten Frauen hinterlassen, die ihre Arbeit aufgenommen haben und in ihrem Geiste zum eignen und zu des Volkes Glücke wirken. —

Noch einen Blick auf den schönen Garten mit seinem Spielplatze, seinen langen Reihen von Beeten für die Kinder, dem Hühnerhause und anderem, was dazu dient, Lehrstoff für die Unterweisung der Kleinen zu bieten; dann treten wir in das Innere des Hauses.

Es ist Dienstag und Empfangstag für die vielen Gäste aus Berlin oder von weiter her, die die Anstalt besichtigen wollen. Zugleich aber ist es ein Trauertag; denn Henriette Schrader ist vor einigen Tagen gestorben, und zu ihrem Gedächtnisse hat man eine Trauerfeier veranstaltet. Ihr von frischem Lorbeer umrahmtes Bild blickt uns an, sowie wir in den Saal eintreten, in dem der gemeinsame Vorstand des Pestalozzi-Fröbelhauses und des Vereins für Volkserziehung zusammenzukommen pflegt.

Aus den anstofsenden Sälen und Zimmern ertönt munteres Getöse und Gesang. Die kleinen Kinder aus der ersten Gruppe des Kindergartens singen Fröbelsche Weisen — Spiel- und Koselieder — und marschieren danach unter der Leitung ihrer Lehrerinnen.

Wir kommen gerade zurecht, um von der Balustrade der Treppe in dem grofsen Turn- und Spielsale eine grofse Schar von Kindern zwischen $2^1/_2$ und $5^1/_2$ Jahren mit Gesang die leichten Bewegungen ausführen zu sehen, die das Kind gewöhnen sollen seine Glieder zu beherrschen und mit der Zeit alle Muskeln des Körpers zu entwickeln. In Gliedern zu zweien windet sich die lange Kette durch den Saal, hierhin und dorthin, rollt sich zusammen und wickelt sich auseinander, scheinbar planlos und und frei, aber doch in guter Ordnung. Dann wird die ganze Schar in 3 Gruppen geteilt nach dem Alter. Die jüngeren verlangen eine mehr individuelle Behandlung, und die wird ihnen hier zu Teil durch eine grofse Zahl von jungen Mädchen, die sich in den Dienst der öffentlichen Erziehung gestellt haben. Es sind meistens, was wir »feine Mädchen« nennen, die hier teils als Lehrerinnen wirken, teils als Seminaristinnen unter der Leitung der ersteren in die Fröbel-Schradersche Erziehung eingeführt werden. Und wie froh sehen sie aus, recht als ob sie das Dasein schön und glücklich empfänden hier mitten unter diesen ärmlichen Kindern, die ihnen vertrauensvoll ihre Arme entgegenstrecken. Und wie frisch und kräftig erklingen die Stimmen der jungen Mädchen im Vereine mit denen der Kleinen, wie verstehen es die Leiterinnen die Kleinen mit fortzureifsen, sei es zum muntern Spiele oder zu ernsterer Arbeit!

Nach beiden Seiten wird planmäfsig verfahren. In der Kindesnatur liegt eine tiefe, unbewufste Neigung sich als Glied eines grofsen Ganzen zu fühlen. Und wenn es gilt, seine schwache Kraft im Dienste andrer, im Dienste des grofsen Ganzen zu gebrauchen, fügt sich das Kind gern der äufseren Leitung. Dieser kindlichen Neigung kommt die Fröbelsche

Erziehung entgegen, ohne jedoch das Gepräge der Schule anzunehmen: sie ist vielmehr durchdrungen von dem Geiste des Familienlebens, und darum so förderlich für die harmonische Ausbildung des Kindes. Die Arbeit der Kinder für das Ganze ist in den verschiedenen Gruppen verschieden und besteht z. B. im Ordnen der Spielsachen, im Zusammenkleben zerrissener Bilder oder Tapeten, im Anfertigen von Umschlägen für Bücher, im Aufräumen und Abstäuben der Klassenzimmer, der Tische etc., im Helfen beim Auftragen der Speisen u. a. Und das alles wird planmäfsig geleitet, doch soll die Anweisung und Beaufsichtigung nicht dahin führen, dafs die Kleinen schon früh zu gezwungenen Dienern gemacht werden; sie sollen nur zu nützlichen, dienstwilligen und die Tätigkeit liebenden Menschen erzogen werden.

Betrachten wir nun die zwei Gruppen, die sich in diesem Saale niedorgelassen haben.

Grade vor dem einen hohen Fenster, vor dem die Birken eine grüne Schutzwand bilden, steht eine lange Kiste mit Sand. Um sie herum kriechen und sitzen Kinder im Alter von 2 bis 3 Jahren, jedes mit seinem Spaten und Eimerchen. Da wird gegraben und gebaut, es werden kleine Gärtchen angelegt, ja ganze Wälder von Tannenzweigen. Nun werden die grofsen Schränke unter der Treppe geöffnet, welche Herrlichkeiten kommen da heraus: Schaukelpferde mit und ohne Schwanz, Noahs Arche in vielen Auflagen, Ställe und hölzerne Tiere — welche Schätze für diese Kinder aus den ärmlichsten Häusern Berlins!

Es mufs gesagt werden, dafs alle Kinder im Kindergarten die bleichwangigen Söhne und Töchter der Armut sind, doch dürfen nur die Mütter, die täglich arbeiten, ihre Kinder hier unterbringen. Es soll also nicht bei den Müttern Gleichgiltigkeit gegen ihre Kinder erweckt werden, im Gegenteil scheint es, als ob die Mütter vielmehr angespornt würden, besser auf die Kleinen zu Hause zu achten: die Kinder kommen sauber und ordentlich gekleidet zur »Schule« — unsaubere Kinder werden einfach nicht angenommen. Und dieser oft erst bei den Müttern geweckte Sinn für die Sauberkeit der Kinder ist ein Beweis, dafs die Eltern durch ihre Kinder erzogen werden. In dieser Hinsicht hat also das Pestalozzi-Fröbelhaus schon einen wohltätigen Einflufs auf unzählige arme Berliner Heimstätten gehabt, die nun erst wirkliche Heimstätten geworden sind. —

Aber nun sind die emsigen Sandgräber müde; wieder öffnen sich die grofsen Schränke unter der Treppe, und herauskommt eine ganze Reihe von Matratzen, auf denen die Kleinen eine Stunde schlafen, ehe sie ihr Mittagbrot erhalten — für 10 Pfennige!

Mit ruhigen Atemzügen schlummert bald die ganze Reihe, und wir wenden unsre Aufmerksamkeit der Gruppe Nr. 2 zu, die ihren Platz um einen grofsen Tisch in dem grofsen hellen Fensterausbaue desselben Saales hat. Hier sitzen die schon etwas vorgeschrittenen Drei- und Vierjährigen. Sie sind ganz in ihre Arbeit vertieft, sie flechten aus bunten Papierstreifen allerlei Muster und zeigen mit grofser Befriedigung ihr Kunstwerk der Lehrerin oder dem fremden Besucher.

Im nächsten Zimmer ist die 3. Gruppe, Kinder zwischen $4^1/_2$ und

$5^1/_2$ Jahren beschäftigt, Perlen aufzureihen, auf die Schiefertafel zu zeichnen, Figuren aus Papier zu schneiden, in Holz zu schnitzen, aus Ton zu formen u. a. Da solltest du den kleinen Burschen, meinen Liebling Fritzchen mit dem blassen klugen Gesichtchen sehen, wie stolz er die eben aus feuchtem Ton geformte Vase aufzeigt, dazu seine Schöpfung von gestern, den kleinen Leuchter, der der Sammlung ähnlicher Stücke beigefügt werden soll, um dann am Weihnachtsabende mit den von den Kindern selbst gegossenen Wachslichtchen den Weihnachtstisch zu schmücken. Unter guter Leitung kann aus Fritzchen vielleicht ein neuer Begas werden. Wer weifs? Hier im Pestalozzi-Fröbelhause wird neben dem unmittelbar Nützlichen auch das Schöne gepflegt, der Sinn für Kunst ausgebildet. Die Kunst, sagt Frau Schrader, gehört schon in die Kinderstube, sie soll ebenfalls ein Mittel der Erziehung sein, bestimmt den Menschen zu veredeln. Darum sucht man auch in dieser Gruppe Lust dazu zu erwecken, dafs die Kinder auf der Schiefertafel, auf Papier oder in Ton die Gegenstände nachzubilden suchen, die sie gesehen haben, oder über die mit ihnen gesprochen worden ist. So sah ich einen andern kleinen Jungen ausgezeichnete Federzeichnungen machen, und es war bei Personen, die sich für den geschickten Burschen interessierten, beschlossene Sache, dafs er zum Künstler ausgebildet werden sollte.

Es scheint mir, dafs Frau Schraders erweitertes und vervollkommnetes Verfahren die gröfste Entfaltung der Naturanlagen ermöglicht. Durch die weise Vereinigung von Freiheit und Leitung erhalten die Anlagen des Menschenkindes reichere Gelegenheit, sich zu zeigen und zu wachsen als oft in dem besten Heim. Denn wieviel gebildete Mütter betrachten die Erziehung ihrer Kinder als eine Kunst und eine Wissenschaft, zugleich ein herrliches Studium für sie selber?

Hier wird stets darüber gewacht, dafs der Tätigkeitstrieb des Kindes in Anspruch genommen wird, so dafs Verstand, Einbildungskraft und Eigenart des Kindes ihre reichliche und angemessene Nahrung bekommen. Wenn die Lehrerin den Kindern etwas erzählt — in der Regel liefert ein Naturgegenstand den Stoff — so zeigt sie ihnen zugleich schöne Bilder von dem Gegenstande, lehrt sie kleine Lieder singen, die davon handeln, u. s. w. Wenn die Jahreszeit es gestattet, werden kleine Ausflüge unternommen, damit die Kinder die Gegenstände in Wirklichkeit sehen. Die Einbildungskraft wird in Tätigkeit versetzt, indem das Kind nachher im Spiele die neue Welt, die ihm aufgegangen ist, wieder hervorzubringen sucht. Allerhand Natur- und Gebrauchsstoff steht den Kindern zur Verfügung: Papier, bunte Lappen, nasser Ton, Holzklötzchen, Sand, Wasser u. s. w., und unermüdlich versuchen die Kleinen, bis ihre Nachbildung ihnen gelungen scheint. Die gröfseren Schüler verfertigen in der Handarbeitschule kleine Werkzeuge, Bänkchen u. a. für die Kleineren. Auf diese Weise wird das Kind auf naturgemäfsem Wege und planmäfsig in die grofse Welt der Kunst und des Gewerbfleifses eingeführt. Und zugleich wird durch diese Verbindung von Selbsterlebtem und Kunst der Grund zu einer heiteren Weltanschauung gelegt, besser als in mancher gebildeten Familie, wo nur Märchen, mehr oder minder unschöne Bilderbücher u. a. die Kinderphanta-

Digitized by Google

sie aus der rechten Bahn rücken, sie ungesund machen und den Geschmack ebenso verderben wie die gesunde Freude an der umgebenden Natur. Man soll dem Kinde das Alltagsleben verschönern durch den Zauber der Poesie, aber nicht einer nur geträumten . . .

Aus dem nächsten Zimmer höre ich kleine Mädchen aus derselben Altersgruppe in eifriger Beschäftigung. Wir schauen hinein. Rings umher stehen auf niedrigen Bänken die niedlichsten Waschbalgen, dort eine Wringmaschine, eine Mangel, ein Herd für Plätteisen, kurz eine vollständige Waschstube. Und heute ist grofser Waschtag. Die Schürzen der kleinen Tonkünstler, der Köchinnen u. a. werden gewaschen. Auf dem kleinen mit Gas geheizten Puppenherde werden die Plätteisen heifs gemacht, die kleinen Händchen plätten und streichen mit Eisen, verbrennen sich wohl auch, aber es wird mutig fortgearbeitet. In dieser Abteilung wie in allen übrigen wachen freundliche und geduldige Lehrerinnen über die Kleinen. In diesem Zimmer wird auch das Aufwaschen nach den Mahlzeiten vorgenommen, und in den Schränken stehen grofse Stapel von den Frühstücksbrettchen der Kleinen u. a. Jede Gruppe mufs ihre Sachen in Ordnung halten. So werden diese kleinen Mädchen zu guten Haushälterinnen und Hausmüttern erzogen.

Nachdem wir einen Blick in eine kleinere Küche geworfen haben, die nur zum Anwärmen der Milch für die Säuglinge in der »Krippe« bestimmt ist, treten wir in diese. Es sind 2 hohe, helle Zimmer; in der einen steht Wagen neben Wagen, und in den sauberen, weifsen Kissen schlafen die Kleinen, von denen das jüngste 8 Tage alt ist. Im Zimmer machen andere Kinder von $1^1/_2$ Jahren Gangversuche. Hinter den Wagen aber bewegt sich die Schwester, der die Wartung der Säuglinge anvertraut ist. Im zweiten, teilweise mit Porzellan bekleideten Zimmer blinken die kleinen Badewannen, an der Wand sind Hähne mit warmem und mit kaltem Wasser und an Haken hängen lange Reihen von Schwämmen.

Die Krippe gehört nicht unmittelbar zum Pestalozzi-Fröbelhause; sie ist eine Einrichtung des Berliner Krippen-Vereins und hier eingemietet. Es werden nur die Kinder ordentlicher Mütter aufgenommen, die Tags auf Arbeit gehen. Früh um 6 Uhr wird die Krippe geöffnet, und am Abende holen die Mütter ihre Kinder wieder ab.

Nun hinauf in den Oberstock. Es ist Freistunde, und auf der breiten Steintreppe wie in den hohen, hellen Gängen spielen die älteren Kinder. Auch eine oder die andere von den Seminaristinnen triffst du und bei allen kannst du den beobachtenden, munteren Gesichtsausdruck wahrnehmen, der das Kennzeichen einer in schöner Entfaltung begriffenen Seele ist.

In allen Stockwerken ist die Einrichtung gleich. Dem grofsen Spiel- und Turnsaale von unten entspricht hier ein in edler Bauart ausgeführter Versammlungssaal mit Rednerpult und Orgel. Hier werden alle Feste abgehalten. Über der Tür steht das inhaltreiche Wort:

Streu nur in Gottes Namen
Des Herzens Reichtum aus,
Vielleicht aus all den Samen
Wächst doch ein Blütenstrauſs.

In diesem Stockwerke sind Schulzimmer, teils für die sogenannte Übergangsklasse mit Kindern von $5^1/_2$ bis 6 Jahren, teils für die Elementarklasse, in der sich Kinder von 6 bis $7^1/_2$ Jahren befinden. Das Pestalozzi-Fröbelhaus darf in diese Klasse nur 20 Kinder aufnehmen, und der Unterricht mufs Rücksicht nehmen auf die öffentlichen Schulen, deren unterste Klasse ja die Kinder überspringen wollen. Gleichwohl besteht ein innerer Zusammenhang der Elementarklasse und der Übergangsklasse mit dem Kindergarten, wie ja in dem Fröbelschen Systeme nichts losgerissen und für sich dasteht, sondern eines folgt aus dem andern. Bezeichnend für den Lehrgang in diesen beiden Klassen ist die Aufstellung eines »Monatsgegenstandes«.

Ich habe schon vorher darauf hingewiesen, welche Bedeutung die Naturbetrachtung in der Fröbelschen Erziehung hat. Für die armen, auf die Gasse oder die dunklen Höfe angewiesenen Kinder aber ist es ein besonderer Segen, dafs sie hier ein Stück Natur kennen lernen, dafs sie ihre eigenen kleinen Beete bearbeiten können, Eigentumsrecht erhalten über ein paar Pflanzen und Blumen, und hinauskommen in den nahen botanischen Garten, in den Tiergarten, den Wald, oder in einen Kuhstall u. a.

Frau Sehrader hat bis ins Einzelne den Plan ausgearbeitet für die Behandlung eines »Monatsgegenstandes« aus dem Gebiete der Natur. Schon im zarten Alter fängt das Kind der ersten Gruppe an, sich spielend mit dem Gegenstande zu beschäftigen, der allmählich ein Gegenstand des Unterrichtes für die älteren Gruppen wird. Da ist z. B. die Biene. Das Kind sammelt Blumen und lernt sie und ihren Saft kennen, sieht die Bienen und deren Körbe, die Larven und ihre Entwicklung in den Wachszellen, ist zugegen, wenn der Bienenstock geleert wird, leckt den Honig und bekommt ein Stückchen von der Wabe; zuletzt gieſst es aus Wachs kleine Lichte, die am Weihnachtsabende in dem vom Kinde selber geformten und bemalten Lenchter brennen sollen. Nach und nach lernt das Kind durch die Schilderungen der Lehrerin mittels Bilder, Lieder und auch durch lehrhafte Unterweisung diesen Gegenstand nach allen Seiten hin kennen. Gewifs ein gutes und zugleich einfaches Verfahren, das man auch in den gebildeten Familien einführen sollte. Freilich müfsten da wohl manche Mütter sich erst selber über den Gegenstand unterrichten. Denn ohne gründliche Kenntnis kann die Mutter ihr Kind nicht anleiten und belehren.

Es gibt eine Menge verschiedener Monatsgegenstände: Das Wasser, die Küchengewächse, das Huhn, endlich das liebste: die Tanne. Die Art, wie die letztere behandelt wird, ist ein wahres Kunstwerk und verdiente einen besonderen Abschnitt, doch fehlt der Raum dazu. Doch kann ich nicht unterlassen, in diesem Zusammenhange an Topelius Mahnung zu erinnern: alle Mütter sollten ihre Kinder zur Pflege von Pflanzen und Tieren anhalten; die Kinder lernen hierdurch bei Zeiten die schwere, aber grofse und edle Kunst des Dienens und der Opferwilligkeit.

In demselben Stockwerke befindet sich auch die Küche und der Speisesaal für die Kinder von 6—14 Jahren, die hier für billigen Preis zu Mittag essen, zugleich aber auch dabei behilflich sein müssen und in den einschlagenden Beschäftigungen unterwiesen werden; am Nachmittage

bleiben sie im sogenannten Nachmittagsheim und machen dort ihre Schularbeiten. Diese Abteilung umfafst 180 bis 200 Kinder.

Dafs alles in diesem Saale wie auch in den übrigen Räumen so praktisch wie möglich angeordnet ist, braucht nicht gesagt zu werden. Die Deutschen tun alles gründlich. Das ganze Volk ist durchdrungen von grofsartigem Ordnungssinne und peinlicher Genauigkeit.

Auch das dritte Stockwerk hat seinen grofsen Saal, den gemeinsamen Speisesaal für Lehrerinnen, Seminaristinnen und Kostgängerinnen (Pensionärinnen) einen besonders schönen Saal, aus dessen Fenstern man eine prächtige Aussicht über die angrenzenden Gärten, die St. Paulskirche und das Prinz-Heinrichs-Gymnasium hat. Die Wände sind geschmückt mit grofsen Bildern von Kaiser Friedrich und Kaiserin Viktoria mit deren eigenhändiger Namensunterschrift. Den übrigen Teil des Stockwerkes nehmen Lehrsäle für die Seminaristinnen ein, junge Mädchen aus verschiedenen Kreisen, die hier einen Lehrgang durchmachen, entweder um sich zu Lehrerinnen auszubilden oder nur um sich für ihre zukünftige Tätigkeit als Hausfrau zu vervollkommen; weiter die Zimmer der Lehrerinnen und deren schöner Gesellschaftssaal nebst der kleinen Haushaltschule, die nicht mit der vorhergenannten grofsen Schöpfung von Frau Heyl in Haus Nr. 2 zu verwechseln ist.

Im obersten Stockwerke endlich ist das »Viktoria-Mädchenheim«, ein Pensionat für 40 der jungen Mädchen, die das Seminar besuchen.

Wenn ich schliefslich hinzufüge, dafs im Kellergeschosse verschiedene Räume für Slöjd vorhanden sind, — der Lehrer ist in Näås ausgebildet — so glaube ich eine ziemlich vollständige Vorstellung von dem zusammengesetzten und doch so wunderbar einfachen und in sich zusammenhängenden Ganzen gegeben zu haben. Es ist nicht blofs eine Pfleg- und Erziehungsanstalt für Kinder, es ist vor allem eine Bildungsanstalt für Frauen. Und gerade dadurch, dafs die Arbeit hier ihren Mittelpunkt hat in dem kleinen Kinde, in des Kindes Gedankenkreis, darum greift sie so tief ein.

Das Pestalozzi-Fröbelhaus gleicht einem grofsen Herzen, von dem wahre Zärtlichkeit und bewufste Mütterlichkeit ausstrahlt in Tausende von deutschen Heimstätten.

Möchten doch überall die Frauen hoch und niedrig das Fröbelsche Mahnwort beherzigen:

»Kommt, lafst uns unsern Kinder leben!«

G. H.

---

3. Das neue Schulbedarfgesetz von 1902 in Bayern

Von Dr. H. Weber in Eichstätt

Endlich befindet sich nach langen, heifsen Kämpfen das bayerische Schulbedarfgesetz unter Dach und Fach und bringt vielen Lehrern vom 1. Juli 1902 ab die längst ersehnte, wohlverdiente Aufbesserung. Es war höchste Zeit. Denn seit dem Jahre 1861 hat man das Schulbedarfgesetz nicht mehr geändert, trotz der riesigen Steigerung aller Anforderungen an

Digitized by Google

das Leben, vor allem der gewaltigen Preiserhöhung für die verschiedensten zum Leben notwendigen Dinge. Die Zustände waren vielfach unhaltbar geworden. Das drohende Gespenst eines immer fühlbarer werdenden Lehrermangels pochte lauter und lauter an die Türe und zwang beide Kammern zu einer Aufbesserung der Gehälter. Diese ist allerdings keine allgemeine. Das Gesetz bezweckt nur einen Ausgleich, d. i. eine Erhöhung der Gehälter auf den bisher schlecht bezahlten Stellen. Da diese fast ausschliefslich auf dem Lande zu suchen sind, so kommt das Gesetz vorwiegend den Landlehrern zu gute, in geringerem Mafse den Lehrern in kleineren Städten, während jene in grofsen Städten völlig leer ausgingen, ja sogar eine Schädigung erlitten. Ungefähr 4000 Personen nehmen an der Aufbesserung überhaupt nicht teil.

Das Schulbedarfgesetz unterscheidet für die Gehaltbemessung zwischen Fassionschulstellen und solchen mit Ortstatut. Art. 13 Abs. 1 bestimmt, dafs alle unmittelbaren Städte im rechtsrheinischen Bayern, dann alle Gemeinden mit 5000 und mehr Einwohnern im Königreiche verpflichtet, alle unter 5000 berechtigt sind, die Gehaltverhältnisse der Volkschullehrer durch besondere Ortstatuten zu regeln. Eine Gemeinde, die einmal ein Ortstatut errichtet hat, darf dieses nicht mehr aufheben (Art. 13, Abs. 4). In allen übrigen Gemeinden sind nach Art. 7, Abs. 4 die Stellengehälter durch Fassionen auszuweisen, in denen sämtliche Einkommenbestandteile des Schuldienstes und des damit etwa verbundenon Kirchendienstes darzustellen sind, wobei die Naturalbezüge und Naturalgenüsse in Geld veranschlagt sein müssen.

Für beide Arten von Schulstellen beträgt in Zukunft nach Art. 7, Abs. 1 und Art. 13, Abs. 2 der Mindestgehalt

für	Volkschullehrer . . .	1200 M
„	Volkschullehrerinnen . .	1000 „
„	Schulverweser	1000 „
„	Schulverweserinnen . .	900 „
„	Hilfslehrer	820 „
„	Hilfslehrerinnen . . .	820 „

Hiebei ist nicht eingerechnet eine Dienstwohnung. Zu deren Herstellung sind nach Art. 8, Abs. 1 die Gemeinden oder zusammengesetzten Schulsprengel unter 2500 Seelen verpflichtet. Sie hat bei Volkschullehrern zu bestehen »in einer für den Bedarf einer Familie ausreichenden Wohnung mit den erforderlichen Wirtschaftsräumen, bei Volkschullehrerinnen, ferner bei Schulverwesern im Falle des Art. 4, Abs. 1. — Nach diesem kann an einer Volkschule, wo nur eine Lehrerstelle besteht und die Schülerzahl nach 5jährigem Durchschnitte weniger als 50 beträgt, ein Schulverweser statt eines Volkschullehrers aufgestellt werden, wenn ein solcher nicht schon bisher die Stelle inne hatte — in einer die Führung eines selbständigen Haushaltes ermöglichenden Wohnung, bei dem übrigen Lehrpersonal in einem geräumigen heizbaren Wohnzimmer. Über Anfang und Beschaffenheit der Wohnungen erläfst das Ministerium nähere Vorschriften. Unter einer ausreichenden Wohnung hat man nach der Erklärung des Ministers (Stenogr. Bericht 268. Sitzung, S. 339) 4 heizbare Zimmer mit

Nebengelassen zu verstehen. In Gemeinden über 2500 Einwohnern tritt eine Mietentschädigung nach den ortsüblichen Preisen ein; doch können mit Genehmigung der Regierungen die Gemeinden unter 2500 Einwohnern auch Mietentschädigung gewähren und die über 2500 Einwohner Dienstwohnungen bereit stellen. Den Nutzwert der Dienstwohnung eines Volkschullehrers veranschlagt Art. 18, Abs. 3 auf 200 M und niedriger darf in keinem Falle die Mietentschädigung sein.

Hiernach stellt sich das Gesamtersteinkommen auf mindestens 1400 M, und da die Dienstalterzulagen vom Seminaraustritte an gerechnet werden, so bezieht ein Lehrer, der mit 19 Jahren das Seminar verläfst, bei seiner Anstellung mit 29 Jahren noch weitere 180 M, also zusammen einen Mindestgehalt von **1580** M.

Die Dienstalterzulagen sind im wesentlichen gleichgeblieben. Man rückte bisher nach dem 5., 10., 13., 15. Jahre und dann von 5 zu 5 Jahren je um 90 M vor. (Engelmanns Bayer. Volksschulrecht S. 231.) Nunmehr tritt vom 25. Dienstjahre ab eine kleine Erhöhung von 30 M ein, also 120 M statt 90 M, jedoch nur für die Orte unter 10 000 Einwohnern; auch wurden die Zulagen vom 40. Dienstjahre ab gestrichen. Der Gehalt bleibt von da an der nämliche. Nach 40 Dienstjahren bezieht demnach ein jeder Lehrer einen Mindestgehalt von 1400 M + 930 M = **2330** M.

In vielen Fällen kommt hierzu noch das »Einkommen aus einem mit dem Schuldienste verbundenen Kirchendienste (Mefsner-, Kantor-, Chorregenten- und Organistendienst)«, das in den vorigen Mindestgehalt nicht einbezogen wird, soweit es 200 M nicht übersteigt (Art. 7, Abs. 2). Im ganzen sind in Bayern von 7196 definitiven Lehrstellen 5196 und 135 Verwesersteilen mit Kirchendienst verbunden und zwar in Oberbayern 877 Stellen mit einem durchschnittlichen Erträgnisse von 365,59 M, in Niederbayern 571 Stellen mit 411,11 M, in der Pfalz 446 Stellen mit 70,80 M, in der Oberpfalz 528 Stellen mit 301,12 M, in Oberfranken 482 Stellen mit 292,70 M, in Mittelfranken 643 Stellen mit 188,8 M, in Unterfranken 904 Stellen mit 130,61 M, in Schwaben 793 Stellen mit 317,8 M. In 5 Kreisen beläuft sich das durchschnittliche Erträgnis demnach auf mehr als 200 M, nur in der Pfalz, Mittelfranken und Unterfranken ist es geringer (278. Sitzung S. 492). Selbstverständlich gibt es auch in jenen 5 Kreisen Mefsnerstellen mit weniger als 200 M Entschädigung. Für das ganze Königreich beläuft sich das Durchschnitterträgnis auf 261 M, während es in Württemberg vor der Trennung des Mefsnerdienstes vom Schulamte nur 122 M betrug, weshalb die Lostrennung dort leichter erfolgen konnte als in Bayern, wo man die Verbindung noch bestehen liefs.

Man sieht, allzukühn ist diese Erhöhung nicht, auch wenn man noch das Nebeneinkommen aus dem Kirchendienste einbezieht, um so weniger kühn, wenn man bedenkt, dafs die Fassionen gegen früher vielfach höher veranschlagt sind und die Lehrer durch diese höhere Veranschlagung selbst einen guten Teil der Aufbesserung tragen (rund 800 000 M, Stenogr. Bericht S. 585) und dafs der Ansatz von 200 M für die Dienstwohnung

nur Orten mit höherem Mietpreise zu gute kommt — weil dort zumeist keine Dienstwohnungen bestehen. Siehe Art. 8, Abs. 2 — während er für das Land entschieden zu hoch ist. Bisher war der Nutzwert einer Wohnung für Gemeinden unter 2500 Einwohnern mit 20,60 M angesetzt, in Gemeinden mit 2500—10000 mit 42,10 M und in Städten über 10000 mit 85,80 M. (Siehe Englmann, Bayr. Volksschulrecht S. 228). Ein grofser Teil der Lehrer erhielt durch die Veranschlagung der Wohnung auf 200 M kostenlos eine Aufbesserung von 180 M.

Noch bescheidener wird die Aufbesserung, wenn man die nunmehrigen Gehälter der Lehrer vergleicht mit denen verschiedener Beamten die geringere Zeit auf ihre Vorbildung verwandt haben, z. B. einem Bahnadjunkten mit 6jährigem Studium. Beide beziehen

		Adjunkt	Volksschullehrer
vom	1.—3. Jahre . .	1350 M	1580 M
„	4.—5. „ . .	1530 „	1580 „
„	6.—10. „ . .	1710 „	1670 „

In diese Zeit fällt spätestens die Beförderung zum Expeditor.

(1.—3.)	10.—13. Jahre . .	2160 M	1760 M

(2160 M = 1680 M Gehalt, 120 M Zulage f. Wohn.- und 360 M Funktionszulage)

(4.—5.)	14.—15. Jahre . .	2340 M	1850 M
(6.—10.)	16.—20. „ . .	2520 „	1940 „
(26.)	36. „ . .	3240 „	2210 „

Rechnet man auch noch den durchschnittlichen Betrag für den Kirchendienst von 261 M hinzu, so bleibt gleichwohl noch eine auffällige Zurücksetzung des Lehrers. Zu dem geringeren Anfangsgehalte der Adjunkten mufs man beachten, dafs diese meist in jüngerem Alter stehen und bei gleichem Alter ebenfalls den Gehalt der Lehrer erreicht haben. Noch ungünstiger wird ein Vergleich mit Bediensteten ohne jegliche Vorbildung. Ein Zugführer, Oberpackmeister u. s. w. (siehe Gehaltsregulativ für nichtpragmatische Staatsbeamte und Bedienstete X. Klasse; Münchner Jahrbuch 1902 S. 418.) erhält nach dem 25. Dienstjahre 2400 + 120 M = 2520 M, die mannigfachen Nebeneinnahmen wie Streckengeld u. s. w. gar nicht eingerechnet.

Immerhin aber bedeutet das Gesetz gegen früher eine wesentliche Verbesserung. Von etwa 14000 weltlichen Lehrern und Lehrerinnen haben 10374 Personen einen Nutzen hiervon und zwar »7261 Inhaber öffentlicher Schulstellen und 3113 Verweser, Hilfslehrer und weltliche Lehrerinnen aller Kategorien« (Stenogr. Ber. S. 485). Es steigt der Durchschnittanfanggehalt für Lehrer in Gemeinden unter 2500 Einwohnern von 884 M und in Gemeinden über 2500 Einwohnern von 966 M auf 1200 M, das Einkommen eines Verwesers von 700 M auf 1000 M, des Hilfspersonals von 655 auf 820, der Verweserinnen von 600—700 M auf 900 M (Stenogr. Bericht S. 485). Es gewinnen von 7261 Lehrern 1840 etwa 400—600 M, 3198: 300—400 M, 1292: 200—300 M, 481: 100—200 M, die übrigen unter 100 M bis wenige

Pfennige. Der durchschnittliche Mehrempfang für sämtliche beteiligte Personen ist 302 M und der Gesamtmehraufwand beträgt — ohne jene 800 000 M aus der Erhöhung der Fassionen — 3 134 000 M; hiervon trägt $^4/_6$ d. i. 2 089 428 M der Staat, das übrige (1 044 572 M) haben die Gemeinden aufzubringen (Art. 16, Abs. 2, Ziff. 4, u. Art. 1, Abs. 1); doch können diese im Falle geringer Leistungfähigkeit sich an den Kreis um Unterstützung wenden, der hierzu verpflichtet ist.

Allein trotz der Erhöhung ist wohl selten eine Aufbesserung mit so geringer Freude begrüfst worden wie diese. Die Ursachen sind verschiedene. Schon die Eiseskälte der ministeriellen Denkschrift zu dem Entwurfe, in der auch keine Spur von Anerkennung der aufopferungsvollen Tätigkeit der Lehrer zu finden war, hatte Mifsbehagen hervorgerufen. Ein unglücklicher Stern waltete sodann über dem Gesetze. Im Jahre 1896 scheiterte ein Antrag auf gründliche Verbesserung der Verhältnisse. In der letzten Tagung der Volksvertreter legte das Ministerium den nunmehr behandelten Entwurf vor, die Finanzlage war günstig, die Abgeordneten in rosiger Laune, es bestand Hoffnung, dafs man über die vom Ministerium vorgeschlagenen Sätze wesentlich hinausginge, da verschob man die Beratung des Entwurfes wegen der vorgerückten Tagung; es trat dann ein völliger Umschwung in der Finanzlage ein und da hiefs es sparen. Waren die Lehrer schon ungehalten über die Verschiebung, so konnten sie nunmehr doppelt ungehalten sein. Man hatte sie bisher Jahrzehntelang bei der Aufbesserung der übrigen Staatsdiener übergangen, und nun endlich die Reihe auch an sie gekommen war, da war für sie kein Geld vorhanden. Man hatte doch einen Mindestanfanggehalt von 1500 M ausschliefslich der Dienstwohnung gehofft, die Finanzlage machte diese Hoffnung zu nichte. Man sagte sich mit Recht: Wäre im vorausgehenden Landtage eine stärkere Erhöhung Gesetz geworden, so bestände diese auch jetzt zu Recht, trotz der schlechteren Lage. — Man betrachtet ferner diese schlimme Finanzlage nur als eine vorübergehende. Bessern sich aber die Verhältnisse, so sei es trotzdem sehr zweifelhaft, ob damit eine Besserung des Gesetzes kommt. Schulbedarfgesetze seien nach den bisherigen Erfahrungen sehr zählebig und wollen mindestens eine Lebensdauer von 30—40 Jahren hinter sich haben.

Niederschlagend wirkte und wirkt der Vergleich mit anderen Berufsarten wie z. B. dem Bahnpersonal. Daraus mufsten die Lehrer folgern, dafs man die Jugendbildungarbeit doch noch zu gering einschätze. Alles Lob über den Wert des Berufes hilft nicht über die beschämende Tatsache hinweg, dafs man unsere Jugendbildner schlechter bezahlt als einfache Bedienstete ohne jede höhere Vorbildung. Und doch sollte die Jugenderziehung die wichtigste Angelegenheit des Staates sein, für sie sollten selbst Millionen nichts verschlagen.

Erregte ferner grofse Enttäuschung die geringe Erhöhung der Dienstalterszulagen, sofern man sie überhaupt als eine solche bezeichnen mag, so erweckte tiefe Erbitterung der Umstand, dafs man die Städte über 10 000 Einwohner nicht nur völlig ausschlofs, sondern sogar schädigte. Schon der Umstand rief starke Verstimmung hervor, dafs man den Lehrern

in grofsen Städten wie München, Nürnberg u. s. w. ihre höheren Gehälter und ihre Nebenverdienste vorrechnete. Abgesehen von den gröfseren Ausgaben, die den höheren Einnahmen gegenüberstehen, war ja gerade das der einzige Lichtblick, dafs die grofsen Städte auskömmlich für die Lehrer sorgten und dadurch den ganzen Stand hoben, dafs von den Lehrern mit trefflichen Zeugnissen einige wenigstens hier einen ihrer geistigen Fähigkeit und Leistungskraft entsprechenden Gehalt bezogen, dafs hier wenigstens ein, wenn auch geringes, Beförderungsverhältnis bestand. Der Hinweis auf Staatsbeamte in Klasse XI, Amtsrichter, Gymnasial-Reallehrer, Bauamtsassessoren n. s. w., die in München, Nürnberg u. a. O. in gleichem Alter weniger Einkommen hätten als die dortigen städtischen Lehrer (Sten. Ber. S. 146), war völlig verfehlt. Man kann das höchstens als Beweis gelten lassen, dafs auch hier Mifsstände vorliegen, dafs der Staat diese Beamten in Städten zu schlecht bezahlt, nicht aber, dafs man deswegen den Lehrern in den gröfseren Städten nichts zu geben brauchte. Jene Beamten werden zudem bald befördert — während diese Möglichkeit bei den Lehrern nur eine äufserst geringe ist — und wo eine solche Beförderung nicht vorhanden wie teilweise bei dem höheren Lehrstande, der ja überall im Nachteile ist,[1]) da sollte der Staat solche schaffen, nicht aber aus solchem Umstande den Anlafs ziehen, die Lage der Stadtlehrer zu verschlechtern. — Noch tiefergreifende Erregung erfafste die städtische Lehrerschaft ob des sogenannten Pauschalierungsartikels (Art. 14, Abs. 1). Bisher bezogen die Lehrer die staatlichen Dienstalters- und sonstigen Zulagen unmittelbar vom Staate. Mit jedem neuen Lehrer stiegen aber die Ausgaben und da die grofsen Städte am meisten wuchsen, so trafen auf diese vorwiegend die Mehrlasten. Von dem Mehraufwande von 450 000 M für Dienstalterszulagen innerhalb 8 Jahren fielen 145 000 M allein auf München und Nürnberg. Dieser Steigerung wollte die Regierung ein Ende machen und den Gemeinden über 5000 Einwohnern ein für allemal einen Bauschbetrag zuweisen, der Summe gleich, die der Staat im Jahre 1902 für die Zulagen der Lehrer in jenen Gemeinden aufbrachte. Mufsten die Städte dann infolge des Wachstums der Bevölkerung auch neue Lehrstellen errichten, so bekamen sie nicht mehr, der Staat hatte keine Mehraufwendungen. Die Summen für die Zulagen blieben für ihn die gleichen. Für den Staat war diese Bestimmung nützlich, für die Städte und städtischen Lehrer hingegen eine empfindliche Schädigung. Denn entweder trug die Stadt die Mehrlasten für die Vermehrung der Lehrer ohne weiteres oder sie mufste die bisherigen Gehaltsverhältnisse verschlechtern, um die Vermehrung einzusparen; aber die Verschlechterung hat auch ihre Grenze und aufserdem bedeutet die Verminderung des Gehaltes auch eine Verschlechterung des Lehrpersonals. Von jeder staatlichen Verbesserung der Zulagen waren ferner durch diese Anordnung die Stadtlehrer ausgeschlossen.

[1]) Man vergleiche hierzu die sehr lehrreiche Zusammenstellung in dem Aufsatze: »Zur Frage der Revision des bayerischen Gehaltregulativs« von J. M. Fauner in den Blättern f. d. bayer. Gymnasialschulwesen 1902.

Gegen diese Maßregel, welche die Kammer zunächst schon abschwächte, indem sie die Zahl 10 000 statt 5000 setzte, nahmen sowohl die betroffenen Städte als auch die Lehrerschaft Stellung, diese auf einer Tagung zu Nürnberg, und die mächtige Bewegung, getragen von der allgemeinen Unzufriedenheit, bewirkte, daß die Kammer eine weitere einschneidende Milderung vornahm. Sie bestimmte in Art. 14, Abs. 1 Ziff. 2, daß die Bauschabfindungen von 6 zu 6 Jahren neu geregelt werden müßten und dem Landtage jedesmal entsprechende Vorschläge zu machen seien, und in Abs. 2, daß die Bauschabfindungen unbedingt zur Verbesserung der Lehrergehälter verwandt werden müßten. Wohl war hierdurch die Bestimmung gegen vorher erträglich geworden, allein die Städte und deren Lehrer blieben immer noch geschädigt, die Städte, da sie für die von 6 zu 6 Jahren entstehenden Mehrlasten aufzukommen hatten und da die bestehenden Abfindungssätze in Kraft blieben, falls keine Einigung über die Neuregelung erfolgte, die Lehrer, indem sie von einer dazwischen erfolgten etwaigen Aufbesserung ausgeschlossen und — gegen vorher — einer wenn auch mäßigen Verschlechterung ihrer Gehälter — zum Ausgleiche für die Mehrlasten — ausgesetzt waren. Daher verschwand die einmal vorhandene Unzufriedenheit nicht, um so weniger als eine gleiche Bestimmung über Bauschabfindungen für die Ruhegehälter getroffen wurde (Art. 18, Abs. 6) und die Kammer verfügte, daß der Ruhegehalt nie höher sein dürfte, als der Dienstgehalt (Art. 18, Abs. 7), eine Anordnung, die an und für sich durchaus gerechtfertigt ist, aber doch die bestehenden Rechte einzelner kränkte, die diese durch Zahlung in verschiedene Kassen erworben hatten. Wegen der Bauschabfindungen sind die Städte mit mehr als 10 000 Einwohnern nunmehr verpflichtet, Pensionskassen zu errichten, während die Lehrer der übrigen Orte die Pensionen wie bisher vom Kreise beziehen (Art. 18, Abs. 2). Dieso haben sich nicht geändert; zum Ausgleiche der bislang bestehenden Ungleichheiten zwischen den einzelnen Kreisen wurde im Art. 19a, Abs. a 1 Million Mark bestimmt.

Weitere Ursache zur Unzufriedenheit gaben die höhere Berechnung der Fassionen und des Wohnungsgeldes, wodurch mancher nur scheinbar eine Aufbesserung erhielt, die Scheiterung des Antrages, den Meßnerdienst vom Schulamte zu trennen, und die Verschlechterung der Beförderungsverhältnisse oder Verringerung der Lehrstellen durch Art. 4; hiernach darf von 2 Lehrstellen 1 mit einer Lehrerin besetzt werden (Abs. 1) und bei mehreren Lehrstellen sind $^2/_3$ mit Lehrern zu besetzen, wobei Bruchteile nicht in Anrechnung kommen (Abs. 5 S. 465), während die Regierung $^2/_3$ Bruchteile anrechnen wollte, was für große Schulen wichtig ist; in Schulen, wo Kinder beiderlei Geschlechtes Unterricht empfangen, kann für einen Lehrer stets eine Lehrerin eintreten (Abs. 5). Unangenehm berührte sodann die finanzielle Heranziehung der Gemeinden; in manchen Orten wird hierdurch die Stellung des Lehrers noch ungünstiger und viele Lehrer erklärten, lieber auf eine Erhöhung zu verzichten als daß die Gemeinden belastet würden. Der letzte Landtag hatte ferner schon 3 Millionen Mark für die Anfbesserung der Lehrer bereitgestellt. Nach verschiedenen im Landtage und Reichsrate gefallenen

Äufserungen hatten die Lehrer gehofft, dafs man diese 3 Millionen auch zur tatsächlichen Aufbesserung verwende, entweder indem man das Gesetz rückwirken lasse auf 1901, mindestens auf den 1. Januar 1902 oder die Dienstalterzulagen erhöhte. Beides geschah nicht, sondern man überwies 1 Million den Kreisanstalten zur Unterstützung dienstunfähiger Lehrer (Art. 19a, Abs. a) und 2 Millionen zur Gründung eines allgemeinen Unterstützungvereines für die Hinterbliebenen unter Vereinigung der vorhandenen privaten Kassen und Stiftungen von mehr als örtlicher Bedeutung, oder zur Gründung einer »Pensions- und Reliktenunterstützungszuschufskasse« für das Lehrpersonal ohne gemeindliche Ruhegehälter (Art. 19a, Abs. b). In diesem Abs. b erblickten die Lehrer einen Angriff auf das bayerische Lehrerwaisenstift und des bayerischen Lehrervereins, die beide eng miteinander verknüpft sind. Der bayerische Lehrerverein, der etwa 90—95 % sämtlicher bayerischer Lehrer umfafst, hat das Waisenstift mit grofser Liebe und Sorgfalt grofsgezogen und gibt sein Kind nicht gern aus der Hand. Nachdem nun schon wiederholte Vorstöfse zu einer Trennung beider gemacht und abgewiesen worden, erregte dieser neue Ansturm weitgehende Mifsstimmung, um so stärker, als man darin auch einen Angriff auf den Bestand des bitter befehdeten bayerischen Lehrervereins sah.

Als ein wunder Punkt stellt sich endlich noch die Verquickung von Organisationfragen und religiösen und parteipolitischen Anschauungen mit der Aufbesserungsfrage dar, bei der Beratung des Gesetzes und die Aufnahme entsprechender Bestimmungen in das Gesetz z. B. über die Simultanschule. Wie immer die Anschauungen sind, man sollte diese in einem eigenen Gesetze zur Geltung bringen, nicht in einem Bedarfsgesetze, sonst entsteht, wie hier, ein Etwas, halb Bedarfs-, halb Organisationsgesetz, ein Etwas, das die grofse Gefahr in sich birgt, eine reine Magenfrage in eine Haupt- und Staatsaktion umzuwandeln und dringend gewordene Aufbesserungen an dem Gegensatze der Weltanschauungen scheitern zu lassen — wie es schon diesmal um ein Haar der Fall gewesen wäre. Möge es einer künftigen Zeit gelingen, eine solche säuberliche Scheidung vorzunehmen.

---

4. Das Zwangserziehungsgesetz und die Verhandlungen darüber im bayerischen Landtage

Von Dr. H. Weber in Eichstätt

Die Zukunft eines Staates beruht auf seiner Jugend. Je tüchtiger diese körperlich, geistig und sittlich ist, desto besser wird es um den Staat stehen. Eine körperlich und sittlich verwahrloste Jugend dagegen bildet für ihn eine grofse Gefahr. Wo sich daher die Eltern nach jeder Hinsicht der natürlichen Aufgabe entschlagen, ihre Kinder zu erziehen hat der Staat das Recht und die Pflicht einzugreifen, um die Verwahr-

losung zu verhüten. Deshalb und wegen der Zunahme des Verbrechertums unter der Jugend in neuerer Zeit liefs schon das Reichstrafgesetzbuch von 1872 in § 55 für Verbrecher von 12—18 Jahren eine Zwangserziehung eintreten und bezog 1876 auch die unter 12 Jahren herein, welche strafrechtlich nicht verfolgt werden konnten (a). Fast sämtliche Bundesstaaten, so Preufsen durch das Gesetz vom 13. März 1878, erliefsen hierzu entsprechende Ausführunggesetze. Nur Bayern gehörte zu den wenigen Staaten, die ein solches Gesetz noch für überflüssig erachteten. Nun hat auch das bürgerliche Gesetzbuch diesen Rechtstoff nach »grofsen ethischen und sozialen Gesichtspunkten für das öffentliche Recht« geordnet und jenen Bestimmungen des Reichstrafgesetzbuches in § 1666 hinzugefügt, dafs Zwangserziehung eintrete, wenn die Eltern das Recht der Sorge für die Person des Kindes mifsbrauchen, das Kind vernachlässigen oder sich eines ehrlosen oder unsittlichen Verhaltens schuldig machen, ferner, dafs dem Vater die Vermögensverwaltung entzogen werde, wenn er das Recht des Kindes auf Unterhalt verletzt oder gefährdet (b), und im Artikel 135 des Einführunggesetzes zum bürgerlichen Gesetzbuche, dafs aufserdem noch Zwangserziehung eintrete zur Verhütung des völligen sittlichen Verfalles (c).

Im Anschlusse hieran haben fast sämtliche Bundesstaaten seit 1899 ihre Zwangserziehunggesetze geändert oder neu geregelt und nun konnte auch Bayern nicht mehr zurückbleiben, um so weniger als einen starken Antrieb zur Ausarbeitung eines Einführunggesetzes eine Eingabe des bayerischen Volkschullehrervereines an das Ministerium vom Jahre 1896 in dieser Sache gegeben hatte. Daher wurde den letzt tagenden Kammern ein entsprechendes Gesetz vorgelegt und von ihnen angenommen und trat mit dem 1. Juli 1902 in Kraft. Es enthält zunächst jene 3 Reichsbestimmungen (a, b, c), wann Zwangserziehung einzutreten habe (Art. 1, 1). Als Altersgrenze setzte man 16 Jahre fest; nur in besonderen Fällen kann das Vormundschaftgericht auch nach dem 18. Jahre Zwangserziehung anordnen (Art. 1, Abs. 2); ebenso darf die Fortsetzung der Zwangserziehung über das 18. Jahr hinaus nur in besonderen Fällen erfolgen (Art. 6, 2). In dringenden Fällen kann das Vormundschaftgericht sofort eine vorläufige Unterbringung anordnen (Art. 4). Dies hat zu geschehen in einer Familie, einer Erziehung- oder Besserungsanstalt, worüber die Distriktbehörde entscheidet (Art. 5, 1). Dabei mufs man bei der Wahl der Familie oder Anstalt auf das Glaubensbekenntnis Rücksicht nehmen (Art. 5, 2). Über die Erziehung in Familien hat der Gemeindewaisenrat zu wachen (Art. 7, 2). Die Kosten tragen die Eltern oder sonstigen Unterhaltungpflichtigen; in deren Ermangelung oder Zahlungsunfähigkeit bestreitet der Staat $^2/_5$, der Distrikt $^1/_5$, die Heimatgemeinde $^2/_5$ (die unmittelbaren Städte demnach $^3/_5$; Art. 8). Doch gelten diese Kosten nicht als Armenunterstützung (Art. 11). Man hofft indessen, die Kosten zumeist durch die Armenpflege und die Liebestätigkeit einzelner, von Anstalten und Vereinen aufzubringen. Gegen Beschlufs und Aufhebung der Zwangserziehung steht sofortige Beschwerde mit aufschiebender Wirkung zu (Art. 4, 3; Art. 6). Da es sich um Erziehung handelt, so fällt der Natur

der Sache nach auch der Schule ein gewisser Anteil zu. Zunächst haben nach Art. 2 neben Staatsanwaltschaft und Polizeibehörde auch die Schulbehörden die Verpflichtung, dem Vormundschaftgerichte Tatsachen mitzuteilen, welche Zwangserziehung notwendig machen. Man bestimmte ausdrücklich Behörden, nicht einzelne Lehrer oder Geistliche, um nicht deren Stellung gegebenenfalls zu erschweren — die natürliche Berechtigung des einzelnen bleibt selbstverständlich bestehen. — Ferner mufs das Vormundschaftgericht vor Anordnung der Zwangserziehung die zuständige Ortschulbehörde hören (Art. 3), und da nach einem Ministerialbeschlusse von 1897 der Ortschulbehörde mindestens 1 Lehrer jedes Bekenntnisses anzugehören hat, so kommt ohne weiteres in den meisten Gemeinden, d. i. auf dem Lande, auch der Lehrer zu Worte, der das Kind kennt. Aber auch in den andern Gemeinden ist das der Fall, indem eine Vollzugsanweisung die Zuziehung des Lehrers des Zwangserziehungpflichtigen als Regel vorschreiben wird. Das Gleiche gilt wie für die Volk-, auch für jede andere Schule.

Die Kammer war darin einig, dafs die Zwangserziehung den Charakter »einer verständigen, liebevollen Pflegerziehung« erhalten sollte und der Minister betonte nachdrücklich, dafs auch eine etwa notwendige staatliche Erziehungsanstalt ausschliefslich den Charakter einer humanitären Erziehungsanstalt bekommen sollte. Daher mifsfiel auch allgemein der Name Zwangserziehung. Man wies darauf hin, dafs in der Schweiz die Vorstände der »Rettungshäuser« den Namen Erziehungsanstalt anstreben wegen der mancherlei Nachteile, die sich aus dem Namen für die Zöglinge ergäben (Andreae), und schlug Fürsorgeerziehunggesetz, Fürsorgegesetz, Hilfeerziehunggesetz, Schutzerziehunggesetz, Staatserziehunggesetz vor (Andreae), auch Pflegeerziehunggesetz (Erhardt). Allein schliefslich beliefs es die Kammer doch bei dem Namen Zwangserziehunggesetz, vor allem, weil das Reichsgesetz diesen Namen enthält.

Die Kammer war ferner in ihrer Mehrheit für die Unterbringung in Familien und zwar solchen, die von dem bisherigen Wohnorte des Zöglings weit weg wäre und nicht schlechthin des Geldes wegen den Erziehungpflichtigen aufnähme, und nur mangels tüchtiger Familien sollte Anstalterziehung eintreten. Hierbei gaben die beiden Schulmänner Andreae und Schubert die treffliche Anregung eines pädagogischen Beirates oder Erziehungrates (aus 3—4 Personen, etwa Bürgermeister, Pfarrer, Lehrer, Arzt), der zu entscheiden hätte, ob Familien- oder Anstalterziehung, und der geeignete Familien zu ermitteln hätte. Leider gab ihr die Kammer keine Folge.

Für die verhältnismäfsig einmütige Stellung der Kammer zu dem Gesetze gaben vor allem 2 Tatsachen den Ausschlag, die der Berichterstatter des Ausschusses vorbrachte, die auch der Reichstagskommission für das bürgerliche Gesetzbuch vorlagen und für den Leserkreis dieser Zeitschrift gleichfalls bemerkenswert erscheinen:

1. die Erfahrungen, die man in England mit dem Zwangserziehunggesetze machte seit deren durchgreifenden Neuordnung im Jahre 1861. Zunächst stieg noch die Zahl der jugendlichen Verbrecher bis 1869. Dann

sank sie, von 10 314 im Jahre 1869 auf 3835 im Jahre 1891. Das machte sich später auch bemerkbar in der Zahl der erwachsenen Verbrecher. Sie sank von 175 360 im Jahre 1882 auf 147 691 im Jahre 1891. Nur 6 % der Zwangserzogenen werden rückfällig, 84,4 % sind dauernd gebessert. Allerdings ist die Organisation in England vorzüglich. Freie Vereine wirken mit den Staatsorganen zusammen unter einheitlicher Leitung. Über das ganze Land ist ein förmliches Netz von Vereinen ausgebreitet, welche in den kleinsten Sprengeln ihre Vertrauenspersonen haben. Die Vereinsmitglieder ermitteln die Verwahrlosten, lenken die Aufmerksamkeit des Richters auf diese, erforschen die Familienverhältnisse, machen Familien ausfindig, die solche Verwahrloste aufnehmen und bemühen sich, den aus der Zwangserziehung Entlassenen Unterkunft und Arbeitgelegenheit zu verschaffen.

2. Die wachsende Kriminalität im allgemeinen und der Jugend im besonderen. Während die Bevölkerung von 1882—1899 um 22 % wuchs, stieg die Zahl der erwachsenen Verurteilten um 44,7 %, die Zahl der jugendlich Verurteilten um 54⅔ %. Ferner wird der jugendliche Verbrecher gern rückfällig und geht später zum gewohnheitmäfsigen Verbrechertum über. In dieser Annahme, dafs das Verbrechertum unter der Jugend wirklich zunehme, stimmte die Mehrheit der Kammer überein (nach Schubert seit 1892 eine Zunahme um 43 %). Es sei wahrzunehmen eine gröfsere Verwahrlosung der Jugend in sittlicher Hinsicht (Irl), eine Verwilderung der Jugend (Beckh), eine Zunahme der Mifsachtung der Autorität, der Verrohung und Unbotmäfsigkeit (Zimmern).

Man setzte daher mehrfach — gegenüber andern sehr Hoffnungsfreudigen — recht geringe Hoffnungen auf das Gesetz, solange nicht die Ursachen dieser Erscheinungen beseitigt wären. Als solche betrachtet man aber auf der einen Seite die Ausstellung unzüchtiger Bilder und Schriften in öffentlichen Auslagen (Irl), zu geringes und gelindes Einschreiten der Polizei dagegen (Zimmern), mafslose Genufs- und Vergnügungsucht, Theateraufführungen, Mangel an sittlicher Kraft und sittlichem Ernste bei Eheschliefsungen, Charakterlosigkeit, Mangel an christlichem Geiste (Hinterwinkler), Mangel an Liebe zu den Kindern und religiöser Erziehung (Reeb, Geiger); »es genügt nicht, den Menschen zu erziehen zu einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft, sondern ... es ist notwendig, dafs dem Kinde in der frühesten Jugend ... beigebracht wird die Liebe zu Gott, die Furcht vor der Sünde und die Furcht vor den ewigen Strafen« (Geiger), auf der andern Seite vor allem die frühzeitige Heranziehung der Kinder zum Erwerbe (Schubert, teilweise Reeb) und das bisherige Schlafgängerwesen (Schubert). — Eine kleine Minderheit (Müller) betrachtete die angebliche Zunahme der Verrohung überhaupt als nicht vorhanden, nannte sie ein Schlagwort wie die gute alte Zeit, liefs vielmehr unser heutiges Geschlecht als besser erscheinen, wofür aus einem Buche des Staatsrates v. Hazzi (im Jahre 1818) Belege beigebracht wurden, wogegen allerdings der Berichterstatter zutreffend einwandte, dafs unserer höheren Kultur und Sitte auch höhere Pflichten gegenüberständen —, betrachtete die Ergebnisse der Kriminalstatistik als un-

brauchbar 1. wegen wiederholter Änderung der Grundsätze in der Anordnung, 2. wegen der Abhängigkeit von der Reichsgesetzgebung, die immer neue Handlungen unter Strafe stellte, 3. wegen Nichtunterscheidung der schweren und leichten Fälle — eine Abnahme der schweren Vergehen bedeute trotz Zunahme der leichteren eine Besserung — 4. wegen Aufserachtlassung des Einflusses der Lebensmittelpreise und der allgemeinen wirtschaftlichen Lage, besonders zu Zeiten von Krisen. Es bestehe nur ein gesellschaftlicher Notstand für die Jugend, ein zunehmender Mangel an Pflege. Die beste Zwangserziehung sei eine gründliche Sozialreform, im Zusammenhange mit einem gründlichen Ausbaue des Volksschulwesens; je besser die Schulbildung, desto besser die sittlichen Zustände des Volkes, je schlechter die Schulbildung, um so niedriger die Sittlichkeit, um so höher das Verbrechertum. In den letzten 3 Jahrzehnten sei in Österreich die Zahl der Verbrecher von 157000 auf 148000 und 145000 gesunken, also ein Rückgang von 12000 trotz zunehmender Bevölkerung. Die Ursache sei das Reichschulgesetz von 1869, welches das österreichische Volkschulwesen in die Höhe gebracht hätte. Eine ähnliche Einwirkung der Verbesserung der Schulpflege bringe für England und Amerika die Kriminalstatistik durch den Nachweis, dafs die Zahl der Analphabeten die gröfste Zahl der Verbrecher darstellte.

5. Das deutsche Christuslied des 19. Jahrhunderts

Von Prof. Fr. Nippold, Jena, 1903. Geb. 4 M. Leipzig, Ernst Wunderlich

Der Gegenstand dieses Buches ist wohl niemanden völlig unbekannt. Aber der Inhalt dürfte trotzdem jedem Leser viele Überraschungen bieten. Denn von dem Reichtum an Christusliedern im 19. Jahrhundert hat bisher weder die Literatur- noch die Kirchengeschichte irgendwie eine Vorstellung gegeben. Das vorliegende Buch ist aus mehr als 40jährigen Studien über das religiöse Leben des 19. Jahrhunderts erwachsen. Es ist eine leider viel zu wenig bekannte Seite in dem gesamten Kulturleben »an der Schwelle des 20. Jahrhunderts«, die hier aufgeschlagen vor uns liegt. Die zahlreichen Werke, welche das Ergebnis der bisherigen Entwicklung festzuhalten versucht haben, erhalten hier eine gewichtige Ergänzung.

BESPRECHUNGEN

I Philosophisches

Wundt, W.,[1]) Logik. Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis und der Methode wissenschaftlicher Forschung. 2 Bände. 2. umgearbeitete Auflage. Stuttgart, F. Enke, 1893—1895.

Die erste Auflage der Wundtschen Logik ist 1880—1883 erschienen. In der Zwischenzeit ist die logische Literatur um manche wertvolle Arbeit bereichert worden. Diese allgemeinen Fortschritte sind auch dem Wundtschen Werk zu statten gekommen, noch mehr aber ist dasselbe durch die eigne Weiterentwicklung Wundts in vielen Punkten umgestaltet worden. Äufserlich betrachtet ist der 1. Band, die Erkenntnislehre, relativ unverändert geblieben, während der 2. Band so angeschwollen ist, dafs Wundt ihn in 2 Abteilungen zerlegt hat; die ganze 2. Abteilung des 2. Bandes ist jetzt der Logik der Geisteswissenschaften gewidmet. Ich werde in der folgenden Besprechung vorzugsweise die Abweichungen der neuen Auflage erörtern, gelegentlich aber auch die eine oder andre prinzipielle Ansicht Wundts, auch wenn sie unverändert in die 2. Auflage übergegangen ist, in Betracht ziehen.

1 Erkenntnislehre

Wundt schickt in der 2. Auflage dem 1. Kapitel der Erkenntnislehre eine kurze, für seine ganze Auffassung aber sehr bedeutsame Einleitung voraus. Er unterscheidet das »Denken« als einen besondern Fall des »Vorstellungsprozesses«. Charakteristisch ist für das Denken erstens das begleitende »Gefühl der Selbsttätigkeit« und zweitens eine »vergleichende Tätigkeit«. Ein durch vergleichende Beziehungen verbundener Vorstellungsprozefs wird als Vorstellungsverbindung bezeichnet. Eine Vorstellungsverbindung, die »das Merkmal einer bei ihrer Herstellung vorhandenen logischen Tätigkeit nicht erkennen läfst,« bezeichnet Wundt

[1]) Das verspätete Erscheinen dieser Besprechung beruht auf äufsern Umständen. In der Hauptsache war sie bereits vor einigen Jahren fertig gestellt.

als eine »Assoziation« der Vorstellungen (S. 13). Mit dieser Einschiebung stehen erhebliche Veränderungen in engem Zusammenhang, welche Wundt in dem Abschnitt »Beziehung der Assoziationsformen zur Apperzeption« (S. 23 der alten, S. 28 der neuen Auflage) vorgenommen hat. In diesen Veränderungen spiegeln sich die Umwandlungen der physiologischen Psychologie Wundts in der letzten Auflage wieder. In der Logik von 1880 hiefs es: das Entscheidende für die Auswahl der Apperzeption unter den durch die Assoziation dargebotenen Vorstellungen ist:

»Die augenblickliche Disposition des Bewufstseins, wie sie in der Gefühlsrichtung, dem vorwaltenden Interesse und schliefslich in der Beschaffenheit des Willens ihren Ausdruck findet.«

Dieser Satz kehrt in der neuen Auflage wörtlich wieder. Jetzt fügt aber Wundt noch ausdrücklich hinzu, dafs die Bedingungeu der Apperzeption sich von denen der Assoziation dadurch unterscheiden sollen, dafs die für die Apperzeption entscheidende Disposition des Bewufstseins »von der Gesamtheit der vorangegangenen Erlebnisse bestimmt wird«; in der Assoziation sollen die »momentanen Einflüsse auf das Bewufstsein«, in der Apperzeption »die dauernden Anlagen und Willensrichtungen desselben« zur Geltung kommen. Ich finde in diesen Sätzen einen direkten Widerspruch. Eben noch war die augenblickliche[1]) Disposition entscheidend für die Apperzeption, jetzt soll die dauernde Anlage wesentlich sein. Gerade darin, dafs Wundt in seiner eignen Darstellung von Auflage zu Auflage und sogar auf einer Seite innerhalb derselben Auflage schwankt, erblicke ich den besten Beweis, dafs es mit diesem vermeintlichen prinzipiellen Unterschied von Assoziation und Apperzeption, auf welchem auch Wundts Erkenntnislehre sich aufbaut, nichts ist. Wundt behauptet noch immer: von welchem Faktor die »Disposition« abhänge, werde sich wohl immer einer erschöpfenden psychologischen Analyse entziehen. Dies ist schlechterdings unrichtig. Wir kennen die Faktoren schon sehr genau (vergl. meine physiopsychologischen Vorlesungen 6. Aufl. S. 180 ff.). Nur ihre Vorausberechnung bietet allerdings unüberwindliche Schwierigkeiten.

Auch die unterscheidenden Definitionen der passiven und der aktiven Apperzeption haben sich erheblich und wesentlich geändert. Man vergleiche S. 25 der ersten mit S. 30 der 2. Auflage. In der letzteren wird die Apperzeption eine passive genannt, wenn »die Auswahl unter den durch Assoziation ermöglichten Vorstellungen vorzugsweise von äufseren Einflüssen und von momentanen Assoziationsbedingungen abhängt«, während sie aktiv genannt wird, »sobald uns die aus der Gesamtheit dor Vorerlebnisse resultierende Willensrichtung als entscheidendes Motiv erscheint«. Dabei berührt uns sehr seltsam, dafs in der 4. Auflage der Grundzüge der physiologischen Psychologie, welche aus demselben Jahr (1893) wie die 2. Auflage der Logik stammt, die Definition der beiden Apperzeptionen wieder etwas anders lautet. Hier heifst es Bd. II, S. 267, dafs »bei der passiven Apperzeption die Vorstellung selbst als Ursache ihrer Apperzeption erscheint, während sich uns bei der aktiven jener vorausgehende Zustand

[1]) In der 1. Auflage wird sogar auch das Wort »momentan« gebraucht.

des Bewufstseins, welcher durch das Gefühl der Tätigkeit ausgezeichnet ist, als eine Gesamtursache aufdrängt, die wir unmittelbar zunächst nur in der Form jenes Gefühls wahrnehmen und höchstens durch eine nachträglich sich anschliefsende Reflexion in einzelne Komponenten zu zerlegen im stande sind«. Ich meine, dafs ein für Logik und Psychologie bei Wundt so grundlegender Begriff eine etwas beharrlichere Definition aufweisen sollte.

Dem zweiten Kapitel hat Wundt jetzt eine Erörterung über die Beziehung des »logischen Denkens« zur »willkürlichen Phantasietätigkeit« vorausgeschickt. Ersteres soll sich von letzterer dadurch unterscheiden, dafs »es die Wechselbeziehungen der einzelnen Vorstellungen zu neuen Vorstellungen verarbeitet, mittelst deren es eine Erkenntnis des Zusammenhangs der Wirklichkeit, sowie jeder der Wirklichkeit nachgebildeten Phantasieschöpfung zu gewinnen strebt«. Beide werden als die aktiven Apperzeptionsformen zusammengefafst. Auf eine Erörterung, wie weit diese neue Definition des Denkens und speziell des logischen Denkens[1]) mit der wesentlich anders lautenden Definition des 1. Kapitels übereinstimmt, läfst Wundt sich nicht ein. Im folgenden ist hervorzuheben, dafs Wundt die apperzeptive Vorstellungssynthese jetzt auch direkt als »apperzeptive Verschmelzung« bezeichnet.

Die Auseinandersetzungen über die Entstehung der Begriffe (1. Aufl. S. 43 ff., 2. Aufl. S. 37 ff.) sind zweifellos der für die Psychologie wertvollste Teil der Wundtschen Logik. Sie kehren in der 2. Aufl. fast unverändert wieder. Anstofs nimmt Ref. hier nur erstens an der Behauptung, dafs »ein Anfang der Begriffsentwicklung nach Wundt gegeben sein mufste, bevor der bezeichnende Laut sich feststellte«, und zweitens an dem Satz, »dafs wir die allgemeine Vorstellung Baum weit früher besitzen, als wir uns über die einzelnen Arten und Formen der Bäume Rechenschaft geben«. Meines Ermessens knüpften erstens die ersten bezeichnenden Laute unmittelbar teils onomatopoetisch teils im Sinn eines Affektschreis teils im Sinn einer primären motorischen Entladung an Empfindungen an, und besitzen wir zweitens zuerst die Erinnerungsbilder einzelner Arten und Formen der Bäume und erwerben die allgemeine Vorstellung Baum nur dadurch, dafs wir alle diese einzelnen Vorstellungen mit denselben motorischen Erregungen (bei dem Menschen Worten) verbinden. Das Kind lernt allerdings das Wort für die allgemeine Vorstellung oft vor dem Wort für die spezielle Vorstellung (»Baum« vor »Eiche«), aber dem allgemeinen Wort Baum entspricht doch sicher anfangs bei dem Kind nur die spezielle Vorstellung des Baums, der ihm gerade gezeigt und mit dem Wort Baum benannt wird. Die Erziehung in den ersten Lebensjahren bringt es mit sich, dafs wir dem Kind für seine speziellen Vorstellungen oft allgemeine Worte geben und letzteren erst nachträglich einen allgemeinen Vorstellungsinhalt unterschieben. Diesen Prozefs hat Wundt hier unbeachtet gelassen. Auch scheint mir, dafs

[1]) Man nehme hierzu noch die Definition S. 53: Denken = Vorstellen, welches logischen Wert besitzt.

Wundt zu einseitig die »Vertretung« des Begriffs durch eine Einzelvorstellung betont; der psychologische Tatbestand ist vielmehr der, dafs oft auch bei dem Versuch einen Begriff abgesehen von seinem Wort zu denken irgend eine Partialvorstellung (statt einer Einzelvorstellung) auftaucht.

Bemerkenswert ist, dafs Wundt ausdrücklich die psychologische Forderung aufstellt, dafs »jeder Denkakt in der Form bestimmter Einzelvorstellungen unserm Bewufstsein gegeben sein müsse« (etwa im Sinne des alten Satzes: Necesse est eum, qui ratiocinatur et intellegit, phantasmata speculari), er glaubt nur, dafs Wort und Schriftzeichen die Stelle dieser sinnlichen Einzelvorstellungen übernehmen können.

Die psychologische Darstellung des Urteils ist dieselbe geblieben. Der »wesentliche Unterschied der apperzeptiven Verbindungen von den Assoziationen«, welchen Wundt hier jetzt beifügt (2. Aufl. S. 60, 1. Aufl. S. 53), nämlich die binäre Gliederung der ersteren, trifft nicht einmal nach Wundts eignen Definitionen zu. Die binäre Zerlegung eines Urteils wie: »auf dem Feld verfolgt der Hund einen Hasen« ist durchaus künstlich. Die Vorstellung auf dem Feld gehört ebensowohl zu dem Hund wie zu dem Hasen. Auch der apperzeptive Gedankenlauf (im Sinne Wundts) vollzieht sich nicht stets nach dem »Prinzip der binären Verbindung«. Allerdings unterscheidet sich die Urteilsassoziation von der disparaten Assoziation in charakteristischer Weise, aber das von Wundt angegebene Unterscheidungsmerkmal ist nicht zutreffend. Ich behaupte vielmehr, dafs der Unterschied nur darin besteht, dafs bei dem Urteil eine bestimmte Beziehung des räumlich-zeitlichen Koeffizienten der im Urteil verbundenen Vorstellungen mitgedacht wird. Die ausführlichere Begründung dieser Behauptung habe ich in meinen physiologischen Vorlesungen und in meiner Ideenassoziation des Kindes (Teil 1) gegeben. Ich sehe durchaus nicht ein, weshalb »jede einmalige Teilung eines Ganzen notwendig eine Zweiteilung sein mufs« (S. 65). Die Zweiteilung ist der einfachste und häufigste, aber nicht der einzige Fall. Oder nimmt Wundt etwa in solchen Beispielen, wie ich eines oben angeführt, stets eine »Komplikation mit Assoziationen an«? Auch diesen Ausweg halte ich für unzulässig, da er mit Wundts eigner Definition der Assoziationen nicht übereinstimmen würde. Als Beispiel führt Wundt an: Petrus und Paulus predigten und schrieben Briefe. Hierin erblickt Wundt eine Komplikation von logischen und assoziativen Vorstellungsverbindungen. Das zweimalige »und« soll die komplizierenden assoziativen Verbindungen bezeichnen. Demgegenüber mufs man doch fragen, ob nicht auch dies »und« eine vergleichende Tätigkeit voraussetzt, wie sie für die apperzeptiven Vorstellungsverbindungen nach Wundts eigner Definition charakteristisch sein soll. Die Zusammenfassung durch »und« setzt doch fast notwendig eine Vergleichung voraus. Auch hieraus schliefse ich, dafs Wnndt selbst den Unterschied zwischen apperzeptiven und assoziativen Vorstellungsverbindungen nicht festzuhalten vermag. Wertvoll ist in dieser Beziehung auch das schon in der 1. Auflage enthaltene Zugeständnis (2. Aufl. S. 67), dafs wahrscheinlich apperzeptive Gedankenverbindungen aus ursprünglich assoziativen Verbindungen

dadurch hervorgehen, dafs sie nachträglich logische Bedeutung gewinnen, und dafs zur Unterscheidung beider Formen sichere objektive Merkmale fehlen. Als das entscheidende Kriterium für die apperzeptive Verbindung wird nunmehr in beiden Auflagen die Auswahl der durch ihre logischen Beziehungen begünstigten Vorstellungen und das hiermit stets verbundene unmittelbare Bewufstsein einer spontanen Denkhandlung angeführt. Indes auch dies Kriterium versagt. Die logische Beziehung kann nicht als Kriterium verwendet werden, denn schliefslich soll doch gerade diese logische Beziehung durch irgend ein Kriterium charakterisiert werden, und das unmittelbare Bewufstsein einer spontanen Denkhandlung begleitet doch sicher die tausend und abertausend Urteile und Gedankenketten des täglichen Lebens nicht. Wo bleibt aufserdem die passive Apperzeption bei dieser neuen Charakteristik? Überhaupt ist die Rolle der passiven Apperzeption im logischen Denken auch in der neuen Auflage von Wundt nicht ganz klar bestimmt worden.

Auch der letzte »charakteristische Unterschied«, welchen Wundt in beiden Auflagen zwischen den apperzeptiven Verbindungen und den Assoziationen zu finden glaubt (2. Anfl. S. 71), ist nicht prinzipieller Natur. Die Assoziation, sagt er, geht dann am ungestörtesten von statten, wenn sie zu immer neuen Vorstellungen überführt, während wir bei apperzeptiven Gedankenverbindungen immer bestrebt sind den neuen Denkakt nicht nur an den unmittelbar vorausgegangenen, sondern zugleich an die früheren Denkakte anzuknüpfen. Die Tatsache, die Wundt im Auge hat, ist zweifellos vorhanden. Ich würde sie allerdings dahin präzisieren, dafs bei dem sogenannten logischen Denken einzelne Vorstellungen und Vorstellungsverbindungen (Zielvorstellungen und dominierende Vorstellungen) viel länger nachwirken, d. h. in der Konstellation (vergl. meinen Leitfaden 5. Aufl. S. 178ff.) eine Rolle spielen und dadurch die folgenden Assoziationen noch sehr lange beeinflussen. Damit ist jedoch sicher kein prinzipieller Unterschied, sondern nur ein gradueller gegeben. Alle Vorstellungen spielen in der Konstellation eine Rolle, in dem angegebenen Fall spielen sie diese Rolle nur länger und energischer.

Als die 3 Merkmale, durch welche sich das logische Denken vor allen andern innern Vorgängen auszeichnet, führt Wundt noch immer Spontaneität, Evidenz und Allgemeingültigkeit an. Es ist interessant, mit dieser Charakteristik Wundts diejenige andrer Logiker zu vergleichen. Die Evidenz kehrt fast überall wieder. Die Allgemeingültigkeit fehlt schon hin und wieder; ich erinnere nur an die Definition von J. S. Mill »operations of the understanding which aresubservient to the estimation of evidonce«. Die Spontanität wird selten angeführt, selbst bei Sigwart wird sie zwar vorausgesetzt, aber nicht unter den Merkmalen angeführt (Logik, Bd. 1, 2. Aufl., § 1). Ich kann nicht finden, dafs es Wundt gelungen ist, in der neuen Auflage seine Charakteristik des logischen Denkens überzeugender zu begründen. Das Denken ist ihm noch immer eine unmittelbare innere Willenshandlung, die logischen Denkgesetze werden als Gesetze des Willens aufgefafst. Warum ist das Denken nicht einfach eine innere Handlung? Warum wird »Willens-« davor gesetzt? Ist trotz aller Proteste nicht da-

mit doch wieder der von Herbart beseitigte falsche Vermögensbegriff wieder eingeführt? Oder soll damit auf das Gefühl der Spontaneität gewiesen werden? aber gerade dieses fehlt, wie oben schon hervorgehoben, unsern alltäglichen Urteilen sehr oft.

Die Wechselwirkung von Vorstellungen und Willen stellt Wundt in diesem Zusammenhang in der neuen Auflage etwas abweichend dar. In der alten unterschied er zwei Fälle, die passive und die aktive Apperzeption. Bei der erstern sollte der Einfluſs der Vorstellungen auf don Willen im Vordergrund stehen, die assoziativen Vorstellungsverbindungen sind die herrschenden, die Gemütsbewegungen tragen meist den Charakter der Gefühle. Bei der letzteren — der aktiven Apperzeption — sollte der Einfluſs des Willens mehr hervortreten, die apperzeptiven Vorstellungsverbindungen herrschen vor, die Gemütsbewegungen erscheinen vorzugsweise in der Form des Begehrens. Jetzt hat Wundt das Verhalten der begleitenden Gemütsbewegungen weggelassen. Aufserdem erläutert er den passiven Charakter der Apperzeption im ersten Fall noch ausdrücklich durch die Worte »d. h. der Wille erscheint als bestimmt durch die von selbst auftretenden Vorstellungen«. Ich merke nur an, dafs damit die passive Apperzeption abermals in einem neuen Definitionsgewand erscheint. S. 30 der neuen Auflage (siehe oben) war sie ganz anders definiert worden. Dort war sie noch eine »Auswahl«, die »vorzugsweise« von äufseren Einflüssen und von momentanen Assoziationsbedingungen abhängt, jetzt ist sie von der einfachen Assoziation kaum mehr zu unterscheiden.

Die Lehre von der objektiven Allgemeingültigkeit unsrer Denkgesetze hat in der neuen Auflage an Klarheit erheblich gewonnen. Die naheliegende Annahme, dafs unser Denken sich den Objekten konform entwickelt habe, seine Denkgesetze also zum Teil den Objekten entlehnt habe und darum sie wiederum rückschliefsend für die Objekte als allgemeingültig voraussetze, kommt leider nicht zur Besprechung.

Die Lehre vom Begriff erscheint in der neuen Auflage S. 94 ff. in viel vollendeterer Gestalt. Schärfer wird der logische Begriff d. h. »jeder Denkinhalt, der aus einem[1]) logischen Denkakt, einem[1]) Urteil durch Zergliederung desselben gewonnen werden kann«, und der wissenschaftliche Begriff d. h. »das Ergebnis einer Reihe von Urteilen« unterschieden. Als seine Merkmale erscheinen jetzt »Bestimmtheit des Inhalts« und »logischer Zusammenhang mit anderen Begriffen« (statt »Allgemeingültigkeit« in der 1. Aufl.). Von den Merkmalen der »Allgemeingültigkeit« und der »Allgemeinheit« heifst es jetzt, dafs sie nur für gewisse Begriffe, keineswegs aber für alle zutreffen. Auch die Definition der Allgemeinheit lautet jetzt etwas anders als früher (vergl. 1. Aufl. S. 96 und 2. Aufl. S. 104).

Als eine formelle Verbesserung ist auch die Unterscheidung zweier »Entwicklungsformen« der Begriffe zu begrüfsen. Die erste Entwicklungsform besteht in der Entwicklung von Allgemeinbegriffen aus Einzelbegriffen, die zweite in der Entwicklung von abstrakten aus konkreten

[1]) Die Sperrung habe ich hinzugefügt.

Begriffen. Bei der Besprechung der ersteren wird auch der »Beziehungsbegriffe« gedacht (S. 108 ff.). Diese Beziehungsbegriffe Wundts decken sich mit den »Relationsvorstellungen« Sigwarts (§ 6) in vielen Punkten; von meinen Beziehungsvorstellungen sind sie wesentlich verschieden: diese sind Vorstellungen von Beziehungen, während Wundts Beziehungsbegriffe Vorstellungen sind, die in Beziehungen stehen. Wundt würde nach S. 114 meine Beziehungsvorstellungen fast ganz mit den abstrakten Begriffen identifizieren. Das Kapitel über die letzteren ist eines der meisterhaftesten der neuen Auflage. Die Zufügung der Übersichtstafel S. 116 wird sehr willkommen sein.

Die logischen Kategorien unterscheidet Wundt jetzt von den Entwicklungsformen der Begriffe als »diejenigen Begriffsklassen, in die sich, weil sie für die Funktionen des beziehenden Denkens unerläfslich sind, auf jeder Entwicklungsstufe des letzteren die Begriffe einordnen lassen.« Eine nähere Bezugnahme auf die auch heute noch nicht wertlosen Einteilungen der Kategorien durch Gilbert de la Parrée und Abélard wäre vielleicht angemessen gewesen. Im übrigen ist auch die Wundtsche Kategorienlehre den schwersten Bedenken ausgesetzt. Die ganze Kategorienlehre wird erst anwendbar, nachdem der Dingbegriff (im weitesten Sinne) konstruiert ist. Die kritische Besprechung des letzteren war hier unerläfslich. Erkenntnistheorie und Logik treffen hier, wie Schuppe, den Wundt leider fast gar nicht berücksichtigt, zusammen. Ferner hätte Referent statt bezw. wenigstens vor der Kategorienlehre eine eingehende Besprechung der »Zusammensetzung« der Vorstellungen (der zeitlichen, qualitativen und räumlichen) gehofft. Der Abschnitt über die Determination der Begriffe (S. 144 ff.) ist hierzu nicht ausreichend.

Die Lehre vom Urteil zeigt keine erheblichen Abänderungen. Der analytische Charakter des Urteils wird noch ebenso scharf betont. Die Einmischung der Apperzeptionshypothesen in die Urteilslehre (S. 158 ff.) hat Wundt leider wörtlich in die neue Auflage hinübergenommen. Interessant ist, dafs die Apperzeption hier wieder in einer etwas anderen Nuance auftritt. Sie ist hier mit dem Selbstbewufstsein fast identisch.[1]) Das Selbstbewufstsein und sein Inhalt, sagt Wundt, sind zunächst als ein Ganzes gegeben, das sich dann erst in seine Glieder trennt, und wie sich die Apperzeption als eine konstante Tätigkeit abhebt von dem wechselnden Inhalt des Apperzipierten, so sondert sich an unseren Vorstellungen von den wechselnden Vorgängen der bleibende Gegenstand, auf den wir diese Vorgänge beziehen. Bedarf es wirklich zur Erklärung des Dingbegriffs, den Wundt jetzt verspätet, nämlich erst in der Lehre vom Urteil, in Erwägung zieht, dieser Apperzeption? Genügt nicht die Beschaffenheit unsrer Empfindungen, der Wundt übrigens selbst die Rolle eines »äufsern Anlasses« zuerkennt, im Verband mit unsern Assoziationsgesetzen, um die

[1]) Daher entschlüpft Wundt auch hier der mit seiner sonstigen Lehre nicht ganz im Einklang stehende Satz: »Dieser ungeteilte Verlauf gilt für alle Apperzeptionsakte, für eine Assoziationsreihe so gut wie für das logische Denken.« Scheint es hier nicht, als ob die Assoziationsreihe der Apperzeption subsumiert würde?

allgemeine Entstehung von Dingbegriffen zu erklären. Wundt hätte wenigstens nachweisen müssen, dafs sie nicht genügt, um seine abermalige Einschiebung der Apperzeption in einer neuen Rolle zu rechtfertigen.

Die Lehre vom analytischen und synthetischen Urteil ist nur wenig modifiziert worden. Vielleicht nähert sich Wundt, wie die Erläuterung des Quecksilberbeispiels zu zeigen scheint, dem Sigwartschen Standpunkt ein wenig mehr. Noch immer glaubt Wundt, dafs im Begriff des Körpers die Ausdehnung notwendig mitgedacht werden mufs, als ob wir nicht einfach ausgedehnte Objekte vorgefunden und diese als Körper bezeichnet hätten.

Ein grofser Fortschritt besteht darin, dafs Wundt in der neuen Auflage bei der Einteilung der Urteilsformen von Anfang an als den 3 Hauptklassen (Subjektsform, Prädikatsform und Relationsform) gemeinsame Unterformen die verneinende, problematische und spodiktische Form aufführt (als »Gültigkeitsformen des Urteils«). Als bemerkenswerte Einschiebungen bezw. Abänderungen führe ich weiter an die Argumentation gegen die Ansicht, dafs die unbestimmten Urteile (z. B. es blitzt) als die einfachsten Urteile zu betrachten seien (S. 178), die präcisere Verwendung der Bezeichnung »Bedingungsurteil« und namentlich die korrektere Darstellung der »Gültigkeitsformen«. S. 249 (Algorithmus der Urteilsfunktionen) hätte vielleicht auch der geistesverwandten Versuche von Tönnies (Wolfianer) und Tetens gedacht werden können; hinzugekommen ist seit dem Erscheinen der 2. Aufl. die Arbeit von Frege (Arch. f. syst. Philos. Bd. I, H. 4). S. 256 wäre vielleicht eine Berücksichtigung der Verschiedenheit der Interpunktion bei den beiden Determinationsverhältnissen wünschenswert gewesen (»gute, dankbare Menschen« und »viele dankbare Menschen«). Das in der 1. Aufl. S. 243 vorgeschlagene Symbol $\overset{\infty}{A}$ hat Wundt jetzt mit gutem Grund gestrichen.

Aus der Lehre vom Schlufs hebe ich S. 319 Anm. die Antwort auf die Einwände Sigwarts (Logik, 2. Aufl. S. 475 Anm.) hervor. Auch den »Identitätsschlufs« und den »Gleichungsschlufs« hat Wundt trotz der Einwände Sigwarts wieder aufgenommen. Die Bezeichnung »numerischer Wahrscheinlichkeitsschlufs« (statt »msthematischer Wahrscheinlichkeitsschlufs« in der ersten Auflage) ist zweifellos vorzuziehen. Die Besprechung des apriorischen und des empirischen Wahrscheinlichkeitsschlusses ist an dieser Stelle weggelsseu worden. Im übrigen ist die Lehre vom Schlufs fast unverändert geblieben.

Auch der Abschnitt von den Grundbegriffen der Erkenntnis (jetzt: »von der Entwicklung der Erkenntnis«) ist fast nur in einzelnen Überschriften verändert; höchstens wäre die Besprechung der Wechselwirkung von Glauben und Wissen (S. 420 und 421) und die präcisere Darstellung der Lehre von den Kriterien der Gewifsheit zu erwähnen. Das Kriterium der objektiven Gewifsheit formuliert Wundt auch in der neuen Auflage in dem Satz: als objektiv gewifs sind diejenigen Tatsachen zu

[1]) Wundt selbst bezeichnet sein Kriterium als ein logisches.

bezeichnen, »die auf dem Weg fortschreitender Berichtigung der Wahrnehmungen nicht mehr beseitigt werden können«. Demgegenüber ist zu betonen, dafs jede Tatsache als solche objektiv gewifs ist. Die Gewifsheit betrifft nur die Deutung der Tatsachen und ihre Verallgemeinerung zu Gesetzen. Von einem »Nicht mehr beseitigt werden können« kann logisch hierbei nicht die Rede sein, sondern nur von einer Unwahrscheinlichkeit des Noch-Berichtigens. Selbst die Umdrehung der Erde um die Sonne ist — **logisch** betrachtet[1]) — nur höchst wahrscheinlich, aber nicht gewifs. Logisch kann man die Möglichkeit nicht ausschliefsen, dafs doch dereinst noch widersprechende Wahrnehmungen gemacht worden, und logisch kann man niemals alle entgegenstehenden Annahmen als unzulässig erweisen. — Sehr zweckmäfsig ist die von Wundt in diesem Kapitel jetzt durchgeführte Unterscheidung von qualitativer und quantitativer Wahrscheinlichkeit.

Hervorgehoben sei auch, dafs die für Wundts Lehre wichtige Auseinandersetzung mit der Kantschen Apperzeption unverändert in die neue Auflage übergegangen ist (S. 467). Seiner Apperzeptionslehre zu Liebe verwirft er hier die korrekte Formulierung des Dingbegriffs, zu welcher seine Überlegung ihn zuerst richtig geführt hatte.

Die Lehre von der Zeitanschauung hat namentlich insofern eine Verbesserung erfahren, als Wundt nun das Hervortreten diskreter Vorstellungen für die Entwicklung der Zeitvorstellung nicht mehr wie in der 1. Auflage (S. 432) für unerläfslich erklärt. Bemerkenswert ist auch, dafs Wundt den Begriff der »objektiven Zeit« (1. Aufl. S. 434, 2. Aufl. S. 488) d. h. desjenigen Wirklichen in den Objekten, welches die Bedingungen der Zeitvorstellung enthält, jetzt unterdrückt hat. — Bei der Besprechung der mehrdimensionalen Räume vermifst man eine eingehendere Beziehung auf die Frage des Euklidischen Parallelenaxioms. Auch hätten neben Helmholtz, Riemann und Klein auch Gaufs und Bolayi Erwähnung verdient.

Nicht gleichgültig ist auch die Modifikation in der Lehre von der Raumanschauung, welche sich z. B. bei einem Vergleich von S. 460 der 1. Auflage und S. 514 der 2. Aufl. ergibt. Die Raumanschauung erscheint, wenn ich mich so ausdrücken darf, jetzt um eine erhebliche Nuance objektiver. Damit hängt es wohl auch zusammen, dafs S. 517 (im Gegensatz zu S. 463 der 1. Aufl.) auf die Vielheit realer Objekte, deren objektive regelmäfsige Ordnung den objektiven Raum bilden soll, weniger Gewicht gelegt wird. — Sehr vorteilhaft ist, dafs die intensive Veränderung der Vorstellungen jetzt nicht mehr dem Begriff der »Bewegung« (in weiterem Sinn) subsumiert, sondern der (räumlichen) Bewegung koordiniert wird. Nicht als eine Verbesserung ist hingegen die Loslösung des Zahlbegriffes aus dem engeren Zusammenhang mit dem Zeitbegriff (S. 522 ff.) zu betrachten. Wundt sagt jetzt geradezu, »die Zahl habe zur Zeit durchaus keine nähere Affinität als zum Raum«, sie stamme vielmehr aus dem ... umfassenderen Allgemeinbegriff der extensiven formalen Mannigfaltigkeit. Dem läfst sich jedoch entgegenhalten, dafs, sobald wir eine Raumgröfse zahlenmäfsig ausdrücken, die Vorstellung der Succession,

des »Zählens« sich einstellt. Unwillkürlich — sit venia verbo — übersetze ich das Zugleich in ein Nacheinander.

Neu hinzugekommen ist in dem Abschnitt von den Gesetzen der Erkenntnis eine Einleitung über die Aufgabe und Bedeutung der logischen Axiome (S. 558—562). Vielleicht hätte hier nur die Beziehung dieser Axiome zur Sprache einerseits und zum Verhalten der sogenannten realen Objekte andrerseits noch einer näheren Erläuterung bedurft. Die Sprache ist bei der Aufstellung der Axiome jedenfalls wesentlich beteiligt gewesen, ebenso wie die Beschaffenheit der Objekte bei ihrer Entwicklung. Die Darstellung der logischen Axiome selbst ist in der neuen Auflage sehr viel klarer und übersichtlicher.

2. Methodenlehre

Dem 2. Teil, der **Methodenlehre**, kam schon in der ersten Anflage die gröfsere Bedeutung zu. In der zweiten Auflage tritt dies noch deutlicher hervor. Es handelt sich um die Riesenaufgabe, vom Standpunkt der Logik die Grundbegriffe und Methoden aller Einzelwissenschaften kritisch zu untersuchen. Kaum ein andrer hätte über das Universalwissen verfügt, welches zur Lösung dieser Aufgabe erforderlich war. Wundt hat sie in der ersten Auflage gelöst und in der zweiten Auflage diese Lösung noch wesentlich vervollkommnet.

Sehr geringfügig sind die Abänderungen in der »Logik der Mathematik«. Zu erwähnen wäre höchstens die Verbesserung der logischen Theorie der irrationalen Zahlen (S. 142) und der Theorie der gebrochonen Funktionen (S. 178). In der Logik der Naturwissenschaften ist aufser der korrekteren Darstellung des Prinzips der virtuellon Geschwindigkeiten (S. 317) und des Postulats der Anschaulichkeit (S. 278 ff.) namentlich das S. 326 eingeschaltete Kapitel »über den Kausalbegriff der mechanischen Naturlehre und das Postulat der geschlossenen Naturkausalität« hervorzuheben. Auch der kurze Exkurs über die moderne Energetik (S. 409 ff.; vergl. auch S. 454 und S. 513 Anm.) ist neu hinzugekommen. Erheblich vollständiger ist die Darstellung und auch die Kritik der Theorien über das Substrat der Naturerscheinungen (Atomtheorien etc.) goworden. Vergl. namentlich S. 435—447. Die Bedeutung der Dissoziation für die Theorie der chemischen Dynamik wird S. 502 kurz berührt. Sehr entschieden betont Wundt wiederholt, dafs alle Voraussetzungen über die Materie gemäfs dem logischen Charakter des Substanzbegriffes hypothetisch bleiben müsson. — Die spezielle Hervorhebung des »Prinzips der Summation kleiner Wirkungen in langer Zeit« fehlte in dor alten Auflage.

Die Logik der Geisteswissenschaften ist in der 2. Auflage auf mehr als das Vierfache angeschwollen und kann in vielen Punkten als eine Neuschöpfung betrachtet werden. So ist z. B. schon das 1. Kapitel (S. 1—150) über die allgemeinen Grundlagen der Geisteswissenschaften fast ganz neu hinzugekommen. Sehr schön wird hier die grundlegende Bedeutung der Psychologie auseinandergesetzt. Im ganzen wird Wundt jedoch der Tatsache nicht gerecht, dafs einzelne sogenannte Geisteswissenschaften wie gerade Psychologie, Linguistik u. s. f. nur künstlich

von den Naturwissenschaften losgelöst werden können. Die singuläre Natur der historischen Tatsachen findet eine unverkennbare Analogie in einem grofsen Teil der Astronomie, der der Beschreibung individueller Weltkörper gewidmet ist, oder der Geologie, welche nicht nur die allgemeinen Gesetze der Gesteinsbildung untersucht, sondern auch dio spezielle Geschichte unsrer individuellen Erde auf allen Punkten ihrer Oberfläche zu ermitteln bestrebt ist. Eine ganz eigenartige Zwischenstellung nimmt in dieser Beziehung auch die Geographie ein. In der Tat ergibt denn auch eine genauere Prüfung der Methoden, welche Wundt den Geisteswissenschaften zuschreibt, dafs sie von denjenigen der Naturwissenschaft nicht so weit abweichen, als man nach der Verschiedenheit der von Wundt gewählten Bezeichnungen glauben möchte.

In der Logik der Psychologie unterscheidet Wundt 3 Hauptrichtungen, die materialistische, die intellektualistische und die voluntaristische. Diese Einteilung erscheint schon deshalb verfehlt, weil offenbar das Einteilungsprinzip wechselt. Die materialistische Psychologie wird abgegrenzt wegen ihrer Behauptungen über den Zusammenhang des Psychischen und Materiellen, die intellektualistische und voluntaristische wegen ihrer ablehnenden oder zustimmenden Haltung gegenüber der Willenshypothese. Ein Intellektualist und ein Voluntarist kann sehr wohl zugleich Materialist sein. Auch historisch ist die Unterscheidung nicht zutreffend. Um sie halten zu können, mufs Wundt einen »psychophysischen Materialismus« konstruieren, in den er einzelne seiner psychologischen Gegner gewissermafsen zur Strafe verweist. Die Assoziationspsychologie tritt als Varietät der intellektualistischen Psychologie auf und findet natürlich keine Gnade ebensowenig wie die Herbartsche Psychologie des Vorstellungsmechanismus. Rückhaltlos bekennt sich Wundt zu der voluntaristischen Psychologie, welche den Willen als gleichberechtigt mit dem objektiven Vorstellungsinhalt ansieht. Dem Willen zuzurechnen sind dabei die sonstigen subjektiven Gemütserregungen (wie die Gefühle). Damit verknüpft sich weiter die Annahme, dafs die psychischen Vorgänge ein einheitliches Geschehen bilden, also die Zerlegung in Vorstellen, Fühlen, Wollen etc. erst das Produkt psychologischer Analyse und Abstraktion ist, und dafs die Vorstellungen ebenso wie alle anderen Teilinhalte des psychischen Geschehens nicht Objekte oder auch relativ ruhende Zustände, sondern Ereignisse sind. Hierzu ist nun zu bemerken, dafs die erstere Annahme nicht allgemeinrichtig ist, insofern wir z. B. nicht selten vorstellen oder fühlen, ohne zu wollen, und dafs der zweite Satz, welcher vollständig richtig ist, von der voluntaristischen Annahme ganz unabhängig ist. Auch die Assoziationspsychologie nimmt z. B. an, dafs die aktuelle Vorstellung ein Ereignis ist; nur den latenten Vorstellungen, d. h. den materiellen Residuen schreibt sie eine relative Beharrlichkeit zu.

Als Individualpsychologie bezeichnet Wundt im Gegensatz zu Kraepelin denjenigen Zweig der Psychologie, deren Gegenstand die psychischen Vorgänge des individuellen menschlichen Bewufstseins sind, insofern diese eine typische, für das normale Bewufstsein allgemeingültige Bedeutung besitzen. Kraepelins Individualpsychologie, d. h. die

Lehre von den individnellen psychischen Verschiedenheiten, wird als Charakterologie bezeichnet. Mir scheint die Kraepelinsche Nomenklatur vorteilhafter, zumal sie sich schon in weiteren Kreisen eingebürgert hat; durch das Wort Charakterologie wird man zu sehr verleitet, ausschliefslich an das ethische Element zu denken.

Die Besprechung der experimentellen Methoden der Psychologie ist ausgezeichnet. Sie ergänzt vielfach die Ausführungen der physiologischen Psychologie in bedeutsamer Weise.

Die Erörterungen über das Verhältnis von Seele und Apperzeption (S. 246) entsprechen den bekannten Lehren Wundts, sind aber wegen ihrer klaren und knappen Fassung lesenswert. Der Begriff der Seele hat — darauf läuft die Wundtsche Lehre hinaus — die Bedeutung einer logischen, keiner substantiellen Einheit. »Sie ist das Subjekt aller inneren, wie die Materie das Subjekt aller äufseren Erfahrung.« Charakteristisch für Wundts Lehre ist auch das S. 256 aufgestellte Postulat einer »geschlossenen psychischen Kausalität«. Soviel ich sehe, stützt er dasselbe nur auf die Analogie der geschlossenen Naturkausalität. Die Apperzeption erscheint S. 265 nochmals kurz in einer inzwischen etwas modifizierten Tracht: sie wird jetzt als ein besonderer »Zusammenhang« von Tätigkeitsgefühlen, Willensvorgang und regelmäfsigen Begleitvorstellungen definiert.

Unter den Anwendungen der Psychologie wird auch der Pädagogik gedacht (S. 299). Der Pädagogik der Herbartschen Schule wird vorgehalten, dafs sie im grofsen und ganzen der Wolffschen Vermögenstheorie verwandter ist als Herbarts eigner Mechanik der Vorstellungen, und dafs sie »ihre anerkennenswerten praktischen Verdienste offenbar weder ihrer Psychologie noch ihrem etwas scholastischen Betrieb der pädagogischen Theorie, sondern vor allen Dingen dem Erziehertalent einzelner ihrer Vertreter und dem Vorbild hervorragender Pädagogen der Vergangenheit verdankt«.

Der umfangreichen Darstellung der Logik, der Geschichts- und der Gesellschaftswissenschaften vermag Referent nicht bis in Einzelheiten zu folgen. Allenthalben geht Wundt auch hier nicht nur auf die formale Logik der Einzelwissenschaften ein, sondern greift auch in schwebende materielle Prinzipienfragen kritisch und anregend ein.

Ungemein kärglich ist demgegenüber das Schlufskapitel »die Methoden der Philosophie« ausgefallen. Gerade diese hätten doch wohl mehr als 13 Seiten verdient und nötig gehabt. Indes wollen wir die Wundtsche Rechtfertigung für diese Auflage gern akzeptieren, dafs nämlich die Prinzipien und Methoden der Philosophie samt ihrer Begründung den eigensten Inhalt der Philosophie selbst ausmachen, nicht einer besonderen, über sie reflektierenden Disziplin, und von der nächsten Auflage eine Ergänzung, wenn auch auf Kosten der Philosophie selbst erhoffen. Dabei ergibt sich doch vielleicht, dafs gerade die Einbeziehung der Methodik in das individuelle philosophische System für die unstetige Entwicklung der Philosophie mit verantwortlich zu machen ist.

Wundt erörtert daher nur kurz die Frage, ob es spezifische philo-

sophische Methoden gibt, und zwar in verneinendem Sinn. Die empirische Methode wird mit unzureichenden, die dialektische Methode mit triftigen Gründen abgewiesen.

Die selbständige Aufgabe der Philosophie ist nach Wundt »Wissenschaftslehre«, d. h. »eine Weltanschauung, die dem Bedürfnis des menschlichen Geistes nach der Unterordnung des einzelnen unter umfassende, theoretische und ethische Gesichtspunkte Gewähr leistet,« auf Grund der Erforschung der Methoden und Ergebnisse der Einzelwissenschaften zu gewinnen. Es unterliegt keinem Zweifel, dafs Wundt diese Aufgabe in seiner Logik — trotz eines zweifelhaften psychologischen Unterbaus — vorbildlich bearbeitet hat und dafs die 2. Auflage gerade auch in dieser Richtung die Lösung noch wesentlich vervollkommnet hat.

Utrecht Th. Ziehen

Selbert, Dr. F., Pfarrer zu Panrod (Nassau), Lotze als Anthropologe. Literarisch-kritische Studie. Wiesbaden, Hermann Ferger, 1900. 131 S.

Falkenberg, Richard, Hermann Lotze. Erster Teil: das Leben und die Entstehung seiner Schriften nach den Briefen. Mit Bildnis. Band XII von Frommanns »Klassiker der Philosophie«. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag, 1901. 206 S. Preis 2 M; geb. 2,50 M.

Genau zwanzig Jahre sind seit dem Hingange Lotzes verflossen, und schon ist es ziemlich still von ihm geworden. Sieht man von der unmittelbar nach seinem Tode erschienenen Literatur ab, so ist kaum eine nennenswerte Schrift über Lotze zu verzeichnen, und man begegnet seinem Namen fast nur in geschichtlichen Übersichten und in Artikeln, in denen seiner als eines Versöhners von Idealismus und Realismus gedacht wird.

Um so mehr freut es uns, über zwei jüngst erschienene Werke berichten zu können, die sich mit Lotze beschäftigen.

Das erstgenannte ist eine Monographie, die Lotze als Anthropologen behandelt. Nach der Einleitung, in der auseinandergesetzt wird, dafs Erörterungen über Anthropologie, insbesondere über diejenige Lotzes zeitgemäfs seien, wird entwickelt, was Lotze unter Anthropologie begreift. Es ergibt sich, dafs nach Lotze die Anthropologie zum Gegenstande den Menschen und die Menschheit hat, insofern dieselben zur Kultur irgendwie veranlagt sind, fortschreiten und fortschreiten sollen. Sie beschäftigt sich nicht so sehr mit dem historischen als mit dem teleologischen Aufbau der Kultur und legt hierbei wiederum mehr den Nachdruck auf die eigentümliche, geistig gemütliche Anlage und Richtung des Menschen als mafsgebend und prädisponiert für den genannten Entwicklungsgang. Dabei erscheinen Naturwissenschaft, Anatomie und Physiologie als angewandte Wissenschaften, in den Dienst der Teleologie gestellt. Indem sich so die Lotzesche Anthropologie einerseits über das blofse Anhäufen von naturwissenschaftlichen Tatsachen erhebt, andererseits aber auch nicht nur auf der Höhe reiner Spekulation einherschreitet, ist sie eine ethisch-teleologische Wissenschaft.

Damit ist der Untersuchung die Richtung vorgezeichnet. Ihr Schwerpunkt liegt in dem Nachweise, dafs die Lotzesche Anthropologie im Einklange mit Lotzes philosophischem Systeme teleologischer Idealismus ver-

Digitized by Google

bunden mit Realismus, dafs sie daher individuell ist und dafs ihren Kernpunkt die psychische Anthropologie ausmacht.

Gegen diese Ergebnisse wird niemand, der Lotze kennt, etwas einwenden; eine sachliche Kritik ist daher unnötig. Die Untersuchung ist eine sehr gründliche Arbeit. Zitate sind in fast überreicher Zahl hergesetzt. Zu wünschen wäre dagegen eine gröfsere Übersichtlichkeit in der Anordnung.

Die an zweiter Stelle genannte Schrift ist der erste Teil eines Werkes, das Lotze als philosophischen Klassiker darstellen soll. Sie enthält die Darstellung des Lebens und der Entstehung der Schriften auf Grund von Lotzes Briefen, die dem Verfasser zur Verfügung gestellt sind.

Mit Recht ist man in weiten Kreisen mifstrauisch gegen biographische Darstellungen, mit denen gegenwärtig grofse Männer bedacht werden. Sie dienen oft nur zur Befriedigung der Neugierde, indem sie zeigen, wie die grofsen Männer nach Ablegung des feierlichen Gewandes, in ihrem alltäglichen Gehaben und in ihren kleinen Eigenheiten sich ausnehmen; dem Verständnisse dieser Männer dienen sie meistens recht wenig.

Bei Lotze ist es anders. Bekanntlich erklärt Lotze im Eingange zum letzten Buche des Mikrokosmus: das lebendige persönliche Verhältnis zu dem Gemüte des Lesers, wenn ihm gelänge, es herzustellen, würde ihm mehr gelten, als das Glück, seiner Weltansicht eine Stelle in der Entwicklungsgeschichte der Philosophie zugestanden zu sehen. Nun, unter solchen Umständen hat es Interesse, den Mann auch in seinem Alltagsleben, in seinem persönlichen Empfinden und Urteilen kennen zu lernen. Und ihn uns in dieser Beziehung nahe zu bringen, dürfte nichts geeigneter sein als seine Briefe, in denen er seine Erlebnisse und die ihn betreffenden Ereignisse darstellt, wie er sie erlebt, wie sie sich in seinem Gemüte gespiegelt haben. Da interessiert alles. Man lese nur die Briefe an seinen Verleger und Freund Hirzel. Überall tritt Lotze uns entgegen als der Mann, dem es gelingt, ein persönliches Verhältnis zu dem Gemüte derer herzustellen, die mit ihm in Berührung kommen.

Somit stimmt das Bild Lotzes, das wir aus der Betrachtung seines Lebens gewinnen, überein mit dem, das wir uns nach seinen Werken von ihm machen; und Lotze nach seiner Persönlichkeit näher zu kennen, hat demnach tatsächlich Wert und Bedeutung für das Verständnis seiner Werke und seiner Lehre. Wir danken dem Verfasser herzlich für das erquickende Buch und wünschen diesem viele Leser. Schwertfeger

Schwarz, Hermann, Psychologie des Willens zur Grundlegung der Ethik. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1900. VIII und 391 S.

Derselbe, Grundzüge der Ethik. Leipzig, Verlag von Siegbert Schnurpfeil. 134 S. (Wiss. Volksbibliothek Nr. 51—52.)

Das Buch beschäftigt sich mit einem Gegenstande, der noch immer nicht genügend bearbeitet ist. Die Willenserscheinungen bilden eines der

dunkelsten Kapitel der Psychologie. Wer daher die psychologische Grundlegung der Ethik verbessern will, mufs uns eine vollkommenere Willenstheorie liefern.

In zwei grofsen Hauptabschnitten sucht der Verfasser die Gesetze unseres Willenslebens darzulegen.

Der erste Hauptabschnitt enthält die »Naturgesetze des Willens«. Das erste dieser Gesetze ist das »Motiv- oder Wertgesetz«. Demzufolge treten Willensregungen erst dann auf, wenn »gewisse Anstöfse auf gewisse Seiten des wollenden Ich wirken«. (S. 78.) Daneben soll eine »Theorie der Menschennatur« die typischen Züge unseres Wollens aufdecken, namentlich im Gegensatz zur nativistischen Trieblehre, die der Verfasser bekämpft. Zwei metaphysischen Grundbeziehungen sei der Mensch unterworfen. Die eine Beziehung liege in dem Verhältnis seiner Person zu ihren Zuständen und Prozessen. Die Person erscheine in dieser Beziehung als eine Unendlichkeit, als ein selbständiges Sein, während die Zustände und Prozesse den Charakter der Unselbständigkeit aufweisen. Die andere Beziehung komme zum Vorschein, wenn wir Gott mit der menschlichen Person zusammenstellen. »Dafs es eine solche überragende Macht gibt, in der all unser Sein wurzelt, ist eine letzte Überzeugung.« (S. 66.) Die Äufserungen der menschlichen Person (Fühlen, Wollen, Vorstellen, Urteilen) bilden zusammen mit den erwähnten beiden metaphysischen Verhältnissen die Faktoren, aus denen sich unser Willensleben im letzten Grunde aufbaut. Auf diese Weise sucht der Verfasser namentlich begreiflich zu machen, weshalb wir naturgemäfs »Fremdwerte« und »Personwerte« wollen. In dem Wollen der »Fremdwerte« spiegelt sich unsere Gottesbeziehung, während das andere metaphysische Grundverhältnis, die Beziehung der Person zu ihren Erlebnissen, in dem Streben nach »Personenwerten« zum Ausdruck kommt. Dabei bedarf es selbstverständlich stets besonderer »erregender Umstände«.

Was über die Wechselwirkungen des Vorstellens, Wollens und Fühlens gesagt wird, dürfte nicht in jedem Punkte zutreffend sein. Der »Inhalt des richtigen Urteilens« soll ohne Vermittlung eines Lustgefühls unseren Willen bewegen können. »Der Inhalt richtigen Denkens gefällt durch seine einleuchtende Evidenz, ohne dafs ihn erst ein Lustgefühl gefällig zu machen brauchte.« (S. 75.) Worin besteht denn die »einleuchtende Evidenz« als psychische Realität? Doch wohl in jenem charakteristischen Lustgefühl, das aus dem ökonomischen Gebrauch unserer intellektuellen Energie entspringt. Analoges gilt von dem »Neuen«, das nach Schwarz unmittelbar gewollt wird. Wie er meint, »brauchen die Vorstellungen, die uns das Neue übermitteln, nicht erst vorher aufs Gefühl zu wirken und auf diese Weise mittelbar den Willen zu reizen«. (S. 75.) Sicher müssen wir aber bei der Neugierde einen Gefühlsfaktor annehmen. Das vorgestellte »Neue« befreit mich von dem gegenwärtigen drückenden Unlustzustand der Langeweile und ist daher von einem Lustton begleitet. Dieser Lustton macht das »Neue« erst zu einem eigentlichen Willensobjekt. Auch das Schöne wird nicht ohne Gefühlston wert gehalten, wie der Verfasser S. 76 behauptet. »Ein gegebenes Mannigfaltiges in einfachen oder

reinen Verhältnissen« soll vorliegen, wo wir von Schönheit sprechen. Solche verstandesmäfsige Umschreibung des ästhetischen Wertes erhält jedoch nur einen konkreten Sinn, wenn wir an die ausgezeichnete Gefühlswirkung denken, die jene »einfachen oder reinen Verhältnisse« nach sich ziehen.

Gegenüber der »gemäfsigten Form der empiristischen Willenspsychologie«, wonach die Willensregungen Gefühle oder eine besondere Nebenart von Gefühlen sein sollen (Brentano), betont Schwarz u. a. richtig, dafs keineswegs zwischen Fühlen und Wollen ein stetiger Übergang existiert. »Traurigkeit ist ein Gefühl, Sehnsucht bereits mehr als ein Gefühl. Sehnsucht ist ein Gesamterlebnis, in dem neben den Gefühlen der Unlust deutlich ein Wünschen oder Begehren auftritt. Das Wünschen das ist hier das entschieden Neue; dadurch hebt sich die Willensreihe von den wunschlosen Zuständen reinen Fühlens ab.« (S. 87.) »Gefallen« und »Mifsfallen« werden als die primitivste Art der Willensphänomene hingestellt. Sehr instruktiv ist, was der Verfasser über die »Sättigungsunterschiede des Gefallens und Mifsfallens« entwickelt. (S. 95 ff.) »Das Begehrte, das wir haben, sättigt unser Gefallen; so lange wir es begehren, ohne es zu haben, bleibt unser Gefallen ungesättigt.« (S. 97/98.) Wie mit dem ungesättigten Gefallen das Wünschen zusammenhängt, so mit dem gesättigten Mifsfallen das Widerstreben. Im Anschlufs hieran ergibt sich folgendes zweite Naturgesetz des Willens: »Jede ungesättigte Regung des Gefallens, der eine entsprechende sattere voranliegt, weckt ein Wünschen, das um so stärker ist, je mehr sich jene ungesättigte Regung von dem Sättigungszustande entfernt, in dem wir die frühere Regung erfahren haben. Jede Regung des Mifsfallens weckt ein Widerstreben, das um so stärker ist, je satter der betreffende Unwert mifsfällt.« (S. 117.) Das Wünschen und Widerstreben hält Schwarz für »zuständliche Regungen im Willensgebiet«. Das ist gewifs nicht unzutreffend. Doch wird man wohl das Charakteristikum dieser Phänomene im Gegensatz zu den Wollungen im engeren Sinne hauptsächlich darin erblicken müssen, dafs sie nicht vom Bewufstsein des Vollbringenkönnens begleitet sind. Dieser Unterschied ist in unserem Sprachgebrauch hinreichend deutlich ausgeprägt. Wir sollten davon nicht ohne Grund abweichen. Gerade die Konservierung der engeren Wortbedeutungen ist für die wissenschaftliche Terminologie von der gröfsten Wichtigkeit.

Auf ein sehr bemerkenswertes Phänomen unseres Willenslebens bezieht sich ein drittes Gesetz, das sogenannte »Centrierungsgesetz«: »Alle Regungen des ungesättigten Gefallens haben die Tendenz, solche Vorstellungen um sich zu scharen, durch deren Inhalt das Gefallen mehr und mehr gesättigt wird. Alle Regungen des Mifsfallens andrerseits haben die Tendenz, einen Kreis solcher Vorstellungen um sich zu versammeln, die das Mifsfallen immer ungesättigter machen.« (S. 120/121.) Auf diesem Gesetz, das übrigens noch zu genauerer Analyse des fraglichen Tatbestandes anregen könnte, beruht u. a. die Entstehung von »Ideen« und »Idealen«, wie S. 122/123 treffend hervorgehoben wird. Statt des künstlichen poetischen Beispiels auf S. 121 hätte der Verfasser lieber Fälle aus dem

gewöhnlichen Leben anführen sollen. Immerhin müssen wir ihm Dank dafür wissen, dafs er uns mit seinem »Centrierungsgesetz« auf eine bisher noch wenig beachtete Erscheinung aufmerksam gemacht hat.

Dafs Gefallen und Mifsfallen Lust bezw. Unlust hervorrufen, also das Fühlen kausal beeinflussen können, wie S. 129 ff. ausgeführt wird, läfst sich nicht bestreiten. Die Gefallens- und Mifsfallensakte setzen aber doch ihrerseits stets Gefühle der Lust bezw. Unlust voraus. Die gegenteiligen Argumentationen des Verfassers (S. 126 ff.) der sich hier auf die bereits früher angedeutete Annahme von Werten bezw. Unwerten ohne Gefühlsbestandteil stützt, scheinen mir nicht überzeugend. Mindestens problematisch ist übrigens auch die Bemerkung auf S. 132: »Noch in die Welt der Tiere reicht das Gesetz, dafs Mifsfallen Unlust wirkt. Man hat beobachtet, dafs Vögel auf ihre kranken Gefährten hacken. Sie rächen sich gleichsam für die Unlust, die ihnen aus deren mifsfälligem Anblick erwächst.«

Mit seiner Polemik gegen die »extrem-empiristische Willenslehre«, die die Willensregungen für Komplexe von Gefühlen und Vorstellungen erklärt, hat Schwarz recht. (S. 139 ff.) Dabei hätte er zweckmäfsig auch die einschlägigen Entwicklungen Münsterbergs heranziehen sollen! (vergl. Münsterberg, die Willenshandlung, Freiburg i. Br. 1888). Gerade in experimentell-psychologischen Kreisen erfreut sich jene Willenstheorie einer grofsen Beliebtheit und hat hier ihre scharfsinnigste Ausführung erhalten. Die Modifikation, die neuerdings v. Ehrenfels der empiristischen Willenslehre gegeben hat, ist vom Verfasser in dankenswerter Weise berücksichtigt und einer eingehenden Kritik unterzogen worden. (S. 155 ff.) Dafs die Willensregungen lediglich Vorstellungen sind, »die mit maximaler Stärke im Bewufstsein haften«, ist in der Tat eine unhaltbare Ansicht, obwohl sie den intellektualistischen Psychologen sehr sympathisch vorkommen wird.

Mit den Centrierungsgesetzen des Gefallens und Mifsfallens und der Objektlosigkeit der Willensregungen (S. 167 ff.) stehen die Erscheinungen in Zusammenhang, die Schwarz unter dem Titel »Lüge des Bewufstseins« erörtert und durch treffende Beispiele illustriert. (S. 183 ff.) Es handelt sich um die mannigfachen Irrtümer und Täuschungen, denen wir in dem Bewufstsein von unseren Triebfedern und Meinungen ausgesetzt sind. Weil wir dabei in der Regel doch unfreiwillig, ohne das Bewufstsein einer Pflichtverletzung, von der Wahrheit abweichen, so erscheint die Bezeichnung »Lüge des Bewufstseins« nicht ganz passend. Die Reflexionen über »Motivwandel« und »Motivbahnung«, mit denen der erste Hauptteil des Buches schliefst (S. 202 ff.), sind besonders wertvoll.

Der zweite Hauptabschnitt behandelt die »Normgesetze des Willens oder die Lehre vom oberen Begehrungsvermögen«. In dem »Vorziehen oder Lieberwollen« erblickt der Verfasser eine dritte (höhere) Grundäufserung unseres Willens neben den Regungen des Gefallens und Mifsfallens. (S. 288.) Dabei werden zwei Arten von Vorziehensakten« unterschieden, »analytische« und »synthetische«, offenbar in Anlehnung an die erkenntnistheoretisch-logische Distinktion analytischer und synthetischer

Urteile. Das analytische Vorziehen oder Lieberwollen »richtet sich nach dem Verhältnis von solchem Besseren und Schlechteren, das schon vorher anderweitig geprägt ist«. (S. 290.) Hier wird gleichsam nur explicite ausgeführt, was bereits implicite als Besseres bezw. Schlechteres bestimmt ist. »Synthetisch ist das Vorziehen oder Lieberwollen, das erst durch seinen eigenen Akt anzeigt, wo in einem gegebenen Falle das Bessere liegt.« (S. 290.) Nur bei dem synthetischen Vorziehen finden also neue, schöpferische Wertprägungen statt.

Für das analytische Lieberwollen gilt folgende Regel: »Wir ziehen stets das vor, bei dessen Nichtsein uns etwas fehlt, und wir setzen stets das hintan, was im Kontrast damit nur unsatt gefällt« (S. 295). Vor allem die »mittelbaren Wollungen« mit ihren verschiedenen Haupttypen werden aus solchen Akten des analytischen Vorziehens abgeleitet (S. 303 ff.).

Das synthetische Vorziehen führt in das eigentliche Gebiet des sittlichen Lebens. Das erste Normgesetz des synthetischen Vorziehens fordert, dafs das Wollen von Personwert über das Wollen von Zustandswert zu stellen sei (S. 321 ff.). Das ist die Grundlage der »Personwertmoral oder Lehre von der sittlichen Selbstbejahung«. Nach dem zweiten Normgesetz, auf dem die »Fremdwertmoral oder Lehre von der sittlichen Selbstverneinung« beruhen soll, ist das Wollen von »Fremdwerten« dem Wollen von »Eigenwert« vorzuziehen (S. 335 ff.). Wir dürfen gespannt sein, welche Ausführung Schwarz dieser Zweigliederung in seinem bei Reuther & Reichard in Berlin erscheinenden »Grundrifs der Ethik« geben wird. Freilich scheinen die beiden Normgesetze des synthetischen Vorziehens bei Konflikten zwischen persönlichen und unpersönlichen Fremdwerten keine Entscheidung an die Hand zu geben. Und doch gehören gerade derartige Konflikte zu den wichtigsten Problemen der Ethik. Wir wollen aber den weiteren Untersuchungen des Verfassers hier nicht vorgreifen. Vielleicht wird er selbst die bezeichnete Lücke in seinem angekündigten »Grundrifs der Ethik« ausfüllen.

Die Schreibweise von Schwarz ist im allgemeinen klar und lebendig. Aufgestofsen ist mir beim Lesen das ungewöhnliche Wort »verselbigen« im Sinne von »identifizieren« (z. B. S. 139), das verkehrte »epikuräisch« (S. 275 und 278), während es im Griechischen doch *ἐπικούρειος* und nicht *ἐπικοίραιος* heifst, die ungebräuchliche Konstruktion »etwas vor einem andern vorziehen« (z. B. S. 283 und 284), manche allzu pathetische Wendung am unrechten Ort, wie z. B. S. 287/88: »Wäre das wirklich alles, was wir in den Bevorzugungsurteilen meinten, dann fahre wohl Eindruck des Vorziehens, der gerade erklärt werden soll!« Das alles ist um so auffälliger, als ein germanistischer Kollege des Verfassers die Korrektur gelesen hat. Wie als poetischer Ausdruck der »Ewigkeitssehnsucht« S. 69/70 die geschmacklosen, faden Reimereien eines Heinrich von Laufenberg beifällig zitiert werden konnten, ist mir unverständlich. Es wäre ein testimonium paupertatis für unsere schöne Literatur, wenn wir über jenes Thema nichts Besseres aufzuweisen hätten. Endlich ist auch zu tadeln, dafs die von Schwarz benutzten Exemplifikationen mitunter gegen die Würde des Untersuchungsgegenstandes verstofsen.

Alle diese Mängel fallen aber bei dem stattlichen Umfange der Schrift nicht so stark ins Gewicht. Als eine in vielen Stücken recht anregende Vorarbeit auf einem noch wenig erforschten Gebiete hat sie ihr unbestreitbares Verdienst. Wir können dem Wunsch, den der Verfasser in der Vorrede ausspricht, nur von Herzen beistimmen: »Möge dies Buch zum Streit um die willenspsychologischen Grundbegriffe rufen!«

Die von demselben Verfasser in Schnurpfeils »wissenschaftlicher Volksbibliothek« herausgegebenen »Grundzüge der Ethik« sind ältern Datums, als das vorerwähnte Werk. Von den neuen willenspsychologischen Lehren ist hier noch nichts zu merken. Statt der Zweigliederung in »Personwertmoral« und »Fremdwertmoral« hat Schwarz unter einem andern Gesichtspunkt eine Dreiteilung der Ethik durchgeführt. Der erste Teil, »die pädagogische Ethik«, beschäftigt sich mit den Fragen »Wie werden wir gut?« und »Wie machen wir gut?« Der zweite Teil, »die beschreibende Ethik«, sucht auf die Frage »Was ist gut, was ist böse?« eine Antwort zu geben. Der dritte Teil, »die erklärende Ethik«, erörtert 2 Hauptprobleme, das »Problem der Sanktion« und das »Problem der Verpflichtung«. Bei dem Problem der Sanktion will man wissen, in welcher Weise wir denn das Sittliche dem Unsittlichen vorziehen und wie diese Bevorzugung psychologisch entstanden ist. Das Problem der Verpflichtung verlangt eine Aufklärung darüber, woher der autoritative Charakter des Sittlichen rührt, wie er sich in unserm Pflichtbewufstsein kundgibt. Schwarz gibt in geschickter systematischer Gruppierung des Stoffs um die erwähnten Probleme lichtvolle kritische Skizzen von den wichtigsten ethischen Theorien. Besonders zu loben ist, dafs die Meinongschen »Werteformeln« Berücksichtigung gefunden haben. (Vergl. S. 45 ff.). Wie man auch über diese mathematisierenden Entwicklungen in der Ethik im einzelnen urteilen mag, immerhin mufs daran das ernste Streben nach exakter Formulierung der Tatsachen anerkannt werden. Der Schlufsgedanke, zu dem der Verfasser gelangt, ist der, »dafs das zu Handlungen selbstloser Hingabe treibende Pflichtbewufstsein nur erklärlich wird, weil ein über das Bewufstsein hinausragender höherer Wert unmittelbar dem Gefühl sich offenbart«. Das Schriftchen stellt nicht zu hohe Anforderungen an die Fassungskraft des Lesers und ist deshalb wohl geeignet in Laienkreisen ethische Bildung zu verbreiten.

Königsberg i. Pr. Dr. Arnold Kowalewski

Hermann Schwarz, Privatdozent an der Universität Halle, Das sittliche Leben. Eine Ethik auf psychologischer Grundlage. Mit Anhang: Nietzsches Zarathustra-Lehre. Berlin, Reuther & Reichard, 1901. 417 S. 7 M.

Der »Psychologie des Willens« folgt hier der in Aussicht gestellte Grundrifs der Ethik, Prof. Heinze in Leipzig gewidmet, in reicher lebensvoller Ausführung mit vielfacher Bezugnahme auf die einschlägige, auch die moderne Literatur, sowie Anknüpfung der christlichen Ethik, aber ebenso mit sorgfältiger Erörterung der prinzipiellen Fragen: die einfachen Willensakte des Gefallens und Mifsfallens (S. 30) liefern dem Vorziehen oder Wählen des obern Begehrungsvermögens seinen Stoff (S. 40). In unserm

synthetischen Vorziehen waltet der Normzwang, falls das Wollen von persönlichem über das von zuständlichem Eigenwert und das Wollen fremden Werts über das von allem Eigenwert zu setzen (S. 43). Hieraus ergeben sich als die 2 Teile der Ethik: die Personenwertmoral oder Lehre von der sittlichen Selbstbejahung (bis S. 194) und die Fremdwertmoral oder Lehre von der sittlichen Selbstverneinung. Mit Herbart berührt sich Schwarz in der Zurückführung der Ethik auf Willensverhältnisse; die Abweichung, auch das Gefallen und Mifsfallen dem Willen zuzuschreiben, hat bei der Einheit des menschlichen Seelenlebens, die gerade hierbei besonders hervortritt, wenig Bedeutung. An den Personwert wird das Ideal der Selbstvervollkommnung geknüpft (S. 152). Aber wenn bei der erweiterten sittlichen Selbstbejahung (S. 158 ff.) Billigkeit und Gerechtigkeit, Naturrecht und soziale Frage behandelt werden, so greift das doch über die sittliche Selbstbejahung hinaus, während umgekehrt Tugend (S. 241 ff.) und Pflicht (S. 310 ff.) der Fremdwertmoral (Teil 2) doch nicht ausschliefslich angehören. Gloatz

II Pädagogisches

Biese, Alfred, Pädagogik und Poesie. Vermischte Aufsätze. Berlin, R. Gärtners Verlag, 1900. 320 S.

Der Anregung und Belehrung bietet dieses Buch eine Fülle. Kein Lehrer des Deutschen, an welcher Schule er auch wirken mag, wird es lesen, ohne seinen Unterricht mit neuen Gedanken zu befruchten. Dafs die hauptsächlichste Ausbeute für die Behandlung lyrischer Gedichte gewonnen wird, darf uns bei dem trefflichen Verfasser von der »Entwicklung des Naturgefühls« nicht wundernehmen. Damit ist dem Lehrer auch ein grofser Dienst getan, denn die Behandlung lyrischer Gedichte gehört zu den schwersten Aufgaben des deutschen Unterrichts; und vielleicht ist das der Grund für die berechtigte Klage, dafs »auf unsren Gymnasien keine Dichtungsart so sehr zu kurz kommt, wie die Lyrik«. Schon die Überschriften der einzelnen Aufsätze z. B. »Die Poesie des Meeres und das Meer in der Poesie«, »Die romantische Poesie des Gebirges, der holsteinischen Heide« u. a. zeigen, wie anregende Gesichtspunkte der Verfasser aufzustellen weifs. Ungemein lehrreich ist die Vergleichung lyrischer Motive bei alten und neuen Dichtern (Horaz und Storm S. 309), dankenswert der kräftige Hinweis auf Reinick, Storm, C. F. Meyer und den ja jetzt allmählich nach Gebühr gewürdigten Mörike. Für die Behandlung Klopstockscher und Goethescher Lyrik findet man treffliche Winke. Aber auch Epos und Drama treten in den Gesichtskreis des Lehrers; auf manches wertvolle, versteckte Programm, auf führende Geister wie E. Rohde, Wilamowitz, Lagarde wird hingewiesen, besonders dankenswert ist der Aufsatz über »Das Problem des Tragischen« mit seinem reichhaltigen literarhistorischen Anhang. Dafs bei einer solchen Sammlung manche Wiederholungen mit unterlaufen, ist natürlich. Es schadet aber auch nichts, wenn so gesunde Grundsätze immer wieder betont werden wie der, dafs wir Lehrer in unsrer phantasiearmen Zeit vor allem auf

Digitized by Google

Phantasie und Gemüt zu wirken hätten, dafs nur Freudigkeit und Enthusiasmus das Grofse schaffen oder dafs es »die höchste Pflicht des Lehrers sei bei der Verzweigung der Arbeit den Sinn für das Ganze zu bewahren, auf dafs endlich wieder ein Geschlecht heranwachse mit dem Sinn für das Allgemeine«. Den trefflichen Eindruck, den das Buch mit seinem jugendlich frischen Tone und seiner von Begeisterung für das Schöne in Natur und Kunst gesättigten Lebensauffassung macht, soll auch nicht der wenig ansprechende Abschnitt über »Einförmigkeit und Einheitlichkeit im Schulbetriebe« stören, in dem sich neben recht unnötigen Seitenhieben auf den Grundsatz der Induktion und die Förderung der sogenannten kleinen deutschen Ausarbeitungen der sonderbare Wunsch findet, »die höheren Schulen müfsten sich wieder aus ihrem volksschulmäfsig-seminaristischem Banne befreien«!

Frankfurt a. M. Dr. Merian-Genast

Pfeifer, H., Der christliche Religionsunterricht im Lichte der modernen Theologie. Leipzig, Hahn. Preis 2,80 M, geb. 3,30 M.

Der erste Teil des Buches handelt von der modernen Theologie und bietet einen auf umfassender Belesenheit und gutem Verständnis ruhenden Auszug aus den gröfseren Werken unsrer bedeutendsten Theologen. Da einem vielbeschäftigten Volksschullehrer weder Zeit noch Gelegenheit geboten ist, diese Werke selbst zu studieren, so ist die Pfeifersche Arbeit entschieden mit Freuden zu begrüfsen, und man kann nur wünschen, dafs das Buch recht zahlreiche und dankbare Leser findet.

Leider hat aber Pfeifer seinem Buche noch ein pädagogisches Anhängsel (S. 225—252) gegeben, in dem er sich über methodische Fragen ausspricht und gegen »Umsturz der Lehrpläne« und gründliche Reform des Katechismusunterrichtes protestiert. Wer etwa glauben sollte, dafs neuer Wein auch neue Schläuche fordert, den belehrt Pfeifer (S. 230 u. IV), dafs man um solche Nebenfragen nicht all zu viel Umstände machen solle, es gehe mit den alten Lehrplänen [1]) ganz gut. Um seine Kollegen gruselig zu machen und von gründlicher Beschäftigung mit moderner Pädagogik abzuhalten, teilt Pfeifer ihnen (S. 235) mit, dafs die Kulturstufentheorie nichts weiter sei als in die Pädagogik hereingetragener Darwinismus. Bei Theologen alten Stiles kann er mit diesem Schachzuge vielleicht Glück haben, zu seinen Leipziger Kollegen darf man aber wohl das Zutrauen haben, dafs sie das Gruseln vor dem Namen Darwin nachgerade verlernt haben. Wie wenig Verständnis Pfeifer für moderne Methodik hat, zeigt er durch seine Behauptung (232), die Hauptfrage, um die sich die Reformversuche bewegten, sei die Katechismusfrage; und obwohl er es (nach S. 12) als seine heilige Pflicht ansieht, den gegenwärtigen Religionsunterricht »recht eingehend zu untersuchen, in wieweit er den Stürmen der Gegenwart zu trotzen vermag«, so hat er sich doch diese Pflicht nach

[1]) Eine Probe eines solchen Lehrplanes findet sich Seite 230: Bis zu Beginn des 5. Schuljahres biblische Geschichten. 6. Jahr Partien aus dem Lukasevangelium. 7. Bergpredigt und Apostelgeschichte (!). 8. Johannesevangelium. Bei diesem Lehrplane sucht gewifs jeder vergeblich nach einem Plane.

der Seite der Methodik, die ihn doch als Lehrer vor allen angehen sollte, sehr leicht gemacht. Aus seiner »sorgfältigen Literaturangabe« (IV) ergibt sich, dafs er nur »Präparationsware« (IV) angesehen hat, die ihm natürlich, da er die grundlegenden Werke unbeachtet läfst, unverständlich geblieben ist (229 u. 233). Keine historische Theologie — auch die moderne nicht — kann den Laien zum »selbständigen Christen machen« (25); denn die Wege der theologischen Forschung kann er im allgemeinen nicht nachgehen, er mufs also die Resultate auf Treu und Glauben hinnehmen, wie er früher die orthodoxen Geschichtskonstruktionen hingenommen hat. Die Methodik hat sich aber, wie Pfeifer besonders auch aus dem trefflichen Werke von Dörpfeld »Zur Ethik« hätte ersehen können, gerade die Aufgabe gestellt, die Zöglinge zu einer eigenen, selbständigen, sittlichen und religiösen Überzeugung zu erziehen. Dabei benutzt sie die Arbeiten moderner Theologen; aber sie macht den Glauben nicht abhängig von den Resultaten der Geschichtsforschung. Wenn Pfeifer Lessings theologische Kämpfe nicht blofs als unbedeutendes Vorspiel (1) betrachten, Pestalozzis Ansichten über Religionsunterricht und Schleiermachers 3. Rede »Über die Bildung zur Religion« gründlich studieren wollte, so würde er vielleicht erkennen, dafs man es mit der Methodik doch etwas ernster nehmen mufs, als er es in seinem Anhange tut. Ich möchte mir daher zum Schlufs erlauben einen Wunsch auszusprechen. Pfeifer operiert in seinem Anhange sehr viel mit Fragesätzen (231). Ich möchte ihn bitten, bevor er an die Bearbeitung einer neuen Auflage (die 2. ist inzwischen im wesentlichen unverändert erschienen) geht, statt der vielen kleinen ? hinter den ganzen letzten Abschnitt ein grofses Fragezeichen zu setzen und sich selbst erst darüber klar zu werden ob dieser Schlufs überhaupt zu dem Hauptteile seines Buches pafst.

Auerbach i. V. E. Thrändorf

Keferstein, Dr. **Horst**, J. G. Herders Pädagogische Schriften und Äufserungen. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann).

Ein gerade für unsere Zeit hochbedeutendes neues Buch — etwas über 200 Seiten — des als pädagogischer Schriftsteller wohlbekannten Verfassers. Derselbe schildert zunächst in möglichster Kürze die hohen Verdienste Herders um die deutsche Literatur, wie er hier neue Gesichtspunkte aufgestellt, neue Bahnen gebrochen, neue Dichtungsarten geschaffen, in eine Menge noch dunkler geistiger Gebiete Licht gebracht, wie selbst der schon reifende Goethe seinen eigenartigen Belehrungen gelauscht hat. Er geht dann zum Hauptzweck seiner Schrift über, Herder als Pädagogen zu schildern. Eine Menge von früher unbekannten Lehren und Forderungen des erleuchteten Mannes zählt er auf, um ihn zuletzt in seinem »Reisejournal« und in zahlreichen kleineren Schriften und in längeren oder kürzeren Reden sich selbst äufsern zu lassen.

Wir schauen in Herder nicht blofs den auf allen Gebieten des höheren Schulwesens klar und besonnen urteilenden, die Bedeutung der einzelnen Lehrgegenstände insbesondere für den künftigen Beruf der Schüler klug abwägenden, die geistigen Bedürfnisse der Jugend, das Wohl des Volkes, die Forderungen eines wahrhaft frommen Christentums stets

im Auge behaltenden geistsprühenden und zugleich praktisch geschickten Schulmann; sondern seine reformatorischen Gedanken decken sich fast sämtlich mit den von der Gegenwart geforderten und zum Teil bereits vollzogenen Umgestaltungen im höheren Schulwesen. Den von den Altgymnasien nicht nur vernachlässigten, sondern gar nicht für voll angesehenen Geographieunterricht schildert er in seiner hohen Bedeutung und Notwendigkeit. Dem altsprachlichen Unterricht spricht der grofse Kenner und Bewunderer der klassischen Völker für die überwältigende Mehrheit der Schüler jeden Wert ab. Er belegt es mit schwerem Tadel, dafs man mit »Kindern« Latein treibe. Und wenn er jede höhere Lehranstalt den sprachlichen Unterricht mit dem Deutschen beginnen heifst, alsdann den Beginn der französischen Sprache fordert und erst nach einer zweiten fremden neueren Sprache das Eintreten des Lateins zulassen will, so haben wir hier in den Grundzügen schon das erst in unserer Zeit entstandene Reformgymnasium mit dem lateinlosen Unterbau. Der alte Wahn, dafs die klassischen Sprachen für alles gut seien, findet an Herder einen ebenso überzeugten Gegner, wie die stete Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse der Gegenwart den entschiedensten Fürsprecher. Manchen Altphilologen dürfte das Studium Herders ebenso zum Nachdenken bringen, wie die Männer, welche für zeitgemäfse Reformen unseres höheren Schulwesens eintreten, aber an den blinden Verehrern des Hergebrachten den zähesten Widerstand finden, sich über die Bundesgenossenschaft desselben freuen werden, aus dessen zahlreichen pädagogischen Schriften sie Belehrung, zugleich Aufmunterung und Freudigkeit zum Weiterringen die Fülle schöpfen können.

Neuwied a/R Nohl

Cornelius, Hans, Grundsätze und Lehraufgaben für den elementaren Zeichenunterricht. Leipzig und Berlin, Druck u. Verlag von B. G. Teubner, 1901.

Die vom Verfasser aufgestellten Grundsätze enthalten nicht durchaus Neues, sind aber äufserst klar und übersichtlich zusammengestellt und ausgesprochen. Der Verfasser kennt die Schäden, die dem Zeichenunterricht in der Volksschule noch anhaften, aus eigner Anschauung. Seine Grundsätze fufsen auf tiefem psychologischen Verständnisse der Kindesseele. »Ausbildung der Gesichtsvorstellungen« ist der erste Zweck, der nur durch Zeichnen nach dem Gedächtnisse und gleichzeitige Erziehung der Hand erreicht werden kann. Der Weg zu diesem Ziele wird gezeigt in den auf diesen Grundsätzen aufgebauten Lehraufgaben, die bei knapper Fassung eine Fülle praktischer Winke für den Lehrer enthalten und einen gewissen Zusammenhang mit andern Unterrichtsfächern herzustellen versuchen. Für die technisch fertigen Lehrer (die andern sollen sich die Befähigung durch einen besondern Kursus erwerben) enthält das Schriftchen einen trefflichen Mafsstab zur Beurteilung aller der Forderungen, welche aufgestellt worden sind, um die Volksschule zur Mitwirkung an der künstlerischen Erziehung der Jugend durch den Zeichenunterricht heranzuziehen.

Jona Paul Blauert

Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.

AUFSÄTZE

Das Pathos und die Komik

Eine gemeinverständliche vergleichende Darstellung ihres Wesens und ihrer Hauptarten

Von

Ignaz Pokorny

(Schluſs)

Es ist eine Tatsache, daſs wir gegenüber jedem bedeutenden und uns verständlichen Leiden eines Wesens unsersgleichen nur Mitleid und ernste Teilnahme empfinden. Doch kann uns der Nebenmensch, auch wenn er weder selbst leidet noch uns in eine unangenehme Erregung versetzt, ohne und selbst wider unsern Willen zu einem Gegenstande unserer lebhaftesten Aufmerksamkeit werden. Dies ist der Fall, so oft uns seine Erscheinung, Lage oder Tätigkeit infolge ihres Widerstreites mit der unter den gegebenen Umständen natürlichen und daher von uns erwarteten minderwertig vorkommt und wir hiedurch zum Lachen gereizt werden. Wenn einer deutsche Worte französisch ausspricht, ein anderer von wasserscheuen Fischen und nachtscheuen Eulen erzählt, ein dritter sich rühmt, er habe zwei Gefangene gemacht, die ihn nur jetzt nicht loslassen, wenn ein kleines Kind sich viel mit einer groſsen Tabakpfeife zu schaffen macht oder von einer angekommenen groſsen Sendung nach Beseitigung von zwanzig Hüllen nichts übrig bleibt als ein ausgedientes Schulbuch, so können wir uns dem starken Reize solcher Gegensätze nicht entziehen, besonders wenn gewisse Bedingungen gegeben sind, die, wie beim Mitleiderregenden, im Leben und in der Kunst die Wirkung bedeutend zu steigern vermögen.

Einmal mufs, wie mit der Gröfse des Leidens das Mitleid wächst, auch beim Lächerlichen der Widerstreit um so stärker wirken, je gröfser er ist, und wir können uns hieraus erklären, warum die im menschlichen Leben vorkommenden Gegensätze bei ihrer Darstellung in der Kunst oft übertrieben werden. Dies geschieht schon in dem bekannten Gleichnisse vom Frosche, der sich zum Ochsen aufblähen will, und vom Esel, der sich mit der Löwenhaut umgibt, auch in dem alten Spruche von kreifsenden Bergen und der dann zutage kommenden possierlichen Maus. Das Xenion auf Wielands lange Perioden erkennt diesen die Länge eines ganzen Menschenlebens zu und nach Hauos Epigrammen auf Herrn Wahls grofse Nase kommt diese stundenlang zum Königstor herein und ist überhaupt ein Sinnbild der Unendlichkeit. Auch die Bilder Hogarths wie die lustigen Reden Falstaffs verdanken den besten Teil ihrer Wirkung der Übertreibung irgendwelcher für einen Menschen kennzeichnenden Eigenschaften. Doktor Fausts Hauskäppchen endlich, das einer nur aufzusetzen braucht, um die zu ihm Sprechenden zur Wahrhaftigkeit zu zwingen, zeigt erst dann seine ganze Macht, wenn der Gegensatz zwischen der frühern und der spätern Rede recht grofs ist, so dafs z. B. an die Stelle von Segensprüchen Verwünschungen treten.

Fürs zweite übt auf die Stärke des Eindrucks beim Lächerlichen, wie beim Mitleiderregenden, auch die Anschaulichkeit der Darstellung einen wichtigen Einflufs. Sie ist es vorzüglich, welche die derbsinnlichen Zuschauer des Hans Wurst oder des Harlekins an Sonderbarkeiten in der körperlichen Erscheinung eines Menschen und an den grellsten Fällen von Unverstand, mit einem Worte an dem Burlesken Vergnügen finden läfst. Warum sollte aber nicht auch ein gebildeter Mensch erheitert werden, wenn ein Geizhals den Gulden, den er einem Wundarzte gelichen hat, wieder herausschlägt, indem er sich einen gesunden Zahn ziehen läfst und so die ganze Verkehrtheit des Geizes sichtbar, ja handgreiflich wird? Oder wenn dem übertrieben Höflichen ein guter Zahn ausgerissen wird, weil er zu artig ist, um rechtzeitig kräftige Einsprache zu erheben oder auch nur die Danksagung für die vollzogene Operation zu unterlassen? Freilich wird, wer geistig höher steht, auch für weniger derb sinnsich aufgetragene Gegensätze, wie sie z. B. in einem Bauernfeldschen oder Fuldaschen Lustspiele vorkommen, Aufmerksamkeit und Verständnis zeigen, aber auch hier besitzt die Darstellung noch eine gewisse Anschaulichkeit, vermöge deren sie ohne langes Nachdenken aufgefafst werden kann und wenigstens auf unsere Einbildungskraft wie ein Bild wirkt.

Ein weiterer Umstand, der regelmäfsig den anschaulichen Widerstreit erst voll zur Geltung bringt, ist sein plötzliches, blitzartiges Hervortreten. Wenn ein alter Mann nach längerm Wanken langsam niedergleitet, macht sich die Menge über ihn nicht lustig; wenn aber ein junger Geck in übertriebenem Bewufstsein seiner Bedeutung und Sicherheit hinstolziert und auf einmal wie ein Mehlsack umfällt, so mufs er sich selbst und dem Zuschauer lächerlich erscheinen. Einen Sprecher, dessen schlichte Darstellung unterbrochen wird, während er sich auf irgend einen Ausdruck besinnt, verlacht man deshalb noch nicht, wohl aber wird ein Redner, der schwungvoll anhebt und dann plötzlich aus irgend einem Grunde ins Stocken gerät, wenn nicht unser Mitleid, ganz gewifs unser Zwerchfell erregen. Auch die Torheit verfällt desto sicherer der Lächerlichkeit, je plötzlicher sie zum Vorschein kommt, weil ihr Träger sich vorher als besonders »klug und weise« geberdet hat. Und vom Witz-Reporter wissen wir alle, dafs er keine Lacherfolge erzielt, wenn seine Mitteilungen mit zu viel Ankündigung und Vorbereitung vorgebracht werden oder die Lächerlichkeiten gar nicht mehr hervortreten können, weil sie schon zu oft aufgetischt wurden und daher der Gesellschaft bereits sattsam gegenwärtig sind. Dagegen kann uns selbst ein einfaches Urteil z. B. über die Leistung einer Sängerin, zum Lachen bringen, wenn einige einleitende Worte dafür gesorgt haben, dafs wir das Gegenteil erwarten und daher überrascht werden, z. B. wenn man uns sagt: »Sie ist zwar nicht schön, aber sie singt falsch.«

Aus unserer bisherigen Betrachtung ergibt sich, dafs wir beim Lachen, wie beim Mitleid durch Gegensätze in Erregung versetzt werden und dafs diese Wirkung bei beiden in ähnlicher Weise gesteigert werden kann. Doch wird das Mitleid durch eine sich vor uns vollziehende ernste Schicksalswendung, das Lachen aber durch einen auftauchenden Widerstreit von Bildern, von Vorstellungen hervorgerufen. Durch diese letztangeführten Merkmale unterscheiden sich das Mitleiderregende und das Lächerliche trotz ihrer anderweitigen Ähnlichkeit voneinander so stark, dafs sie in unversöhnlicher Feindschaft zu stehen und eines das andere auszuschliefsen scheinen. Um ein Heldentum, über das wir lachen könnten, wäre es schon geschehen und ebenso ist es mit dem Lachen sogleich zu Ende, sobald zum Mitleid Veranlassung vorliegt. Wir belustigen uns z. B. über die Verkehrtheiten eines Zerstreuten, werden hierin aber gewifs nicht fortfahren, wenn wir hören, dafs die Zerstreutheit bei diesem Manne die Folge einer Krankheit, dafs er geistesgestört ist.

Wir können lachen, wenn ein hochmütig einherschreitender Mann plötzlich der Länge nach hinfällt; bleibt er aber besinnungslos liegen, so eilen wir ihm voll Mitleid zu Hilfe. Überhaupt mufs eine Sache aufserhalb des Kreises sittlicher Pflichten und ernster Interessen liegen, damit wir dabei einen Spafs verstehen können. Wo wir harmlos lachen sollen, dürfen Existenzfragen und sittliche Forderungen keine Rolle spielen. Werden aber, wie dies oft geschieht, im Lächerlichen solche Punkte berührt, so mufs es, wenn man uns das Lachen nicht verderben will, in einer Weise geschehen, dafs der Ernst des Lebens nicht Zeit und Gelegenheit findet, seine Ansprüche geltend zu machen. Die Personen dürfen nicht als gute oder schlechte Charaktere, sondern müssen als Leute dargestellt werden, die sich natürlich oder unnatürlich, klug oder unklug benehmen, sie dürfen nicht ernstlich angefeindet, sondern nur geneckt, nicht in Leiden, sondern nur in Verlegenheiten geraten, es darf sich nicht um Sein oder Nichtsein, sondern blofs um etwas minder Wichtiges, mehr Äufserliches z. B. um den Besitz dieses oder jenes vielleicht auch nur eingebildeten Gutes handeln. Mit einem Worte: die Welt der kleinen Anliegen und der kleinen Leiden ist die Heimat des Lächerlichen und was in seinen Kreis gezogen wird, mufs klein sein oder doch als klein erscheinen nach seinem Wahlspruche: »Es lebe die Bagatelle!«

Vergegenwärtigen wir uns nun die verschiedenen Möglichkeiten, wie der Mensch im Leben und in der Dichtung, namentlich aber auf der besonders wirksamen Bühne ein Gegenstand des Lachens werden kann. Dabei wird uns die Vergleichung mit den verschiedenen Arten des Leidens von Nutzen sein, wenn wir auch selbstverständlich den grofsen Unterschied zwischen Ernst und Scherz, den wir soeben schilderten, immer mitberücksichtigen müssen.

Das Leiden, das dem Menschen von aufsen durch das Schicksal auferlegt wird, hat offenbar sein heitres Gegenstück an jenen Fällen, wo jemand durch die Macht des Zufalls lächerlich wird. Dieser Fatalität kann sich ebenso wie dem Fatum kein Mensch entziehen. Der Kluge wie der Tor, das Alltägliche wie das Bedeutende sind jeden Augenblick nahe daran, durch kleine äufsere Umstände in Verlegenheiten zu geraten, wo sie dem Gelächter der Umgebung anheimfallen. Dazu genügt ja, dafs unser Brief unrichtig bestellt wird, unser Beileid einen Glücklichen, unser Gruſs statt der Geliebten ihren Haubenstock trifft. Eine Kette solcher Zufälle neckt auch den würdigen Appellationsrat Körner in einem zum Hausgebrauch bestimmten dramatischen Scherze Schillers. Palleske erwähnt davon: »Körner steht um acht Uhr morgens gerüstet da, ins Konsistorium

zu gehen. Es kommt aber das Gesinde, jeder hat etwas zu fragen, dann wieder die Hausgenossen, später der Friseur, der Wechsler und so kommt der geduldige Rat allmählich immer mehr in Harnisch. Das büfst ein armer Theologe, der ihm eine Abhandlung verlesen will. Körner weist ihm die Tür, kommt aber dadurch in Gegensatz zu seiner eignen Gutmütigkeit, die ihn nicht früher ins Amt gehen läfst, als bis der Hinausgewiesene nachträglich zum Mittagessen geladen ist.«

Übrigens gehört hierher nicht blofs der Pechvogel, der Hans Huckebein, dem zuzeiten alles fehlschlägt, sondern auch der Glückspilz, welcher wohl alles durch Zufall erreicht, aber dabei doch auch in Verlegenheit gerät, weil er selbst am besten weifs, dafs er vieles davon auf anderm Wege hätte erreichen sollen, schon damit sich das unversehens angeflogene Glück nicht ebenso rasch wieder empfehle. Wichert hat neben diesen alten Lustspielgestalten eine neue, den Narren des Glückes, aufgestellt, den Fortuna zum besten hat, indem sie ihm fortwährend erwartete Erfolge in Mifserfolge umschlagen, aber auch aus gefürchteten Wendungen wirkliche Vorteile hervorgehen läfst.

Dem lustigen Schicksale gelingt es oft sogar, auch den natürlichen, naiven Menschen lächerlich zu machen, indem es ihn plötzlich in Kreise führt, denen das vom Anstand geforderte Verbergen und Verschweigen zur zweiten Natur geworden ist und daher die Einfalt, die sich noch nicht so verstellen kann, als lächerlich erscheint. Zur Abwechslung verfällt freilich nicht selten auch einer, der auf gewisse Anstandsregeln wohl abgerichtet ist, der Lächerlichkeit, wenn er auf einmal unter Leute versetzt wird, bei denen für das gesellschaftliche Verhalten andere Gesetze in Geltung stehen.

Und so führt der Zufall mit uns allen, ohne zu ermüden, eine grofse Komödie der Irrungen auf, von der das gleichnamige Lustspiel Shakespeares allerdings ein ergötzliches Abbild ist. Wie sollten auch keine lächerlichen Lagen zutage treten, wenn, ohne dafs die Beteiligten davon wissen, ein Bürger der Stadt und sein Diener jeder seinen zugereisten Bruder zum Doppelgänger haben. Im Sommernachtstraum ist es nicht minder das Spiel des launigen Zufalls, welches die Beziehungen aller Personen aufs bunteste verwickelt, wenn gleich hier der Zufall in einer bestimmten Person (Puck) verkörpert erscheint.

Wie ferner Iphigenie durch entgegengesetzte äufsere Einwirkungen schwer zu leiden hat, so wird man oft durch den Zufall in eine wider-

spruchsvolle und dadurch lächerliche Lage versetzt. Wenn wir über ein schmerzliches Erlebnis, das um jeden Preis Geheimnis bleiben mufs, eben geweint haben uud durch den Besuch eines entferntern Bekannten überrascht werden, so müssen wir wohl, um das Geheimnis zu wahren, auch unsere Stimmung verleugnen und greifen am Ende zu dem Mittel, die geröteten Augen, die gereizte Stimme und das Vorhalten des Sacktuchs durch einen starken Schnupfen zu erklären, worüber wir, sobald wir uns selbst wiedergegeben sind, bei allem Schmerze werden lächeln müssen. Oder es hat ein junger Reisender mit der ganzen Schnsueht eines aufrichtigen Hungers schon lange auf die Mittagstation gewartet, sie erreicht und sich in eine Hammelkeule vertieft; da ereilt ihn eine Trauerbotschaft, über die er weiterkauend bittere Tränen vergiefst, während sonst Hammelkeule und Herzeleid nicht so vereint vorkommen. Und in welche Verlegenheiten gerät bei Benedix der gute Vetter, dem gleichzeitig eine Menge geheimer Aufträge gegeben werden, natürlich mit dem Erfolge, dafs er sie in der Ausführung herrlich durcheinander wirft. Vor allem aber ist jener zerbrochene Krug, von dem Kleists berühmtes Lustspiel den Namen hat, für den boshaften Zufall das Mittel, um den Richter, der Adam heifst und ist, in die lächerlichste Not zu bringen. Er hat bei einem Abenteuer der verflossenen Nacht in dem Augenblicke eines kühnen Rückzugs durch das Fenster jenen Krug selbst zerschlagen. Die Eigentümerin, der dieses Erbstück von besonderm Werte ist, hat ihren Verdacht auf einen völlig schuldlosen Burschen geworfen und klagt nun diesen auf Schadenersatz. Adam, der diesen Rechtsstreit obendrein vor seinem Vorgesetzten, dem eben angekommenen Gerichtsrate Walther, vornehmen mufs, gibt sich alle erdenkliche Mühe, seine Schuld dem Beklagten auf den Hals zu laden, doch — als ein echtes Gegenstück zu jenem Ödipus — tut der arme jeden Schritt, der zur Abwehr seiner Not führen soll, nur zur Verschlimmerung der eigenen Sache. Anfangs hatte er nur eine Mitwisserin, ein schüchternes Mädchen, das obendrein Gründe hatte zu schweigen, durch seine Winkelzüge bringt er es aber endlich so weit, dafs alle ihn selbst als den schuldigen Teil erkennen.

Doch genug von der Macht des Zufalls! Wir Menschen täten ihm gewaltig unrecht, wollten wir ihn für die einzige Quelle des Lächerlichen ausgeben. Wie wir schon bei dem letzten Beispiele sagen konnten, ein Richter, der bei Nacht auf Abenteuer ausgehe, fordere den Zufall förmlich heraus, so müssen wir ganz allgemein zugestehen, dafs der Zufall gar oft nur der Wind ist, der die Segel verwirrt, weil sie von Haus aus schlecht gestellt waren. Es hat

eben der Satz: »Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann« nicht nur im Ernste des Lebens, sondern auch in seinen heitern Augenblicken volle Geltung.

Jenen ernsten Fällen, wo ein Held wie Hamlet infolge des in seinem Innern herrschenden Zwiespalts zu Grunde geht, stehen lustige Bilder gegenüber, wo ein Mensch, von dem wir Verstand zu erwarten berechtigt sind, durch den in seinem Denken, Sprechen oder praktischen Verhalten vorkommenden Widersinn zur Lächerlichkeit verurteilt wird. Eine solche an innern Widersprüchen leidende ungereimte Sinnesweise ist das Kennzeichen des Toren. Er zeigt sich oft schon in einem nicht zusammenstimmenden Anzuge oder zweckloser Sprachmengerei und verbindet auch sonst Dinge, die entweder überhaupt oder doch in dem bestimmten Falle getrennt bleiben sollten. Lichtenbergs törichter Raritätensammler bietet uns eine Sonnenuhr an, die an einen Wagen zu schrauben ist und eine Mausfalle samt den Mäusen dazu. Der Tor sagt wohl auch statt »ich bin blofsfüfsig«, er habe heute blofsfüfsige Schuhe, bittet gefälligst, der andere möchte so frei sein, ihm etwas zu schenken und erzählt vielleicht, es habe sich ein Prinz den Thron seiner Ahnen aufs Haupt gesetzt. Dafür trennt er zur Abwechslung auch wieder gerade das, was nur in einer gewissen Vereinigung einen Sinn hat und spricht von einem Messer ohne Klinge, woran der Stil fehlt oder vom Waschen des Pelzes, ohne dafs dieser nafs gemacht werde.

Das letztangeführte Beispiel erinnert uns zugleich, dafs auch die Nichtübereinstimmung der Mittel mit dem Zwecke, der Ausführung mit dem Plane eine ergiebige Quelle von Torheiten ist. Oder ist es nicht lächerlich, wenn wir an den Bewegungen eines Betrunkenen deutlich sehen, wohin er möchte, aber auch sehen, wie seine ungehorsamen Glieder ihn anderswohin treiben, oder wenn jemand sich einmal glücklich am Wirtshaus vorbeigebracht hat, dann aber zur Belohnung erst recht hineingeht? Ebenso lachen wir beim Anblicke der Hogarthschen Bilder, wie die reisenden Komödianten ihre Strümpfe zum Trocknen an Wolken hängen, und ein Mann von einer Dachrinne das Ende, auf dem er selbst sitzt, absägt. Auch Friedrich Theodor Vischers Hinweis auf ein englisches Schiff, das nach Indien eine Landung indischer Götzenbilder und zugleich zwei Missionäre bringt, bietet ein köstliches Beispiel eines solchen lächerlichen innern Widerspruches. Und wenn wir daran erinnern, dafs die Abderiten einen kunstvollen Brunnen bauen, obwohl ihnen für diesen das nötige Wasser fehlt, und dafs sie die Frösche so lange schonen, bis sie ihnen die Stadt räumen müssen, dafs die Schild-

bürger ein Feld mit Salz besäen und von den darauf wachsenden Disteln die Salzernte erwarten, dafs sie eine Kapelle auf Erbsen weiterrollen wollen und bergabgetragene Baumstämme wieder hinaufschleppen, um sie zweckmäfsiger hinabrollen zu lassen, so wird jeder die Reihe nach Belieben fortzusetzen wissen.

Doch können wir alle nicht leugnen, dafs man eben nicht Schildbürger, Laienburger oder Abderite zu sein braucht, um mitunter unbemerkt einen innern Widerspruch unterlaufen zu lassen. Wer wäre nicht zuweilen zerstreut? Und dafs wir in diesem Zustande Grofses zu leisten vermögen, nämlich auf dem Gebiete des Lächerlichen, können mitunter Gelehrte am besten begreiflich machen, ohne erst auf andere hinzuweisen. Man kann sehr leicht dazu kommen, dafs man seine Feder sucht und sie doch selbst hinters Ohr gesteckt hat, oder dafs man schon den Hut in der Hand hält, um Entschuldigung zu erbitten, obwohl es nur ein Laternenpfahl ist, den man angerannt hat. Endlich können selbst sittliche Mängel der Menschen als Torheiten dargestellt werden, wenn man die an ihnen wahrnehmbaren innern Widersprüche und Ungereimtheiten hervorhebt. In dieser Beleuchtung kann z. B. der Adelsstolz eines bettelarmen Mannes als Torheit erscheinen, auch der Geiz, der seine Güter nicht verwendet, obwohl sie nur für den Gebrauch einen Wert haben und wirkliche Güter sind, desgleichen jene Leidenschaft, von der man fast schon sprichwörtlich sagt, dafs sie mit Eifer sucht, was Leiden schafft.

Wie ferner Richard den Dritten die Überhebung seines Willens gegen seine Umgebung in Leiden und Unglück stürzt, so verfällt jeder der Lächerlichkeit, sobald er einmal in Sachen des Verstandes über die Stränge schlägt d. h. irgend eine Einseitigkeit, mit der immer Übertreibung Hand in Hand geht, rücksichtslos herauskehrt und andern zumutet, darauf einzugehen und die Welt durch seine Brille anzusehen. Nach dem schonunglosen Sprachgebrauch des gewöhnlichen Lebens ist man in solchen Fällen, wenigstens in einer gewissen Hinsicht, ein Narr und hat auch nach Shakespeares Ansicht einen Polypen des Verstandes.

Zur Ausbildung solcher Einseitigkeiten genügt oft die Macht der Gewohnheit. Darum werden Personen oft schon durch das besondere Gepräge, welches ihnen der Beruf verleiht, lächerlich. Dies kann selbst im Kreise ihrer regelmäfsigen Beschäftigung geschehen, z. B. falls man uns bei Vorweisung des Zeugnisses, dafs ein Mann im letzten Monate am Leben war, auffordert, einen solchen Nachweis auch für den vorletzten Monat beizubringen. Wenn einer, wie leicht begreiflich, auch aufserhalb seines Berufes die zugehörigen

Gewohnheiten nicht ganz abstreifen kann und z. B. ein Pädagoge im Salon bei jeder Wendung des Gespräches auf die Schule und sein Fach zu sprechen kommt, so ist die heitre Wirkung um so stärker. In ähnlicher Weise kann auch der beste Theoretiker z. B. in Sachen des Denkens, der Sittlichkeit oder Kunst lächerlich werden, sobald er Dinge, die der natürliche Takt lehrt, mühsam aus allgemeinen Grundsätzen zu beurteilen versucht, z. B. Fragen des alltäglichen Lebens nach Kants kategorischem Imperativ.

Wenn so auch die gesetztesten Leute ein Gegenstand des Spottes werden können, so liegt dies Schicksal denjenigen noch viel näher, die einmal behufs Erreichung eines Zieles oder, um sich aus einer Verlegenheit herauszuhelfen, »über die Schnur hauen«, indem sie z. B. sich verkleiden oder als Ehemänner unter fremdem Namen in einen Junggesellenklub eintreten oder als Reisende mitten im fremden Lande durch Wegwerfen der Barschaft einen »Schritt vom Wege« tun in das Gebiet der Abenteuer.

Auch die Tatsache, dafs schon die Römer nach griechischen Vorbildern Gestalten wie den Grofssprecher, den Selbstpeiniger und die Brüder, die entgegengesetzten Erziehungsweisen huldigen, auf die Lustspielbühne brachten und die Neuern vielfach diesem Beispiele folgten, verpflichtet uns hervorzuheben, dafs überhaupt alle woher immer stammenden Einseitigkeiten und Übertriebenheiten der Sinnes- und Handlungsweise, falls nur die Darstellung den Ernst des Lebens und des sittlichen Urteils fernhält, den Menschen als Narren erscheinen lassen. Es liegt hier das weite Feld der Grillen, Schrullen, Steckenpferde, Marotten und Sonderbarkeiten vor uns, ein Feld, wo alle Sterblichen Platz finden. Da drängen sich in buntem Wechsel, aller Aufzählung und Ordnung spottend, die Narren der Liebe und des Hasses, die Strohfeuernaturen, die beim geringsten Ärger oder beim Weine aufflammen und dann über alle Schranken hinwegsetzen, die verwöhnten und darum anspruchsvollen Schofskinder, die gleichfalls zu Ausschreitungen geneigten Mode-, Vereins- und Sportnarren, die Bücher- und andere Sammelnarren, wie diejenigen, die den Reizen des Spieles und der Verschwendung nachgehen, die Sippe der Stolzen, Eitlen, der Rechthaber und Überklugen, die infolge einer übermäfsigen Meinung von sich selbst andere so lange über die Achsel ansehen oder gar lächerlich machen, bis sie sich selbst, wie man sagt, eine gründliche Blamage holen. Wir dürfen auch der Lügner nicht vergessen, unter denen Falstaff dank seiner Kühnheit den ersten Preis errungen hat, wenn man auch dem Freiherrn von Münchhausen und den Philologen des Jägerlateins ihre grofsen Verdienste nicht ab-

sprechen darf. Auch den Heuchler hat bekanntlich Molière in seinem Tartuffe und Gutzkow im Urbilde des Tartuffe wirksam dargestellt. Dafs endlich sogar die Begeisterung zur Narrheit werden kann, zeigt am besten jener Don Quixot, der sich aus Büchern für die untergegangene Romantik so sehr erhitzt, dafs er selbst als fahrender Ritter auftritt, um sich überall lächerlich zu machen.

Wir haben uns bisher bemüht, die verschiedenen Quellen des Lächerlichen aufzudecken und sind dabei auf eine unübersehbare Fülle von Gegensätzen, Ungereimtheiten und Irrtümern gestofsen. Dafs diese im Lächerlichen aufgedeckt werden, kann allerdings beim unbeteiligten Zuschauer einen Lacherfolg erzielen, reicht aber oft zu einem wahrhaft wohlgefälligen Eindrucke nicht aus. Tatsächlich hat das Lächerliche gar oft einen bittern Nachgeschmack und zieht uns bei häufiger Einwirkung zum Niedrigen und Gemeinen herab. Einen höhern Wert erhält es erst, wenn es zum Komischen wird, d. h. wenn es den wesentlichen Erfordernissen des Schönen Rechnung trägt und namentlich nicht bloſs Disharmonie beleuchtet oder schafft, sondern auch einen gewissen, unsere Intelligenz befriedigenden Abschlufs herbeiführt. Und dies geschieht hier, wenn uns an Widersinn und Unverstand auch ersichtlich wird, was Sinn und Verstand hat.

Wie nämlich die Darstellung des Leidens, das Mitleiderregende, in der Kunst zum Pathetischen wird, wenn man uns nicht bloſs Leiden, sondern auch die Macht der Charaktereigenschaften des Menschen veranschaulicht, so erhebt sich das Komische über das bloſs Lächerliche, indem sich an den vorgeführten Gegensätzen zugleich die Bedeutung menschlicher Einsicht und Klugheit offenbart. Gehen wir also gleich daran, den Sinn aufzuweisen, der den im Lächerlichen enthaltenen Unsinn zum Komischen zu adeln vermag, indem er dem bloſsen Verlachen einen befriedigenden Abschlufs verleiht.

Dies geschieht, wenn einer, der unverschuldet lächerlich wird, es versteht, sich tapfer dagegen zu wehren und die Lacher auf seine Seite zu bringen. Es scheinen auch die Waffen zu solcher Gegenwehr kaum jemand zu fehlen und hätte sie einer wirklich nicht, seine Verlegenheit drückt sie ihm selbst in die Hand. »Bedarf und Not« sind von jeher der »Wetzstein des Geistes« gewesen und wie das Schicksal die Mutter von Helden ist, so verdanken wir der lächerlichen Not manchen guten Einfall. Ein Sokrates konnte in Aristophanes' Komödie »Die Wolken« wohl lächerlich gemacht werden, aber er blieb es nicht; denn indem er sich unter die Zuschauer hin-

setzte, und von Herzen mitlachte, bewährte er, was die Komödie zu leugnen schien, seinen gesunden Sinn und das Ganze wurde komisch. Ähnlich half sich der weise Demokrit. Als nämlich seine Herren Mitbürger, die Abderiten, ein Spottgedicht auf ihn verbreiteten, setzte er selbst darauf eine Melodie. Sollte es jedoch einmal, wie gegenüber manchem tragischen Geschick, unmöglich sein, das Feld zu behaupten, so ist der wahrhaft Einsichtsvolle klug genug, die Flut des Gelächters über sich hingehen zu lassen. Er weifs ja am besten, wie kindisch und töricht es wäre, sich gegen etwas zu sträuben, was der liebe Herrgott selbst und die Grofsen der Erde ruhig hinnehmen.

Wie ferner auf dem Gebiete des Pathetischen der durch innern Zwiespalt oder Überhebung in Leiden geratende Mensch die ganze Bedeutung der Willenseinheit und Selbstbeherrschung veranschaulicht, weil wir sehen, dafs man ohne diese Eigenschaften auch bei günstigster Lage der übrigen Umstände dem Verderben geweiht ist, so vergegenwärtigt uns das Komische an Toren und Narren die Wichtigkeit von Einsicht und Umsicht, da wir sonst, wie schon die vielen Erzählungen von Reinhart Fuchs und Reineke de Vofs lehren, ohne Gnade und Erbarmen nur Schaden und Spott ernten.

So lacht alle Welt über die innern Widersprüche, in die sich Sancho Pansa verwickelt, wenn er erzählt, er sei so hochgestiegen, dafs ihm die Erde wie ein Pfefferkorn und die Menschen darauf wie Haselnüsse erschienen oder wenn er trotz seiner Furchtsamkeit Lust zeigt, den Helden zu spielen. Derselbe innere Widerspruch bereitet in Scribes Damenkrieg wiederholt den komischen Untergang jenes Grignon, in dessen Brust leider nicht nur der Geist seines Vaters, sondern auch der seiner Mutter lebt. Und wer fände den törichten Bürgerkrieg der Abderiten um den Schatten eines Esels nicht lächerlich, nur dafs diese in der zwölften Stunde doch noch zur Besinnung kommen und nicht wegen einer solchen Sache ihre Mitbürger, sondern lieber den Esel selbst totschlagen. Ähnlich weifs uns Fulda in seiner »wilden Jagd« an einer Reihe von Gestalten höchst anschaulich die Ungereimtheit zu schildern, mit welcher moderne Menschen sich und ihre Umgebung in immer gröfsere Unruhe und Hast versetzen, um das Glück zu erjagen, das ihnen auf diese Weise nur immer unerreichbarer wird, innere Widersprüche, aus deren Fesseln sich wenigstens einige von den Beteiligten über Anregung eines gemütlichen alten Arztes zu befreien wissen.

Dafs auch die Narrheit nur zum Mifslingen unserer Pläne, zu Verlegenheiten und Blofsstellungen unserer Person führt, zeigt z. B.

Digitized by Google

Shakespeare in den lustigen Weibern von Windsor. Dort hält Falstaff an dem Wahne, kein Weib könne ihm widerstehn, so zähe fest, dafs er erst geschüttelt, gewalkt und diese Bescherung wiederholt werden mufs, ehe seine Eitelkeit eine bessere Meinung von Frauentugend aufkommen läfst. Wo möglich noch mehr verrannt, ja völlig unheilbar ist in Hauptmanns Biberpelz die Narrheit des Amtsvorstehers Wehrhahn, der dank seinem unausgesetzten Spüren und Spähen nach Demokraten selbst zum Schlusse der Handlung noch nicht merkt, wie lächerlich er dasteht, wenn er der dreisten Diebin Wolf treuherzig auf die Schulter klopft und sie feierlich für eine ehrliche Haut erklärt. Auch Ibsen läfst im Bunde der Jugend den mit einem wirklich aufserordentlichen Mafse von Einbildung ausgestatteten Rechtsanwalt Steinhoff seine Stellung nach allen Seiten hin so gründlich unmöglich machen, dafs ihm nichts übrig bleibt, als sich schleunigst für immer zu empfehlen. Und in Sudermanns Schmetterlingschlacht mufs die weltkluge Frau Steuerinspektor, die nichts als die Versorgung der ganzen Familie durch Verheiratung wenigstens einer Tochter im Auge hat, zum Schlusse der Handlung sehen, dafs trotz all ihrer mütterlichen Lehren und Redaktionsbemühungen, so viel auf sie ankam, ihr noch immer alle Töchter erhalten blieben, wenn es sich nicht auf natürlichem Wege besser gefügt hätte.

Einen modernen Fall, wo wohlgemeinte, aber verstiegene Idealität sich zwar lächerlich macht, aber eben dadurch noch rechtzeitig geheilt wird, behandelt Stobitzers Tugendheld. Gymnasiallehrer Adam ist im Begriffe, über ein Lustspiel, dessen literarischer Erfolg das Glück des Verfassers, seines Freundes, begründen soll, eine vernichtende Beurteilung zu veröffentlichen. Der verliebte Held lasse sich ja mit Dienstboten in unwürdige Vertraulichkeiten ein, erkaufe ihre Verschwiegenheit, schleiche sich in eine Gesellschaft ein, betrinke sich, veranlasse einen Zweikampf, gehe mit der Zeche durch, mache der Polizei zu schaffen u. s. w. Nun gerät aber der Herr Gymnasiallehrer durch eine Verkettung von Umständen nach und nach selbst in solche verpönte Lagen und zollt schliefslich jenem Lustspiele seinen Beifall, da es zeige, wie die alles verklärende Liebe auch die Schranken gesellschaftlichen Herkommens und engherziger Pedanterie siegreich überspringt Auch in Stobitzers Lustspiel »Die Barbaren« wird nicht nur das im Jahre 1870 bei den Franzosen durch falsche Zeitungsberichte grofsgezogene Vorurteil gegen die Deutschen, sondern auch die Heilung dieser fixen Idee in heiterer und herzgewinnender Weise zur Darstellung gebracht. Endlich ist

als ein eigenartiger Fall bemerkenswert, wie der »kleine Lord« durch seine natürliche Frische und Sicherheit die ganze Verbitterung und Härte seines Grofsvaters zum Schmelzen bringt.

Je deutlicher sich aus der bisherigen Darstellung ergibt, dafs jeder Art des Mitleiderregenden eine gewisse Art des Lächerlichen gegenüber steht, desto mehr gemahnt es uns, dafs wir zu einer wichtigen Form des Pathetischen ihr lustiges Gegenstück noch nicht angeführt haben. Es ist dies jener Fall, wo sich ein einzelner durch sein Wollen und Handeln gegen die Gesellschaft vergeht, aber nur, weil er sie so zu fördern, ihre Unsittlichkeit zu bekämpfen oder doch ihre Sittlichkeit zu vervollkommnen glaubt. Auf dem heitern Gebiete, welches wir jetzt besprechen, durchbricht in ganz ähnlicher Weise der Satiriker oder Humorist, mit einem Worte der Schalk oder (wenn man alles blofs Lächerliche passiv komisch nennt) der aktive Komiker bewufst und absichtlich die Schranken des Herkommens und der Besonnenheit, und bringt in seinen Spöttereien und Scherzen an andern und an sich selbst zunächst Widersprüche und Lächerlichkeiten zur Erscheinung, jedoch so, dafs er eben dadurch desto überraschender und wirksamer in der Gesellschaft gesunde Natürlichkeit und praktischen Verstand geltend macht und die Geselligkeit freier, lebendiger und lustiger gestaltet, damit sie nicht vor lauter Ernst, Ordnung und Würde in steifen gewohnheitsmäfsigen Formen, in streng abgemessener Aufeinanderfolge von Behauptung und Widerlegung oder gar von Behauptung und Zustimmung erstarre.

Schon Homer gesellt den griechischen Helden jenen Thersites an die Seite, der ihre Gröfse bezweifelt und die deutsche Literatur entwickelt von Morolf und Amîs angefangen zum Neidhart und Pfaffen vom Kahlenberge und von da bis zum Bochart und Till Eulenspiegel eine vielgestaltige Heldensage der Schelmerei. Bei dem derben Volksnarren, der lustigen Person auf der Bühne, und dem feinern Hofnarren war es förmlich Beruf, jedermann daran zu erinnern, dafs er nicht unfehlbar ist und wenn man diesen Stand jahrhundertelang für unentbehrlich hielt, so geschah es gewifs, weil er für Kopf und Herz seiner Umgebung ein vortrefflicher Gesundheits-Mafsstab und Veranlassung zu tausend guten Gedanken war.

Shakespeare gibt dem Prinzen Heinrich den Falstaff bei, welcher ihm und jedem, der in seine Nähe kommt, gern ein Bein stellt, und Goethe läfst den Mephisto nicht nur die Lächerlichkeiten kleiner Naturen, z. B. Marthas und des Schülers, aufdecken, sondern stellt ihn auch dem hochstrebenden Faust, ja selbst der höchsten Weisheit, dem Herrn der Welt, als Geist der Verneinung gegenüber und ver-

anschaulicht so aufs deutlichste, dafs auch das Erhabenste vor Angriffen auf seine Würde nicht sicher ist, ja durch seinen Abstand vom Gemeinen dieses geradezu herausfordert, die Abweichung von der Regel lächerlich zu machen. Auch das tägliche Leben zeigt uns überall, dafs vor dem Kraftüberschusse der Jugend selbst das Würdevollste oft nur schwer seinen Platz behauptet und gegen boshafte Bemerkungen, Karikaturen, Parodien, Travestien u. dergl. auch die gröfsten Männer und ihre gröfsten Werke keinen Freibrief besitzen.

Der Schalk wartet eben nicht, bis sich zufällig eine Lächerlichkeit ergibt, sondern geht, da ihm das Lachen behagt, gerne aus, um nach Lachstoff zu jagen. Mit einem klaren und scharfen Auge, das unbefangen in die Welt hinausschaut und über alle Verhältnisse rasch einen Überblick gewinnt, findet er leicht heraus, von welchen Seiten her die Leute seiner Umgebung lächerlich sind oder doch lächerlich gemacht werden können, und was dann etwa noch fehlt, damit sie wirklich komisch zu Falle kommen, das versteht er durch seine Streiche und wenn er Zeichner, Erzähler oder Schriftsteller ist, durch die Art seiner Darstellung so zu ergänzen, dafs die vorgeführten Widersprüche lächerlich werden und diese Lächerlichkeit sich zur Komik erhebe.

Am leichtesten gelingt ihm dies, wenn er sich ironisch verhält, d. h. wenn er Törichtes und Närrisches wohl sieht und als solches erkennt, diesem gegenüber aber sein Besserwissen nicht gerade herauskehrt, sondern scheinbar darauf eingeht und es für das gelten läfst, wofür es gelten will, in der sichern Überzeugung, das Unnatürliche und Nichtige werde desto mehr selbst dafür sorgen, dafs es sich durch seine Hohlheit widerlegt, sich um seine Geltung bringt und als unhaltbar erkannt wird. In diesem Geiste geht jemand vor, wenn er das Gegenteil von dem sagt, was er meint, indem er nach der ganzen Sachlage auf Verständnis hofft, wenn er den Schurken einen Biedermann nennt.

Doch reicht das Gebiet der Ironie über solche Fälle weit hinaus. Oft lobt man oder verteidigt etwas, jedoch mit Gründen, die das Ganze erst recht zu einem Tadel machen. So entschuldigt schon das alte Volksbuch die Schildbürger, sie hätten sich daran gewöhnen müssen, ihre Weisheit zu verheimlichen, um nicht überallhin als Räte berufen zu werden. Und Lessing nimmt sich der guten Galathee an: »Man sagt, sie schwärz' ihr Haar, da doch ihr Haar schon schwarz, als sie es kaufte, war.« Vollends sarkastisch erklärt Hamlet die rasche Wiedervermählung seiner Mutter nur für »Ökonomie! das Gebackene zum Leichenschmaus gab kalte Hochzeitschüsseln«. Dafs

aber auch in einem umfangreichen Zusammenhange von Gedanken der ironische Geist der Verneinung eine Rolle spielen kann, zeigt sich in Goethes Faust an Mephisto, der durch sein Eingehen auf Fausts verschiedene Entwicklungsstufen dessen rastloses Streben als nichtig zu erweisen hofft, zum Schlusse aber, wo Faust an gemeinnütziger Arbeit dauernde Befriedigung findet, selbst als betrogener Teufel dasteht.

Mehr positiv und direkt offenbart sich der Geist des Schalks in der Form des Witzes d. h. in einer Äufserung, die uns im ersten Augenblicke lächerlich vorkommt, bei vollständiger Auffassung aber doch einen ganz guten Sinn ergibt und nun dank der lustigen Einkeidung desto sinniger erscheint. Hierher gehört in erster Reihe Jean Pauls witzige Erklärung des Witzes selbst. Sie sagt uns zunächst ganz närrisch, der Witz sei ein Priester; die fehlende Verbindung dieser beiden Vorstellungen und damit der Sinn im Unsinn wird dann aber rasch hergestellt durch den Zusatz, er sei jener Schmied von Gretna-Green, der ein verkappter Priester war und jedes beliebige Paar zusammengab trotz aller Verwahrungen der beiderseitigen Verwandten. Und wieviel Sinn, wie viele bedeutende Wahrheiten verbargen sich unter der Maske des Widersinns, als man die Musik gehörte Mathematik, die Baukunst gefrorene Musik nannte? Während diese Beispiele des Witzes wohl das Gepräge geistreicher Scherze tragen, aber nicht bestimmte Personen treffen (verspotten) wollen, ist letzteres bei vielen andern witzigen Äufserungen allerdings der Fall. So bei dem Urteile über die Gelehrten, sie seien Leute, die zwar manches wüfsten, was vielen unbekannt sei, aber auch Ignoranten in dem, was die Spatzen auf allen Dächern pfeifen; ferner, wenn ein Arzt den plötzlichen Hustenanfall eines Weidmannes dadurch erklärt, dafs diesem zufällig ein wahres Wort in die Kehle gekommen sei, oder wenn Talleyrand mit Bezug auf die (damaligen) Diplomaten bemerkte, die Sprache sei bestimmt, die Gedanken zu verbergen. Treffend sagt auch Schopenhauer von einem Zyniker: »Wenn er an einer Rose riecht, so stinkt sie« und Multatuli von einer kinderfreundlichen Näherin, sie habe einiges Geschick, Kleider und Seelen zu flicken.

Dafs für den Mummenschanz des Witzes oft der sprachliche Gleichklang bei verschiedener Bedeutung gute Dienste leistet, zeigt sich z. B. wenn wir jemand, der uns einen Teil des Unsern nimmt, als teilnehmend bezeichnen oder von einem, der uns hineinhelfen will, nämlich in eine Leistung, zugeben, er werde uns hineinhelfen, nämlich in Verlegenheit und Mifserfolg. Dergleichen Wortspiele

sind Formen des Witzes, die sich bei Fischart, Abraham a Sancta Clara und in Schillers Kapuzinerpredigt als äufserst wirksam erweisen.

Übrigens ist der Witz, wie die Ironie und die ganze tätige Komik, nicht geneigt, sich auf ein einmaliges, vereinzeltes Spiel mit Worten oder Begriffen zu beschränken. Es kann ja dabei nicht fehlen, dafs sich der Mensch bewufst wird, diese Gedankenwege seien Mittel, durch deren Anwendung er sich als ein höheres Wesen, als ein Bürger im Reiche der Intelligenz offenbart und es ist dann nicht zu wundern, wenn er mit seinen Mitbürgern in Verkehr treten und stehen will. Ja es hat sich im Laufe der Geschichte wiederholt gezeigt, dafs gerade dort, wo verschiedenartige Bildungselemente gleichzeitig sich geltend machten und infolgedessen ein regeres geistiges Leben herrschte, z. B. im klassischen Athen und Rom, am Hofe der Mediceer und Franz des I. von Frankreich auch eine eigentümliche geistreiche Art des gesellschaftlichen Verkehrs sich entfaltete, eine Erscheinung, die auch in Deutschland ihre Bestätigung findet, insofern dort das sechzehnte Jahrhundert, wo die antike und germanische, die heidnische und christliche, die katholische und protestantische Weltanschauung miteinander im Kampfe lagen, eine besondere Fülle von Schalkliteratur allerdings derben Stils zutage förderte. Selbstverständlich bieten solche Zeiten und Orte auch das heitere Schauspiel, dafs derselbe, der auf andere wie auf Toren und Narren herabsieht und sie verlacht, von diesen selbst wieder nur als Lachstoff behandelt wird oder dafs sich, wie in Shakespeares Heinrich IV., eine förmliche Stufenleiter der Komik bildet, von Pistol angefangen über Bardolf, Falstaff und Poins bis zu dem höchststehenden Prinzen Heinrich.

Das Walten des Schalks wäre übrigens nur unvollständig beschrieben, falls wir versäumten, ausdrücklich hervorzuheben, dafs er auch praktisch werden d. h. sich in dem Verlaufe einer Handlung offenbaren kann, sei es, dafs nur der Darsteller, der Dichter die Handlung im Geiste tätiger Komik gestaltet hat, wie es z. B. in der Komödie der Irrungen, im Bunde der Jugend, in der Schmetterlingschlacht oder dem Tugendhelden der Fall ist, oder dafs dieser Geist in bestimmten handelnden Personen verkörpert wird, welche, scheinbar ohne Betätigung selbständiger Einsicht und Absicht, gegebene Verhältnisse sich zu dem von ihnen ins Auge gefafsten Ziele entwickeln lassen.

Durch letztgenannte Eigenschaft glänzen z. B. die das Leben der vornehmen Gesellschaft darstellenden Intrigenstücke der Spanier und Franzosen, die wegen ihres geistreichen Charakters zum Teile noch

heute, sei es in der ursprünglichen Fassung oder doch in Bearbeitungen auf deutschen Bühnen zur Aufführung gelangen. Es ist auch wirklich ergötzlich, wenn, wie in Scribes Glas Wasser oder Damenkrieg, zwei einander ebenbürtige Geister nicht nur um einen Erfolg, sondern zugleich um die Palme der geistigen Überlegenheit ringen oder, wie in desselben Dichters Robert und Raton, ein Minister, Graf Ranzau, sowohl mit den Verschwörern als mit ihren Gegnern spielt, um schliefslich sein Ziel, den Sturz Struensees, zu erreichen.

Doch ist das feinere Lustspiel auch bei den Germanen bodenständig, obschon es hier mit Recht nicht blofs Geist, sondern auch Gemüt zeigen und nicht blofs Intrigenstück, sondern auch Charakterdrama sein will. So versteht es schon Shakespeare sehr wohl, die Handlung seiner Lustspiele durch das Spiel tätiger Komik zu beseelen. Um dies wenigstens mit einzelnen Beispielen zu belegen, verweisen wir auf »Viel Lärm um nichts«. Dort besitzt Benedikt bei all seinem Verstande zu viel Mannesstolz, um die guten Eigenschaften der Frauen nach Verdienst zu würdigen. Da es nun seiner lustigen Widersacherin Beatrix den Männern gegenüber ebenso geht, so wird von ihrer Umgebung jedem der Beiden nach reichlichem Weihrauch für seinen Stolz erzählt, er werde von dem andern leidenschaftlich geliebt und alle Welt verarge die so karge Erwiderung der innigen Liebe eines so stolzen und edlen Wesens. Es versteht sich, dafs beide vor lauter Stolz den Stolz aufgeben, was übrigens kein Teil zu bedauern hat. Ähnlich siegt in der Zähmung der Widerspenstigen Petruchio, indem er Kätchens tolles Wesen noch überbietet. Auch Lessings Minna von Barnhelm weifs in schalkhafter Weise die scheinbaren Hindernisse zu beseitigen, die ihren Verlobten Tellheim fernhalten. In derselben Richtung sind ferner — für eine Zeit, die ihren Bedarf an Lustspielen noch immer meist aus Frankreich bezog — auch Gutzkows Zopf und Schwert und sein bereits erwähntes Urbild des Tartuffe, auch Hackländers magnetische Kuren und sein geheimer Agent sehr verdienstliche Leistungen gewesen. Namentlich ist in dem letztgenannten Stücke der Weg bemerkenswert, auf dem der Schalk sein Ziel erreicht. Es gelingt dort nämlich einem jungen, eben erst zur Regierung gekommenen Fürsten, dafs er all die kleinen Gröfsen, die ihn noch immer wie einen Prinzen zu bevormunden trachten, in Verwirrung bringt und das ganze Lug- und Truggewebe, von dem er umstrickt war, mit einem Male zerreifst. Dies alles aber wird erreicht, indem sich der junge Fürst von einer erdichteten Person, dem von allen gesuchten und gefürchteten geheimen Agenten, abhängig stellt, um gerade durch den

Schein der ärgsten Unselbständigkeit zur vollen Freiheit zu gelangen. In neuerer Zeit ist die Vorherrschaft des romanischen feinen Lustspiels auf der deutschen Bühne durch eine stattliche Reihe bedeutender einheimischer Leistungen noch weiter eingeengt worden und es ist bekannt, dafs diese erfreuliche Wendung besonders Bauernfeld, Freitag, Gottschall, Jordan, Schaufert, Wichert, Wilbrandt, ferner Fulda und den schon öfter genannten modernen Realisten zu danken ist.

Nachdem wir im vorstehenden die Tätigkeit des Schalks in allen wesentlichen Stücken besprochen haben, müssen wir der bemerkenswerten Tatsache gedenken, dafs gegen ihn nicht selten Vorwürfe erhoben werden. Fürs erste wird bemängelt, dafs er sich oft auf die Verspottung einzelner Leute oder einzelner Narr- und Torheiten beschränke. Noch mehr aber verübelt man ihm, dafs er in einer gewissen Verbitterung gegen die Welt sich gern blofs verneinend verhalte und mit kalter, rücksichtsloser, ja boshafter Selbstüberhebung sein Geisteslicht glänzen lasse. In Wahrheit treffen aber diese Ausstellungen keineswegs alle, sondern nur die satirische Komik, deren Werke allerdings bisweilen an und für sich eine Art Nichtbefriedigung zurücklassen, insofern sich ihre Angriffe blofs auf einzelne Personen, Klassen oder Gebrechen beschränken und bisweilen eine gewisse Selbstgefälligkeit oder gar Lieblosigkeit des Verfassers verraten. Man mufs aber andrerseits anerkennen, dafs es auch Satiriker gibt, deren Schöpfungen eine weit reinere Wirkung erzielen und sich oft sogar bis zu dramatischem Leben aufschwingen, wie dies besonders bei Horaz und Lukian allgemein anerkannt ist. Auch kann nicht geleugnet werden, dafs die satirische Komik für die Natürlichkeit des menschlichen Verhaltens und namentlich für die Gesundheit und die fortschrittliche Entwicklung des öffentlichen Lebens vielfach von heilsamer Bedeutung ist. Ganz besonders mufs aber geltend gemacht werden, dafs es eine höherstehende Art tätiger Komik gibt, die sich gerade in den beanstandeten Punkten von der Satire wesentlich unterscheidet.

Wie nämlich die Tragik der Fortschrittshelden desto ernster und wirksamer wird, je mehr ihre Sache wirklich eine allgemein-menschliche sittliche Forderung ist und je selbstloser ihr Vertreter vorgeht, ebenso schwingt sich der Schalk zu desto gröfserer Bedeutung auf, je mehr es ihm darum zu tun ist, durch seinen Scherz zur Berichtigung der allgemeinen Weltanschauung, namentlich zur Erkenntnis des vielen Elends und Übels in der Welt beizutragen und je weniger er darauf ausgeht, sich als den Gescheitern rücksichtslos

über die andern zu erheben. Und dies tut unbeschadet aller durch Anlagen und Umwelt bestimmten Eigenart der Humor eines Aristophanes, Shakespeare und Sterne, eines Fischart, Grimmelshausen und Jean Paul wie ihrer zahlreichen neuen Nachfolger, z. B. Reuter und Keller, Multatuli und Bierbaum.

Wenn wir die Schriften, welche diese Männer mit ihrem Humor ausgestattet haben, auf uns wirken lassen, so offenbart sich uns ein Geist tollster Laune, dem es nicht genügt, über Kleines oder blofs scheinbar Erhabenes zu lachen, er wagt es auch, die gewaltigen Mängel und Widersprüche, die Ungerechtigkeiten und Unbilligkeiten aufzudecken, an denen nicht nur vereinzelte menschliche Gröfsen, sondern die Menschen überhaupt leiden. Er verspottet auch nicht blofs einzelne Toren und Narren, sondern schildert die Welt als ein grofses Narrenhaus, in welchem gar oft das eine Hauptrolle spielt, was im Leben vorzugsweise mit Ernst, Würde und Erhabenheit auftritt. Dafs es aber dem Humoristen auch nicht darum zu tun ist, sich andern gegenüber um seiner Klugheit willen zu überheben, dies wird uns gewifs und offenbar, wenn wir sehen, wie er in dem Narrenhause auch sich eine Zelle vorbehält und sich nicht glimpflicher behandelt, als all das Grofse, das er klein gemacht hat. Es scheint daher vollkommen gerechtfertigt, wenn man diesen Geist der Welt- und Selbstverlachung als die universale und darum höchste Stufe der Komik bezeichnet hat.

Er hat aber auch noch eine andere bedeutungschwere Seite.

Selbstüberhebung liegt dem Humoristen so fern, dafs er nicht nur sich selbst nicht schont, sondern sogar den wirklich kleinlichen Torheiten, Schwächen und Mängeln, die tief unter ihm stehen und die er am leichtesten verlachen könnte, Schonung, Rücksicht und Entschuldigung angedeihen läfst, und zwar nicht im Sinne oberflächlicher Ironie, sondern in wirklich empfundener Teilnahme, die sich nicht nur auf die kleinen Leiden und Freuden des armen Wutz oder der Schuljungen Walther Pieterse und Wilibald Stilpe, sondern fast auf jede Fliege und jeden Grashalm erstreckt. Und ein Herz, das so umfassenden und innigen Mitgefühls fähig ist, sollte für die ernsten Mifsstände, Kämpfe und Leiden der grofsen Welt, denen keine menschliche Natur Teilnahme und Mitleid vorenthalten kann, gänzlich unempfindlich sein? Wer dies auch nur vorübergehend für möglich und den Humoristen für einen gefühllosen Dämon hält, rechtfertigt nur seine stehende Klage über Verkennung. In Wahrheit aber ist die kalte Gleichgültigkeit, mit der er die ernsten und grofsen Hindernisse menschlichen Glückes in bisweilen verletzender

Weise verlacht, nur ein Schein, hinter dem das tiefste und reinste Mitgefühl mit allem Ach und Weh der Menschheit sich nur verbirgt, um sich so viel wirksamer auszusprechen, als es durch die beredteste unmittelbare Mitteilung geschehen könnte.

Im ganzen ergibt sich also, dafs der Humor die unausgeglichenen Gegensätze in der grofsen Welt und die daneben unbedeutenden Ungereimtheiten im Kleinleben zur Darstellung bringt, dafs er also das Pathetische und das Komische vereinigt, jedoch nicht geradeaus, wie sie oft im Leben nebeneinander vorkommen, sondern so, dafs er eine dritte Art von seelischem Gegensatze, nämlich eine Disharmonie im Reiche des Fühlens auf sich nimmt, wodurch es ihm gelingt, das Pathetische im Lichte der Komik und das Komische im Lichte des Pathos zur Erscheinung zu bringen. Wir merken jedoch bald und mit Freuden, dafs der wunderliche Mann, der jede Träne in seinem Auge gleich durch ein leicht hingeworfenes Scherzwort verscheucht, ein Heuchler ist, aber ein liebenswürdiger Heuchler, der mehr als andere so Scherz wie Ernst versteht, und willig lassen wir uns von seiner Hand zu dem von ihm gewählten Standpunkt führen, wo wir gewahr werden, dafs wir immer unter dem Engel, aber ebenso gewifs auch hoch über dem Tiere stehn, dafs selbst das höchste Pathos noch unvollkommen, aber auch das Lächerlichste nicht ohne ein Körnchen Wahrheit und Berechtigung ist, dafs wir uns der Erde freuen können, ohne dabei den Himmel aus den Augen zu verlieren, dafs, um mit Schiller zu reden, die schöne Mitte es ist, wo die Menschheit friedlich weilt.

Zur modernen Reform des Rechtschreibunterrichts

Einige Bemerkungen

Von

Marx Lobsien, Kiel

Einleitung

In verhältnismäfsig kurzer Zeit hat Lays Führer durch den Rechtschreibunterricht[1]) die zweite Auflage erlebt. Wer die Arbeit nicht genauer kennt, der wird darüber um so mehr erstaunt sein, wenn er sich einen Augenblick vergegenwärtigt, wie reich die Literatur über denselben Gegenstand in Theorie und Praxis in dem

[1]) Wiesbaden, Nemnich, 1899 (1. Aufl. 1897).

letzten Jahrzehnt geflossen ist. Da kann man sich über Mangel selbst dann nicht beklagen, wenn man das aussondert, was Spreu ist, was der Schreibwut oder leichtfertiger Spekulation entstammt. Aber — eine solche Fülle mannigfacher Bestrebungen zeugt zugleich davon, dafs man noch nicht Anker geworfen, dafs man den sichern Hafen noch nicht erreicht hat. Andrerseits zeugt die Aufnahme, welche Lays Reformbestrebungen gefunden haben, davon, wieviel Ernststrebende es gibt und — dafs hier ein Weg eingeschlagen wurde, der wenigstens mehr zu leisten verspricht als man bisher im stande war.

Es ist Lays »unbestrittenes Verdienst, dem Rechtschreibunterricht Reformator geworden zu sein.« [1]) Dem Verfasser gebührt ein dauernder Platz in der Geschichte der Pädagogik [2]) — diese Urteile unterstreiche auch ich. Und warum gebührt Lay dieses Lob? Weil er zum ersten Male dem »Wirrwarr der Meinungen« gegenüber einen ganz neuen Standpunkt einnimmt, von dem aus man in das Chaos Ordnung zu bringen vermag: das pädagogisch-psychologische Experiment. Über das Wesen desselben brauche ich mich hier nicht zu verbreiten, ebensowenig über dessen Wert. Es mufs eben jede Einzelstudie sich selbst Bahn brechen, sich selbst Gehör verschaffen.

Ich will versuchen, den heutigen Stand der Angelegenheit zu zeichnen und kritisch zu beleuchten. Das dürfte manchem ein zu voreiliges Beginnen scheinen, aber einerseits sind Versuche über Lay hinaus unternommen worden, die zwar nicht den grofsen Wert des Experiments antasten, wohl aber zu bedenken geben, ob durch die Experimente Lays »der Kampf der Meinungen und Gegenmeinungen, der seit etwa 100 Jahren auf dem Gebiete des Rechtschreibunterichts auf- und abwogt, (wirklich) endgültig entschieden ist« [3]) — andrerseits dürfte es vielleicht gelingen, hie und da Interesse — nicht nur theoretisches — an derartigem Experimentieren zu wecken.

Die homogene Arbeitsforderung

Die Geschichte des Rechtschreibunterrichts weist eine Reihe didaktischer Formen auf, die sich im »Wirrwarr der Meinungen« gegenseitig befehden. Lay nimmt sie hin — ganz gleichgültig, welches Ansehen sie bei ihren verschiedenen Verfechtern hatten und ihnen gegeben wurde. Das wird man nur billigen können, schon

[1]) Itschner, Lays Rechtschreibe-Reform. Jahrb. d. V. f. w. P., 1900. S. 234.
[2]) Ufer, Ztschr. f. Philos. u. Päd., 1898. S. 478.
[3]) Lay, Führer.

wenn man bedenkt, dafs Lay sein Augenmerk von vornherein lenkte und lenken mufste auf objektive Nachprüfung.

Aus diesem Grunde wählte Lay, wählte auch Itschner ein Konglomerat zu einem »Wortbilde« (L.) vereinigter Zeichen. Man entschied sich, geflissentlich sinnvolle Wortbilder zu vermeiden. Bestimmt wurde man dazu durch die Vorsicht.

Die Gestaltung des Wortmaterials ist für jedes Experimentieren von grundlegender Bedeutung und zwar von so grundlegender, dafs es mit einer einwandfreien steht und fällt. Was Wunder, dafs man bei der Konstruktion desselben denkbar vorsichtig sein mufs. Die Grundforderung ist die: das Wortmaterial mufs für alle Versuchsreihen so gestaltet werden, dafs es eine homogene Arbeitsforderung dem Schüler bedeutet. Denn würde für diese Versuchsreihe eine Arbeitsforderung gestellt, die objektiv geringer oder gröfser ist als die für jene, dann kann man offenbar die Resultate der Versuchsreihen nicht hinsichtlich ihres Wertes vergleichen, ohne zu ganz falschen Schlüssen zu gelangen. Die Konstruktion einer objektiv homogenen Arbeitsforderung ist Grundvoraussetzung für das Experiment. Diese Forderung aber ist unzweifelhaft leichter auszusprechen als zu erfüllen.

Für die Einübung der Rechtschreibung kommen verschiedene sensomotorische Gebiete in Betracht: das Sehen, das Hören, die Sprech- und Schreibbewegungsvorstellungen sind diejenigen, die am deutlichsten hervorragen. Nun wenden sich zwar die verschiedenen Weisen der Rechtschreibeübungen an alle Gebiete zugleich aber doch so, dafs die eine dieses, die andere jenes besonders betont, besonders in Anspruch nimmt. Wenn nun von Konstruktion einer homogenen Arbeitsforderung geredet wird, so kann das nur heifsen, dafs sie verlangt wird für eines der in Betracht kommenden Gebiete, also entweder für das Auge oder für das Ohr, oder für die Bewegungsvorstellung, es fragt sich nur, welches Gebiet man wählen mufs. Fufst man z. B. auf der Sprechbewegungsvorstellung, sucht man also nach den beim Sprechen beteiligten Organen, nach der Schwierigkeit der Artikulation zu ordnen, oder nach dem Grade der Leichtigkeit, mit der die Schriftzeichen aufgefafst und wiedererkannt werden, so stempelt man ein Gebiet von vornherein zum meistbegünstigten und das kann offenbar für das Versuchsergebnis nicht gleichgültig sein. — Diese Bemerkung vorauf!

Lay verwendet ausschliefslich sinnlose »Wortbilder«. Warum? Hören wir seine Gründe. Ich zitiere die zweite Auflage des Führers und »Schillers Studien über die Erlernung der Orthographie« (Neue

Bahnen. X. Jahrgang, Heft 5. 6. 7). »Um die einzelnen Unterrichtsverfahren nach ihren Resultaten miteinander vergleichen zu können, mufs der Unterrichtsstoff gleiche Schwierigkeiten bieten. Wollte man nun Wörter unserer Sprache auswählen, so wäre man nicht versichert, ob nicht dieses oder jenes Wort bei dem einen oder andern Schüler mehr oder weniger bekannt sei, ob nicht das eine oder andere bei einzelnen Schülern verwandte Vorstellungen fände, die dem Gedächtnis zu Hilfe kämen; aufserdem wäre es geradezu unmöglich, soviel gleichartige Wörter zu finden als für alle Versuchsreihen und deren Wiederholungen nötig wären. Aus diesem Grunde wendete ich von Anfang an zu diesem Zweck hergestellte, gleichartige Lautverbindungen, d. h. solche sinnlose Wörter an, die bezüglich der Artikulation, Lautfügung und Schreibweise gleichartig aufgebaut wurden.« Lay meint, das sei psychologisch zulässig, denn zunächst kommen in der Rechtschreibung Wörter vor, die keinen Inhalt haben und deshalb Formwörter heifsen, ferner, man ist in gewissen Fällen gezwungen und auch fähig, die Aufmerksamkeit von dem Inhalte weg und blofs der Form zuzuwenden, ferner, Psychologen schlagen bei Gedächtnisversuchen denselben Weg ein und endlich — die Versuche mit sinnvollen Wörtern führen zu übereinstimmenden Resultaten.

Ob damit die Zulässigkeit, geschweige die Notwendigkeit dieser Gestaltung des Wortmaterials erwiesen ist, möchte ich allen Ernstes bezweifeln. Um mit dem letzten Punkte zu beginnen: Wenn wirklich die Versuche mit sinnvollen Wörtern zu dem gleichen Resultat führen, warum sträubt sich Lay denn so energisch gegen die Anwendung sinnvoller Wörter, sucht unter allen Umständen nachzuweisen, dafs sich aus sinnvollen Wörtern keine homogene Arbeitsforderung konstruieren lasse? Wenn aber diese Grundforderung nicht erfüllt ist, dann mufs man doch gegen die Ergebnisse mindestens mifstrauisch sein und Übereinstimmung höchstens als einen wunderbaren Zufall gelten lassen. — Ich komme hierauf später zurück. — Übrigens fufst Lay mit dieser Behauptung, soweit ich sehe, nicht auf eigenen Untersuchungen, sondern auf denen Hagoen-müllers. Nun aber haben meine Experimente mit sinnvollen Wörtern aber ein gegenteiliges Ergebnis gezeitigt, das mindestens die Notwendigkeit von Versuchen auch mit sinnvollen Wörtern dartut. — Wenn Lay hervorhebt, dafs im Rechtschreibunterricht sinnlose Wörter, Formwörter vorkommen, dann gesteht er damit zu, dafs sie nur in der Minderzahl vorhanden sind, nicht aber die Regel bilden und vergifst obendrein, dafs sie dennoch keineswegs des Inhalts

bar sind, sondern im Zusammenhange oft mit sehr lebendigem Inhalte erfüllt werden — den ein erziehender Unterricht nie aufser acht lassen darf. Er verstöfst gegen die Grundregel: das Experiment mufs die tatsächlich vorliegenden Verhältnisse, nicht aber künstlich geschaffene aufzuhellen suchen. Wenn er ferner meint, dafs man unter gewissen Umständen gezwungen und befähigt ist, seine Aufmerksamkeit vom Inhalte weg auf die Form zu lenken, — wer wollte das leugnen, so fehlt doch der Nachweis, dafs die wirklich vorliegende Aufgabe des Experiments zwingt, nur solche Umstände zu erforschen, die obendrein hier noch schwieriger liegen, weil kein Inhalt vorhanden ist, von dem ab man seine Aufmerksamkeit auf die Form richten kann, der dazu auch nur einen Anreiz bieten könnte.

Auf Lay fufsen auch die Untersuchungen über denselben Gegenstand im Universitätsseminar zu Jena. Itschner wendet sich aus denselben Gründen wie Lay gegen die Anwendung sinnvoller Wörter. Er entnahm das Versuchsmaterial anfangs vielfach dem Layschen Lexikon, konnte sich aber bald der Wahrnehmung nicht verschliefsen, dafs das Merken dieser sinnlosen Wörter einen bedeutenden Kraftaufwand bedingte und dafs auch das ursprüngliche freudige Interesse der Schüler an den Versuchen jeweils nach der 3. oder 4. Reihe schon einer leicht zu verstehenden Ermattung wich. Er nimmt deshalb eine doppelte Korrektur an dem Layschen Lexikon vor, eine äufsere — er reduzierte die Zahl der Silben auf 6 bezw. 5, und eine innere — er wählte nach dem Vorschlage Prof. Reins unbekannte Fremdwörter. Dieses letztere wurde veranlafst durch die Annahme, dafs die sinnlosen Laut- und Zeichenhäufungen bei Lay das Sprachgefühl ganz indifferent lassen.[1]) In diesem Indifferentismus gegen das Sprachgefühl erblickte Itschner die Ursache der genannten Erschlaffung. Das Sprachgefühl soll dem Merken eine sehr wesentliche Stütze bedeuten.

Hier vermisse ich vor allen Dingen zunächst Aufschlufs über das Wesen des Sprachgefühls. Es ist bekannt, dafs noch heute eine eingehende Untersuchung darüber eine ebenso notwendige wie dankenswerte Aufgabe ist. Ich nehme den Begriff im landläufigen Sinne und möchte dann überzeugt werden, dafs hier tatsächlich mehr als eine Behauptung, eine blofse Annahme vorliegt, dafs tatsächlich bei unbekannten Fremdwörtern das Sprachgefühl wirksam ist. Mir will das nicht in den Sinn. Es kann nicht meine Aufgabe sein, in

[1]) Übrigens widerspricht sich Itschner; wenn er einmal redet von Beleidigung des Sprachgefühls und dann von Indifferentismus desselben.

diesem Zusammenhange auf den Kern jenes etwas nebelhaften Wesens einzugehen, das den Namen Sprachgefühl trägt, nur soviel möchte ich zu bedenken geben — das Sprachgefühl wirkt, auch wo es sich nur auf die Form bezieht, nur von einem lebendigen Inhalt, einem lebensvollen Zusammenhange aus auf Grund mannigfacher zumeist unbewufst wirkender psychologischer Prozesse. Wo die Wörter für den Zögling des Inhalts bar sind, da wirkt das Sprachgefühl nur soweit, als es dem Gedächtnis für einige verwandte Klänge, Endungen, Formen eine Stütze gewährt. Das Sprachgefühl ist eben ein subjektiver Zustand und nicht auf zauberhafte Weise an die objektive Wortform gebunden.

Nun, ob diese Ursache oder eine andere, das ist ja schliefslich gleichgültig, es bleibt als Tatsache bestehen, dafs die Experimente Itschners eine wesentlich geringere Fehlerzahl aufweisen. Das scheint für das Lexikon Itschners zu sprechen. Trotzdem halte ich für bedenklich, hier einen günstigen Einflufs des Sprachgefühls zu behaupten; für die bessere Durchschnittsleistung ist wesentlich die zweifellos geringere Anforderung des Itschnerschen Wortmaterials gegenüber Lay und Schiller verantwortlich zu machen. Das nachzuweisen bedarf es eines Experiments, welches jedoch wohl scheitern würde an der grofsen Schwierigkeit, den Layschen »Wortbildern«, aus einer fremden Sprache kongruente Wörter zu gewinnen.

Warum überhaupt diese Furcht vor sinnvollen Wörtern? Schon bei Lay fanden wir eine schwache Begründung und Itschner schliefst sich ihm an. Als Hauptursache führen sie an: »Es kann der Fall sein, dafs der Inhalt ein und desselben Wortes bei dem einen Schüler diese, bei dem andern jene Hilfen hat, bei dem einen keine, bei dem andern viele, bei dem einen kräftige, bei dem andern schwache u. s. w. Der Lehrer kennt aber niemals die Teilvorstellungen und ihre Verknüpfungen, die jedem einzelnen Schüler bei diesem oder jenem Worte zu Gebote stehen; sicher weifs man nur das, dafs die Hilfen, die bei der Reproduktion des Wortes in Tätigkeit treten, bei jedem Worte und jedem Schüler andere sind. Die erste und wichtigste Anforderung an die Versuche, Gleichheit der Versuchsumstände bis auf einen einzigen, der in Frage steht, ist also nicht erfüllt, wenn man Wörter mit Inhalt verwendet.«

Wird das tatsächlich das Gelingen des Versuches in Frage stellen? Es ist mir zweifellos, dafs man sehr wohl ein sinnvolles Wortmaterial konstruieren kann, welches das Interesse aller Schüler in annähernd so gleichem Mafse in Anspruch nimmt, dafs es sich nur um Elimination eines kleinen Fehlers handelt; ebenso zweifellos

ist mir aber auch, zunächst dem Wortbildmaterial Lays gegenüber, dafs sich Unaufmerksamkeit, Überdrufs nach dem ersten Reiz des Neuen einstellen, dafs sie mindestens so grofse Fehlerquellen veranlassen, wie dort. Und nicht nur, dafs dieser Schüler mit geringem, jener vielleicht mit grofsem Interesse bei den Experimenten — jedenfalls aber auf durchaus unkontrollierbare Weise — beteiligt ist, ich halte für unmöglich, selbst bei den Wortbildern Lays, jeden Inhalt auszuschliefsen, zumal bei begabten Schülern. Gewisse Silben erinnern durch ihren Klang an andere sinnvolle, decken sich mit ihnen oder reproduzieren neue Hilfen, kurz, es greift ein nicht uninteressanter Ratespiel platz, das Gedächtnis bekommt unkontrollierbare Stützen, was um so mehr den normalen Verlauf des Versuchs stören mufs, als dieser die völlige Ausschliefsung irgend welchen Wortsinnes zur Voraussetzung hat. Dem gegenüber wiegt die aus der Beachtung des Wortsinnes fliefsende Fehlersumme noch um ein gut Teil leichter.

Ebenso wenig wie Lay ist Itschner nach der Gestaltung seines Wortmaterials berechtigt, jeden Wortsinn auszuschliefsen. Zwar gegen die Unaufmerksamkeit hat er einen entschiedenen Erfolg gehabt, ich glaube aber doch, er hat den Teufel mit Beelzebub ausgetrieben. Er appelliert an das Sprachgefühl, d. h. wie eben angedeutet wurde, unter Ausschlufs des Wortsinnes an klangverwandte Erinnerungen aus früheren Unterrichtsstunden. Nun, — schieben sich da keine störenden Hilfen ein? Ist man imstande zu kontrollieren, ob — vom Gesichtssinne zu schweigen — aus ungleichem Interesse schwere Beeinträchtigungen der Versuchsergebnisse folgen? Wie vieles bleibt dem Zufall überlassen! Dazu geht das oben erwähnte Ratespiel in erhöhtem Mafse vor sich, weil hier noch vielmehr Anlässe vorhanden sind zur Reproduktion verwandter Teilvorstellungen.

Ich führe das an, um zu zeigen, dafs Lay und Itschner sich mit Unrecht gegen sinnvolle Wörter gewandt, eine Weise empfohlen haben, die um so schwerere Fehlermengen bietet, als sie Dinge treibt, die der geordneten Praxis des erziehenden Unterrichts fern liegen, und dafs auch die Ergebnisse den natürlichen Verhältnissen schwer entsprechen können.

Auch Schiller nimmt nicht an der formalen Seite der Lay-Itschnerschen Experimente Anstofs, sondern der Mangel an Inhalt stimmt ihn kritisch. Ob er etwas ganz anderes gesagt als gedacht hat, ob er, wie Itschner meint den »Indifferentismus des Layschen Materials gegen unser Sprachgefühl« (besser umgekehrt!) hat treffen wollen und nicht den Mangel an Inhalt, will ich dahingestellt sein

lassen, einräumen mufs ich, dafs das Wortmaterial Haggenmüllers — um den es sich ja hier zunächst handelt — den ersten Anforderungen nicht entspricht und es sich wenigstens sehr eigentümlich ausnimmt, wenn Fuchs unbekannte Wörter einer Fremdsprache wählt — ein offenbarer Widerspruch zu dem Worte Schillers!

Haggenmüller wählt sinnvolle deutsche Wörter aus, Fuchs den Kindern unbekannte der lateinischen Sprache, beide stellen an das Gedächtnis auffallend grofse Anforderungen (12—13 Silben!) Während der letztere einige Berührungspunkte mit Itschner zeigt, interessiert uns hier der erstere am meisten. Er hat seine 8 Versuchsreihen angestellt mit Schülern des dritten Jahrganges an der Vorschule des Gymnasiums zu Giefsen. Es begegnen den Experimenten schwere Bedenken. Die Wortreihen der einzelnen Versuche enthalten nicht gleich viele Wörter, wohl aber zumeist (!) gleich viele Silben; die Wörter haben nicht gleiche orthographische Schwierigkeit — so ist, schon äufserlich betrachtet, keine homogene Arbeitsforderung gewährleistet. Dazu kommt, dafs Haggenmüller Komposita gewählt hat, die als solche erst hernach, später oder früher, mit Inhalt erfüllt werden, trotzdem aber in manchen Einzelbestandteilen den Schülern bekannt sind. Itschner ist dieser Erscheinung gegenüber zu der Frage berechtigt: Hat Schiller wirklich auch sinnvolles Material gewählt? Kompetent, die Frage zu beantworten ist der Schüler; allerdings antwortet Itschner für ihn, wenn er sagt: Es wird sich sofort zeigen, dafs Flossenfüfse, entfiedern u. s. w. des Schülers Centren für Objektsvorstellungen so wenig alterieren wie Megosul und Schikon — aber doch wird das gewifs in manchen Fällen zutreffend sein.

Diesen Experimenten gegenüber bemerkt Lay in den neuen Bahnen (vergl. auch 2. Aufl.): »Stimmen die Resultate mit den meinigen überein, die diese Mängel vermieden haben, so gewinnen sie an Beweiskraft; zeigen sie neben dieser Übereinstimmung aber auch noch eine gewisse Stetigkeit in den Einzelresultaten, so sind sie beweiskräftig nach dem Grade der Stetigkeit, der Zahl der Versuche, der Anzahl der Schüler, der Mannigfaltigkeit der Versuche nach Verschiedenheit der Klassen, des Alters, des Geschlechts. Die Versuche des Herrn Haggenmüller beziehen sich nur auf eine einzige Klasse; daher werden alle die Resultate, die nicht mit denen des ‚Führers' übereinstimmen — nicht für die Methodik verwendbar sein.« Und an einem andern Ort: die Ergebnisse der Herren Haggenmüller und Fuchs müfsten mit dem allergröfsten Mifstrauen aufgenommen werden, wenn sie nicht mit den Resultaten des »Führers« verglichen werden könnten. Nun findet sich in einigen Punkten Überein-

stimmung, trotzdem nur in einer Klasse experimentiert wurde und die Grundvoraussetzungen nicht erfüllt werden, folglich? Ich mufs gestehen, dafs ich für diese Schlufsfolgerung kein Organ habe, ich verstehe nicht, wie Lay die Ergebnisse, weil sie mit den seinen im allgemeinen übereinstimmen, für richtig erklärt. Der Erfolg hängt von den Bedingungen ab, falsche Voraussetzungen oder doch zum gröfsten Teile mangelhafte müssen zu falschen Ergebnissen führen. Kann nun Lay die Voraussetzungen Haggenmüllers nicht gut heifsen, ja, flöfsen sie ihm das »gröfste Mifstrauen« ein, dann liegt nur ein zufälliges Zusammentreffen vor, in dem durchaus keine Beweiskraft steckt. Lay kann niemals eine, gar glänzende, Bestätigung seiner Versuchsergebnisse daraus ableiten. Ja, wenn Experimente, die von grundverschiedenen falschen Voraussetzungen ausgehen, wenigstens im allgemeinen zu übereinstimmenden Resultaten führen, sollte dann nicht doch ein Moment mitspielen, das zwar der eine Autor im »Versuchsinteresse« ganz ausscheiden möchte, der andere leider nicht zu voller Wirksamkeit kommen läfst? Für eine Möglichkeit, eine Vermutung ist hier doch wenigstens Raum. —

Bei Experimenten, wie sie vorliegen, spielt die Statistik für die Wertung der Ergebnisse eine grofse Rolle. Es gilt, eine grofse Zahl von Versuchen auszuführen, um dann auf Grund derselben zu erkunden, welchen Weg die grofse Mehrzahl der Schüler bei dem Rechtschreiben mit dem gröfsten und leichtesten Erfolge beschreitet. Je weiter, je gröfser die Versuchsanzahl, desto sicherer ihr Ergebnis. Diesen Gedanken spielt Lay streng gegen Haggenmüller aus, wie mir scheint aber nur soweit mit Recht, als er vom Vergleich der verschiedenen Klassenergebnisse redet, und auch dort nur teilweise. Das möge eine vergleichende Zusammenstellung der Zahl der Versuchsreihen aufweisen, in die ich auch die der Versuche mit Seminaristen anfüge — trotzdem die Ergebnisse mit dem Gesamtresultat und dem Erfolg bei den Volksschülern nicht übereinstimmen.

(Siehe Tabelle S. 125.)

Wir finden bei Haggenmüller überall eine gleiche Anzahl von Versuchswortreihen, bei Lay ist dieselbe schwankend, mir ist nicht ersichtlich, warum? Bedenkt man, wie die Einzelreihen mancherlei Schwankungen ausgesetzt sind, die eine gröfsere Zahl von Versuchsreihen notwendig machen, so mufs man gestehen, dafs Lay seine Ergebnisse bezüglich der Volksschüler eigentlich nur auf den Untersuchungen mit dem dritten und vierten Jahrgang aufbaut, das Gesamtergebnis auf diesen und denen mit Seminaristen des 1. Jahrgangs.

	Versuchsreihen von Lay u. Haggenmüller					
	Volksschüler			Seminaristen		
	Jahrgang			Jahrgang		
	II	III	IV	I	II	III
Hören, ohne Sprechen	1	11	3	6	1	8
„ leises Sprechen	0	10	4	7	1	8
„ lautes Sprechen	0	10	4	7	1	8
Sehen, ohne Sprechen	1	10	3	4	2	8
„ leises Sprechen	0	9	3	4	2	8
„ lautes Sprechen	0	10	3	4	2	8
Buchstabieren	1	9	3	3	1	8
Abschreiben	1	9	3	3	1	8

Lieber eine konstante gröfsere Versuchsanzahl aus einer Klasse, als ein Resultat, das aus den Experimenten mit mehreren Klassen gewonnen ist, von denen manche nur einmal, manche innerhalb einer Reihe nur teilweise durchgeführt sind! Es ist ja möglich, dafs auch die ferneren Versuchsreihen in demselbon Jahrgang dem Sinne nach mit den Resultaten der meistbegünstigten Klasse übereinstimmen, aber es fehlt der Nachweis — und so lango darf man noch zweifeln. Das Schwanken in den Sonderergebnissen mufs erst innerhalb bestimmter Grenzen zu einer gewissen Stetigkeit gelangt soin, che es statistisch verrechnet worden darf. So z. B. wurden mit dem vierten Jahrgang 3 Versuchsreihen mit dem Abschreiben gemacht, sie ergaben als durchschnittliche Fehlerzahl 0,73, 0,61 und 0,17. Wer bürgt dafür, dafs das nächste Experiment nicht wieder oine bedeutende Erhöhung bringt. Ich wollte damit nur sagen, dafs bei don kleinen hier in Botracht kommenden Zahlangaben Schwankungen im Verhältnis von 1:4, bezw. $4^1/_2$ nicht zugelassen werden dürfen — wenigstens in so wenigen Versuchsreihen einer Klasse.

Man will orforschen, wolches Gebiet, Hören, Sehen, Schreib- und Sprechbewegungsvorstellung für die Erlernung der Rechtschreibung in erster Linie in Frage kommon, bezw. welche Kombination unter ihnen. Eine sichere Antwort auf die Frage würde der Didaktik diejenigen psychophysischen Wege, welche bosonders zu bahnen und auszubauen sind mit Sicherheit nachweisen. Folglich mufs man für eines dieser Gebiete gleiche Versuchsbedingungen und — worauf es hier ankommt — homogene Arbeitsforderung für alle aufeinanderfolgenden Versuchsreihen konstruieren und sie dann durchführen. Dann wird

sich ja ein abweichendes Verhalten bei den übrigen Gebieten offenbaren. Hierbei erfährt allerdings das gewählte Gebiet eine Bevorzugung, weil derartig konstruierte Wortreihen für ein in Frage kommendes Gebiet keineswegs für das andere gleiche Schwierigkeit bieten. Man müfste, um diesen Fehler auszugleichen, dann nach und nach jedes Gebiet in derselben Weise behandeln. Das aber ist aus mehreren Ursachen unmöglich. Zunächst ist unmöglich, die genannten Gebiete anders als theoretisch zu trennen. Wir finden sie nach ihrer psychologischen Innenseite zu einem Komplex von Vorstellungen verbunden, deren keine man herausheben kann, ohne — freilich in abgestuften Klarheitsgraden — die andere zu reproduzieren und zugleich die entsprechenden physischen Bahnen mobil zu machen. Es kann sich also nur um ein gewisses Betonen handeln. Als zweite Ursache, die schwerer wiegt, ist hervorzuheben, dafs, so wenig für zwei Gebiete zugleich ein Wortmaterial von gleicher Schwierigkeit gewonnen werden kann — dann könnte man ein drittes deutlich beobachten — so wenig ist bis heute möglich für andere als Artikulation und Sehen ein solches zu konstruieren. Man mufs sich also für eines von beiden entscheiden. Es fragt sich, für welches?

Die Auffassungszeit

Neben der eingehenden Abwertung der Arbeitsforderung bildet eine Hauptaufgabe für experimentelle Untersuchungen die genaue Bestimmung der Auffassungszeit, d. i. die Zeit, welche man dem Zögling gewährt, um sich das Objekt in einmaliger intensiver oder wiederholter Beobachtung einzuprägen.

Bei Lay und Schiller findet sich mehr oder minder grofse Uniformierung, es wird angegeben, wievielmal wiederholt wurde, auf den unteren Stufen öfter als auf den oberen, doch nicht immer konsequent gleich oft.

Zwar bemerkt Lay, dafs die Wiederholungszahl durch Versuche festgestellt wurde, aber Itschner hat auch diesen gegenüber recht, wenn er die Weise als sehr vage bezeichnet. Die Zahl der Wiederholungen kann nicht exakt als richtig nachgewiesen werden, sie ist eine willkürliche Festsetzung. Da es sich bei dem Experiment wesentlich um Angelegenheiten des Gedächtnisses handelt, so ist ohne weiteres ersichtlich, dafs eine falsche, eine ungleiche Anzahl von Wiederholungen die Arbeitsforderung ganz wesentlich alterieren mufs. Itschner hat einen andern Weg vorgesehen; er wendet die Zeit an als exaktes Mafs und folgt darin Lay in seinem Führer

durch den Rechenunterricht. Ob er damit wirklich einen glücklichen Griff getan hat, mufs ich bezweifeln.

Entsprechend der Silbenzahl legte er für jeden Versuchsblock eine bestimmte Zeit fest mittels des Chronoskops. Als Vorzüge einer solchen Weise hebt er hervor: 1. Das Metronom erleichtert dem Lehrer die Direktion, er braucht während der Wiederholungen kaum in Tätigkeit zu treten, es bringt ein angenehmes Gefühl der Sicherheit, der Experimentator wird nicht von »Zweifeln geängstigt, ob die Zeitmafse einander genau entsprächen; die Taschenuhr ist keine Hilfe, schon das Fortschreiten des Sekundenzeichers ist eine nervöse Sache.« (Wenn nur nicht diese Schwierigkeiten vom Experimentator auf die Beobachter abgewälzt werden!) 2. »Dieser Entlastung des Lehrers entspricht die Tatsache, dafs das Experiment einen viel stabileren Charakter erhält. (Ich bitte die Versuchsergebnisse zu vergleichen!) Vor allem ist es nur auf diesem Wege möglich, die Versuche mit ‚Hören' und die Versuche mit ‚Sehen' durchaus in Einklang zu bringen, soweit es die Tempoverhältnisse angeht.« (Hierfür fehlt der Nachweis — ich zweifle!) 3. »Auch nur auf diesem Wege ist es möglich, für das ‚Buchstabieren' diejenige Zahl von Wiederholungen zu ermitteln, deren Zeitdauer in Summa den Auffassungszeiten für ‚Sehen' oder ‚Hören' adäquat ist.« (Auch hierfür fehlt ein starker Beweis!)

Es ist selbstverständlich, dafs dann, wenn man ein festbegrenztes Zeitmafs anlegt, die Versuchsgruppe am ungünstigsten fährt, welche den gröfseren physiologisch-psychologischen Apparat in Bewegung setzen mufs; die geringste Zahl der Wiederholungen und die relativ gröfste Fehleranzahl müssen Hand in Hand gehen; auch selbstverständlich, dafs ein Mangel wenigstens nicht ohne weiteres den sachlichen Verhältnissen, sondern gewissen Versuchsumständen ursächlich zugeschrieben werden mufs. Itschner wertet in diesem Sinne auch die Ergebnisse seiner ersten Versuchsfolge. Das Abschreiben steht nirgends mit einer so kleinen Fehleranzahl da, wie bei Lay. Itschner deutet es so, dafs, während Sehen und Hören z. B. eine sechsmalige Wiederholung erfahren können, so wegen der Kompliziertheit der in Frage kommenden Tätigkeiten, das Buchstabieren nur 3, das Abschreiben gar nur 1—2 mal wiederholt werde. Diese stehen also unter durchaus unangemessenen Verhältnissen und man kann sich nicht wundern, dafs das Ergebnis so ungünstig ist, ja man mufs erstaunen, dafs noch ein so günstiges erzielt worden ist. —

Nun ist sehr schwer, — und Itschner gesteht es auch zu — die in Betracht kommenden psychophysischen Funktionen nach ihrem

Umfange zu bezeichnen, man mufs sich daher mit Festsetzungen begnügen, die allgemeinen Erwägungen entstammen. Man kann z. B. wohl sagen, dafs bei dem Abschreiben Gesichts- und Bewegungsvorstellungen censomotorischer Natur wirksam sind, aber einesteils bezeichnet man damit eine Summe nicht deutlich abgegrenzter variabler psychophysischer Zustände und andererseits ist ganz unmöglich, diesen qualitativen Zuständen den z. B. beim »Schen« wirkenden gegenüber, die Länge der Zeit zu korrespondieren. Somit gewinnt man nur den Schein, als ob hier exakt gearbeitet würde. — Mir will nicht recht in den Sinn, dafs bei Sehen und Hören unter gleichen Bedingungen wiederholt wird und dafs diese wirklich dem Buchstabieren und Abschreiben gegenüber so günstig dastehen. Itschner äufsert sich über letzteres: »Das Buchstabieren beobachtet (innerhalb einer gleichen Zeit) ein schnelleres Tempo als ‚Hören' und ‚Sehen', denn während hier innerhalb eines Taktteils ein ganzer Laut- bezw. Buchstabenkomplex ausgelöst wird, ist dort nur ein Buchstabe aufzufassen; dagegen ist natürlich die Zahl der Tätigkeiten eine ungleich gröfsere.« . . . . . »Abschreiben ist ein äufserst komplizierter Akt, dessen Analyse grofsen Schwierigkeiten begegnen dürfte, wenigstens wenn die quantitative in Frage kommt. Qualitativ freilich läfst sich konstatieren, dafs Gesichts- und Schreibbewegungsvorstellungen, Gehör- und Sprachbewegungsvorstellungen in diesem Aggregat enthalten sind.« Ich komme später auf diesen Punkt wieder zurück, möchte nur noch einige Fragen aufwerfen. Itschner rechnete, wie mir scheint, nur mit der Möglichkeit, dafs während des bestimmten Zeitraums — trotz des Metronoms — 10mal, 8mal u. s w. aufgefafst wurde, oder lag dazu ein zwingender Anlafs vor? Das Resultat des Beobachtens (Hören, Sehen) mufste wie bei dem Abschreiben schriftlich fixiert werden, wurde dieser Umstand, die mancherlei Hilfe, die gewifs dabei nebenher flofs in Erwägung gezogen? Hatte man, besonders bei dem Sehen, auch wirklich die Gewifsheit, dafs 10mal u. s. w. angeschaut wurde oder, um das Beispiel beizubehalten, darf man den Wert eines metronomisch in 10 Teile geteilten Zeitabschnitts von 60″ auch wirklich an Wiederholungswert = 10 setzen? Ohne Zweifel wird doch das Interesse, die Intensität des Beobachtens schnell und schneller sinken, so dafs die letzten gegen die ersten weit zurückstehen. Warum wurde nicht versucht, durch vorläufige Experimente die Grenze festzusetzen, bis zu der man unbeschadet gehen darf? In der Abnahme der Beobachtungszeit von 60″ bis auf 30″ und der Anzahl der entsprechenden Wiederholungen: 10, 8, 6 scheint mir ein ähnlicher Gedanke wirksam ge-

wesen zu sein. Ich habe die Zweifel angemerkt, um anzudeuten, dafs auch dann, wenn man bei den Experimenten ein bestimmtes Zeitmafs zu Grunde legt, sich Imponderabilien einschleichen, die doch einen nicht unwesentlichen Einflufs ausüben. — Dabei habe ich einige Äufserlichkeiten noch nicht gewertet, z. B. das nervöse Hasten, welches bei Anwendung des Metronoms die ganze Klasse, soweit sie interessiert ist, befallen mufs; dagegen scheint mir die Taschenuhr ein harmloses Ding, sie packt im ungünstigsten Falle die Nerven des Experimentators und irritiert nicht die Schüler.

Trotzdem ist der Grundgedanke Itschners richtig. Es ist zweifelsohne ein ander Ding und kann für das Versuchsergebnis nicht gleichgültig sein, ob hier eine 10malige, dort nur eine 2—3malige Wiederholung möglich ist. Dieser Gedanke bestimmt Itschner für eine zweite Versuchsfolge die Anordnung Lays zu reorganisieren. Diese Reorganisation besteht darin, dafs er nicht wie Lay für alle Versuchsreihen eine gleiche Anzahl Wiederholungen vornimmt, sondern das Lesen, Buchstabieren, Abschreiben mit den Koeffizienten 4, 3, 2, versieht und so dem Abschreiben und Buchstabieren naturgemäfse Wiederholungszeiten schafft. Und nun ergibt sich eine glänzende Bestätigung der Ergebnisse Lays

Der Aufbau der Versuchsgruppen

Das Wesen des psychologischen Experiments und des didaktischen im besondern liegt darin, dafs es sich zwar durchaus auf den Boden der empirischen Beobachtung stellt, aber sich den Geschehnissen gegenüber nicht abwartend verhält, sie nimmt, wo sie sich geben, um dann das Mannigfache zu ordnen und die Gesetzmäfsigkeit zu erkennen, sondern — und darin gleicht es dem der Naturlehre — es greift willkürlich ein, indem es äufsere Bedingungen anordnet, variiert, die dann ein bestimmtes Ergebnis notwendig im Gefolge haben müssen. — Wenn man die elementaren Weisen des Rechtschreibunterrichts nach ihrem Werte sicher bemessen will, darf man sich nicht auf gelegentliche Beobachtungen verlassen. Das beweisen deutlich die widersprechenden Ansichten derer, die den Rechtschreibunterricht zum Gegenstande ernsten Nachdenkens gemacht haben, ohne das Experiment zu Hilfe zu nehmen — und trotzdem waren es Männer, denen man psychologisches Wissen und pädagogischen Scharfblick keinen Augenblick wird absprechen können. Es steht hier zu erkunden, welche bisher mehr oder minder umstrittene Formen des Rechtschreiblehrens, Buchstabieren, Diktieren, Abschreiben, den gröfsten Wert hat, welche von ihnen das nachhaltigste

Gedächtnis im Gefolge hat. — Es kommen — auf der psychophysischen Seite besehen — folgende Vorstellungen in Frage: Gesichts-, Gehörs- und Bewegungsvorstellungen. Die letzteren zerfallen in Sprech- und Schreibbewegungsvorstellungen. Daneben sind noch mancherlei Kombinationen zu unterscheiden. Alle diese Vorstellungen oder vielmehr Vorstellungskomplexe tragen senso-motorischen Charakter, nur dafs hier das sensorische, dort das motorische Moment überwiegt. Die Entscheidung, welche von diesen Vorstellungen oder welche Vorstellungskombination für das Erlernen des Richtigschreibens überwiegende Bedeutung hat, ist nicht immer leicht zu treffen, besonders schwierig aber ist das bei den Sprechbewegungsvorstellungen. —

Zunächst einige Bemerkungen über den Gegensatz zwischen Schiller und Lay! Schiller sucht auf Grund allgemeiner Beobachtungen darzutun, dafs dem Hören, nicht dem Sehen, am wenigsten der Bewegungsvorstellung bei der Einübung des Rechtschreibens besonderer Wert zuerkannt werden müsse, ja die letzte habe hier überhaupt keine Bedeutung. Er führt hierfür 5 Gründe an, die Lay in den »Neuen Bahnen« 1899 Heft 5, 6 zu entkräften sucht.

Jedenfalls geht Lay in der Wertung der orthographischen Regel viel zu weit, wenn er sagt (322), die Regel spielt für die Orthographie und die Sprachfertigkeit gar keine Rolle. Die Schärfe des Ausdruckes setzt ihn mit den Auslassungen im »Führer« (II. Aufl. 183 ff.) in Widerspruch. Und wenn er meint, der Unwert oder die Entbehrlichkeit der orthographischen Regel werde schon erwiesen durch die Tatsache, dafs viele Leute orthographisch richtig schreiben, trotzdem sie nie eine Regel erlernt haben, so vergifst er: 1. Diese Leute sind dünn gesät, 2. gehören sie gröfstenteils zu denen, die von Hause aus besonders veranlagt sind, durch den Gesichtssinn zu perzipieren, 3. bilden sich auf Grund des psychischen Mechanismus unbemerkt Regeln (das erfordert schon die Ökonomie derselben), die fortgesetzt wirken, auch wenn sie nie in ein bestimmtes Wortgewand gekleidet wurden, 4. endlich spricht hier Lay doch auch nur eine »gelegentliche Beobachtung« aus, die durch sein Experiment in keiner Weise unterstützt werden kann.

Schiller führt mehrere Beobachtungen an, die seine Ansicht von dem Primat des Hörens unterstützen sollen. Die Blindgeborenen lernen orthographisch richtig schreiben, das wäre unmöglich, wenn nicht der Weg vom Mund zum Ohre von hervorragendster Bedeutung wäre. Dem hält Lay flugs entgegen, dafs die Taubstummen ebenfalls recht gut Orthographie erlernen. Nein, hier steht Behauptung gegen Behauptung, die sich auf Sonderfälle beziehen. Solches ist

für den Gewinn fester Grundsätze ein müfsiges Schneeballwerfen. Es bleibt überhaupt eine mifsliche Sache von pathologischen Zuständen auf gesunde einen Schlufs zu tun, das um so mehr, weil in solchen Fällen die Natur durch eine besondere Betonung der verbliebenen Dispositionen über das Durchschnittsmafs hinaus einen Ausgleich herbeizuführen sucht.

In mifslicherer Lage befindet sich Lay der zweiten Beobachtung Schillers gegenüber. Schiller weist darauf hin, dafs die Gieſsener Primaner oft z. B. teuflich schreiben, nicht teuflisch, weil sie aufser stande sind, das sch zu sprechen. Dieselbe Beobachtung kann man oft machen. So z. B. an den Entschuldigungszetteln, die dem Lehrer aus der Feder einfacher Leute zugehen. Da schreibt jeder, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, wie er spricht, nur hier und da taucht gleich einer flüchtigen Sternschnuppe eine Reminiszenz auf an das sichtbare Schriftbild oder eine Regel, zumeist aber am falschen Orte. Hier offenbart sich nach Schiller deutlich das Überwiegen der Gehörsvorstellung. Lay aber sagt: Nein, sondern die Sprechbewegungsvorstellung und glaubt das beweisen zu können durch Hinweis auf das Schriftstottern, auf die Ergebnisse seines Experiments u. s. w. Hier fehlt eine genaue Abgrenzung der Bewegungs- und Gehörsvorstellung.

Ich führe dieses Für und Wider an, um fühlbar zu machen, dafs es vor allen Dingen darauf ankommt, Klarheit zu schaffen über das Wesen der Bewegungsvorstellungen und ihr Verhältnis zu dem Sehen und Hören und damit die Versuchsanordnung eingehender zu beleuchten. Es fragt sich, ob das Experiment, zunächst das vorliegende Lays, Itschners darüber Aufschlufs geben kann, ob es entscheiden kann, welchem Gebiet der Vorrang gebührt, entscheiden nicht nur in allgemeinen Zügen, sondern exakt und — ob eine exakte Bestimmung durchaus notwendig ist.

Lay selbst sagt mehrfach: Nein. »Die Bewegungsvorstellungen können in den Versuchen nicht direkt nachgewiesen werden, weil sie sich für den Experimentierenden nicht kontrollierbar äufsern. Sie haben zwar eine selbständige Bedeutung und das beste Mittel, sie hervorzurufen und zu kontrollieren bildet allerdings das Gehör, aber (Taubstumme) nicht das einzige.« (U. L. 327.) .... »Das Problem, den Anteil der Sprechbewegungsvorstellungen am Rechtschreibunterrichte zahlenmäfsig genau festzustellen, ist das Schwierigste in der ganzen experimentellen Untersuchung.« (Ebd. 335.)

Bei dem Rechtschreiben kommen, wie bereits gesagt, verschieden psychisch eng verbundene Vorstellungsgruppen in Betracht. Sie

sind an die gesunde Funktion gewisser psychischer Centren und die dieselben verbindenden nervösen Leitungsbahnen gebunden. Das ist eine Tatsache, die heute durch klinische, durch Exstirpationsbefunde und experimentelle Untersuchungen zu allgemeiner Anerkennung gelangt ist, wenn auch im einzelnen noch mannigfaches Widersprechen besteht.

Welche Bedeutung hat für den Rechtschreibunterricht die Bewegungsvorstellung? Lay gesteht zwar die Schwierigkeit einer zahlenmäfsigen Beantwortung der Frage zu, meint aber, dafs sie, wenn auch für die Theorie, so doch keineswegs für die Praxis von grofser Bedeutung sei. Er verweist auf seine Versuchsergebnisse. Sie zeigen, dafs das Hinzutreten der Bewegungsvorstellung zum Sehen, bezw. Hören stets eine Verminderung der Fehleranzahl, also einen gröfseren Arbeitswert im Gefolge hatte. Dieser Umstand läfst zweifellos erscheinen, dafs die Bewegungsvorstellung (zunächst die Sprachbewegungsvorstellung) für den Rechtschreibunterricht von wesentlicher Bedeutung ist. Ich möchte demgegenüber hervorheben, dafs, so lange das Experiment aufser stande ist, den Wert der einzelnen Funktionen klar gegen einander abzuwägen, kann es auch nicht zu unbedingt sicheren Ergebnissen und unantastbaren Schlüssen führen.

Die Aufgabe, welche das Experiment zu lösen bestrebt ist, erfordert: Man stellt eine praktische Forderung, die Lösung einer Aufgabe und wertet hernach die Gröfse der Leistung umgekehrt proportional ihrer Entfernung von der Idealleistung. Das Endergebnis ist hier ein sichtbares Bild, das aus einzelnen Teilen besteht, die dem entsprechenden Klangbilde in dessen Gliedern unmittelbar oder mittelbar (Schärfung, Dehnung) entsprechen mufs oder willkürliche Elemente enthält, für die der Wortklang keine Andeutung enthält. Die praktische Bestimmung berechtigt auch ein Wortmaterial von gleicher Schwierigkeit auf Grund der gröfseren oder geringeren Leichtigkeit des Wiedererkennens aufzubauen. Ich beschränkte mich darauf, auf tachistoskopischem Wege[1]) ein Wortmaterial von gleicher Lesesehwierigkeit zu konstruieren und kümmerte mich nicht um eingehende Wertung der Artikulation, weil nach meinen Untersuchungen über die mechanische Leseschwierigkeit innerhalb der sinnlosen Zeichenhäufung die Erkennungszeit für die Sonderzeichen zwar eine wesentliche Verringerung erfährt, diese aber sich im allgemeinen auf die einzelnen Zeichen im Mafse ihrer selbständigen Zeitforderung verteilt, so dafs also in der Komposition die-

[1]) Marx Lobsien: Die Grundl. d. Rechtschreibunterrichtsexper. unters. Dresden, Bleyl & Kaemmerer.

jenigen Zeichen eine geringere Zeitkürzung erfahren, die einzeln die gröfsere Wiedererkennungszeit nötig hatten.

In den einzelnen Versuchsreihen sind zu gleicher Zeit mehrere der beteiligten Vorstellungsgruppen vereinigt und zwar so, dafs sie sich in ihrem Werte nicht reinlich darstellen lassen. Selbst wenn es jemals gelingen sollte, die in Frage kommenden Bahnen und Centren sauber darzustellen und sie so in die Gewalt zu bekommen, dafs man nach seinem Ermessen diese oder jene auswählen könnte, dann hätte man doch nur die Aufsenseite gewonnen, die Innenseite geht in das Gebiet des Psychophysischen, ist nicht nur physikalischen, sondern vor allen Dingen auch psychologischen Gesetzen unterworfen. Es ist so unmöglich, auch nur eine der Gruppen für den Rechtschreibunterricht säuberlich herauszuschälen, weil sie gesetzmäfsig zu einem Vorstellungsverbande vereinigt sind, dessen Glieder sich wechselseitig reproduzieren, die Betonung des einen bringt den andern mehr oder minder deutlich zum Mitschwingen. Endlich mufs man bedenken, dafs es ausgesprochene Motoriker und ausgesprochene Akustiker gibt, wo die eine oder andere Vorstellungsgruppe ganz entschieden dominiert. — Das sind allgemeine Schwierigkeiten, die man sich bei der Beurteilung der Versuchsanordnung wohl vor Augen halten mufs.

Ich stelle zunächst eine Versuchsordnung her und begnüge mich mit der Lays, da sie ja den andern als Muster gedient und nicht sehr wesentliche Änderungen durch sie erfahren hat.

I. 1. Hören ohne Sprechen (Diktat).
2. „ mit leisem Sprechen.
3. „ mit lautem Sprechen.

II. 1. Sehen ohne Sprechen (Lesen).
2. „ mit leisem Sprechen.
3. „ mit lautem Sprechen.

III. Buchstabieren.

IV. Abschreiben.

Eine oberflächliche kritische Betrachtung dieser vier Versuchsgebiete, macht auffallen, dafs das Buchstabieren und Abschreiben eine eigentümliche Sonderstellung einnimmt. Das Buchstabieren ist nur eine etwas künstliche Sonderform, die entweder unter I. 3. oder II. 3. fällt — leider fehlt sowohl bei Lay, wie bei Irschner eine Angabe, ob das Buchstabieren sich an ein zuvor gesehenes oder gehörtes Wortgebilde anschlofs, was keineswegs gleichgültig ist. —

Man sucht bei I. 1. und II. 2. die Bewegungsvorstellungen, die Sprechbewegungsvorstellungen zu eliminieren. Da die Sprechbewegungs-

empfindungen zumeist in der Zunge wurzeln, so sucht man diese auf irgend eine Weise zu binden und erreicht so zwar nicht eine völlige Aufhebung, wohl aber eine Hemmung des Initials. Selbstredend schwingt die Bewegungsvorstellung, die ja ein psychischer Vorgang ist, dennoch mit, aber weil sie nicht zu voller Äufserung gelangen kann, entbehrt sie der sinnlichen Frische und erscheint II. 2. 3. und I. 2. 3. gegenüber gedämpft, kann ihren Einflufs nicht in vollem Mafse geltend machen. Nun mufs man ja erwarten, wenn tatsächlich der Bewegungsvorstellung eine so hohe Bedeutung beizumessen ist, dafs dann auch regelmäfsig bei I. 2. und II. 2. gegenüber I. 1. und II. 1. eine merklich geringere Fehleranzahl herauskommt. Zwar offenbart das Gesamtresultat der Layschen Forschung ein solches Verhalten, aber Itschner fand das gerade Gegenteil, das Hinzutreten der Sprechbewegung und eine steigende Fehlerzahl gingen Hand in Hand und zwar zeigte sich das in der weitaus überwiegenden Zahl der Resultate. Er sucht zwar das zu deuten (kleine Klasse, lebhafte Schüler), kann aber nicht überzeugen. Er könnte die Deutung auch verwenden, um die mit Lay übereinstimmenden Ergebnisse als falsch nachzuweisen. Er verweist auf klinische Tatsachen und die ferneren Hilfen, die sie noch bieten können und müssen, wenn er aber schliefslich vorsichtig das Wegbarmachen aller in Betracht kommenden Bahnen und Centren empfiehlt, dann nimmt er zu der Frage der Wertung der Bewegungsvorstellung keine Stellung, er läfst sie tatsächlich offen. Auch stehen seine Ergebnisse zu Lay nicht in so scharfem Gegensatz, wie er meint. Ich lasse aus der Zusammenstellung Lays (II. Aufl. 94) — die Seminaristen bleiben aufser Betracht — von den Resultaten aus den Versuchen mit Volksschülern diejenigen aus, welche nicht reinlich und ganz durchgeführt sind, also auch nicht in allen Gliedern einen Vergleich zulassen, dann verbleiben noch 10 Reihen. Nun zeigt ein Vergleich von I. 1. mit I. 2., dafs in 2 Reihen das Ergebnis ein gleiches war, in 4 Reihen sich ein günstigeres Resultat mit dem Einfliefsenlassen der Bewegungsverstellung ergab und in 4 Reihen eine Verschlechterung. Läfst man die beiden Fälle, wo ein gleiches Versuchsergebnis vorliegt, aufser Betracht, dann stehen sich 4 gegen 4 gegenüber, so dafs man zu einem Schlufs auf die Bedeutung der Bewegungsvorstellung nicht berechtigt wäre, wenn man nicht die Qualität der Arbeit mitreden läfst. Da zeigt sich allerdings, dafs diesen 4 Fällen, die Lay für seine Behauptung in Anspruch nehmen darf, mit insgesamt 5,47 Durchschnittsfehlern jene 4 mit 2,32 gegenüberstehen. Deutlicher redet II. 1. und II. 2. zu Ungunsten der Bewegungsvor-

stellungen. Hier finden sich von 10 Gruppen nur 3, welche dem Sinne nach mit dem Gesamtergebnis übereinstimmen, während 2 indifferent bleiben und 5 widersprechen. Es kann nicht zweifelhaft sein, wohin die indifferenten Fälle zu zählen sind, wenn man bedenkt, dafs sie doch keinen Erfolg der Bewegungsvorstellung aufweisen. Dann stehen den 3, 5 + 2 = 7 oben 4,6 gegenüber. Da wird mir zweifelhaft, ob das reine Qualitätsprinzip richtig ist. Die 3 Fälle zeigen insgesamt 1,16, die 5:1,00 Durchschnittsfehler auf, also eine Differenz von 0,16. Bedenkt man, dafs den indifferenten Fällen offenbar auch ein Wert zukommt, der zu addieren wäre, und dafs aus den nicht durchgeführten Gruppen noch 2 Fälle mit 0,79 Fehlern sich gegen Lay aussprechen, dann wird man zugestehen müssen, dafs hier wenigstens kein Beweis für den höheren Wert der Bewegungsvorstellung vorliegt. — Endlich möchte ich hervorkehren, dafs meine Untersuchungen mit tachistoskopisch bestimmten Zeichenkompositionen sich keineswegs im Sinne Lays, wohl aber Itschners aussprechen.

Man kann, wie gesagt, zwar bei I. 1. und II. 1. die Bewegungsvorstellung nicht völlig ausschalten, sondern nur dämpfen, bei I. 2. 3. und II. 2. 3. wirkt sie anscheinend ungehemmt und zwar bei I. 3. und II. 3. am deutlichsten, weil sie hier zur vollen Geltung kommt. Sowohl die Versuche Lays wie Itschners zeigen bei I. 3. und II. 3. gegenüber I. 2. nnd II. 2. ein Zurückgehen der Fehleranzahl. Dennoch begeht man einen Fehler, wenn man diesen Erfolg der Bewegungsvorstellung allein zuschreiben wollte. Wäre dem so, dann müfste I. 3. und II. 3. gegenüber I. 1. und II. 1. doch entschieden im Vorteil sein, was bei den Resultaten Itschners zunächst nicht der Fall ist. Hier macht sich noch ein zweites Moment geltend, das Hören, das Selbsthören des ausgesprochenen, gelesenen oder gehörten Wortes. Dieser Einfluſs ist = der Differenz zu setzen zwischen I. 2. und I. 3. bezw. zwischen II. 2. und II. 3. Es ist besonders dem passiven Hören aus fremdem Mund gegenüber hier dadurch im Vorteil, dafs es mit lebendiger sinnlicher Frische wirkt, d. h. der Kreislauf, der in den Schreibmechanismus hineinragt: Mund, Ohr, Mund wird ganz beschritten; das Ohr übt bei I. und II. eine scharfe Kontrolle. — Es gilt aber zu bedenken, dafs zwar Lay als Resultat seiner Durchschnittsrechnnng ein solches Verhalten (als Folge der Bewegungsvorstellung) konstatiert.

I. 2. — I. 3. = 2,69 — 2,25 = 0,44.
II. 2. — II. 3. = 1,02 — 0,95 = 0,07.

Dafs aber das Gesamtergebnis bei den Seminaristen für II. 3.

einen Wert verzeichnet — 0,32 — der weitaus der niedrigste ist (allerdings sind dort die Versuchsanzahlen verschieden), ja in einem Falle ist II. 3. mit 0,43 dem Buchstabieren an Wert gleich, in einem andern weit überlegen. Auch die Forschungen Itschners bestätigen nicht ein konstantes Verhalten, sondern im Gesamtergebnis ein Prävalieren von I. 1. gegenüber I. 2. — 2,932 — 3,387 = + 0,155 und bei II. ein solches von II. 1. gegenüber II. 2. Doch betone ich gern, dafs das Material zu knapp bemessen ist, um unumstöfsliche Wahrheiten zu bieten.

Zwar zeigt sich bei Lay ein grofser Unterschied im Wert des lauten Sprechens bei dem Sehen einerseits und dem Hören andrerseits, bei I. gegen II. 4,54 — 1,82 = **2,72**, bezw. 1,55 — 0,63 = **0,92**, aber der relative Wert des lauten Sprechens ist dem leisen Sprechen gegenüber annähernd konstant, nämlich

I 3,83 — 3,26 = 0,57,
II 1,82 — 1,49 = 0,33,
I 1,55 — 1,24 — 0,31,
II 0,63 — 0,32 = 0,31.

Lay behauptet zwar, dafs für diese Erscheinung in erster Linie die Bewegungsvorstellung, nicht aber das Hören verantwortlich zu machen sei — und Schiller betont die Gehörsvorstellung, die erst bei lautem Sprechen zur Geltung kommt. Ich möchte nur auf die obigen Daten verweisen und zu bedenken geben, dafs nach Ausweis der Erfahrung die Bewegungsvorstellung niemals deutlicher wirkt, als wenn das laute Sprechen willkürlich unterlassen wird, es ist gleichsam, als ob die Absicht die Bewegungsvorstellung eigenartig betone. Auch nach dieser Erwägung wird man von I. 2. zu I. 3. und II. 2. zu II. 3. keine besonders fördernde Einwirkung der Bewegungsvorstellung zusprechen wollen, sondern vielmehr dem Hören.

Sowohl bei Lay, wie bei Itschner und Schiller vermisse ich genauere Andeutung, wie das Abschreiben eigentlich gehandhabt wurde, das aber ist unerläfslich, wenn man in der Versuchsaufstellung das Abschreiben werten will. Lay sagt, das Abschreiben wurde betrieben, wie die Schüler es gewohnt waren. Itschner spricht sich etwas deutlicher aus. Er läfst von der Wandtafel das Vorgeschriebene abschreiben, die zweite Abschrift erfolgt nach dem ersten Entwurf, während das Vorgeschriebene ausgelöscht wurde. Stimmt die Weise Itschners mit derjenigen Lays überein, dann findet hier offenbar ein Übersetzen von Zeichen zu Zeichen durch die Hand zum Auge statt. Das Auge bewegt sich kontrollierend beständig hin und her. Man hat keinen bestimmten Wert, der die Anzahl dieser Wiederholungen,

namentlich bei der zweiten Abschrift angibt. Ich bin geneigt ihn sehr hoch einzuschätzen, so, dafs schon um dieses Umstandes willen das Abschreiben den andern Weisen gegenüber keineswegs eine ungünstigere Stellung einnimmt. (Ich bemerke, dafs bei der Wertung der Ergebnisse die zweite Abschrift nicht mit dem Original an der Wandtafel, sondern mit der ersten Niederschrift verglichen werden mufs, ich weifs nicht, ob Itschner das getan hat.)

Dazu kommt ferner: diese Art geistlosen, öden Nachmalens von Zeichen zu Zeichen nennt die Erziehungsschule nicht Abschreiben, sie ist bei ihr streng verpönt. So wenig leere Worthülsen der Übung und Einprägung im Rechtschreibunterricht dienen dürfen, so wenig darf das Abschreiben auf diese geistlose Weise betrieben werden. Wenn es sich aber den tatsächlichen Verhältnissen nicht anschmiegt, wenn das Experiment nach andern Rücksichten gehandhabt wird, dann verliert sein Ergebnis zweifelsohne an Wert, es mag noch so interessant sein, aber es fällt, wie die sinnlosen Zeichenkompositionen neben dem eigentlichen Ziel nieder. Gestaltete aber Lay das Abschreiben so, wie er es im methodischen Teil des Führers beschreibt — er kann es nur zum geringeren Teile, weil er sinnlose Wörter wählt — veranlafste er die Schüler, durch wiederholtes intensives Anschauen, das Wortbild sich einzuprägen, dann ist durchaus kein Unterschied zu sehen gegenüber II. 1, bezw. auch II. 2. Ich habe bei meinen Versuchen ein derartiges Abschreiben beiseite gelassen und statt dessen Sehen ohne, bezw. mit leisem Sprechen eingeschoben. Ich fand dann auch bei meinen Versuchen mit sinnlosen Wortbildern im allgemeinen mit Lays Untersuchungen übereinstimmende Ergebnisse.

Endlich täuscht sich Itschner, wenn er annimmt, dafs Sehen und Hören unter gleichen Bedingungen vor sich gehen, dafs ihre Wiederholungszahl gleich grofs gesetzt werden darf. Bei Sehen ohne Sprechen, dann auch Sehen mit angeknüpfter Bewegungsvorstellung, ist dem Sehen insofern eine Mehrarbeit zugewiesen, als es entweder sich abmühen mufs, das ganze Bild sich auf einmal einzuprägen oder zu analysieren, in Silben zu zerlegen, oder erst einen Teil des Bildes zu packen und im Verfolg der nachherigen Wiederholungen Stück für Stück anzuschliefsen, so dafs erst nach der 4. oder 5. Wiederholung wirklich eine Repetition des ganzen Wortes einsetzt. Bei dem Hören dagegen wird die Analyse durch den Experimentator vorweg gegeben, vom Schüler nicht gefordert und dadurch zugleich weitere ähnliche Schwierigkeit für das Hören vermieden, wie sie eben für das Sehen angedeutet wurden. Das Hören geschieht unter leich-

teren Voraussetzungen und wenn somit die Versuche Lays, Itschners u. s. w. mit grofser Einmütigkeit bei dem Hören eine grofse Fehlermenge gegenüber dem Sehen nachweisen, so fällt jener Umstand erschwerend ins Gewicht, drückt den Wert des Hörens herab — d. h. für das schriftliche Darstellen sinnloser Zeichenhäufungen.

Während sich Lay bald ein günstiger, bald ein ungünstiger Einfluſs des lauten Sprechens bei Hören und Sehen offenbarte, konnte ich, entsprechend den eben angedeuteten Ergebnissen Lays und Itschners, bei sinnlosen Zeichenhäufungen nur konstatieren, daſs die Gehörsvorstellung zusamt der mit ihr eng verwachsenen Bewegungsvorstellung — es handelt sich bei dem Sehen um das Eigenhören — eine Herabwertung veranlaſsten. Dagegen ergab sich bei dem Einfliefsenlassen des Wortsinnes das entgegengesetzte Resultat: stand dort das Sehen durchaus im Vordergrunde, so gebührte hier der Vorrang zweifellos dem Hören. Ich komme darauf gleich wieder zurück.

Am ungünstigsten liegen die Verhältnisse bei den Schreibbewegungsvorstellungen. Den Einfluſs derselben kann das Experiment schon darum nicht erkunden, weil sie bei allen Versuchen notwendig sind, um das Ergebnis des Beobachtens zu fixieren. Schiller hat versucht die Schreibbewegung in der Luft einzuschieben, aber das führt auch nicht zum Ziele und sowohl Lay, wie Itschner haben die so angestellten Versuche alsbald wieder aufgegeben. Die Gründe dafür setzt Itschner auseinander, indem er zeigt, daſs dieses an den Schüler viel zu grofse Anforderungen stellt. Soviel steht bezüglich der Schreibbewegungsvorstellung fest, daſs sie, noch ehe sie in Tat umgesetzt wird, bei allen Versuchen, beim Sehen, Hören u. s. w., reproduziert wird und, wenn auch leise, mitschwingt; das folgt schon aus der Absicht, das Gesehehene, Gehörte schriftlich darzustellen, die bei allen vorliegenden Experimenten stets stiller Begleiter ist.

Ich möchte noch einige Bemerkungen allgemeinen Inhalts geben, die vielleicht geeignet sind, manches Voraufgegangene zu klären.

Es kommen hier zwei Arten Bewegungsvorstellungen in Betracht, die Sprech- und die Schreibbewegungsvorstellungen. Die Vorstellungen sind wohl zu unterscheiden von den entsprechenden Empfindungen. Diese sind das psychologische Ergebnis der unmittelbaren Reize auf das sensible Endorgan und dann weiter auf die Seele; jene dagegen sind ein Komplex reproduzierter Empfindungen, die allerdings den Vorzug haben, daſs sie mit grofser Leichtigkeit die Empfindungen wecken und sinnliche Frische herstellen können. Die Bewegungsempfindungen sind Tastempfindungen, welche durch Deh-

nung, Reibung, Bewegung der betreffenden Glieder entstehen. In und durch ihre Reproduktien wirken sie rückläufig metorisch und veranlassen, indem sie die besenderen Organempfindungen herverrufen, wieder die wirklichen Bewegungen. Das Gelingen erferdert aber sehr viel Übung. Die physiologischen Bahnen müssen ausgefahren und die psychischen Zustände in genügender Klarheit und Deutlichkeit erhalten werden, um wirken zu können. Von der Richtigkeit dessen überzeugt sich der sehr bald, welcher eine bisher ungeübte Beschäftigung, das Geigen- eder das Klavierspiel erlernen will, während ja sonst das »Gedächtnis der Materie« uns darüber hinwegtäuschen mag. — Mit den Sprechbewegungsvorstellungen sind Klangbilder, mit den Schreibbewegungsvorstellungen Schriftbilder eng verknüpft. Die Verbindung zwischen Sprechbewegungsvorstellung und Wertklang ist ungleich enger als die zwischen derselben Bewegungsverstellung und dem Schriftbild. Das felgt daraus: 1. der Erfolg der Sprechbewegungsverstellung ist ein Klang. Zwar sind auch die Muskelprejektienen auf die Schreibfläche Ausdrucksbewegungen, aber nicht se unmittelbar, sie entstammen nicht einem unmittelbaren natürlichen Bedürfnis. Das Schreiben entfaltet sich erst unter künstlichen Umständen auf einer höheren Entwicklungsstufe zum Ausdrucksmittel, es ist, auch in seiner primitiven Gestaltung ein Kunst-, das Sprechen ein Naturprodukt. 2. Darum auch erfahren wir besonders am kleinen Kinde, dafs die mannigfachsten Sprechbewegungen mit den zugehörigen Lauten ausgeführt und gebildet werden, ehe das Bedürfnis kommt, auch die Schreibbahnen auszubilden, denen allerdings durch Greifbewegungen u. s. w. vorgearbeitet wird. 3. Gilt zu bedenken, dafs abgesehen ven den elementarsten Fermen, die Sprechbewegungen und die Sprechbewegungsvorstellungen sich nur spezialisieren können durch die Einwirkungen der Gehörsverstellungen. Das kleine Kind bildet eine grefse Zahl von Geräuschen. Ja es mag darunter die Mehrzahl von denen enthalten sein, die es später sprachlich verwertet, aber man findet auch hier für den Primat der Bewegungsverstellungen keinen direkten Nachweis, da man nicht genau anzugeben weifs, welchen Einflufs hierbei das kindliche Behagen an der Lautbildung, noch die sprechende Umgebung hat. Seviel aber steht fest, ohne die Sprechbewegung ist die Lautbildung unmöglich, aber, seweit die Sprachbildung des Urmenschen, des Kindes nicht auf Onomatopoi fufst, diese im weiteren Sinne verstanden, gebührt der Primat den Sprechbewegungen und ihren zufälligen Äufserungen, sebald dann die Nachahmung, die Onematopei einsetzt, ist bald das Gehör ausgesprechener Dirigent. Ist das richtig

bezüglich der Ausbildung der Sprechbewegungsvorstellungen, so auch bezüglich der Schreibbewegungen, soweit sie als Ausdrucksmittel dienen. Zuerst gilt's Überwindung der mechanischen Schwierigkeit, hernach aber tritt sie in den Dienst des gesprochenen Wortes. Denn die Zeichen sind an sich sinnlos — ich rede von dem Kinde — haben keine unmittelbare Beziehung zu irgend welchem Inhalte, sind nur Hindeutungen auf, bezw. Ausprägungen von Wortpartikeln, Teile eines inhaltvollen Ganzen. Entbehren sie dieses Hintergrundes, sind sie zu einem sinnlosen Zeichenkomplex vereinigt, dann müssen sie sich in erster Linie an das Auge wenden, sie sind dann eben nicht das Bild eines Gedankeninhaltes der sein naturgemäfses Kleid trägt, das Wortbild, sondern regellose Zeichenmosaik.

Diese historisch-logischen Erwägungen stimmen sehr wohl mit meinen Versuchsergebnissen überein, die offenbaren, dafs bei sinnvollen Worten der Primat zweifelsohne vom Sehen auf das Hören übergeht.

Über die Wertung der Fehler

Es würde offenbar ein arger Mifsgriff sein, wollte man die Fehler rein quantitativ schätzen, den gröfseren oder geringeren Wert der Leistung unbesehen nach der Fehleranzahl bemessen. Denn es liegt doch am Tage, dafs Verstöfse gegen die richtige Darstellung nicht gleich schwer wiegen, dafs also dann, wenn man allein die Fehleranzahl berücksichtigt, ein Ergebnis mit leichten Verstöfsen gegenüber einer andern mit einer gleichen Menge schwerer ungerecht beurteilt wird. Bezüglich der Fehlerwertung Lays äufsert sich Itschner: »Lay brachte die fehlenden Silben überhaupt nicht in Anrechnung. Sie spielen bei ihm nur insofern eine Rolle, als er annimmt, in den fehlenden Silben würde wohl, falls sie niedergeschrieben worden wären, eine Fehlerzahl zu verzeichnen sein, die derjenigen in den tatsächlich geschriebenen Silben proportional ist. Diese Behandlung der fehlenden Silben fufst aber auf Willkür, die sich kaum wird verteidigen lassen. Dazu wird bei dem zur Ermittelung der Fehler in den fehlenden Silben angestellten Rechengeschäft die Gesamtsumme der Fehler der betr. Versuchsreihe in die Proportion eingestellt, statt jeden Einzelversuch daraufhin anzusehen. Auf diesem Wege kann ein richtiges Bild unmöglich erwirkt werden. Wenn aber jeder Einzelversuch daraufhin behandelt wird, dann wird schliefslich die Totalansicht doch mit viel individuelleren Zügen ausgestattet sein, als wenn man nach Schlufs des Verfahrens noch einmal retouchiert.« Itschner hat insofern eine Verbesserung vorgenommen,

als er für jede fehlende Silbe obendrein noch einen Fehler notiert. Er gesteht zwar selbst, dafs dieses »eine willkürliche Bestimmung sein mag,« aber ich glaube, dafs daraus ein besonders schwerwiegender Einwand nicht hergeleitet werden darf, weil wir hier ohne willkürliche Bestimmungen überhaupt nicht auskommen können. Denn es ist unmöglich, die verschiedenen Fehlerqualitäten exakt quantitativ zu werten, wie es hier notwendig ist; man ist zu einem gut Teil auf Schätzung angewiesen. Die Fehlerwerte liegen auf der Schätzungslinie zwischen den Endpunkten: tadellose Leistung — alles falsch! — nicht deutlich abgehoben. Das Unterscheiden der Fehlerwerte ist aber für die reinliche Darstellung der einzelnen Versuchsergebnisse so unerläfslich, dafs man einen weit ärgeren Fehler begeht, wenn man eine zwar willkürliche, aber doch den tatsächlichen Verhältnissen im allgemeinen entsprechende Zahlenwertung der Fehlerqualitäten eintreten läfst. In dieser Wertung geht aber Itschner nicht weit genug. Ich sonderte folgende Momente: 1. richtige Lösung, 2. Vertauschung, 3. Fehler. 4. Auslassung. Diese Werte liegen zweifellos auf absteigenden Stufen. Am höchsten stehen die richtig gelösten Aufgaben; dann folgen diejenigen, welche Vertauschungen enthalten, weiter ab, da kein genaues Zeichen reproduziert, sondern Zeichen eingeschmuggelt wurden, die in der geforderten Arbeit nicht enthalten sind, endlich kommen die Fälle, wo nichts im Gedächtnis festgehalten wurde. Aber diese Qualitätswerte müssen noch zahlenmäfsig bestimmt werden, es mufs eine Verhältniszahl ermittelt werden, die angibt den Wert von R:V:F:A. Bezeichne ich den Wert der richtig gelösten Aufgabe = 1, so mufs die Minderwertigkeit der andern Resultate sich umgekehrt proportional der anwachsenden Fehlerzahl und Fehlerart verhalten. Ich könnte nun diese Stufen durch die arithmetische oder geometrische Zahlenreihe werten — das scheint mir zu oberflächlich. Ich sehe bis jetzt keinen andern Weg als den folgenden, der allerdings auch nur annähernd zum Ziele führt. Innerhalb der fünf einzelnen Gruppen berücksichtigte ich die Anzahl der einzelnen Fehler. Durch die gröfsere Anzahl der Versuche werden die subjektiven Unterschiede vermittels Durchschnittrechnung auf einen möglichst kleinen Rest reduziert; die Einzelergebnisse der betreffenden Gruppen werden addiert und durch die Anzahl der Versuchsreihen dividiert. Die Summen der einzelnen Gruppen hängen nach Elimination der subjektiven Umstände nur noch von der Art der Arbeitsforderung ab. Dieses Moment steht hier ja zu erkunden und darf keineswegs durch objektive Rechnung ausgeglichen werden, wohl aber für die Wertung der einzelnen

Fehlergruppen untereinander; denn das Verhältnis ihrer Anzahl zueinander innerhalb der fünf verschiedenen ist durch die Art der Aufgabe bedingt und dieser entsprechend anders gestaltet. Sind z. B. die Fehlerzahlen der Gruppen:

I	V	F	A
	14	29	63
II	V	F	A
	12	31	53

so sind offenbar mancherlei Meinungen darüber möglich, welche Gruppe höher zu werten sei. Ich addierte darum die nach Elimination der subjektiven Unterschiede verbleibenden Werte der einzelnen drei Fehlergruppen aller fünf Versuchsreihen und dividierte die Summe durch fünf. Durch diese Verhältniszahlen, es sind 7 : 29 : 53 für die sinnlosen Wortbilder, 0 : 34 : 49 für sinnvolle Wörter, korrigierte ich die einzelnen Verhältniszahlen nach dem Grundsatze: Je kleiner die Zahl, desto gröfser der Wert. Willkür gegen Willkür! am brauchbarsten ist die, welche dem realen Werte am nächsten kommt.

Schlufsbemerkungen

So offenbart ein Rückblick noch mancherlei versuchstechnische Mängel, die wohl erst später, wenn unsere physiologisch-psychologischen Kenntnisse tiefer gehen als heute, überwunden werden können. Aber trotz mancherlei Nachprüfung, Vertiefung, Ergänzung, die noch notwendig ist, befinden wir uns doch auf hoffnungsvollem Wege. Am saubersten sehen wir die Versuchstechnik bei Lay und Itschner ausgebildet, wenn sie auch bei ihnen keineswegs fehlerfrei ist, dagegen begegnen bei Schiller so arge Verstöfse, dafs ich seine Ergebnisse nicht nur trotzdem, sondern weil sie mit denen Lays in einigen Punkten übereinstimmen, mit gröfstem Mifstrauen hinnehme. Sein Verdienst, den sinnvollen Worten nachdrücklich das Wort geredet zu haben, bleibt ihm unbenommen, leider mufs man den Willen für die Tat nehmen; seine sinnvollen Wörter sind solche nur in einzelnen Bestandteilen. Lay und Itschner verkennen die Aufgabe des pädagogischen Experiments, nämlich, die tatsächlichen Verhältnisse zu erforschen, sie schaffen künstliche und können die Notwendigkeit und Richtigkeit dieses Vorhabens nicht überzeugend dartun. Eines tun — und das andere nicht lassen, subtile Versuchstechnik und volle Würdigung des Wortsinnes müssen Hand in Hand gehen.

Damit soll keineswegs gesagt sein, dafs die Versuche mit sinnlosen Zeichen und Lauthäufungen unnütz oder überflüssig seien, nur

in der einseitigen Wertung steckt der Fehler. Das ist bald bewiesen. Wortsinn und Wortklangbild sind naturgemäfs eng verbunden, das Schriftbild ist ferner an dieses geheftet. Nun gibt es eine Reihe von Wörtern, in denen sich Klangbild und Schriftbild in ihren Bestandteilen sozusagen decken, wieder andere, bei denen das nicht so ist, bei denen auch in der Art der Aussprache — Dehnung, Kürzung — keine Hindeutung auf eine abweichende Schreibweise enthalten ist. Die ersteren folgen der sogenannten Gleich-, die letzteren der Andersschreibung. Die Andersschreibung folgt entweder einer Regel oder nicht. Für die Andersschreibung haben die Experimente Lays und Itschners zweifellos zur Anerkennung gebracht, dafs bei klangbildfremder Schreibung das Auge prävaliert — wie sollte es auch das Ohr! — Hier gilt es, scharf sehen und fleifsig abschreiben; das selbstredend aber nur für den Teil des Wortes, welcher der Andersschreibung angehört, bei dem Rest regiert das Ohr; also: Sprechen — scharf sehen, mit besonderer Berücksichtigung des Neuen, seiner Art, Stellung u. s. w. und wiederholtes Abschreiben, wobei das Neue stets unterstrichen wird!

Zum Schlufs möchte ich die Versuchsergebnisse übersichtlich nebeneinanderstellen, das dürfte zur schnellen Orientierung bei der Lektüre der vorliegenden Arbeit nicht unerwünscht sein.

I Sinnlose Zeichenkombination

Art	Experimentator				
	Lay		Itschner		Lobsien
	Gesamt	Seminaristen	I. Folge	II. Folge	div. durch 1000
I. 1. Hören ohne Sprechen . .	**3,04**	**1,55**	2,932		4,801
I. 2. Hören mit leisem Sprechen	2,69	1,56	3,387		
I. 3. Hören mit lautem Sprechen	2,25	1,24	2,612		5,138
II. 1. Sehen ohne Sprechen . .	**1,22**	**0,63**	1,398	1,428	2,989
II. 2. Sehen mit leisem Sprechen	1,02	0,45	1,701		5,749
II. 3. Sehen mit lautem Sprechen	0,95	0,32	1,467		5,548
III. Buchstabieren	**1.02**	**0,46**	2,100	1,687	
IV. Abschreiben	**0,54**	**0,38**	1,624	0,352	

II Sinnvolle Wörter

Art	Haggenmüller	Lobsien
I. 1.		
Hören ohne Sprechen	1,902	1,860
I. 2.		
Hören mit leisem Sprechen	1,801	
I. 3.		
Hören mit lautem Sprechen	1,213	} 4,674
II. 1.		
Sehen ohne Sprechen	0,763	2,744
II. 2.		
Sehen mit leisem Sprechen	0,642	4,836
II. 3.		
Sehen mit lautem Sprechen	0,589	3,651
III.		
Buchstabieren	0,356	
IV.		
Abschreiben	0,297	

Bemerkung. Meine hier gegebenen Resulate sind nicht prozentuell pro Kopf berechnet, sondern durch Division gewonnen worden, ein Vergleich ist gestattet, weil es mir auf die Vergleichswerte innerhalb der Sonderreihen ankommt.

MITTEILUNGEN

1. Drei grofse französische Spiritualisten

Der Metaphysiker und Pädagog Dr. **Paul Janet** (1823—1899)
Der Philosoph und Moralist Dr. **Leo Ollé-Laprune** (1839—1898)
Der Cartesianer Dr. **Francisque Bouillier** (1813—1899)

Von

Prof. **H. Schoen**
Dozent an der Universität Aix-Marseille

(Schlufs)

II

Der Philosoph und Moralist Dr. Leo Ollé-Laprune
(1839—1898)

Was Paul Janet auf der Sorbonne gewesen ist, war Leo Ollé-Laprune an der »*École Normale Supérieure*«, dieser in Frankreich so geschätzten Fortbildungsanstalt für zukünftige Gymnasiallehrer. Ebenso wie Paul Janet ein Schüler Cousins war, so blieb Leo Ollé-Laprune ein eifriger Anhänger des Pater Gratry, dem er sein Leben lang die dankbarste, ergebenste Verehrung zollte.[1])

In Paris geboren, in der Hauptstadt und im benachbarten Suresne erzogen, besafs Ollé-Laprune schon in seiner Jugend die Anmut und Liebenswürdigkeit, die sich später auf so schöne Weise in seinem Stil offenbaren sollten. Nach glänzenden Studien trat er als erster Schüler in die »*École Normale Supérieure*« ein und blieb daselbst drei Jahre lang das Haupt (»*Le Cassic*«, wie man in der Anstalt gern sagt) der literarischen Abteilung. Im Jahre 1861 errang er den ersten Platz bei der Konkurrenz-Prüfung der »*Agrégation*« für Literatur und Philologie. Er hatte sich nämlich mit diesem Zweig der literarischen Wissenschaften (*lettres*) be-

[1]) Siehe die begeisternde und sehr schön geschriebene Rede: »*Éloge du Père Gratry*«, Seite 8 ff.

gnügen müssen, da Napoleo III. die Konkurrenz-Prüfung für Philosophie als eine für den Staat oder vielmehr für das Kaiserhaus »gefährliche« Einrichtung aufgehoben hatte. Erst als anno 1864 die philosophische »*Agrégation*« unter dem Druck der allgemeinen Meinung wieder hergestellt wurde, konnte Leo Ollé-Laprune durch Erlangung des Titels eines »*Agrégé de Philosophie*« die öffentliche Anerkennung seiner Lieblingsstudien erlangen.

Ollé-Laprunes erster Wirkungskreis war Nizza, an der herrlichen »*Côte d'Azur*«. Heute noch wissen manche dortigen Lehrer und Eltern von der Liebenswürdigkeit, von dem Enthusiasmus, von der Beredsamkeit des jungen Professors zu erzählen. Trotz seiner anstrengenden Tätigkeit als Gymnasiallehrer hielt er Abendvorlesungen für Erwachsene (sogenannte »*Cours d'Adultes*«).

Schon anno 1864 wurde Ollé-Laprune nach Douai versetzt. Die Stadt war damals noch Universitäts- oder richtiger Fakultätsstadt, das heifst sie besafs noch die literarische Fakultät, die seitdem nach Lille verlegt wurde, um dort zum Besten der verschiedenen Lehrfächer mit den übrigen Wissenschaften in Verbindung zu treten.[1]) Ollé-Laprune hielt öffentliche Vorlesungen an der philosophischen Fakultät, ohne seine Berufspflichten als Gymnasiallehrer zu vernachlässigen.

In den Mufsestunden fing er ein bedeutendes Werk über Malebranche[2]) an, das erst anno 1870 erschien und von der französischen Akademie gekrönt wurde.

Doch Ollé-Laprune sehnte sich, wie Paul Janet, nach der Hauptstadt, wo ihn seine Eltern, Verwandte, Freunde ungern vermifsten.

Im Jahre 1868 wurde er am Gymnasium zu Versailles und drei Jahre nachher am Pariser Gymnasium Heinrich IV. (lycée Henri IV) zum Professor der Philosophie ernannt.

Vier Jahre später, also anno 1875, wurde er endlich zum Dozenten der Philosophie an der »*École Normale*« promoviert, aus der er, kaum vierzehn Jahre vorher, als erster Schüler ausgetreten war, und wo er dreiundzwanzig Jahre lang einen segensreichen Einflufs ausübte.

Bis zu seinem Ende blieb Ollé-Laprune ein eifriger Verteidiger des Katholizismus. »Ma tâche particulière, »schreibt er an einen Freund,« c'est de rendre témoignage à la vérité chrétienne dans l'Université.«[3]) Zwar weifs er wohl, dafs zwischen der Kirche und der Universität eine Scheidewand steht (*un mur de séparation*), aber er will dieselbe überschreiten. Jedoch

---

[1]) Diese Versetzung der literarischen Fakultät nach Lille hat damals viel Aufsehen erregt. Wir haben jetzt in Aix und Marseille eine ähnliche Streitfrage. Professoren und Regierung möchten die literarische und die juristische Fakultät nach Marseille verlegen, um dort mit den andern Fakultäten eine grofse, vollständige Universität zu bilden, aber bis jetzt hat der Anschlag am Partikularismus der Bewohner und der Abgeordneten der Stadt Aix scheitern müssen.

[2]) »*La Philosophie de Malebranche*«, 2 Bände. Paris bei Alcan, 1870.

[3]) *Lettre à un Religieux Carme.*

war er kein Freund von leeren und veralteten Formeln: »Messieurs, ‚sagte er', devant une formule fausse, dites: c'est faux, et brisez la formule fausse.« [1])

Ollé-Laprune war vornehmlich ein Moralist. Nach ihm ist der Glaube, die Gewifsheit und sogar die philosophische Gewifsheit, nicht einzig und allein Sache der reinen Vernunft, des reinen Verstandes. Das Denken kann dem Leben nicht genügen und das Leben kann seine Kraft, sein Gesetz nicht in sich selbst finden. »Il ne faut pas voir, ‚sagte Ollé-Laprune zu seinen Schülern', rien que la raison dans l'homme, et rien que l'homme dans la raison.« [2]) Der wahre Philosoph wird mit seiner ganzen Seele, *σὺν ὅλῃ τῇ ψυχῇ* [3]) denken und arbeiten: »Le vrai philosophe pense, lui, *avec son âme toute entière* et aussi, tranchons le mot, avec son corps; il pense *avec son être tout entier.* Il pense en faisant concourir à sa pensée, et l'imagination, et le sentiment, et, d'une certaine manière, l'organisme même ... il pense en s'appuyant sur le sol qui le porte, en demeurant en contact avec l'humanité dont il fait partie, avec les vivants, avec les morts: la pensée d'autrui, la pensée du genre humain, grâce à la parole, grâce à la tradition, lui sont présentes et entrent dans sa substance.« [4])

Dies ist der Grundgedanke, der Ollé-Laprunes Hauptwerk »*La Certitude morale*« [5]) durchzieht. Das Leben darf niemals vom Denken getrennt werden. Es gibt Beweise, die aus dem Leben selbst herrühren. »Il y a des preuves qui surgissent de la vie éprouvée, et ce sont les seules qui, fondées dans l'être, persuadent et convainquent sûrement.« Vor allem sah und empfahl Ollé-Laprune das praktische Leben. »Die reine Abstraktion, ‚sagte er gern', ermüdet und versenkt in Trostlosigkeit« *(Le pur abstrait* fatigue et désole).

Als Psycholog scheint Ollé-Laprune einem wissenschaftlichen Realismus treu geblieben zu sein. Obschon er Kants Kritik der reinen Vernunft in der ziemlich guten französischen Übersetzung von Barni gründlich studiert hatte, schien er sich vor dem Kritizismus zu fürchten, und das Hauptbestreben seiner Vorlesungen war immer die Unhaltbarkeit des nachkantischen Idealismus nachzuweisen. Doch was die Erkenntnistheorie betrifft, so hat ihn, wie es scheint, das heutzutage so wichtige Problem ziemlich gleichgültig gelassen.

Als Logiker ging er von Malebranche aus, den er so gut als möglich nach den Prinzipien des Cartesius korrigierte. [6])

---

[1]) *De la Virilité intellectuelle*, Seite 18.

[2]) Vorlesungen von 1896—1897 an der »*École Normale*«, die bald als Buch erscheinen werden.

[3]) Dieser Ausdruck war ein Lieblingswort Ollé-Laprunes. Er ist das Losungswort einiger seiner Schüler geworden.

[4]) Ungedruckte Vorlesungen, von denen Herr Maurice Blondel in seinem schönen Buch über Ollé-Laprune einige Fragmente herausgegeben hat. S. Maurice Blondel, *Léon Ollé-Laprune* (ohne Verlag und ohne Datum).

[5]) Doktordissertation. Paris 1880. 2. Ausgabe 1892.

[6]) Siehe »*La Philosophie de Malebranche*«, Paris bei Alcan, 1870, und »*Éloge de Malebranche*«, Discours prononcé au Collège Oratorien de Juilly le 10 Juillet

Als Metaphysiker hat auch er, wie Paul Janet, Renouvier, Armand Sabatier und Alfred Fouillée, die Abhängigkeit des Geschöpfes von dem Schöpfer betont: »Entre le Créateur et la créature, ‚schreibt er', il y a dépendance essentielle et continuelle.« Doch ging er nicht bis zum Panentheismus und blieb lieber bei der Paulinischen Formel stehen:

»*Ἐν αὐτῷ γὰρ ζῶμεν καὶ κινούμεθα καὶ ἐσμέν*«: In Ihm leben, weben und sind wir. (Apostelgeschichte, Kap. XVII, v. 28.).

In Ollé-Laprunes Religionsphilosophie ist der Hauptgrundsatz die Toleranz. Seine Devise war: »*In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.*« Insbesondere konnte er eine etwaige Vermischung von religiösen und politischen Fragen durchaus nicht leiden: »Ce que je ne cesse de souhaiter, c'est que la cause de la religion soit mise en dehors des partis, et que la politique ne se mêle pas à ces intérêts supérieurs et immortels de façon à les compromettre. Je ne sais ce que l'avenir réserve à la France en particulier. Mais je sais que si on laissait s'accréditer cette idée que *monarchiste et catholique* c'est la même chose, on commettrait une grande faute.«

Eine Theologie, eine Religion, die sich blofs auf die sogenannte »natürliche Religion« stützen würde, hat er immer als unzulänglich zurückgewiesen. Die Menschen, behauptete er mit Fénelon, können die ganze Vernunft bis zu ihren letzten Schlufsfolgerungen gar nicht verfolgen: »Les hommes n'ont point assez de force pour suivre *toute leur raison.*« Diese »natürliche Religionsphilosophie« ohne Vorurteile, ohne Ungeduld, ohne Übermut, ohne Parteilichkeit, diese »Vernunfttheologie«, die nur Geduld, reine Liebe, vollkommene Toleranz sein würde, nennt er einen philosophischen Roman *(un roman de philosophie).*

In Frankreich hat man Ollé-Laprune oft vorgeworfen, der reaktionären Partei anzugehören und von Rom sein Losungswort zu erhalten. Doch, obgleich er, wie schon erwähnt, ein orthodoxer Katholik war, hatte er für liberale Regierungsformen viel Sympathie. Ja sogar die dritte Republik hatte or ohne Widerwillen angenommen: er sah sie als die im jetzigen Frankreich einzig mögliche Verfassung an; wenigstens war er überzeugt, jede andere Verfassung würde noch heftigere Opposition hervorrufen. »La République a l'avantage, ‚schreibt er schon im Jahre 1871', de nous donner *la seule stabilité que notre caractère et nos mœurs politiques puissent supporter;* et, par cela même qu'elle n'entoure le chef de l'État d'aucune garantie mensongère et d'aucun éclat illusoire, elle peut lui assurer *le respect.* Dans l'état actuel de notre pays le respect est plus facile avec ce régime qu'avec tout autre, parce que l'on voit plus clairement alors que c'est à la loi même que ce respect est dû; et tous les vains prétextes des fauteurs de désordre s'évanouissent; on comprend mieux que ce qu'ils attaquent et prétendent ruiner, c'est la loi même, c'est l'ordre, c'est la société dans ses principes essentiels. *Ne proposons à notre respect que la*

1887. Paris bei Dumoulin, 1887. Vergl. auch: »*L'Art de discuter*« in »*Annales de Philosophie chrétienne*«, August 1888.

patrie et la loi: il faut que personne ne puisse se mettre au-dessus d'elles sans paraître insensé et criminel. Si nous ne savons pas respecter ou si nous ne rapprenons pas bien vite à respecter ces choses-là, alors nous marchons à grands pas vers notre ruine.«[1])

Besser als lange Reden charakterisieren diese Worte Ollé-Laprunes politische und soziale Ansichten.

Im Grunde kann man sagen, dafs auch Leo Ollé-Laprune ein Vertreter des Eklektizismus war, und vielleicht stand er Victor Cousin näher als dessen Schüler Janet und Caro. So lange er an der Normalschule die zukünftigen Lehrer zu bilden hatte, war sein erstes Streben in den Schriften der Philosophen, deren Lehre er vortrug und erklärte, die »sichern Punkte« (*les points acquis* oder auch »*les points fixes*«)[2]) in volles Licht zu stellen. In den zahlreichen Theorien, die er zu erklären hatte, wollte er vor allem »jene Wahrheitsfunken« (*ces étincelles de vérité, cette part de vérité*), aufsuchen, die viele Irrtümer, viele Schattenseiten entschuldigen lassen. So sucht er bei Aristotoles, bei Augustinus, bei Cartesius und Malebranche diejenigen Gedanken auf, die trotz aller Widersprüche übereinstimmen (»*les points d'accord*« oder auch »*les idées qui coïncident*«). So oft er Geschichte treibt, vergleicht er die alten Philosophen mit den christlichen Denkern, und manchmal erklärt er sie im Sinne derselben. So schreibt er in seiner Vorrede zur »Ethik des Aristoteles«: »L'auteur a porté dans son appréciation son âme, sa façon moderne, contemporaine de comprendre les questions, enfin son christianisme.« Und weiter setzt er hinzu: »Est-ce que ces emprunts à une meilleure lumière et à une source plus haute n'apportent pas à la doctrine que j'expose plus de clarté, plus de précision et de vérité?«[3])

Weit entfernt davon, nur der Geschichte wegen, Geschichte der Philosophie treiben zu wollen, behauptet Ollé-Laprune, der Historiker, und besonders der Geschichtschreiber der metaphysischen Systeme, müsse richten, um das Gute vom Falschen zu trennen und dasjenige in volles Licht zu stellen, was wir behalten müssen.

So sagt er zum Beispiel in seinem Buche über Malebranche[4]): »Je recueillerai ce qui me paraît vrai et solide dans cette philosophie, et j'essaierai de mettre à profit les idées qui subsistent en métaphysique, en morale, en théodicée.« Mit demselben Zweck unternimmt er die Darstellung und die Kritik der andern Philosophen. Immer sucht er bei den alten und neuen Denkern die Bausteine, die man noch heutzutage benützen kann.

---

[1]) Siehe Maurice Blondel, *Léon Ollé-Laprune*, S. 48. 49.

[2]) Für diesen Ausdruck hatte Ollé-Laprune eine ganz besondere Vorliebe, denn er kommt in seinen Büchern und Vorlesungen aufserordentlich häufig vor.

[3]) Siehe die vortreffliche Arbeit eines Schülers der »*École des Carmes*«, Clément Besse, in der Zeitschrift: *Revue Néoscolastique*, 5. Jahrgang, Mai 1898 und besonders August 1898.

[4]) Vorrede zum ersten Band des schon angeführten Hauptwerkes: »*La Philosophie de Malebranche.*«

Digitized by Google

Man sieht, mit welchem Rechte wir Leo Ollé-Laprune als einen wirklichen Eklektiker bezeichnet haben.

Was unsere Ansicht anbelangt, so können wir nun dieselbe in wenigen Worten zusammenfassen. Wir glauben, dafs Ollé-Laprune den bedeutenden Einflufs, den er auf die französische Jugend ausgeübt hat, weder seinen philosophischen Büchern noch der Originalität seiner Theorien verdankt, sondern vielmehr der Annehmlichkeit seines ganzen Wesens, dem hohen moralischen Wert seines Charakters und der aufsergewöhnlichen Liebenswürdigkeit, mit welcher er alle diejenigen aufnahm, die sich an ihn wandten, mit dem Wunsch aufgeklärt und ermutigt zu werden.

Es werden von ihm zwei gute historische Werke bleiben, dasjenige über »Aristoteles« und die beiden Bände über »Malebranche«; diesen kann man ein theoretisches Werk, dasjenige über »Die moralische Gewifsheit« hinzufügen. Was aber die Entwicklung der französischen Metaphysik betrifft, hat er diese Wissenschaft wenig bereichert. Sein Haupttalent offenbarte sich in Gelegenheitsreden, in kurzen Flugschriften, in offenen Briefen oder in begeisternden Artikeln,[1]) die aber alle, trotz ihres hohen Wertes, fast immer mit der Generation, an die sie gerichtet waren, veralten oder wenigstens in Vergessenheit geraten.

III

Der Cartesianer Dr. Francisque Bouillier
(1813—1899)

Weniger Einflufs als Paul Janet oder Leo Ollé-Laprune hatte der letzte der drei Schüler Cousins, den Frankreich am Ende des neunzehnten Jahrhunderts verloren hat. Seit langen Jahren lebte Francisque Bouillier als Privatgelehrter, und die moderne Jugend scheint ihn etwas vergessen zu haben. Doch als Psycholog ist er den beiden andern Philosophen vielleicht überlegen.

Zehn Jahre älter als Janet, wurde Francisque Bouillier im Jahre 1813 zu Lyon geboren; er starb am 25. September 1899 in der kleinen aber malerischen Ortschaft Simandre, im Isèredepartement. Auch er war ein Schüler der »*École Normale Supérieure*«, ein »*Normalien*«, wie man in Frankreich sagt. Auch er verdankte seine raschen Erfolge der Gönnerschaft Victor Cousins, der ihn, kurz nach seinem Austreten aus der Normalschule, und als er kaum fünfundzwanzig Jahre alt war, an der Literarischen Fakultät zu Lyon ernennen liefs. Dort beschäftigte er sich ganz besonders mit Cartesius und mit moralischen Fragen. Sein grofses

[1]) Siehe aufser den schon erwähnten Werken besonders: »*La Philosophie et le temps présent.*« Paris bei Belin, 1890. 3. Ausgabe, 1898. — »*Les Sources de la Paix intellectuelle.*« Paris bei Belin, 1890. 3. Ausgabe, 1899. — »*Le Prix de la Vie.*« Paris bei Belin, 1894. 6. Ausgabe, 1899. — »*Le Devoir d'agir*«, 1894. — »*De la Responsabilité de chacun devant le mal social*«, 1895. — »*De la Virilité intellectuelle*«, 1896. — »*Attention et courage*«, 1897, u. a. m.

Werk über die Geschichte der Cartesianischen Schule (*Histoire et Critique de la Révolution cartésienne*)[1]) teilte mit Bordas-Demoulins[2]) den Preis der französischen Akademie, während sich der Neokantianer Karl Renouvier mit einem Accessit begnügen mufste.

Obschon auf dem Titel die Worte »Geschichte und Kritik« zu lesen sind, ist das Werk eher eine Apologie als eine objektive Beurteilung des Cartesius. Hermann Lotze, der sich sofort bei seinem Erscheinen mit dem Buche beschäftigte, schrieb eine ausführliche Rezension desselben in den »Göttinger Gelehrten Anzeigen«.[3]) Obschon er des Cartesius »*Discours de la Méthode*« als eine »grofsartige« Erscheinung zu schätzen weifs, kann Lotze offenbar Bouilliers ununterbrochene Bewunderung und fortwährenden Enthusiasmus nicht leiden. Denn, »sagt er«, indem die Frage nach der Möglichkeit einer Wahrheit und Gewifsheit gestellt wird, übersieht zwar im »*Discours de la Méthode*« ein »vielfach im Leben herumgeworfener Geist« das Ganze einer reichen Erfahrung; er lehnt sich gegen verjährte Irrtümer und festgewordene Ansichten auf. Dennoch ist »diese Sonne der neuen Zeit nur in der Morgenröte wirklich majestätisch, ihren Aufgang aber begleitet die empfindliche Kälte einer getäuschten Erwartung«. Lotze ist davon überzeugt, dafs die Lehren des Cartesius bereits überwunden sind. Er kann nicht begreifen, wie sich weder Francisque Bouillier, noch Bordas-Demoulins von dem Joch angeerbter Vorurteile und althergebrachter Dogmen noch nicht befreit haben. Der mit Kantschem Geiste durch und durch beseelte deutsche Kritiker kann sich kaum vorstellen, wie ein moderner Denker bei den Anschauungen des Cartesius stehen geblieben ist. Und etwas scharf fügt er hinzu: »Für die Franzosen mufs jedoch diese Erinnerung an die einzige Zeit, in der in Frankreich wirkliche Philosophie mit einiger Intensität aufzublühen anfing, von besonderem Werte sein ... Denn, trotz alles Studiums, haben die Franzosen die Bedürfnisse des philosophischen Geistes in sich noch nicht entwickelt, die vorhanden sein müssen, ehe das Studium zum Verständnis führen kann.«[4])

Nichts wirft ein helleres Licht auf die ungeheure Entfernung, welche, gegen 1840—1844, die Entwicklung der französischen Philosophie von den damaligen Resultaten der deutschen Forschung trennte, als eben diese Beurteilung einer von der Akademie gekrönten Preisschrift Bouilliers durch einen so originellen Denker wie der Verfasser des »Microcosmus«. Dort überall ein Streben, beim Alten zu vorharren. Hier ein eifriges Neuerungs-Streben, ein heftiges Verlangen, auf dem Grunde des Kantschen Kritizismus weiter zu dringen.

Aber nichts zeigt auch klarer und deutlicher, welchen Weg wir in

---

[1]) Lyon 1842.

[2]) Bordas-Demoulins, *Le Cartésianisme ou la Rénovation des Sciences.* Paris 1843.

[3]) Aus dem Jahre 1844, S. 1695—1710. Siehe besonders S. 1696, 1698, 1705, 1707—1709.

[4]) Göttinger gelehrte Anzeigen, 1844, S. 1696.

Frankreich seit einem halben Jahrhundert zurückgelegt, welche Fortschritte wir gemacht haben.

Jedoch wäre es unrichtig zu glauben, dafs Francisque Bouillier bis zu Ende seines Lebens beim Cartesianismus stehen geblieben ist. Auch Lotze hätte später anerkennen müssen, dafs der französische Philosoph weiter gedrungen ist. Schon das Buch über die Theorie der unpersönlichen Vernunft *(Théorie de la Raison impersonnelle)* zeigt einen bedeutenden Fortschritt (1845). Bald fand er seinen Weg, indem er sich den psychologischen Studien zuwandte. Seine beiden Hauptwerke in diesem Fache, »*Le plaisir et la douleur*« und »*Le principe vital et l'âme pensante*« sind, in Frankreich, geradezu klassisch geworden. Das erste Buch, in dem der Einflufs des Aristoteles und sogar des Spinoza fühlbar ist, darf von denjenigen, welche sich mit den innern Seelenerscheinungen beschäftigen wollen, auch heutzutage nicht übersehen werden. Das zweite Buch gilt als der erste Versuch, der, wenigstens in Frankreich, von den Eklektikern gemacht worden ist, um der unbewufsten Tätigkeit der Seele ihren wahren Wert und ihre Bedeutung zuzusichern.

Auch in Francisque Bouillier tauchte späterhin ein heftiges Verlangen auf, nach Paris versetzt zu werden. Im Jahre 1867 wurde er zum Direktor der »*École Normale Superieure*« ernannt. Doch er zog die Privatstudien den Beschäftigungen und Sorgen der Leitung einer so wichtigen Schule vor und trat aus dem Dienst. Im Jahre 1872 wurde er zum Mitglied der »*Académie des Sciences morales et politiques*« ernannt.[1]) In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich besonders mit moralischen Fragen. Seine Bücher über Ethik, wie *Études familières de Psychologie et de Morale*«,[2]) »*Nouvelles études familières de Psychologie et de Morale*« und »*Questions de Morale pratique*« sind an das gröfsere Publikum gerichtet, und in denselben sind des Verfassers Beredsamkeit und schön geschliffene Form, die Hermann Lotze so geärgert hatte, ohne Zweifel dem Thema und dem Zweck des Verfassers angemessen.

Eben dieser schöne und akademische Stil machte auch Francisque Bouillier zu einem hervorragenden Übersetzer. Er hat Fichtes »Methode, um zum seligen Leben zu gelangen« meisterhaft ins Französische übersetzt.[3]) Man kann behaupten, dafs kein Übersetzer die Sprache des Verfassers der »Reden an die deutsche Nation« so vollkommen nachgeahmt hat. Es ist als ob wir in französischer Gestalt denselben Schwung, denselben Enthusiasmus, dieselbe etwas rhetorische Beredsamkeit wiederfänden.

Wäre es gewagt zu bedauern, dafs Francisque Bouillier nicht

---

[1]) Er schrieb auch ein sehr interessantes Buch über dieses Institut: »*L'Institut et les Académies*«. Paris, bei Hachette.

[2]) Paris, bei Hachette, 1887.

[3]) »*Méthode pour arriver à la vie bienheureuse*«, par Fichte, traduction de F. Bouillier. 1 Bd. in 8°. Paris, bei Félix Alcan (Germer Bailliere).

auch andere Werke desselben Verfassers ins Französische übersetzt hat? Er hätte vielleicht durch Übersetzungen deutscher Philosophen aus dem achtzehnten oder neunzehnten Jahrhundert der französischen Metaphysik mehr gedient, als durch manche seiner eigenen Werke.

Immerhin besteht Francisque Bouilliers Verdienst darin, dafs er, im richtigen Augenblicke, die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf die innern Seelenzustände geleitet hat. »N'aurions-nous fait que contribuer«, ‚schreibt er am Ende seines Lebens, mit dem vollen Bewufstsein des Wertes der geleisteten Arbeit,' »comme aujourd'hui nous avons bien le droit de le croire, à appeller davantage l'attention des psychologues sur ces deux grands faits du plaisir et de la douleur, nous penserions avoir rendu un service à la science de l'esprit humain«.[1]) Und am Schlufs seines Hauptwerkes auf dem Gebiet der Psychologie fafst er mit vollem Recht die errungenen Resultate zusammen: »Ainsi la sensibilité, sauf les excès et les engouements qui viennent de nous, est bonne en elle-même; elle est bonne tout entière, sous ses deux espèces de la douleur et du plaisir; elle s'élève au-dessus des dédains superbes des Stoïciens, qu'il s'agisse du plaisir aussi bien que de la douleur; elle ne mérite pas les malédictions et les anathèmes des mystiques contre le plaisir; elle ne mérite pas davantage les plaintes universelles du genre humain contre la douleur.«[2])

In der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war es in Frankreich nicht unnötig, dieses klar und deutlich zu betonen.

* * *

So hat jeder der drei französischen Denker, deren Leistungen wir kurz dargestellt haben, in der Geschichte der französchen Philosophie seinen Teil Verdienst gehabt. Alle drei Schüler der altberühmten »*École Normale*«, alle drei Verehrer Cousins haben sie alle drei innerhalb der eklektischen Schule die allzu engen Schranken des eigentlichen Eklektizismus überschritten. Man kann sagen, dafs der erste mehr Metaphysiker und Pädagog als Psycholog, der zweite mehr Moralist und Gefühlsmensch als Dialektiker, der dritte mehr Psycholog als Kritiker war. In seinem engen Fach hat aber jeder einen kleinen, dauernden Fortschritt herbeizuführen gewufst.

2. Zur Berichtigung

Herr Dr. E. Thrändorf bespricht im 6. Heft (9. Jahrgang) dieser Zeitschrift (S. 528 ff.) E. Pfennigsdorfs Christus im modernen Geistesleben. Von genannter Seite wird hier behauptet, dafs »Bacos Induktion mit den naturwissenschaftlichen Forschungsmethoden nichts zu tun habe«, und geglaubt, damit das Urteil Pfennigsdorfs zu berichtigen. Letzterer schuf in seinem Buche einen Führer für die gebildete Jugend und konnte

[1]) Vorrede zur letzten Ausgabe des Werkes: »*Du Plaisir et de la Douleur*«, S. VI.
[2]) Schlufs der letzten Ausgabe desselben Werkes, S. 356.

in diesem Sinne das Urteil über Baco von Verulam kaum einfacher und treffender formulieren.

Warum soll Bacons Induktion mit den naturwissenschaftlichen Methoden nichts zu tun haben? Weil er auf naturwissenschaftlichem Gebiete keine Früchte gebrochen hat, wie von Liebig in der bekannten Rede in einer seiner ganzen Art fremden Weise darzulegen versucht? Wenn Bacon in der Ausübung seiner Methode nichts Erhebliches geleistet hat, so tut das seinem Verdienste um die Erkenntnis neuer Ziele und Bahnen nicht den mindesten Eintrag. Bacon ist sich dessen wohl bewufst, dafs seine Mission nur in der Wegweisung besteht. »Ich übernehme nur die Rolle des Zeigers.« (Nov. Org. I, 32.)

Die baconische Philosophie ist sich deutlich bewufst, dafs der menschliche Geist, Gott und Religion innerhalb ihrer Verfassung unergründliche Objekte sind. Diese deutliche, von ihm auch ausgesprochene Einsicht genügt, um zu beweisen, dafs sich seine blofse Erfahrungsphilosophie selbst richtig erkannte und ihre Grenzen einzuhalten wufste. Er gründete seine Erfahrung auf die Beobachtung der Natur und auf das Experiment; das Wesen der dabei anzuwendenden Methode hat er im Novum Organon (II. Teil) klar und deutlich beleuchtet. Hierin hat er die Naturphilosophie und damit die Philosophie überhaupt in der Lösung einer ihrer Hauptaufgaben ein Stück weiter gebracht; nämlich ihm verdankt das damalige Zeitalter die klare Formulierung dessen, was der menschliche Geist in intellektueller und praktischer Bearbeitung der Dinge zu leisten hat. Darin liegt seine unerschütterliche Bedeutung, die keine Kritik hinwegreden kann.

Mehr als einmal betont Bacon ausdrücklich, dafs das Ziel seiner Methode der Sieg der Kunst über die Natur sei (Nov. Org. I, 117); die bisherige Philosophie kenne nichts Höheres, als den Sieg über Gegner durch Worte, die seinige wolle den Sieg über die Natur durch Werke, (Distributio Operis, Seite 1) dort werde gesiegt im Disputieren, hier durch Experimentieren. An derselben Stelle drückt er den Charakter seiner Methode wohl am treffendsten aus: »Ich halte die Induktion für diejenige Beweisart, welche den Sinn schützt und die Natur bedrängt.« (cf. Kuno Fischer, Bacon, 2. Aufl. S. 200 ff. und Thilos pragm. Geschichte der Philosophie II. S. 9 ff.)

Kloster Donndorf A. Ursinus

3. Staat, Volk und Nation

(Georg Wilhelm Schiele, Staat, Volk und Nation. Sonderabdruck aus den Preufsischen Jahrbüchern. Bd. 110. 1902. S. 189—206)

Ein philosophischer Aufsatz im besten Sinne des Wortes, auf breiter Grundlage geschichtlicher und zeitgeschichtlicher Tatsachen erhebt sich die Betrachtung zu den Prinzipien. Die Darstellung wiederum geht deduktiv von dem Allgemeinen, den obersten Begriffen aus, um zu den wirklichen Verhältnissen zu gelangen, die im Lichte überschauender Erkenntnis der menschlichen Dinge beurteilt werden. Uns liegt besonders an der klaren Entwicklung der höchs wichtigen Begriffe: Staat, Volk, Nation und Schule.

Digitized by Google

I. »Staat, Nation und Volk sind drei Begriffe, die sich keineswegs decken und nicht nur das, es sind auch in der Wirklichkeit drei ganz verschiedene Wesen. Volk und Staat sind Gegensätze. Wenn der Staat die Interessen und Rechte der Allgemeinheit darstellt, so bleiben bei dem Begriff Volk die Sonderinteressen und Rechte der einzelnen Menschen und Familien, der Ortschaften und Landschaften, der Stände und Korporationen, der Universitäten und Kirchen, Sonderinteressen, die dem Willen des Staates feindlich gesinnt sein können.

Der Begriff Nation fafst Staat und Volk zusammen als Einheit und leugnet ihren inneren Gegensatz. Das Volk ist Nation, wenn es im Staat das Organ seines Willens sieht, und der Staat ist national, wenn er in den Interessen des Volkes seine Aufgabe sieht.

Dies Dreispiel von Begriffen soll im folgenden ausführlich dargestellt werden.

Heute herrscht in allen Köpfen das Dogma von der Allgewalt des Staates, wie einst in den Köpfen der Griechen und Römer. Der Staat kann Alles und darf Alles. Er kann Alles, den Bäckerjungen den nötigen Nachtschlaf verschaffen, den Kindern die Elternerziehung ersetzen, er kann dem Arbeitswilligen und dem Arbeitslosen Arbeit verschaffen, er vermag die Industrie, den Landbau und sogar die Sittlichkeit zu stützen und blühen zu machen. Was er kann, das mufs er auch und darf er auch.«

Ganz anders im Mittelalter. Die innere Politik bestand in diesem Zeitalter vornehmlich darin, dafs sich ungezählte Sondergewalten bildeten; Fürstentümer, Bistümer, Klöster, Städte, Stände, Ritterschaften, Zünfte. Alle waren bemüht, der Reichsgewalt Sonderrechte abzugewinnen. Wegen dieser Zersplitterung der Nation in Einzelbildungen auf Kosten des Reiches hat man den Deutschen oft die staatenbildende Kraft abgesprochen, man könnte jene Erscheinung aber ebensogut aus einem Überschufs derartiger Kräfte erklären. In Frankreich hat die Entwicklung dahin geführt, dafs sich eine einheitliche Staatsgewalt ausbildete, über welche allein der König verfügte. An diesem Beispiel hat sich der moderne Begriff Staat gebildet. Durch Friedrich den Grofsen ist er umgebildet worden zum Staatsbegriff der aufgeklärten Monarchie. An dem französischen Begriff vom Staate hat auch die grofse Revolution nichts geändert, im Gegenteil ist durch sie die Macht des Staates nur noch tiefgreifender und umfassender geworden, so dafs in Frankreich vom Volk kaum noch die Rede ist. Eine Stimme des Volkes gibt es kaum, sie wird nur vernommen durch die Organe und Einrichtungen des Staates, der alles in allem ist. In England dagegen ist das Volk nicht derartig vom Staate bemeistert worden, die politische Entwicklung lief hier vielmehr darauf hinaus, die verbrieften Rechte des Volkes gegen den Staat zu sichern. So hat der englische Staat das Volk nicht dazu vermocht, allgemeine Wehrpflicht einzuführen. In Deutschland ist der Gegensatz zwischen Staat und Volk dadurch ausgeglichen worden, dafs der Staat sich das volle Vertrauen des Volkes gewonnen hat. Das Volk hat erkannt, dafs der Staat, von gewissenhaften Monarchen geleitet und in Kriegsbereitschaft gehalten, die Interessen des Volkes aufs beste wahrnimmt. So ergibt sich durch die Vereinigung von Staat und Volk die

Nation. »Das Vertrauen des deutschen Volkes ist das reiche Erbe der Hohenzollernkaiser. Dies Erbe allein macht es möglich, daſs das Reich bei einer so demokratisch gewählten Volksvertretung und bei einer eigentlich gar nicht monarchischen Spitze doch den Eindruck fast einer absoluten Monarchie macht. Das Vertrauen des Volkes selbst hat den Unterschied oder die Feindschaft zwischen Staat und Volk aufgehoben. Vom Volk redet man nicht viel, sondern von der Nation. Man sagt von sich nicht, man sei volksfreundlich gesonnen, sondern man sei national gesonnen. In dem Wort Nation liegt die Behauptung der Interessengemeinschaft von Volk und Staat. Wenn das Volk zum Staate das Vertrauen hat, daſs er ein treuer Pfleger oder auch Geschäftsführer seiner Interessen ist, so nennt er sich Nation. Und wenn der Staat die Überzeugung hat, daſs das Volk ihm vertraut und folgt, so nennt er sich einen nationalen Staat. So bedeutet das Wort Nation die Eintracht von Staat und Volk.«

II. Nun aber bringt die schöpferische Kraft des Volkes noch andere Gebilde als den Staat hervor, vor allem die Kirche. Das Verhältnis, welches sich zwischen der Kirche und dem Staate bildet, kann recht verschiedenartig geraten. Es ist möglich, daſs beide sich vereinigen, indem bald der Staat, bald die Kirche der stärkere, bestimmende Teil ist: so in Rufsland und Österreich. In Frankreich sind Kirche und Staat vermöge des Konkordates eine Vernunftehe eingegangen, in der es an Zwist und heftigen Streitigkeiten nicht fehlt. Es ist aber auch möglich, daſs der Staat die kirchlichen Schöpfungen des Volkes ganz frei gibt und sich selbst überläſst (Amerika). In Deutschland, wenigstens in dem evangelischen Deutschland, befindet sich auch Kirche und Staat in Harmonie, sodaſs der evangelische Preuſse den Widerspruch einer religiösen Gemeinschaft gegen den Staat nicht versteht.

Nun gibt es »gewisse Kulturrechte, die in einem europäischen Staate keinem Untertanen, auch wenn er ein schlechter Staatsbürger wäre, versagt werden dürfen. Dahin gehört, daſs der Angeklagte sich in seiner Sprache verantworten darf, und als das Allerwichtigste gehört dahin, daſs Eltern ihre Kinder in ihrer Muttersprache unterrichten lassen dürfen und ihnen ihren eigenen religiösen und nationalen Glauben überliefern dürfen.«

Die Herrschaft des Staates in der Schule und der Schulzwang gilt uns als selbstverständlich und ist es doch keineswegs, sondern nur da, wo Staat und Volk einig sind, wie bei uns, — anderswo kann sie zur Miſshandlung werden. »Dem protestantischen Durchschnittspreuſsen ist das unverständlich, ebenso wie es ihm unverständlich ist, wenn der Staat sich gar nicht um die Schulen kümmert (England, Amerika). Im Miſstrauen der Katholiken sieht er nur unberechtigte Staatsfeindschaft und kirchliche Machtgelüste. Nur der streng kirchliche Protestant weiſs sich hierin eins mit den Katholiken (lex Zedlitz). Er sieht ein, daſs die Schule dem Staat nicht hilflos gehören darf, daſs sie andere und höhere Zwecke als rein politische hat, nämlich religiöse oder vielmehr rein menschliche, daſs die Schule dem Volke und nicht dem Staate gehört. Er kennt natürliche Grenzen der Allgewalt des Staates, er kennt Rechte des Volkes auch gegen den Staat.«

Das Bedeutsame an diesen Darlegungen ist die Lehre, dafs die Schule nicht immer und nicht notwendig eine Schöpfung des Staates ist, sondern ursprünglich ist die Schule eine Schöpfung des Volkes, ein Gebilde des Volkslebens. Ist doch der Staat auch nur eine Schöpfung des Volkes; er wird wohl persönlich gedacht, aber er ist keine Person. »Er kann nicht Menschen gebären, wie die Mutter Volk.« In Preufsen ist die Schule, zumal die Volksschule, eine Schöpfung des Staates, aber eines Staates der die Interessen des Volkes getreulich wahrnimmt. Es kann sich aber sehr leicht ereignen, dafs das Interesse des Staates und das des Volkes nicht zusammenfallen. So ist es in den polnischen Landesteilen, so dafs der Verfasser rät Ausnahmen für die Polen zu machen, zwar nicht unter dem Paragraphen der Schulsprache der preufsischen Volksschule, wohl aber unter dem des Schulzwanges. Wir fügen hinzu: Auch auf dem Gebiete der höheren Schulen kann der Widerstreit zwischen Staat und Volk hervortreten, wenn der Staat fremdartigen Interessen zu Liebe (Berechtigungen nnd Prüfungen) allzn starre Formen schafft, so dafs die Eltern ihre Söhne darunter leiden sehen. Darum ist der Hinweis des Aufsatzes sehr dankenswert, dafs die Schule nach ihrem ursprünglichen Wesen eine Schöpfung des Volkes ist, welche der Staat in Pflege nimmt, nicht lediglich für seine Zwecke, sondern vornehmlich nach Wunsch und Willen der Eltern, d. h. des Volkes, zur Erziehung eines gebildeten Nachwuchses.

A. Rausch

4. Die goldene Regel der Pädagogik

Die Ergebnisse der pädagogischen Bestrebungen im 19. Jahrh. auf dem Gebiete des Unterrichts kann man in folgende Punkte zusammenfassen:

1. Man mufs nicht nur das Objekt (den Gegenstand) genau kennen lernen, sondern auch das Subjekt (den Schüler); also nicht nur Das, was man überreicht, sondern auch Den, dem man es überreicht, um aus diesen beiden Faktoren das nötige Wie (Lehrverfahren) feststellen zu können. Mit beiden Faktoren soll man vertraut sein: der Gegenstand mufs uns bekannt sein schon aus Rücksicht auf das Unterrichtsziel; denn wie könnte man etwas andern übergeben, was man nicht selbst besitzt, und wie wäre es möglich, die nötige Disziplin und die Autorität des Lehrers ohne dies aufrecht zu erhalten, — andrerseits ist schon mehrmals hervorgehoben worden, dafs die Kenntnis des Gegenstandes allein für eine ersprieſsliche Arbeit in der Schule nicht genügt, und dafs die Tätigkeit gerade der wissenschaftlich am besten vorbereiteten Lehrer oft ohne erwarteten oder gewünschten Erfolg bleibt.

2. Um der Überbürdung der Schüler vorzubeugen, ist ihre Haupttätigkeit in die Schule zu verlegen. Um aber mit dieser Tätigkeit wirklich das Ziel des Unterrichts zu erlangen und den Schülern viele, langwierige und oft zwecklose Arbeit auferhalb der Schule zu ersparen, ist dieselbe zur Selbsttätigkeit zu gestalten. Man mufs die Schüler dazu anleiten, dafs sie selbst — insofern es die Zeit erlaubt — die Gegenstände, in denen sie unterrichtet werden — schaffen, sie dürfen sich also nicht blofs aneignen, was ihnen vorgesagt war. Durch ein derartiges Verfahren wird

das Interesse der Schüler geweckt, und dadurch werden auch Bedingungen für ein leichteres Merken und Reproduzieren des Stoffes geschaffen. Ferner wird zugleich die Gewöhnung zu Wege gebracht, kraft welcher die Schüler auch in ihren späteren Jahren nicht auf fertige Urteile und Schlüsse warten werden, sondern immer die Bestrebung zeigen, überall selbständig zu verfahren (formale Bildung). Da es jedoch viele und verschiedenartige Gegenstände geben mufs, um die nötige Vielseitigkeit des Interesse zu erzielen, so mufs auch darauf acht gegeben werden, dafs durch dieselben der Unterricht nicht zersplittert werde, und auch hier den bekannten strategischen Satz zur Geltung bringen: Getrennt marschieren, vereint schlagen! (Konzentration).

3. Wie wir schon aus dem Vorhergesagten ersehen, ist die Schülerfrage nicht ohne die der Lehrer zu lösen. Die Bestrebungen der modernen Pädagogik gehen darauf hin, den Unterricht für den Schüler nicht nur immer tiefer zu gestalten — d. h. derselbe darf sich nicht blofs auf das Erkennen des Schülers begrenzen, er mufs auch sein Fühlen und sein Wollen bestimmen — sondern ihn auch immer leichter zu machen, — und dies ist durch immer schwierigere Arbeit für den Lehrer bedingt. Die Erleichterung der Arbeit zu Gunsten der Schüler kann nur durch Erschweren der Arbeit auf Kosten der Lehrer geschehen; denn die Kraft für eine auszuführende Arbeit in einer und derselben Zeit kann auch hier nicht auf einer Seite vermindert werden, ohne auf der andern eine Vergröfserung zu erfahren. Keine Zeit verlieren und die Kraft des Schülers ersparen heifst also für dieselbe Zeit die Kraft des Lehrers mehr in Anspruch nehmen, und diese Regel, die auch mit dem Prinzip vom Erhalten der Materie und der Kraft übereinstimmt, könnte man nach der Analogie mit dem bekannten Gesetze in der Mechanik die goldene Regel der Pädagogik nennen. Die Richtigkeit dieses Satzes ist für jeden Unbefangenen aufser allem Zweifel; es handelt sich nur noch darum, einige Folgen für den Unterricht daraus zu ziehen.

4. Für den Unterricht im allgemeinen und für jede Anstalt im besondern ist es eine der wichtigsten Bedingungen, eine tätige Kraft solange als möglich zu behalten. Man kann nur dann mit entschiedenem Erfolg arbeiten, wenn man genau die Verhältnisse kennt, unter welchen man seine Tätigkeit entfaltet. Jedem Erzieher ist also Zeit und Raum zu gönnen, sich sozusagen in seine Arbeit und in die äufseren Verhältnisse, die auf jene wirken, einzuleben. Derjenige, welcher einen Vogel in seinem Fluge verfolgt, bemerkt denselben dann noch als einen schwarzen Fleck, wenn andere, die die voraufgehende Beobachtung nicht machten, den den Vogel darstellenden Fleck auf keinen Fall bemerken können. Das Geheimnis des Erfolges liegt auch auf dem Gebiete des Unterrichtens im fortwährenden Begleiten und in der genauen Kenntnis der Umstände, in deren Mitte gearbeitet wird. So wird sich zu dem allgemeinen Wissen, zu der geordneten fremden Erfahrung, mit welcher der Lehrer in den Dienst tritt, auch das nötige Wissen der eigenen Erfahrung gesellen, was die Leistungsfähigkeit des Lehrers nur verstärken und ihn zum wahren Lehrer machen wird. Da aber die Forderungen der modernen Pädagogik sehr grofs sind,

und die Arbeit in der Schule diesen Forderungen entsprechend zu sehr die Kraft des Lehrers abnutzt, so mufs die Kraft des Lehrers sehr geschont werden, damit auch der eben erwähnten Forderung entsprochen werde, dieselbe solange als möglich zu behalten. Wenige Klassen, wenige Schüler, wenige Stunden also, wenn der Unterricht wirklich ersprieſslich sein soll! So wird der Lehrer lange arbeitend immer mehr aus der Erfahrung schöpfen können, was ihm für eine wirksame Arbeit in der Schule vonnöten ist, und derselbe wird nicht durch den Unterricht zu Grunde gerichtet werden. Besonders aber mufs hervorgehoben werden, dafs das, was ermüdet, nicht die in der Schule wirklich verbrauchte aktuelle Kraft des Lehrers sein mufs, sondern dafs dies jene potentielle Kraft, jene Anspannung ist, in welcher der Lehrer ohne Unterlafs während des Unterrichtens sein mufs, damit er zu jeder Zeit auf alle möglichen Eindrücke, die er von seinen Schülern empfängt, reagieren kann. Je mehr Klassen, Schüler, Stunden, desto gröfser ist natürlicherweise auch die Anspannung, und sie ist nach ihrem Einflufs auf den Organismus dem Verbrauchen der Kraft bei der am meisten aktiven geistigen Tätigkeit gleichzustellen. Dies ist es eben, was die Arbeit des Lehrers am schwierigsten macht, und was die Laien und Arbeiter auf anderen Gebieten nicht verstehen wollen oder nicht verstehen können.

5. Aber auch die Lehrer dürfen nicht ihre Kraft selbst zersplittern und sich ihren — oft eingebildeten — Bedürfnissen oder persönlichen Neigungen folgend, anderen Gebieten zuwenden. Der Lehrer darf sich nicht damit beschäftigen, was nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit seinem Berufe steht. Er mufs sogar seine literarische Tätigkeit auch dann einschränken, wenn sich dieselbe ganz und gar auf dem pädagogischen Gebiete bewegt. Wen es nach anderen Gebieten hinzieht, der mag sich getrost ihnen auch widmen; so wird er in seinem Wesen und Wirken mehr Gewissenhaftigkeit, Aufrichtigkeit und Entschlossenheit zeigen, und wahrscheinlich auch zufriedener sein und mehr leisten können, als wenn er seine Kraft zersplittert. Um aber den Lehrer, — den Lehrer meine ich, nicht den Kandidaten — für seinen Beruf erziehen und ihn für seinen Beruf binden zu können, und um von ihm mit Recht verlangen zu können, dafs er sich strenge an die Forderungen hält, die ihm seine eigene Wissenschaft vorschreibt, sollte man alles aufbieten, um seine Stellung selbständig und in jeder Beziehung frei (auch von materiellen Sorgen!) zu gestalten.

Belgrad Dr. Milan Šević

5. Neue Pfade zum alten Gott

herausgegeben von Pfarrer F. Gerstung in Ossmannstedt
(Freiburg i./Br. und Leipzig, Paul Waetzel)

Auf die Sammlung hervorragender religiöser Schriften Thüringer Geistlicher haben wir schon früher hingewiesen. Wir freuen uns heute auf das uns vorliegende 5. Heft die Aufmerksamkeit lenken zu können, das den Titel führt: Jesus, was er uns heute ist, bearbeitet von Alfred König, Pfarrer in Nermsdorf bei Buttelstedt.

Der Verfasser macht in dieser Schrift den Versuch, die bleibende Bedeutung der Persönlichkeit Jesu auch für den modernen Menschen darzutun, zugleich aber auch das Zeitgeschichtlich-Bedingte aufzudecken, das wir Menschen von heute innerlich uns nicht mehr aneignen können. Dieser Versuch ist ihm in ausgezeichneter Weise gelungen. Man merkt es der Schrift in jedem Worte an, wie tief der Verfasser sich mit der Persönlichkeit Jesu beschäftigt hat, mit seinem Leben und Wirken, und wie aufmerksam er den Beziehungen dieses Lebens zu den Strömungen der Gegenwart nachgegangen ist, um zu zeigen, welch' unvergängliche Kraft von der Person Jesu auch in unseren Tagen noch ausgeht.

Die Schrift wird besonders den Lehrern an höheren und niederen Schulen vortreffliche Dienste leisten können; alle, die bestrebt sind, die Kraft Jesu auch für unsere Jugend wirksam zu machen, wird die vorliegende Schrift in ihrem Eifer bestärken. Wer da weifs, wie sehr unser herkömmlicher Religions-Unterricht unter dem inneren Konflikt leidet, der für die Lehrer entstehen mufs, die innerlich dem orthodoxen Dogma entfremdet sind und der herkömmlichen offiziellen kirchlich und staatlich korrekten Christologie nicht zustimmen können, der wird Schriften, wie die vorliegende, mit aufrichtiger Freude begrüfsen. Nur auf diesem Wege ist Genesung für unsere evangelische Kirche und ebenso für den Religions-Unterricht unserer Jugend zu erhoffen. Unsere Losung mufs werden: durch die dogmatischen Hüllen hindurch zum lebendigen Jesus der Evangelien, der den kostbaren Schatz seines Lebens in irdischen, ja man könnte trotz Chamberlain sagen, in jüdischen Gefäfsen getragen! Für den christologisch-Korrekten wird das Buch freilich ein Ärgernis sein; um so mehr allen willkommen, die in den Wirrnissen der Gegenwart neue Pfade zum alten Gott mit Hilfe des Menschen Jesu suchen.

Der Inhalt ist vom Verfasser in folgende Abschnitte gegliedert:

I. Einzelne Typen des modernen Menschen in ihrem Anstofs an Jesus.
   1. Der praktische Materialist und Jesus.
   2. Der Mann der modernen Weltanschauung und Jesus.
   3. Der weltfreudige Kulturmensch und Jesus.
   4. Der Kämpfer ums Dasein und Jesus.

II. Jesus auch heute noch unser Heiland, der Helfer zum wahren Leben.
   1. Jesus verhilft uns zum rechten Verhältnis zu Gott.
   2. Jesus verhilft uns zum rechten Verhältnis zu uns selbst und zur Welt.
   3. Jesus verhilft uns zum rechten Verhältnis zum Nächsten.

Es sei bei dieser Gelegenheit auch an die vorangegangenen Bändchen erinnert und die ganze Sammlung unseren Lesern nochmals nachdrücklich empfohlen:

1. Karl König, Gott, warum wir bei ihm bleiben müssen.
2. Ferdinand Gerstung, Die Welt — an sich — für mich.
3. Carl Neumaerker, Der Mensch, wie er sich selber findet.
4. Arno Neumann, Jesus, wie er geschichtlich war.

W. Rein

BESPRECHUNGEN

I Philosophisches

Kinkel, W., Joh. Fr. Herbart, sein Leben und seine Philosophie. Gießen, Rickert, 1903. 204 S.

Der Verfasser stellt das Leben Herbarts und sodann durch eine geschickte Auswahl der Worte Herbarts dessen Philosophie dar. Jedem Abschnitt, also der Metaphysik, der Psychologie, der Ethik, der Ästhetik und der Pädagogik läßt er wenig Seiten der Kritik folgen. In diesen kurzen, auf nichts näher eingehenden kritischen Bemerkungen sucht der Verfasser Herbarts Gedanken wohlwollend, objektiv zu beurteilen, lehnt aber, abgesehen von einigen Grundgedanken der Ästhetik, sonst alle Gedanken Herbarts ab, sie wurzeln seiner Meinung nach ganz in der Zeit der Aufklärung und sind jetzt überholt.

Zur Begründung seiner ablehnenden Urteile weist Verfasser immer nur hin auf bereits vielfach Wiederholtes und Widerlegtes, auf Trendelenburg, Lange, Wundt, Langenbeck, Ziehen, Natorp u. a.

Er hält es nicht für der Mühe wert, auf die Sache selbst einzugehn, »es hieße Eulen nach Athen tragen«. Und so werden Dinge wiederholt, wie: Herbart »streiche einfach Gefühl und Willen aus dem Seelenleben« (129). Weil er die Ethik auf das Gefühl gründe, darum sei er Eudämonist. 154. Die Psychologie und (die dadurch bedingte) Pädagogik Herbarts »sieht in der Vorstellung alles, im Gefühl und Willen nichts. 197. Herbarts Auffassung der Teleologie sei kleinlich und äußerlich. 184.

Auf solche Urteile und Berufungen auf Autoritäten zu antworten, hieße auch »Eulen nach Athen tragen«. Eine genaue Angabe fast alles dessen, was zur Erläuterung und zur Bekämpfung der Herbartschen Gedanken gesagt ist, findet sich in Reins encyklopädischem Handbuch der Pädagogik in dem Artikel Herbart und die Herbartianer. Darauf sei auch der Verfasser verwiesen. O. F.

Schoen, Dr. H., Dozent an der Universität Aix-Marseilles, Lotzes Metaphysik oder die Philosophie der Wechselwirkungen. Paris, Verlag von Fischbacher, 1902. gr. 8°. 291 S. 6 M.

Schoens neuestes Werk ist ein Seitenstück zu der früheren Arbeit über Ritschls Theologie, die im Jahre 1894 den Lesern dieser Zeitschrift empfohlen ist. Aber es ist ausführlicher; es möchte eine Gesamtübersicht über Lotzes Metaphysik mit ihren Licht- und ihren Schattenseiten geben. Die Aufgabe war vielleicht leichter als bei Ritschl, dessen System bekanntlich schwer verständlich ist. Doch hat auch diese Arbeit viel Fleifs erfordert; denn der Verfasser hat nicht nur die sämtlichen Werke aus Lotzes Mannes- und Jugendjahren benutzt, sondern auch die sämtlichen Artikel und Anzeigen, die Lotze geschrieben hat, herangezogen, und von dem, was über Lotze geschrieben ist, dürfte wohl nichts unberücksichtigt geblieben sein. Aufserdem ist zu bedenken, dafs Lotzes Schriften wegen des reichen rhetorischen Schmuckes, der sie auszeichnet, für einen Ausländer nicht immer leicht zu verstehen sind.

Ehe Schoen dazu übergeht, seinen Landsleuten Lotze selbst darzubieten, legt er in einem umfangreichen Kapitel die geschichtlichen Quellen der Lotzeschen Philosophie dar und zeigt, wie Lotze die wichtigsten Gedanken seines Systems bei Herbart oder Fichte, bei Kant oder Leibniz gefunden hat, und wie er nun selbständig diese in einer grofsen Synthese vereinigt hat. Schoen macht Lotze hieraus keinen Vorwurf, sondern er findet, dafs eben nach einem Kant, Fichte, Herbart eine die richtigen Gedanken in den Systemen jener Männer vereinigende Philosophie notwendig war, und zeigt, dafs um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Bedürfnis bestand, eine Philosophie zu haben, die eine Versöhnung darstellte zwischen Idealismus und Realismus und damit die Bedürfnisse sowohl des Verstandes wie des Gemütes befriedigte. Wegen dieses Sichanbequemens an die Bedürfnisse seiner Zeitgenossen wird Lotze von Schoen (S. 59) ein rechtes Kind seiner Zeit genannt.

Der Schwerpunkt von Schoens Darlegungen liegt in den Kapiteln über Sein und Geschehen nach Lotze (Kap. IV u. V). Bekanntlich ist nach Lotze real nur das, was in Beziehung zu etwas anderm steht. Keine Beziehung zu irgend etwas haben ist das Los des Nichtseienden. Sein ist, kurz gesagt, gleichbedeutend mit einem »Stehen in wechselseitiger Wirkung«. Diese Wechselwirkung erklärt auch die Kausalität in Lotzes System. Man darf weder von einer schaffenden Ursache noch von irgend einer »causa transiens« sprechen; nur eine innere Wechselwirkung kann die Veränderungen der Dinge erklären. Die Beziehungen, in denen die Dinge stehen, sind nichts anderes als die unmittelbaren inneren Wechselwirkungen selbst, welche die Dinge unablässig austauschen; und diese Wechselwirkung kann nur durch eine immanente Wirkung der Einen, alles umfassenden Substanz erklärt werden (Kap. VI).

In der Begründung dieser Theorie der Wechselwirkung, welche die Probleme des Seins und Geschehens löst, sieht Schoen das Hauptverdienst Lotzes. Das beweist schon der Titel seines Werkes, der Lotzes Metaphysik gleichsetzt mit der Theorie der Wechselwirkungen; das beweist vor allen Dingen der historische Abschnitt, in welchem er, bei aller Würdigung der Herbartschen Theorie vom Sein und Geschehen, doch ein Hinausgehen über Herbart unter Bezugnahme auf die monistisch-idealistische

Anschauung für notwendig erklärt. — Zu diesem Punkte seien uns daher einige Bemerkungen gestattet.

Es sind die oft gehörten Vorwürfe, die Schoen gegen Herbarts Reale vorbringt. Sie sollen völlig passiv und unveränderlich sein; daher sollen sie jeder Einwirkung durch andere unzugänglich sein, wie andrerseits ihnen jede Einwirkung auf andere unmöglich sein soll. Herbarts Lehre, dafs in letzter Linie alles Geschehen auf einer Wechselwirkung der Realen beruht, soll ein fruchtbarer Gedanke sein, aber die Möglichkeit des Aufeinanderwirkens der Realen soll unerklärt bleiben. Was hebt, so fragt Schoen, die Gleichgültigkeit der Realen gegen einander auf? Wie kommt Wirken zu stande? Und die Antwort sieht er nur in der Lotzeschen Theorie, wonach die Selbständigkeit der Dinge aufgehoben wird; nur der Monismus macht ihm das Wirken und Geschehen verständlich.

Schoen also übersieht, dafs Herbarts Störungen und Selbsterhaltungen wirkliches Geschehen sind, dafs die qualitativ verschiedenen Elemente in ihrem Zusammen einander nicht gleichgültig bleiben können, sondern einen Wechsel und eine Mannigfaltigkeit innerer Zustände erfahren müssen, die allerdings, da in jeden Zustand das Wesen ganz und ungeteilt verflochten ist, die fortdauernde Identität des Wesens mit sich selber nicht ausschliefsen. Im Dasein ist jedes Wesen ganz und ungeteilt Kraft und Tätigkeit, und zwar in einer Weise, die sich von der Betätigung der andern Wesen nach Art und Intensität unterscheidet. Herbart redet sogar von einem »inneren Tun und Leiden« von einem Affiziertwerden (I. 314) und nennt die Selbsterhaltungen eine Tat, wie sie reiner nicht gedacht werden könne. Die Identität und Unveränderlichkeit der Realen ist darin zu sehen, dafs sie andern gegenüber nur innerhalb der Grenzen ihrer eigenen Natur wirken und auch nur innerhalb dieser Grenzen sich selbst in sich entwickeln und fortbilden können. Sie darf nicht aufgegeben werden, wenn man nicht in Widersprüche geraten will. Es ist Schoen entgangen, dafs Herbart Soinslehre und Wirklichkeitslehre scharf trennt, dafs er den Unterschied festgehalten wissen will zwischen dem beziehungslos denkbaren Sein und dem beziehungsweise denkbaren Sein. Im letzteren kennt auch Herbart ein wirkliches Geschehen. Vor die Sinne stellen läfst es sich freilich nicht. Aber das ist auch bei Lotzes innerer Wechselwirkung nicht möglich. Dafs Herbart immer wieder die Unveränderlichkeit betont, hat seinen Grund in der Sorge, es könne der rechte Begriff des Seins als der absoluten Position verdorben werden, es könne zur Gleichsetzung von Sein und Geschehen kommen. Aus dieser Sorge heraus ist die Ängstlichkeit zu erklären, mit der Herbart die Ausdrücke »Tun und Leiden« und ähnliche allerdings zu vermeiden sucht. Aber erklärt ist das Geschehen, d. h. die zureichenden Bedingungen dafür sind nachgewiesen. Übrigens übersieht Schoen auch, dafs Lotze an vielen Stellen ganz ähnlich wie Herbart lehrt. Wie Herbart die Unveränderlichkeit der Qualität der Realen, so lehrt Lotze die beständig sich gleich bleibende Gesetzlichkeit derselben; was bei Lotze die Veränderlichkeit der Realen, ist bei Herbart der Wechsel der Selbsterhaltungen: bei beiden ist das Wesenhafte (Qualität bei Herbart, Gesetz, Idee bei Lotze) unveränderlich, die Zustände aber sind veränder-

lich. Schliefslich sei darauf hingewiesen, dafs Lotze selbst das Geschehen innerhalb des Absoluten als »Selbsterhaltung« dieses einen Wesens bezeichnet. Dafs Schoen die Widersprüche nicht bemerkt hat, die in Lotzes Theorie, soweit sie sich von Herbart entfernt, liegen, sei nur nebenher erwähnt. Wir fragen nur: Was bestimmt denn das Absolnte zum Wirken? Ist absolutes Werden denkbar? Wie ist bei Annahme von wirklicher Veränderung des Seelenreals die Reproduktion zu erklären? u. s. w. Wir müssen demnach bezweifeln, dafs erst durch ein Hinausgehen über Herbart eine befriedigende Lösung der Probleme des Seins und Geschehens möglich geworden sei. Auch Schoens Darlegungen, so sympathisch sie sonst sind, vermögen diesen Zweifel nicht zu heben.

In zwei weiteren Kapiteln behandelt Schoen die Begriffe des Raumes und der Zeit in Lotzes System. Sehr gelegen ist ihm hier eine Abhandlung Lotzes gekommen, die im Jahre 1879 in Ribots »Revue philosophique« veröffentlicht ist und die man in Deutschland kaum kennt. Schoen sieht in Lotzes Lehre die einzig brauchbare Ergänzung der Kantschen Theorie und setzt dies ausführlich auseinander. Die Erörterung ist höchst interessant, wenn auch nach unserer Meinung nicht ganz überzeugend. Näher darauf einzugehen, verbietet der Raum.

Eine ziemlich scharfe Kritik richtet Schoen gegen Lotzes Lehre von Gott. Er meint, Lotze habe versucht, seinen Gottesbegriff so zu fassen, dafs Gott festgehalten werden könne einmal als universeller Geist, der alles durchdringt und überall ist, und sodann aber auch als persönliches Wesen, nicht als blinde Gewalt oder unbewufstes Prinzip. Er bezweifelt, dafs dieser Versuch gelungen sei. Man werde gewifs, wenn man zu wählen habe zwischen Lotzes Gott und dem Unbewufsten Hartmanns und der »force pure« der Materialisten, ohne Zögern sich für ersteren entscheiden; aber diese Wahl erfolge nicht aus Gründen der Vernnnft, sondern aus Gründen des Gefühls, aus praktischen Motiven. Hierin wird jeder Kenner Lotzes Schoen zustimmen. Auch darin wird man ihm recht geben, dafs man schwankend sein könne in der Bezeichnung des Lotzeschen Systems. Man kann es sowohl als theistisch schillernden Pantheismus, wie als pantheistisch schillernden Theismns bezeichnen. Schoen sieht in Lotze mehr den Pantheisten, schlägt allerdings vor, seine Lehre »Panentheismus« zu nennen.

Zum Schlufs noch ein kurzes Wort darüber, wie nach Schoens Auffassung Lotzes Metaphysik die Theologie beeinflufst hat, bezw. beeinflufst. Sehr richtig hat Schoen erkannt, dafs dieser Einflufs aufserordentlich grofs ist, gröfser, als die moderne Theologie vielleicht sich dessen bewufst ist. Mit vollem Recht weist er darauf hin, dafs Ritschls System nur auf dem Grunde Lotzescher Metaphysik entstehen konnte, dafs — um nur einige der modernen Theologie eigentümliche Züge zu nennen — die Betonung der praktischen Seite der religiösen Probleme, das Hervortretenlassen der Bedeutung, die die religiösen Wahrheiten für uns haben, das Zurücktretenlassen der objektiven Untersuchung der Glaubenslehren, die Bevorzugung der Werturteile vor den Erkenntnisurteilen, die Geringschätzung des objektiven Wissens, das Hervorkehren der inneren Erfahrung als Grund und Quelle des Glaubens

u. s. w. auf Lotzes Philosophie zurückzuführen sind. Das ist völlig richtig. Wie Lotze den Grund dessen, was ist, in dem sah, was sein soll, so hat auch die neuere Theologie den Wert einer religiösen Überzeugung zu einem Argument zu Gunsten ihrer Existenz, also die Dignität zum Grunde der Realität gemacht. Aus dem Sollen wird ein Sein, aus dem Glauben an das Übersinnliche das Tatsächliche des Geglaubten abgeleitet.

Im allgemeinen ist Schoen hiermit einverstanden. Freilich äufsert er die Meinung, mit dem Ableiten des Seins aus dem Sollen sei Lotze wohl zu weit gegangen, und er tadelt Ritschl, dafs er noch weiter gegangen sei als Lotze und jede Metaphysik aus der Theologie verbannt und alles auf das Werturteil gestellt habe; auch hebt er tadelnd hervor, dafs bei Lotze die Dogmen der Gottheit Christi und der Trinität, die Erlösungslehre und die Heilslehre zu kurz gekommen und nicht gebührend gewürdigt seien. Alles in allem genommen aber freut er sich des Einflusses, den Lotze auf die Theologie geübt hat. Seine Beurteilung zeigt hier eben ein gewisses Schwanken. Die Lotzeschen Prinzipien möchte er wohl wirksam sehen, die Konsequenzen aber haben nicht sämtlich seinen Beifall. So tadelt er, wie schon angemerkt, dafs Ritschl alle Brücken zwischen Theologie und Metaphysik abgebrochen habe, und meint, es sei »dangereux«, alles auf ein »simple jugement pratique, sans valeur théoretique« zu stellen. Und doch ist der Ritschlsche Standpunkt nur die Konsequenz der Lotzeschen Philosophie, die, indem sie bei der Untersuchung dessen, was ist, sich leiten läfst von dem, was sein soll, gleichfalls alles auf Werturteile stellt. Wegen dieser Konsequenzen eben beurteilen wir den Einfluſs Lotzes auf die Theologie nicht so günstig wie Schoen. Dafs das Positive des Christentums an Tatsachen und Lehren gegen das Erbauliche zurückgesetzt wird, dafs man von einem Verflüchtigen des Inhalts der Offenbarung reden kann, dafs ein Schleiermacher heute gefeiert wird u. s. w., ist unseres Erachtens nicht zu begrüfsen. Die Theologie kann sich mit einem blofsen Gefühlschristentum nicht begnügen, sie mufs es auch auf begrifflich klare Erkenntnis der christlichen Wahrheiten absehen. Das ist nötig, den Glauben festzuhalten und zu verteidigen, nötig schon für den einzelnen Christen, erst recht notwendig für die Kirche, für die doch die Theologie da ist. Dies Festhalten und Verteidigen geschieht nicht mit Werturteilen; dazu gehören klare Begriffe. Und die zu bearbeiten, ist Sache der Metaphysik. (Vergl. Flügel, Ritschls phil. u. theol. Ansichten S. 84/85.) Die Theologie kann daher der Metaphysik nicht entbehren.

Gewisse Anzeichen deuten darauf hin, dafs man beginnt, die Einseitigkeiten der modernen Theologie zu erkennen und auf eine festere Begründung des Glaubens Bedacht zu nehmen. Wir erinnern nur an Wobbermin, der eine umfangreiche Arbeit (»Theologie und Metaphysik«, Berlin, Alex. Dunker, 1901) geschrieben hat zur Vertretung des Satzes, Theologie, ohne Metaphysik sei unmöglich. Hoffen wir, dafs man auf der von Wobbermin betretenen Bahn weiter schreite.

Wie Schoen an einer Stelle (S. 213) seiner Untersuchung ausführt, hat jedes bedeutendere metaphysische System Einfluſs gehabt auf die Theologie seiner Zeit: auf Kant folgte die negative Theologie, auf Fichte

die mystische, auf Schelling die historische und auf Hegel die pantheistische Schule in der Theologie. Wir wissen, dafs alle diese Schulen nur Zeiterscheinungen gewesen sind, deren Herrschaft in der Theologie nicht von Dauer war. Der von Lotze ausgehenden theologischen Richtung wird kaum ein anderes Los beschieden sein. In dieser Überzeugung haben uns auch Schoens Ausführungen nicht wankend gemacht. Noch mehr: Diese Überzeugung hat, im Grunde genommen, auch Schoen.

E. Schwertfeger

Hanspaul, F., Die Seelentheorie und die Gesetze des natürlichen Egoismus und der Anpassung. Berlin, Carl Dunker, 1899. 292 S. gr. 8°.

Der Verfasser ist der Ansicht, dafs die Lehre von der Existenz einer Seele die Quelle aller Übel in der Welt ist und darum nicht mehr aufrecht erhalten werden darf. Auf ihr nämlich beruht die Lehre von einem Jenseits und von Lohn und Strafe im Jenseits; darauf wiederum gründet sich die »Priesterherrschaft«, deren Prinzip es ist, die Menschen dumm zu erhalten, und aus Dummheit und Denkunfähigkeit entspringen alle Übel in der Welt. Selbst der Antisemitismus ist auf die hergebrachte Seelentheorie zurückzuführen; denn der Hafs der »Priesterschaft« gegen die Juden rührt im letzten Grunde daher, dafs das Judentum, weil keine selbständige Seele, kein Jenseits und daher keine Priesterherrschaft kennt. — Doch genug hiervon! Der Verfasser ist von der Wahrheit seiner Ansicht so fest überzeugt, dafs er, wohin er im Leben blickt, Beweise für sie zu finden vermeint. Diese Überzeugung gibt ihm auch den Mut, mit seinem Buche, das die Lehre vom Dasein einer Seele vernichten soll, an die Öffentlichkeit zu treten. Zwar weifs er, dafs er nicht der erste ist, der gegen diese Lehre kämpft; aber der Kampf ist bis jetzt nicht mit den richtigen Waffen geführt worden, und so sei, meint er, bei vielen Menschen wohl die Vermutung, aber nicht die Gewifsheit von der Nichtexistenz einer Seele vorhanden. Diese Vermutung will der Verfasser zur Gewifsheit erheben durch das Neue, das seine Arbeit bringt; er will beweisen, dafs es keine Seele gibt, dafs alle menschlichen Handlungen von »mechanischer Qualität« sind, so dafs von nun an zur Erklärung des sogenannten Seelenlebens vollständig neue und sichere Bahnen eröffnet sein werden.

Das »Neue«, das der Verfasser bringt, sind die Gesetze des natürlichen Egoismus und der Anpassung. Unter dem erstgenannten versteht er die Tatsache, dafs alle Lebewesen von dem intensivsten Bestreben erfüllt sind, für ihre Integrität und für die Erhaltung ihrer Gattung zu sorgen. Die Tätigkeiten, die aus diesem Bestreben hervorgehen, sind Konsequenzen des Lebens an sich; zu ihrer Erklärung bedarf es der Annahme eines »Verstandes« oder »Willens« nicht. Unter Anpassung ist die Tatsache zu verstehen, dafs »die von den Umgebungen aller Art ausströmenden Einwirkungen unsere Gehirnpartikelchen treffen, und dafs diese, affiziert und angepafst, direkt (oder im Wege vorgängiger Assoziation) mechanisch unsere Muskeln u. s. w. in Funktion setzen, ohne der Vermittlung einer Seele oder einer psychischen Mithilfe überhaupt zu bedürfen«. Gemäfs seiner Um-

gebung und in Korrespondenz mit ihr funktioniert das Gehirn; es richtet sich nach seiner Umgebung: es pafst sich ihr an. Der Kern in dem »Neuen« des Verfassers ist also der Satz: Es gibt nichts Geistiges in den Handlungen des Menschen; der Mensch handelt lediglich nach der Gestalt und Empfindlichkeit seines Gehirns; sein Verstand, seine Vernunft, seine Kühnheit, seine Feigheit u. s. w. sind durchaus körperliche und durch Anpassung mechanisch erzeugbare Eigenschaften. — Die Wahrheit dieses Satzes wird nun vom Verfasser an den einzelnen Eigenschaften und Tätigkeiten des sogenannten menschlichen Geistes nachzuweisen versucht. So heifst es in Bezug auf den »Verstand«: Das Kind hat nicht »Verstand«, sondern mittels Affizierung durch eine Umgebung und durch Anpassung an dieselbe ein partiell verändertes Gehirn, und es ist gewifs, dafs der »Verstand« körperlich ist. Und vom Gedächtnis beweist der Verfasser: »Werden zwei Gehirn- oder Nerventeilchen zugleich affiziert, so treten dieselben in eine gewisse Beziehung zueinander, so dafs, wenn das eine von ihnen aus welchem Anlasse immer wieder affiziert wird, sogleich auch das zweite sich bemerkbar macht, und die Wahrnehmung dieser Wiedererwachung ist das, was wir ‚Erinnerung' heifsen.« Von den Schwankungen, die dem Wollen vorangehen, wird gesagt: »Sie sind nicht seelischer Natur, sondern sind das Nacheinanderauftreten der verschiedenen Status des Gehirns; wir verspüren sie auch körperlich, wir fühlen es als eine wahre körperliche Erleichterung, wenn wir endlich zu einem Entschlusse gekommen sind.« Der Wille endlich wird nicht von dem angeblich Wollenden selbst erzeugt und geleitet, sondern von den aufser ihm vorhandenen Umgebungen; der Wollende ändert nicht seine Umgebung, sondern ändert, entsprechend dieser Umgebung, sich selbst, d. h. sein Gehirn. Verstand und Willen also sind nichts Selbständiges, sondern nur Folgen der von aufsen gekommenen Affizierungen des Gehirns. — Nachdem dieser Satz in den verschiedensten Wendungen erörtert und an den verschiedensten seelischen Erscheinungen nachgewiesen ist, wird über das Wie der Affizierungen des Gehirns seitens der Umgebung die Vermutung ausgesprochen, dafs die Umgebungen »mit irgend einer elektrischen oder magnetischen Kraft« auf das menschliche Gehirn einwirken, die dasselbe fähig mache, von den Umgebungen angezogen oder abgestofsen zu werden. Begründet wird diese Vermutung durch folgende Erwägungen: So lange das Gehirn von einem Dinge nicht affiziert ist, tritt es zu ihm auch nicht in das Verhältnis des Wollens oder Nichtwollens, gerade wie das Eisen erst dann magnetisch wird, wenn es von einem elektrischen Strome affiziert ist; wie in dem magnetisch gewordenen Eisen eine sichtbare Veränderung nicht herbeigeführt ist, so ist auch in dem »angepafsten« Gehirn eine anatomische Veränderung nicht wahrzunehmen; wie die Einwirkungen der Elektrizität und des Magnetismus mit fast unmefsbarer Geschwindigkeit vor sich gehen, so erfolgen auch die Vorgänge des Gehirns mit kaum mefsbarer Schnelligkeit; wie endlich der Magnet aufhören kann, magnetisch zu sein, wenn er längere Zeit aufser Tätigkeit war, so kann auch das Gehirn seine Anpassung manchmal wieder verlieren, es »vergifst«. Die Betätigungen unseres sogenannten Verstandes und Willens sind also wahrscheinlich nichts anderes

als die Wirkungen der im ganzen Weltall vorhandenen Elektrizität, derselben Kraft, die die Quelle der Wärme, des Lichtes und des Schalles ist.

Das ist im wesentlichen das »Neue«, mit dem der Verfasser die Rätsel des Lebens endgültig gelöst zu haben glaubt. Ob es wirklich »Neues« ist, dürften die Leser einer philosophischen Zeitschrift stark bezweifeln. Wir sind der Meinung, dafs es etwas recht Altes ist, das wir schon viel besser gesagt, gelesen und gehört haben. Die Evolutionstheorie ist schon viel geschickter auf das geistige Leben angewandt worden, als hier geschieht. Das Prinzip der natürlichen Auslese und die Vererbung sind gar nicht einmal herangezogen und gewürdigt, und was des Verfassers eigentliches Prinzip, Anpassung des Gehirns durch und an die Umgebung, betrifft, so ist es viel zu allgemein, um für die Erklärung der seelischen Erscheinungen wirksame Verwendung finden zu können. Da leistet doch Baldwins Formel von der »motorischen Adaptation« mehr, und selbst die Versuche Büchners und anderer Materialisten, das Wie der Entstehung geistiger Vorgänge darzulegen, sind gründlichere Arbeit, als unser Buch sie enthält. Die Theorie unseres Buches ist ein ganz oberflächlicher Materialismus, dem gegenüber alle Fragen, die je dem Materialismus entgegen gehalten worden sind, am Platze sein dürften. Wir wollen nur einige stellen: Wer ist denn der Träger des sogenannten Verstandes und Willens? Das Gehirn ist doch etwas Körperliches, dessen Bestandteile im Stoffwechsel vorgehen und sich erneuern, das also in dieser Beziehung nicht mit dem Eisen verglichen werden kann. Und weiter: Was vom Gehirn ist der Träger dor sogenannten geistigen Vorgänge? Wie viele Zellen? Welche? Woher kommt es, dafs unser Bewufstsein ein einheitliches ist? Wie kommt es überhaupt zum Bewufstsein, das der Verfasser doch auch annimmt? Wer hat dies Bewufstsein? Wer hat die »Empfindung von der Wiederkehr der alten Empfindung«, die nach S. 57 mit Bewufstsein identisch sein soll? Der eine Begriff der Empfindung genügt, das ganze System des Verfassers über den Haufen zu werfen. Empfindung setzt doch jemand voraus, der sie hat, der empfindet. Sie ist etwas durchaus Geistiges, während Gehirnvorgänge doch körperlicher Art sind, in Lagenveränderungen der Moleküle u. dergl. bestehen. Wo ist der Übergang von Bewegung zu Empfindung? Wo setzen sich die körperlichen Vorgänge des Gehirns in geistige um? — Diese und viele andere Fragen scheinen dem Verfasser gar nicht gekommen zu sein. Dafs die geistigen Vorgänge zum Teil von körperlichen abhängig sind, ist ihm genug, um beide für identisch zu erklären. Die Veränderung des Gehirns ist ihm Empfindung. Er hat, wie gesagt, nicht einmal gefühlt, welches schwierige Problem hier vorliegt. Überhaupt scheinen die eigentlichen theoretischen Fragen ihn weniger beschäftigt zu haben als die Folgen und Konsequenzen, die sie für das Leben haben. So scheint auch seine Theorie mehr der Beobachtung der vermeintlichen schädlichen Folgen der Lehre vom Dasein einer Seele als den Erkenntnisschwierigkeiten, die diese Lehre bereiten kann, ihre Entstehung zu verdanken. So hat er denn auch die Erkenntnisschwierigkeiten, die seine Theorie enthält, gar nicht gespürt. Mit der Formel von dem veränderten Gehirn glaubt er das Seelenrätsel gelöst. Über den glänzenden Folgen,

die er sich von seiner Lösung verspricht, sieht er das zu lösende Problem selbst gar nicht.

Diese »glänzenden« Folgen selbst können nur angedeutet werden. »Ungeahnte Fortschritte« in der Entwicklung des Menschen verspricht der Verfasser sich von seiner Theorie. Es wurde ja auch bisher schon versucht, auf den Menschen durch Erziehung einzuwirken; aber man versuchte dies mit unsicherer Hand, weil dem Erzieher ein ihm unbekanntes, rätselhaftes Erziehungsobjekt, die Seele, vorlag, die er nicht recht anzufassen wufste, während er jetzt, die körperliche Qualität aller menschlichen Handlungen kennend, das körperliche, wenn auch nicht genau erforschte, aber doch erforschbare Gehirn des Zöglings »als direktes Ziel seiner mechanischen Tätigkeit ansehen wird«. So wird bald der Erzieher mit Sicherheit sein Ziel erreichen können. Infolge der Erkenntnis der Körperlichkeit aller menschlichen Eigenschaften werden die Menschen die ihnen von der Natur zugewiesene Rolle eines, jeglichen selbständigen Willens baren und durch seinen körperlichen natürlichen Egoismus dennoch unaufhaltsam zum Fortschritt gezwungenen, Naturproduktes ohne Murren acceptieren; sie werden das, was sie bisher der Seele und ihrer und der Wirkung Gottes zuschreiben, als Illusion aufgeben und sich mit offenen Augen und, »ohne weitere Zeitverschwendung mit der äufseren Verehrung Gottes zu treiben«, dem Fortschritte widmen, den ihnen die Natur als das Ziel ihrer Existenz hingestellt hat. Vor allen Dingen werden die Menschen in ethischer und sozialer Beziehung Fortschritte machen. Denn wenn jeder weifs, dafs er nur ein Naturprodukt ist, so wird er sich nicht für mehr halten als seine Mitmenschen, er wird sie daher achten und ihnen dieselben Rechte auf Leben und Gedeihen zuerkennen wie sich selbst. Friede und Eintracht und Glück werden also unter den Menschen herrschen, sobald sie auf den Standpunkt des Verfassers gelangt sind. Es wird keine Strafen mehr geben; denn jeder handelt ja nur so, wie er mufs. Böses und Gutes, Verantwortlichkeit und Reue wird man nicht mehr kennen; von Tugend und Untugend wird man nicht mehr sprechen, weil der Mensch ja, vermöge des natürlichen Egoismus, nichts tun kann, was nicht auf seinen Nutzen abzielt (und nur das heifst »gut«), und weil der Mensch überhaupt nichts freiwillig tut, sondern tut, was er tun mufs.

Welcher Art die pädagogischen Konsequenzen sind, die sich aus des Verfassers Theorie ergeben, braucht nach dem bisher Gesagten wohl nicht näher dargelegt zu werden. Von Erziehungszielen kann da, wo der Mensch als ein Naturprodukt gilt, nicht geredet werden; man sollte also auch eigentlich gar nicht von Erziehung und Pädagogik reden, sondern den Menschen sich entwickeln lassen, wie die Natur es bedingt. Dafs der Verfasser unseres Buches von Erziehungsidealen spricht, ist also eine Inkonsequenz gegen seine eigene Theorie. Die Ideale selbst sind die bekannten des pädagogischen Naturalismus: Freiheit der Entwicklung! Kein Zwang! Kein Befehlen! Allmähliche Anpassung des Gehirns an die Umgebung! Erkenntnis der Gesetze, nach denen die Natur verfährt! Fernhaltung alles dessen, was zum Glauben an Gott führen könnte, u. s. w. Hiergegen etwas zu sagen, ist überflüssig. Vielleicht war es überhaupt

unnötig, dafs wir uns so ausführlich mit dem Verfasser beschäftigt haben. Gefährlich kann seine Theorie nicht werden. Dazu ist sie zu oberflächlich begründet. Interessant ist nur, an ihr zu sehen, wie leicht die »neue« Psychologie, die Psychologie ohne Seele, schwache Geister auf den Standpunkt des ödesten Materialismus herabziehen kann.

E. Schwertfeger

II Pädagogisches

Knortz, Prof. **Karl**, Kindeskunde und häusliche Erziehung. Altenburg, Tittel. 62 S. Preis 1 M.

Hier werden zwei in sehr lockerem Zusammenhange stehende Abhandlungen geboten. Die erste derselben setzt sich mit den neueren Bestrebungen der Kinderforschung — Kindeskunde — auseinander. Den Übereifer, der sich im Sammeln und Zusammenstellen statistischen Materials, das oft eben so wertlos ist, wie es mit wichtiger Miene bearbeitet wird (Stanley Hall, Frl. Schinn), geifselt zum Teil prächtige Satire. Als besonders gelungen scheint mir der Abschnitt (S. 14 f.) der in wenigen klaren Strichen die Temperamentunterschiede bei Kindern zeichnet. — Der Verfasser kommt zu dem Resultate: Alle derartige Untersuchungen geben uns doch, wie häufig auch gespöttelt worden ist, neue und wichtige Aufschlüsse über das Wesen und die Pflege der Kinderseele; sie zwingen uns unwillkürlich zu einer individuellen, d. h. humanen und naturgemäfsen Behandlung des heranwachsenden Menschen und stempeln es daher zum unverzeihlichen Verbrechen, ein Kind genau wie das andere zu traktieren, oder wie ein drastischer Vergleich lautet, ungleiche Ochsen in dasselbe Joch zu spannen und von jedem dieselbe Arbeit zu verlangen. Das Studium der Kindesseele bringt die Familie mit der Schule in nähere Verbindung und Eltern und Lehrer arbeiten im Interesse der Kinder harmonischer zusammen als bisher.

Die zweite Abhandlung, die zwar zunächst mit amerikanischen Verhältnissen rechnet, hat gröfstenteils auch für uns Bedeutung und birgt eine Fülle pädagogischer Weisheit eines erfahrenen Schulmannes in populärer Form. Die Arbeit hat mich von Anfang bis Ende in hohem Mafse gefesselt und ich kann sie nur allen, die mit der Kindererziehung zu tun haben, nicht zum wenigsten den Eltern, warm empfehlen.

Kiel Marx Lobsien

Zeitschrift für Zeichen- und Kunstunterricht, herausgegeben vom Verein österreichischer Zeichenlehrer. Geleitet von L. J. Grofsschädel. 27. Jahrgang, Wien, Chimanistr. 27, 1901.

Durch äufsere Ungunst ist die Besprechung dieses Jahrgangs zu unserm Leidwesen hinausgeschoben worden. Es mufs deshalb dieses Mal von einer ausgiebigen Besprechung, namentlich aber solcher Artikel, die als regelmäfsig wiederkehrende Folgen erscheinen, abgesehen werden.

Wir werden uns auf drei Aufsätze beschränken, die uns als besonders bedeutsam auch für aufserösterreichische Kreise erschienen.

Digitized by Google

I. »Vom Zeichenunterricht an den Bildungsanstalten für Lehrer und Lehrerinnen«, von Alois Kunzfeld in Wien.

Auswärtige Ausstellungen drängten uns nach den mitausgestellten österreichischen Schularbeiten des öfteren die Meinung auf, dafs es mit dem Zeichenunterricht Österreichs im ganzen recht wohl bestellt sei. Um so mehr mufste der jubelnde Frühlingsgrufs, der diesen Aufsatz einleitete nnd einer Fachschulausstellung im österreichischen Museum gespendet wurde, befremden. Aber Ausrufe wie »Stillstand seit Jahrzehnten« — »Rückschritt« — »Vergebliches Ringen gegen die Fesseln«! die klingen verzweifelt anders. Es mufs demnach heute nicht mehr so, oder früher auch nicht so gewesen sein. Es ist eben wie mir scheinen will, in Österreich wie anderswo auch. Der hindernde Knoten steckt in den Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten. Die Seminaristen lernen nicht gut genug zeichnen, kaum genug für die unteren, gewifs aber nicht für die oberen Klassen. Oft nicht ausreichend für die seitherigen Ansprüche, bei weitem aber nicht ausreichend für das, was jetzt angestrebt wird. Dann soll aber der zukünftige Zeichenlehrer auch im Zeichnen zu unterrichten verstehen. Wer lehrt ihn das? — Der Verfasser zählt dann auf, was der Zeichenlehrer in Zukunft lernen müsse. Das ist freilich viel, sehr viel. Gewifs nicht zuviel für den Zeichenlehrer aber doch vielleicht für die Zeit im Seminar. Der Verfasser verlangt deshalb auch für inskünftig mindestens 4 Stunden wöchentlich Zeichenunterricht und verweist dabei auf Frankreich mit seinen 6 Stunden und auf die Mittel, die dort aufgewendet werden. Er hält den Österreicher an und für sich auch für talentiert genug und erwartet nach den erregten Frühlingshoffnungen das Beste; aber langsam ging's halt in Österreich. Der Herr Verfasser glaubt, nur in Österreich. —

II. Die Fachschulausstellung im Museum für Kunst und Industrie, von Larisch.

Wie in Berlin und a. O. hatte man auch an den Fachschulen Österreichs die alte Kopiermethode verlassen und das Zeichnen nach Natur und das selbständige Entwerfen in den Vordergrund gestellt. Diese Ausstellung nun zeigte die ersten Früchte der neuen Lehrweise aus dem ganzen Staate. Es hatten sich nicht weniger als 86 gewerbliche Schulen beteiligt und das Resultat mufste um so interessanter ausfallen, als die Geschmacksrichtungen der verschiedenen Völkerstämme des Kaiserstaates und die verschiedensten Industrien vertreten waren. Die beigegebenen Abbildungen lassen erkennen, dafs der neue Weg in der Richtung des gewünschten Zieles führen kann.

III. Zeichnen und Malen nach lebenden Tieren, von Bürgerschullehrer Ed. Frind.

An höheren Kunstschulen ist ja wohl das Studieren nach lebenden Tieren jetzt nichts allzu Seltenes mehr, wenn auch die Methode des Professor Roller an der Kunstgewerbeschule des k. k. österreichischen Museums zu Wien in der Tat neu und überzeugend scheint.

»Das Wesentliche dieser Methode besteht, wie der Verfasser dieses Aufsatzes sagt, kurzgefafst darin, dafs alles Darstellen aus dem Gedächtnis

erfolgt, dafs nicht der eine Versuch als mafsgebend gilt und die Ausdrucksfähigkeit durch fortgesetzt erneuerte Versuche bis zu befriedigenden Resultaten fortgesetzt wird.« Wohlgemerkt, diese fortgesetzten Versuche bedeuten deren hundert und mehr nach einem Tier. Nun, an der erwähnten Hochschule, die jedenfalls grofse geeignete Räume hat und eine kleine Anzahl von gut beanlagten und wohl vorbereiteten Schülern, die sich ein höheres Ziel gesteckt haben und deshalb auch die nötige Energie und ihre ganze Zeit bereit stellen müssen, läfst sich an einen guten Erfolg wohl glauben.

Ob aber nach Ansicht des Verfassers, dessen Überzeugung gemäfs gerade das Kindesalter die geeignetste Zeit ist, mit dem Zeichnen nach lebenden Tieren beginnen zu lassen, die Volksschule wirklich ein fruchtbarer Boden wäre, für solch ein Experiment, dürfte doch wohl recht zu bezweifeln sein. Wo in aller Welt gäbe es eine Volksschule, in der nur allein schon die praktische Ausführung zu ermöglichen wäre. Nehmen wir als mäfsige Schülerzahl einer Volksschulklasse 50 an in einem mittelgrofsen Raum. Nehmen wir weiter an, dafs etwa 12 Schüler rings um ein Podium sitzen — jeder mit seinem Zeichenbrett auf den Knien, denn Staffeleien oder Tische wird's wohl nicht gestatten —. Setzen wir auf jedes der 4 Podien ein Modell, z. B. eine Gans, oder Hahn oder Kaninchen, wie der Verfasser vorschlägt. Malen wir nun nach dem Vorstehenden uns den Zeichensaal aus. Eines ist da nur gewifs, dafs es nämlich der Klasse nicht an Unterhaltung fehlen wird. Dafür würden zuverlässig die 4 Gänse oder Hähne sorgen.

Fragen wir weiter, wie in dem so gefüllten Raum das Licht für Zeichner und Modell beschaffen sein dürfte und wie lange bei den rund 100 Versuchen jedes einzelnen Kindes vor jedem Modell bei zwei Zeichenstunden wöchentlich, ein Tier wohl auf der Bühne aushalten müfste, das ist wirklich, auch die nötige Spannkraft bei den Kindern angenommen, gar nicht auszudenken.

Dem obersten Prinzip aber, dem der Wiederholung bis zum Können, müfste doch erst recht bei den Kleinen treu geblieben heifsen, wenn nicht aus der ganzen Geschichte eine kindische Spielerei werden sollte. Ja, und woher bekommt denn jede Schule ihren Professer Roller?

Eines schickt sich eben nicht für alle.

Es mufs für dieses Mal genug sein, aber zweifelsohne war die österreichische Zeichenlehrerzeitung auch in dem eben verflossenen Jahr eines unserer interessantesten und gediegensten Fachblätter.

Bauer-München

Pfuhl, Dr. F., Prof. am Kgl. Mariengymnasium zu Posen, Der Unterricht in der Pflanzenkunde, durch die Lebensweise der Pflanze bestimmt. Leipzig, Teubner, 1902. VIII, 223 S. Preis geb. 2,80 M.

Die Pflanze als lebendes Wesen auffassen zu lernen, das ist der Gedanke, der vorliegendem Unterrichtswerke zu Grunde liegt. Es dürfte wohl heute nur noch wenige Lehrer der Naturwissenschaft geben, welche einseitig Naturbeschreibung oder Systematik treiben. Die Art der ge-

samten naturwissenschaftlichen Forschungsarbeit und die in den Hörsälen der Universität vertretene wissenschaftliche Richtung haben bereits den Lehrer der Naturwissenschaft auf eine bestimmte Bahn von Anschauungen gewiesen, die notwendig auf die Auffassung seines Unterrichts rückwirken und sie günstig beeinflussen müssen. »Aufgabe des Unterrichts in der Pflanzenkunde an der höheren Lehranstalt mufs es sein, die Lebensweise des lebenden Wesens zu ermitteln, Körperbeschaffenheit und Lebensweise in Einklang zu setzen, darzulegen, wie die Pflanze sich behaupten kann gegen all' die Einflüsse, welche ihre Existenz bedrohen, darzulegen, wie dieses Wesen auf der Erde überhaupt möglich ist.« Mit diesen Worten fixiert der Verfasser unseres Buches seine Anschauung über das Ziel des botanischen Unterrichts. Auch wir halten einen von diesen Gesichtspunkten aus und in diesem Geist erteilten botanischen Unterricht allein für fruchtbringend. In mehreren Schul- und Lehrbüchern hat die biologische Betrachtungsweise der Pflanzenwelt bereits Eingang gefunden. Wir nennen hier vor allem Schmeils Lehrbuch der Botanik. Im vorliegenden Werke bietet die Art der Behandlung und Darstellung wiederum etwas Eigenartiges. Der Verfasser schliefst sich bei seinen Ausführungen an den für das humanistische Gymnasium geltenden Lehrplan an, nach welchem in U III. bereits der Unterricht in Pflanzenkunde beendigt ist. Der Inhalt des Buches ist nach folgenden Gesichtspunkten geordnet: I. Der Unterricht im allgemeinen. II. Der Unterricht in Sexta. III. Die Erweiterung und Vertiefung des Unterrichtsstoffes (Beispiele, der Praxis des Unterrichts entnommen). IV. Der Pflanzengarten. V. Übersicht über den Inhalt des Unterrichts. Die im I. Abschnitt enthaltenen allgemeinen Grundsätze für den Unterricht haben unsere volle Zustimmung. Nur möchten wir den Wert einer gut vorbereiteten, zielbewufsten botanischen Exkursion, bei welcher die Naturobjekte an ihrem natürlichen Standorte, in der ihnen eigenen Umgebung und mit Rücksicht auf etwaige besondere charakteristische Umstände aufgesucht und beobachtet werden sollen, höher stellen, als der Verfasser, der ihren Erfolg gänzlich in Abrede stellt. Nur unter besonders ungünstigen Verhältnissen (zu volle Schülerklassen, zu weite Entfernungen) würde Referent auf die Exkursion verzichten. »Man studiert die Natur im Hause, und wenn man ausgeht, weifs man sie nicht zu finden.« Dafs bei allem Betonen des biologischen Moments auch der Systematik ein bescheidener Raum gegönnt wird, findet unseren Beifall. Sie kann namentlich auf höheren Lehranstalten für die selbständige Erweiterung der Kenntnis des Pflanzenreichs und zur Orientierung auf dem weiten Gebiete seitens des Schülers nicht ganz entbehrt werden. Auch kann man den unterrichtlichen Übungen zur Systematik und dem rein empirischen »Durchforschen« einzelner Objekte einen gewissen bildenden Wert nicht ohne weiteres absprechen. Nur dürfen sie eben nicht zur Hauptsache werden. Die in Abschnitt II dargebotenen Unterrichtsskizzen führen in die dem Verfasser eigene Art der Behandlung ein. Sie lassen den erfahrenen Methodiker und Praktiker erkennen. Die Durcharbeitung erfolgt immer auf Grund von 3 Kardinalfragen, die sich wieder in einige Einzelfragen gliedern: 1. Wie ernährt sich die Pflanze? 2. Wie wehrt sie

sich? 3. Wie vermehrt sie sich? Verfasser paſst sich der Fassungskraft seiner Schüler an, gibt ihnen lebendige Anregung zu intensiver Selbsttätigkeit im Beobachten, Fragenstellen, Beurteilen von Verhältnissen, Schliefsen, Auffinden von geeigneten Unterrichtsmethoden und Versuchen. Der Unterricht in des Verfassers Sinne gestaltet sich zu einem äufserst anregenden und lebensvollen. Es mufs eine Lust sein, unter seiner Anleitung Botanik zu treiben. Vor allem haben die vielfach eingestreuten einfachen Schulversuche unsern Beifall gefunden; denn es ist heute kein fruchtbringender botanischer Unterricht denkbar ohne das Experiment. Wir wünschen, dafs in diesem Geist der botanische Unterricht aller Schulen erteilt werden möchte! Während Pfuhl für Sexta Lebensbilder der Pflanzen in ihren Hauptzügen bietet, wird auf den folgenden Stufen der Unterrichtsstoff entsprechend erweitert und vertieft (Abschnitt III). Mit der gleichen Meisterschaft in Methode und Technik wird an einigen Unterrichtsstoffen gezeigt, wie sich in den höheren Klassen die Behandlung zu gestalten hat. Schliefslich führt der Verfasser eine Reihe von Aufgaben zu kleinen Ausarbeitungen an, welche die Art des Unterrichts vortrefflich charakterisieren. Es ist zweifellos, dafs die Schüler an die Lösung derartiger Arbeiten mit grofser Freude herantreten. Abschnitt IV enthält eine Reihe höchst beachtenswerter praktischer Winke und Vorschläge für die namentlich in gröfseren Städten sich nötig machende Einrichtung eines Pflanzengartens. (Der Pflanzengarten hat allein die Aufgabe, das im Unterricht nötige Pflanzenmaterial zu liefern, ist also durchaus verschieden von dem »Schulgarten«, welcher andere Ziele verfolgt.) Pfuhl ist eine Autorität auf dem Gebiete des Pflanzengartens, und man wird ihm für die vielen Ratschläge und Winke, die aus reicher Erfahrung entspringen, dankbar sein. Am Schlufs seines Werkes gibt der Verfasser eine Übersicht über den gesamten Inhalt des Unterrichts, geordnet nach den einzelnen Phasen, welche das Pflanzenleben bietet.

Den Lehrern der Naturwissenschaften sei diese gediegene, gründliche Arbeit bestens empfohlen.

Jena F. Schleichert

FACHPRESSE

Aus der philosophischen Fachpresse

Zeitschrift für Philosophie und Philosophische Kritik. Herausgegeben und redigiert von Dr. Ludwig Busse, Prof. in Königsberg i/Pr. Band 121. Heft 2.

Inhalt. Theodor Elsenhans, Theorie des Gewissens (Schluſs). — Prof. M. Guggenheim, Beiträge zur Biographie des Petrus Ramus. — Prof. Dr. O. Schneider, Die schöpferische Kraft des Kindes in der Gestaltung seiner Bewuſstseinszustände bis zum Beginn des Schulunterrichts. — L. William Stern, Der zweite Hauptsatz der Energetik und das Lebensproblem. — Johannes Volkelt, Beiträge zur Analyse des Bewuſstseins. — Rezensionen. — Notizen. — Berichtigung. — Neu eingegangene Schriften. — Aus Zeitschriften.

Die Kinderfehler. Zeitschrift für Kinderforschung. Herausgegeben von Trüper und Ufer. VII, 5 u. 6.

Inhalt. A. Abhandlungen: Hermann Gutzmann, Die Sprachentwicklung des Kindes und ihre Hemmungen. — A. J. Schrender, Über Kinderzeichnungen. — Hermann Krukenberg, Über Anstaltsfürsorge für Krüppel. — E. Lamprecht, Anregung zur Beobachtung der Entwicklung taubstummer Kinder. — B. Mitteilungen: Dr. Strohmayer und W. Stukenburg, Bericht über die IV. Versammlung des Vereins für Kinderforschung am 1. und 2. August 1902 in Jena. — Zur Beurteilung der Erziehungsanstalten für sittlich Verwahrloste. — Alwin Schenk, Das Hilfsschulwesen in England. — O. Danger, »Ich habe meine Lügen für Wahrheit gehalten.« — C. Literatur: Hermann Grünwald, Zur Psychologie des Pubertätsalters. — Trüper, Dr. med. Marie Heim-Vögtlin, Die Pflege des Kindes im 1. Lebensjahr.

Natorps Archiv für systematische Philosophie. VIII, 4.

Inhalt. Dr. K. Twardowski, Über sogenannte relative Wahrheiten. — Dr. Paul Schwartzkopf, Nicht Metaphysik sondern Emphysik, eine Betrachtung zur Philosophie der Zukunft. — Dr. D. Koigen, Einsamkeit. Ein sozial-philosophischer Entwurf. — Walter Smith, What is Knowledge. — Jahresbericht über sämtliche Erscheinungen auf dem Gebiete der systematischen Philosophie. — Bernard Bosanquet, IV. Jahresbericht über »Philosophy in the United Kingdom« für 1901. — Die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der systematischen Philosophie. — Zeitschriften. — Eingegangene Bücher.

Archives de Psychologie par Th. Flournoy et Ed. Claparède. Genève 1902. II.

Inhalt. Thury, les moeurs de l'hirondelle domestique. — Binet, sur l'appréciation de temps. — Claparède, l'illusion de poids chez les anormaux. — Flournoy, les principes de la psychologie religieuse. — Faits, discussions, bibliographie.

Digitized by Google

Politisch-Anthropologische Revue. Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker. Herausgegeben von Ludwig Woltmann und Hans K. E. Buhmann. Eisenach und Leipzig, Thüringische Verlagsanstalt. Januar 1903. 1. Jahrgang, No. 10. Preis 1 M.

Inhalt. Aufsätze: Karl Weule, Völkerkunde und Urgeschichte im 20. Jahrhundert. — Ludwig Gumplowicz: Die politische Geschichte der Serben und Kroaten. — F. Lämmerhirt, Erblichkeit und familiärer Faktor bei den tuberkulösen Erkrankungen. — L. Kuhlenbeck, Das Strafrecht als soziales Organ der natürlichen Auslese. — Gustav Ratzenhofer, Die soziale Wirkung der Ideen. — Berichte. — Besprechungen.

Neue Metaphysische Rundschau. Monatsschrift f. philosophische, psychologische und okkulte Forschungen in Wissenschaft, Kunst und Religion. Herausgegeben von Paul Zillmann, Professeur hon. à la Faculté des Sciences Magnotiques de Paris, Band V. Heft 4.

Inhalt. M. de Molinos, Der geistige Führer. — Paul Zillmann, Tolstoi-Literatur. — Rama Prasad, Die Wechselbeziehungen der Tattvas und Prinzipien. — Aus den Visionen Amens, Der Zobelpelz (Schluſs). — Paul Zillmann, Unmaſsgebliches zum theosophischen Kongreſs 1902. — Rundschau: Nicolaus Lenau. — Wilhelm Wundt. — Dem Volke muſs die Religion erhalten werden! — Was ist Religion? — Welche staatl. Unterstützung hat die Antialkoholbewegung zu erhoffen? — Orientalistenkongreſs. — Olcott, 70 Jahre! — A. Besant in Berlin. — Blavatsky-Autographen. — Sehen oder Hellsehen. — Rücktritt Rochas'. — Sven Hedin. — Bismarck und Virchow. — Weihnachtsnummer. — Literatur: Wie ich mein Selbst fand. — Steiner, Mystik. — Deinhard, zur okkulten Psyschologie. — Weitzer, verschwendete Kräfte. — Becker, Aberglaube u. Mystik. — Schmidtz, die »Erhebung aus niederer Selbstsucht. — Buchner, J. B. Kerning. — Des Handwerkers Heim. — Franke, praktische Seelenlehre. — Hofmann, gibt es ein Fortleben? — Marsh-Mahlo, Skarabäus. — Samson-Himmelstjerna, die gelbe Gefahr. — Werrassájew, Bekenntnisse eines Arztes. — Wanderer, Ikara. — Volkmann, die Erziehung zum Leben. — Totenschau: Swami Vivekananda. — Rudolf Virchow. — Inserate.

Maacks wissenschaftliche Zeitschrift für Xenologie.

Inhalt. Zur Lage. Zugleich Programmatisches für die Xenologie (Polemik). — Rothe-Literatur (Fortsetzung). — Zur Geschichte des Falles Rothe. — Zur Geschichte der spiritualistischen Bewegung in Deutschland. — »Gesundbeten«. Literarisches Material zum wissenschaftlichen Studium der religiösen Kurpfuscherei. — Bibliographia xenologica (Eingegangene Drucksachen).

Mind a Quarterli Review of Psychology and Philosophie. Edited by Dr. G. F. Stout. New Series. No. 45. Januar 1903.

Inhalt. A. E. Taylor, On the First Part of Platos Parmenides. — T. Whittaker, A Compendious Classification of the Sciences. — A. K. Rogers, The Absolute as Unknowable. — W. G. Smith, Antagonistic Reactions. — R. Galloway, On the Distinction of Inner and Onter Experience. — Diskussion: S. F. Maclennan, Existence and Content. — Critical Notices: H. Sidgwick, Philosophy, Its Scope and Relations: A. Seth Pringle-Pattison. — H. Sturt (Edited by), Personal Idealism: Philosophical Essays by Eight Members of the University of Oxford: W. James. — J. B. Baillie, The Origin and Significance of Hegels Logik: E. B. Mo Gilvary. — L. T. Hobhouse, Mind in Evolution: C. Lloyd Morgan. — C. A. Mercier, Psychology Normal and Morbid: W. McDougell. — New Books. — Philosophical Periodicals. — Notes: The Late Dr. Ryland, Annual General Meeting of Mind Association, and Full List of Officers and Members.

Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.

Digitized by Google

AUFSÄTZE

Experimentelle Studien zur Individualpsychologie nach der Additionsmethode

Von

Marx Lobsien, Kiel

August Hoch und Emil Kraepelin schliefsen ihre ausgezeichnete Abhandlung: »Über die Wirkung der Theebestandteile auf körperliche und geistige Arbeit (Psychologische Arbeiten, herausgegeben von Prof. Kraepelin — Heidelberg, Bd. I — S. 486), die Beurteilung des heranwachsenden Geschlechts würde von der Feststellung sicherer Beziehungen zwischen Übungsfähigkeit und Ermüdbarkeit die allergröfsten Vorteile ziehen. Wir sind heute gewöhnt, die geistige Begabung und besonders die Leistungsfähigkeit sehr übungsfähiger Kinder weit zu überschätzen. Wissen wir erst, dafs grofse Übungsfähigkeit nur ein Ausdruck geringer Festigkeit unseres Nervengewebes ist und sich zugleich mit grofser Ermüdbarkeit verbindet, so werden wir vor dem Irrtum bewahrt, die rasch lernenden Kinder schon deswegen für verstandeskräftig zu halten, nachdem doch die Verstandesbegabung unzweifelhaft von ganz andern Eigenschaften abhängt. Wir werden aber auch uns hüten, jene Kinder, die in kurzer Zeit erstaunliche Fortschritte zeigen, darum für besonders arbeitskräftig anzusehen; vielmehr werden wir uns immer der fatalen Mitgift erinnern, welche die grofse Übungsfähigkeit zu begleiten und ihr einen grofsen Teil ihres Wertes zu entreifsen pflegt, der grofsen Ermüdbarkeit. Dem Kinde wird auf diese Weise mancher ungerechte Tadel, manche schädliche Überanstrengung erspart werden, dem Erzieher so manche Enttäuschung.« Diese Zeilen veranlafsten mich, eine um-

fassendere Untersuchung darüber anzustellen, ob beide Eigenschaften vielleicht nur Erscheinungsformen einer allgemeinen Grundeigenschaft der psychophysischen Persönlichkeit darstellen. In der Tat lassen beide auf eine gröfsere oder geringere Eindrucksfähigkeit unseres Nervengewebes schliefsen. Je leichter das Gleichgewicht der Kräfte in diesem letzteren gestört wird, deste stärker wird dasselbe im allgemeinen durch äufsere Reize beeinflufst werden, deste leichter werden also auch jene dauernden Spuren zu stande kommen, die wir als die Grundlage des Übungsvorganges zu betrachten gewohnt sind. Andrerseits aber wird eine grofse Eindrucksfähigkeit naturgemäfs auch mit einer gröfseren Lebhaftigkeit des Stoffumsatzes im Nervengewebe und daher mit einem raschen Verbrauch der verfügbaren Kräfte einhergehen. Unter diesem Gesichtspunkte würde es recht begreiflich sein, wenn wirklich allgemein dem Grade der Übungsfähigkeit auch derjenige der Ermüdbarkeit entsprechen würde.

I

Voraussetzungen

Die nachfolgenden Ausführungen wollen einige experimentelle Beiträge liefern zur Individualpsychologie. Sie wollen, so weit das innerhalb des Experiments, und noch enger, mit den Mitteln einer bestimmten Methode möglich ist, bestimmte individuelle Züge ermitteln und zu einem Bilde, einem Ausschnitt aus dem psychischen status praesens, vereinigen. Sie schliefsen sich darin an bedeutsame Vorarbeiten Kraepelins und seiner Schule an, deren Ergebnisse sie zunächst bestätigen wollen, nehmen aber dann als Sonderinteresse für sich in Anspruch, dafs die Versuche angestellt worden sind mit Kindern im schulpflichtigen Alter. Die Ergebnisse gehen somit nicht den Psychologen allein an, sondern auch den Pädagogen.

Überlegt man einen Moment den gewaltigen Aufschwung, den die experimentelle Psychologie in den letzten beiden Dezennien gewonnen hat, von den Tagen an, da ihr Meister Wilhelm Wundt in einem bescheidenen Stübchen über dem Konvikt zu Leipzig seine psychologischen Versuche planmäfsig und als Lebensaufgabe anfafste, bedenkt man, dafs heute die experimentelle Psychologie eine internationale Wissenschaft geworden ist, der Hunderte und aber Hunderte Jünger in mühevollster Arbeit dienen, unbekümmert darum, dafs oft die Erfolge anstrengendster Studien äufserlich betrachtet nur ein geringer war, dann wird man gern gestehen wollen, dafs hier in der gesamten Geschichte der theoretischen Wissenschaften ein Erfolg ohnegleichen zu verzeichnen ist. Aus aller Herren Länder eilten Studenten

und Dozenten nach Leipzig, um hier an der Quelle zu schöpfen und hernach in der Heimat reichen Samen auszustreuen, überall Pflanzschulen zu gründen. Neue Laboratorien wurden eingerichtet, neue Zeitschriften gegründet, die Literatur schwoll zu einem gewaltigen Strome an, der von Jahr zu Jahr reicher fliefst. So verzeichnete die bibliographische Beigabe zu der Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane, herausgegeben von Ebbinghaus und König im Jahre 1894 — 1504 psycho-physiologische Abhandlungen und Werke und 1901, im 25. Bande nicht weniger als 4045! — der experimentellen Psychologie sind inzwischen auch Aufgaben erwachsen, die über den engeren Ramen des Laboratoriums hinausgehen. Man ist überall dort, wo man einer praktischen Betätigung der Psychologie nicht entraten konnte — in der Pädagogik, in der Psychiatrie u. s. w. bemüht gewesen, nicht nur die neue Forschungsweise, sondern auch deren Ergebnisse für Sonderaufgaben nutzbar zu machen. Da zeigte sich nun zwar sehr bald, dafs man gezwungen war, Kompromisse zu schliefsen, — den strengen Forschern der eigentlichen physiologischen Psychologie zum Leide — den neuen Anwendungsgebieten keineswegs immer zum Segen. Man war gezwungen, nur im allgemeinen die experimentelle Methode in Anspruch zu nehmen, ohne sie im einzelnen so reinlich und exakt durchführen zu können, wie es in der experimentellen Psychologie im engeren Sinne möglich und durchaus notwendig ist. Ein derartiges Abweichen von der strengen mathematisch-exakten Methode lag keineswegs — soweit es sich um den ernsteren Teil der hierhergehörigen psychologischen Untersuchungen handelt — in der Unfähigkeit, der Nachlässigkeit oder der Neuerungssucht der Forscher begründet, sondern sie folgte unumgänglich notwendig aus den neuen Aufgaben und Anwendungsgebieten selbst. Wenn aber sonach eine strenge Durchführung der Methode im Sinne jener Forscher sich als eine Unmöglichkeit erweist, wenn jedes Abweichen von der Subtilität nur zu einem Afterexperiment, das zu Täuschungen notwendig verleitet, führen mufs, wäre es dann nicht die Pflicht jedes ehrlichen Mannes, die Hand davon zu lassen? Müfste er sich nicht genügen lassen, an der bisherigen Weise des psychologischen Beobachtens? Dafs in Kreisen der Forscher ein Mifstrauen gegenüber dem Versuche aufserhalb des Laboratoriums leicht Platz greift, erklärt sich einesteils aus der aufserordentlich mühseligen und schwierigen Untersuchungsweise, — und andrerseits aus zahlreichen Überstürzungen. »Man hat sich nicht immer von der Gefahr frei gehalten, das Experimentieren als eine Art Sport zu betrachten, bei dem es wesentlich darauf ankommt,

möglichst viele Versuche zu machen und möglichst viele Fragen zu beantworten. Die Psychologie ist kein Gebiet, auf dem man ohne Vorkenntnisse und ohne Schulung nur durch Sammeln von Protokollen Erfolge ersitzen kann« (Kraepelin, Der psychologische Versuch in der Psychiatrie, S. 3). Es ist aber zuzugeben, dafs unter »der Hochflut experimenteller Arbeiten«, welche uns die letzten Jahrzehnte gebracht haben, leider manche sind, die berechtigten Anforderungen nicht Genüge leisten, es ist nicht zu leugnen, dafs leider oft und viel mit »amerikanischem« Eifer gearbeitet worden ist. Benno Erdmann bemerkt dem gegenüber mit vollem Rechte (Psychologie des Kindes 1901, S. 40): »Noch immer sind die reifen Früchte wissenschaftlicher Arbeit nur durch strenges Studium und ernste Schulung gezeitigt worden und es ist nicht angezeigt, jenen falschen Eifer zu nähren. Gewifs ist die Wissenschaft kein Monopol der Wenigen, welche in der Lage sind, sich ihr speziell zu widmen, der Mitglieder etwa der Universitäten und Akademien. Es gibt keinen ernst zu Nehmenden, der diese Binsenwahrheit nicht im allgemeinen zugäbe; und es sind wohl nicht viele, nur enge Geister, die in besonderen Fällen solcher selbstverständlichen allgemeinen Einsicht widersprechend urteilen. Wer offenen Auges die Geschichte der wissenschaftlichen Entdeckungen verfolgt, weifs, wie nicht eben selten das Beste derjenige findet, der voll eigener innerer Kraft früh einsame Wege wandelt. Von einer törichten Abwehr solcher Auserwählten, die ihr Recht noch stets gefunden haben, wenn oft auch spät, kann nicht die Rede sein, auch nicht von einer Abwehr der Berufenen, die nicht der Zunft angehören. Aber es bleibt übel beratener wissenschaftlicher Idealismus, produktiv in die Arbeit über ein Erkenntnisgebiet einzugreifen, für welche die Voraussetzungen ernsthaften Gelingens fehlen.« Als geradezu erstaunliche Verirrung — um ein Extrem zu zeichnen — mufs doch betrachtet werden die »sorgfältige Statistik, dafs unter 845 Kindern genau 191 Wachspuppen bevorzugten, 163 hingegen Papierpuppen, 153 Porzellanpuppen, 144 Lappen u. s. w. oder »auf die ebenfalls tabellarisch gesicherte Statistik, dafs Mädchen das Wetter richtiger zu behalten scheinen als Knaben, in quantitativen Schätzungen aber hinter ihnen zurückstehen« (35). Erspart kann der Vorwurf gleicherweise manchen Anweisungen zu statistischen Untersuchungen in der praktischen Kinderpsychologie von Stanley Hall, Monroe u. a. nicht bleiben. v. Sallwürk hat in der Beurteilung in Deutsche Zeitschrift für ausländisches Erziehungswesen (Jahrg. V, Heft 2 S. 183) zweifelsohne recht, wenn er über Monroe: Die Entwicklung des sozialen Bewufst-

seins der Kinder schreibt: der deutsche Schulmann, welcher auf seine individuelle Erfahrung grofse Stücke zu halten pflegt, zuckt wohl die Achseln über solche statistische Untersuchungen, indem er dabei nicht bedenkt, dafs in einer von Wissenschaft und Erfahrung so vielfältig bestimmten Tätigkeit der Versuch, das ist die auf einen bestimmten Fragepunkt genau gerichtete Erfahrung, welche den möglichen Irrtum durch die Zahl und die Vielgestaltigkeit der Fälle eliminiere, ebenso notwendig ist, wie die Deduktion aus allgemeinen wissenschaftlichen Sätzen. Aber das gilt nicht uneingeschränkt, und mit noch gröfserem Rechte hebt Benno Erdmann in der angezogenen sehr lesenswerten Abhandlung hervor, dafs die Anleitungen Monroes und vieler anderer ein zwar ungemein grofses, aber wissenschaftlich wenig bedeutungsvolles, ja höchst fragwürdiges Matorial liefern. Es kommt eben nicht darauf an, dafs und wieviel, sondern wie und was beobachtet wird. Man mag derartigen Anleitungen das Verdienst gewifs nicht absprechen, dafs sie pädagogisch wertvoll sind, sofern sie zum Beobachten überhaupt anleiten; in dem Umfang aber und in der Zersplitterung auf Nebensächliches, bleiben sie Spielerei und Verschwendung kostbarer Zeit. Ja, mehr noch — systematische Anleitungen zu den eben angedeuteten Verirrungen. — Gerade weil solche Verirrungen auf Sondergebieten vorkommen, die erst von der psycho-physiologischen Forschungsmethode im allgemeinen Anregung erfahren haben, ist nicht verwunderlich, dafs der letzteren Vertreter jenen gegenüber nicht nur zu einer Verurteilung kommen, sondern auch dazu, dafs sie eine Gefahr für ihre Forschung befürchten und eine scharfe Grenze zwischen hüben und drüben ziehen wollen. Ich erhärte das nur auf dem Gebiete der pädagogischen Psychologie, das in erster Linie hier in Frage kommt. Milde noch klingt das Urteil Wundts, sehr scharf das oft zitierte Münsterbergs. Er hält es für höchste Zeit, dafs endlich einmal eine Warnung ergehe nicht nur an diejenigen Lehrer, welche glauben, dafs die experimentelle Psychologie das Heilmittel für alle pädagogischen Schwächen sei — deren wird es wohl recht viele geben! — sondern auch an alle solche, welche irgend eine pädagogische Hilfe von ihr erwarten. Von seiten der Lehrer ist ein ebenso grofser Fehler, experimentelle Psychologie zu treiben, als der Glaube an die Mefsbarkeit psychischen Geschehens von seiten der Psychologen ein psychologischer Fehler ist. Beides ist grundfalsch. Den Lehrern sollte gesagt werden, dafs die Psychologie ihnen nicht helfen kann. Ja, die Lehrer sollten davor gewarnt werden, zu glauben, dafs die experimentelle Psychologie ihnen helfen kann. Das wird ausgesprochen unter dem nachdrücklichen Vorbehalt,

dafs nicht die experimentelle Psychologie als solche, sondern nur der Mifsbrauch derselben angegriffen werde.

Sollte man denn nun dorartige Untersuchungen unterlassen, weil man die Bedingungen des strengen Experiments nicht scharf innehalten kann, sondern gegebenen Umständen notwendig Konzessionen machen mufs? Keineswegs!

Das Experiment ist eine besondere Form der erfahrungsmäfsigen Beobachtung. Es ist eine Methode, deren Aufgabe die Analyse der einfachen psychischen Vorgänge ist. Da die Anwendung der experimentellen Methode in der Psychologie, namentlich der Psychologie der Sinnesorgane und des Nervensystems, aus geübten Verfahrungsweisen in der Physiologie hervorgegangen ist, so pflegt man die experimentelle auch wohl als die physiologische Psychologie zu bezeichnen, und den Darstellungen werden dann in der Regel auch noch diejenigen Hilfskenntnisse aus der Physiologie des Nervensystems und der Sinnesorgane zugewiesen, die zwar an sich nur der Physiologie angehören, dabei aber doch eine Behandlung wünschenswert machen, die dem psychologischen Interesse besonders Rechnung trägt (Wundt, Physiologische Psych. Bd. II, S. 29 Anm.). Das Wesen des Experiments besteht in der willkürlichen und, sobald es sich um die Gewinnung gesetzlicher Beziehungen zwischen den Ursachen und ihren Wirkungen handelt, in der quantitativ bestimmbaren Veränderung der Bedingungen des Geschehens. Mit einiger Sicherheit können zwar nur die physischen Bedingungen der inneren Vorgänge willkürlich verändert werden. Aber die Veränderung, die durch Variation einer Bedingung gesetzt wird, ist überall nicht blofs von der Natur der Bedingung, sondern auch von der des Bedingten abhängig. Die Veränderungen im inneren Geschehen, die man durch den Wechsel der äufseren Einflüsse, von denen es abhängt, herbeiführt, werden also eben damit auch über das innere Geschehen selbst Aufschlüsse enthalten. In diesem Sinne ist jedes psychophysische auch ein psychologisches Experiment zu nennen. Indem nun das psychologische Experiment äufsere Bedingungen herstellt, welche dahin abzielen, in einem gegebenen Augenblick ein bestimmtes physisches Geschehen herbeizuführen und indem es die sonstigen Umstände so zu behandeln gestattet, dafs auch der dieses Geschehen begleitende Zustand des Bewufstseins annähernd derselbe ist, liegt die Hauptbedeutung der experimentellen Methode hier nicht blofs darin, dafs sie ähnlich wie auf physischem Gebiete, die Bedingungen der Beobachtung willkürlich variierbar macht, sondern wesentlich noch darin, dafs durch sie eine exakte Beobachtung zu stande kommt,

deren Ergebnisse dann auch für solche seelische Erscheinungen, die ihrer Natur noch eine direkte experimentelle Beobachtung nicht gestatten, fruchtbar sind (Wundt, ebd. I, S. 4/5). Das Experiment macht erst wirkliche Selbstbeobachtung möglich. Der einzige Umstand, durch den es aus dem Rahmen der reinen empirischen Beobachtung heraustritt, ist die Willkür, welche waltet. Der Experimentator variiert nach seinem Ermessen die Bedingungen. Das in das naturwüchsige Geschehen restlos aufgehende Resultat solcher Beobachtung berechtigt ihn, auch die Bedingungen für übereinstimmend zu erklären. Entfernt sich aber mit der Abstraktheit psychischer Vorgänge ihre Intimität zu den physiologischen, so wird sich umgekehrt proportional dieser Entfernung die Genauigkeit nicht nur, sondern auch die Möglichkeit experimenteller Mafsbestimmungen gestalten. Das Experiment hat es eben nur mit einfachen physischen Vorgängen zu tun.

Nicht die Ziele der Psychologie sind andere geworden, nur ihre Methoden. Sie sind nicht lediglich der Selbstbeobachtung entnommen, introspektive, wie man wohl gesagt hat, sondern psychophysische. Sie legt entscheidenden Wert darauf, die Beobachtung möglichst experimentell zu gestalten, d. h. die Bedingungen und Begleiterscheinungen der geistigen Vorgänge, die sie benutzt, möglichst reinlich zu isolieren und möglichst vielseitig zu variieren, sie sucht die Psychologie durch physisch kontrollierte, erweiterte und vertiefte Selbstbeobachtung zu fundamentieren. Eines noch möchte ich in diesem Zusammenhange betonen. Es richtet sich gegen Beurteilungen des experimentellen Verfahrens, die offensichtlich von vornherein verdorben sind durch die Annahme, es handle sich hier grofsenteils um das Streben blinder Stürmer, ein Allerweltsheilmittel zu bieten, ein mechanisches Verfahren in Bausch und Bogen, das auf individuelle berechtigte Besonderheiten keine Rücksicht nimmt. Es mag berechtigt sein, gewissen hypermodernen Anschauungen gegenüber, gegen ein rein mechanisches Deuten und willkürliches Konstruieren psychischer Vorgänge energisch Front zu machen, sicher aber ist ebenso bedauerlich, wenn man sich ein objektives Werten und Beobachten gegebener Versuche durch vorgesetzte Meinungen von vornherein verdirbt.

Klar mufs man sich vor Augen halten, dafs das Experiment keineswegs die einzige Weise des Beobachtens ist, dafs ihm vielmehr seiner Natur entsprechend scharfgezogene Grenzen gewiesen sind, die es ungestraft nicht überschreiten kann. Es macht keineswegs die Selbstbeobachtung überflüssig. Ganz gewifs haften der Selbst-

beobachtung schwere Mängel an. Wenn man mit Paul Bergemann (Lehrbuch der pädagogischen Psychologie 1901, S. 28) die wissenschaftliche Beobachtung definiert als aufmerksame Wahrnehmung zum Zweck der Gewinnung allgemeingültiger, d. h. wahrer Urteile, und die Möglichkeit solcher Beobachtung knüpft an folgende Bedingungen: 1. Der Gegenstand, der beobachtet wird, darf sich durch den Akt der Beobachtung nicht verändern; wenn das, was wir beobachten, durch unsere Beobachtung geändert wird, so haben wir keinen festen Anhaltspunkt mehr. — 2. Der Gegenstand unserer Beobachtung mufs uns wiederholt gegeben werden können; denn es ist vollkommen klar, dafs wir auf Grund einer einmaligen Beobachtung nicht zu allgemeingültigen Urteilen gelangen können — dann wird man schnell eingestehen wollen, dafs die Selbstbeobachtung schlechterdings nicht geeignet ist, diese Bedingungen zu erfüllen, dafs sie, mit Wundt zu reden, jede Beobachtung von vornherein verdirbt. Richte ich meine Aufmerksamkeit auf ein Gefühl des Schmerzes, ein Gefühl hoher Freude, so ist im Momente des Beobachtens der Affekt verschwunden. Die Beobachtung drängt sich in die Vorstellungsmassen, auf denen das Gefühl räsoniert, ein, fügt ein neues Moment zwischenein und ändert so die Beziehungen der einzelnen Momente zueinander — die notwendige Vorbedingung eines Gefühls. Der Selbstbeobachter, bemerkt Bergemann sehr treffend, der sein Wollen zergliedert, wird wie Hamlet ein energieloser Zauderer. Sinnen wir über etwas nach und beobachten wir unser Denken darüber, dann hört sofort das Sinnen auf und die Problemstellung wird im Moment eine andere. Ganz unmöglich ferner scheint durch Selbstbeobachtung einen Gegenstand wiederholt zu betrachten, weil eben diese Dinge steter Veränderung unterworfen sind. Darum kann die Behauptung Benno Erdmanns nichts retten, dafs die Selbstbeobachtung gesetzmäfsige Veränderungen derselben Art, Veränderungen, die der geschulte Beobachter an sich selbst zu bestimmen, durch Übung zu verringern oder zu überwinden, durch besondere Hilfsmittel zu kontrollieren weifs (a. a. O. S. 23). Es bleibt immer ein Rest, der sich weder durch Übung, Schulung oder besondere Hilfsmittel eliminieren läfst; der um deswillen nicht gesetzmäfsig bestimmbar ist, weil eben das Ich, auf das die Selbstbeobachtung zurückführt, keineswegs eine konstante Gröfse ist, auch nicht einmal eine solche, die in gewissen Perioden Übereinstimmung zeigt. Andere Mängel der Selbstbeobachtung sind, wie Bergemann richtig hervorhebt, dafs es psychologisch unmöglich ist, auf Grund derselben zu einer reinen Raumvorstellung durch Abstraktion zu kommen, »gelingt es doch selbst dem für ab-

straktes Denken bestgeschulten und begabtesten Menschen nicht, ein allgemeines Dreieck vorzustellen. Der Komplex nämlich, aus dem heraus wir isolieren müssen, steht überall in einem festen Assoziationszusammenhange« und es bleibt unmöglich, die Komponenten des Komplexes reinlich zu isolieren und in ihrem kausalen Zusammenhange auf Grund der Selbstbeobachtung zu erkennen. Aber wie, wenn die Selbstbeobachtung sich beschränkt auf die reproduzierten Vorstellungen, auf die Erinnerungen? Gerade hier liegen ihre schwersten Mängel! Denn weder eine reproduzierte Willens- noch Gefühlserregung noch Vorstellung ist das, was sie ursprünglich war. Nicht allein, dafs quantitative Veränderungen in Bezug auf den Umfang und die Intensität des Reproduzierten unvermeidlich sind, sondern es ergeben sich auch notwendig qualitative Umformungen aus dem Umstande, dafs die gegenwärtigen Bedingungen der Reproduktion andere geworden sind, es schieben sich somit in den Erinnerungskomplex neue Komponenten ein, die durch Selbstbeobachtung niemals reinlich gesondert werden können, und andrerseits fallen so viele Momente aus, die keine Selbstbeobachtung je ergänzen kann.

So kann nicht geleugnet werden, dafs die Selbstbeobachtung sehr schweren Mängeln ausgesetzt ist, so schweren, dafs es einen Augenblick scheinen möchte, sie sei ganz und gar unnütz — und trotzdem ist und wird sie in der Psychologie nicht zu entbehren sein. Das folgt schon aus der banalen Erwägung: Woher sollen wir denn die Gegenstände, mit denen die Psychologie sich zu beschäftigen hat, bekommen als durch die Selbstbeobachtung? Wie sollten wir je zu Gesichtsvorstellungen kommen ohne Auge, zu akustischen ohne das Organ des Gehörs! Erst die Selbstbeobachtung ermöglicht unsere Bekanntschaft mit psychischen Dingen. Das psychische Geschehen in andere Wesen deuten wir an der Handhabe mehr oder minder grober Ausdrucksbewegungen aus unserer Selbstbeobachtung heraus. Ja selbst jene »Erzeugnisse des geistigen Lebens, in denen sich bestimmte psychologische Gesetze verkörpert haben — Sprache, Mythus und Sitte« (Wundt) sind doch nur in dem Sinne Hilfsmittel der Psychologie, dafs sie zu der Selbstbeobachtung in engste Beziehung gesetzt werden. Von einer Verwerfung der Selbstbeobachtung kann nirgends die Rede sein — man müfste dann die Wissenschaft der Psychologie selbst aufgeben. Aber darauf kommt es an, ihr Hilfsmittel zu gewinnen, die geeignet sind, ihre Mängel aufzuheben, wenigstens nach Möglichkeit zu verringern. Ein solches Hilfsmittel ist das psychologische Experiment, ein Hilfsmittel, nicht mehr und nicht minder. »Wenn man daher gegen die experimentelle Psycho-

logie eingewandt hat, sie wolle die Selbstbeobachtung verdrängen, so beruht dieser Vorwurf auf einem Irrtum. Die experimentelle Methode will nur jene vermeintliche Selbstbeobachtung beseitigen, die unmittelbar und ohne weitere Hilfsmittel zu einer exakten Feststellung psychischer Tatsachen glaubt gelangen zu können und dabei unvermeidlich den gröfsten Selbsttäuschungen unterworfen ist. Im Unterschiede von einer solchen blofs auf ungenaue innere Wahrnehmungen sich stützenden subjektiven Methode will vielmehr das experimentelle Verfahren eine wirkliche Selbstbeobachtung ermöglichen, indem es das Bewufstsein unter genau kontrollierbare objektive Bedingungen bringt« (Wundt a. a. O. S. 7). Also ist von wissenschaftlicher Psychologie nur soweit zu reden, wie das Experiment anwendbar ist, nur soweit Mafs und Zahl und Willkür gleiche Bedingungen des physischen Geschehens ermöglichen? Wundt gibt selbst, wie eben angedeutet wurde, Einschränkungen zu, und auch Bergemann hebt mit gutem Rechte hervor, »dafs die Konsequenzen, die man aus der zweifellos richtigen Tatsache zieht, dafs die Selbstbeobachtung die psychischen Geschehnisse verändert, zu weitgehend sind«. Zunächst sind ja dem Experimente ganz bestimmte Grenzen gezogen, die in seinem Wesen begründet liegen. Sein Gebiet ist das Grenzgebiet zwischen Leib und Seele soweit es die Anwendung von Mafs und Zahl, das anders ausgedrückt, die willkürliche häufige Gestaltung gleicher Beobachtungsobjekte gestattet. Diese Gestaltung der Beobachtungsobjekte ist aber, wie jeder Kundige weifs, auch dem psychologischen Experiment in seiner strengen Form nicht vollkommen erreichbar. Es kann zwar objektiv die sinnlichen Reize genau gleich gestalten, aber die psychische Reaktion darauf steht, wenn auch in unverhältnismäfsig geringerem Mafse, wieder unter den Mängeln der Selbstbeobachtung, d. h. sie sind mancherlei Wandlungen unterworfen, die eben aus der momentanen, wechselnden Bewufstseinsfassung sich ergeben. Es wird so von selbst auf die Statistik gedrängt, auf das Sammeln vieler gleichartiger Erscheinungen. Darin begegnet sich das Experiment wieder mit der vorsichtigen Selbstbeobachtung, die erst eine gröfsere Anzahl übereinstimmender Erscheinungen als Erfahrung ausgibt. Die Statistik aber ist immer ein Zugeständnis, dafs die willkürliche Gestaltung sich nicht durchführen läfst, dafs man von der Durchschnittsrechnung den Ausgleich von Schwankungen erwartet und das man um so sicherer erwarten darf, je gröfser die Zahl der Beobachtungen war. Nur dafs man mit minutiöser Genauigkeit den Reiz festzulegen vermag, ist der grofse Vorzug des Experiments gegenüber der Selbstbeobachtung, die nehmen mufs, was

ihr geboten wird. Und dazu kommt dann als zweiter Vorteil, dafs das Experiment in der Beschränkug auf möglichst einfache psychophysische Verhältnisse ein weiteres sehr wertvolles Instrument der Auslese besitzt.

Eine Bestätigung aber, dafs Selbstbeobachtung als Beobachtungsmethode ihre zweifellose Berechtigung hat, und dafs es nur berechtigt ist, Hilfsmittel für ihre exaktere Ausgestaltung zu fordern, lieferte viele Ergebnisse der experimentellen Untersuchungen selbst, alle diejenigen, welche mit Ergebnissen der Selbstbeobachtung übereinstimmen. Wäre die Selbstbeobachtung, die sich mit Hilfsmitteln nicht ausgerüstet hat, rettungslos der Täuschung, der Fälschung verfallen, dann wäre diese Übereinstimmung ganz und gar unverständlich. Man dürfte nicht von einem Zufall reden, höchstens annehmen, dafs das Experiment in seinen Mitteln und Ergebnissen in allen Fällen der Übereinstimmung dieselben Wege des Irrens gegangen sei.

Immer wieder betonen die Vertreter der experimentellen Psychologie, dafs die neue Forschungsmethode ihr eigener Sachwalt sein, dafs man sie an ihren Früchten erkennen müsse. Hat sie sich in dieser Probe heute auch schon längst bewährt, so hat ein derartiger Hinweis noch volle Bedeutung für ein Forschungsgebiet, eine Forschungsweise, die zwischen dem strengen physiologisch-psychologischen Experiment und der vielgeschmähten Selbstbeobachtung in der Mitte liegt. Ihrem Sinne und Geiste nach ist die Weise ein Experimentieren, aber ihr Forschungsgebiet ist ein anderes als das des reinen Experiments; es birgt neue Ziele und Aufgaben und diesen entsprechend ist auch die Form des Experiments eine andere. Aber gerade dadurch kommt diese Forschungsweise von zwei Seiten aus in Mifskredit. Die Vertreter des strengen Experiments sind zu leicht geneigt, das Wesen dieser Beobachtungsweise lediglich in einer Subtraktion zu erblicken, in einer Subtraktion — dafs es kurz gesagt werde an, der Subtilität der Versuchsbedingungen. Dem Wesen des Experiments aber entspricht es, dafs jeder Abstrich in der Genauigkeit der Mafsbestimmungen notwendig eine Wertreduzierung der Versuchsergebnisse zur Folge hat, — dem Wesen des psychischen Experiments in seiner strengen naturwissenschaftlichen Forschung. Der Vertreter aber jener Psychologie, die auf die Selbstbeobachtung schwört, wird immer diese Sonderrichtung experimenteller Forschung als »anrüchigen« Bruder des strengen Experiments ansehen. Demgegenüber ist es von Bedeutung, die wichtigsten der hier in Anwendung kommenden Methoden zu zeichnen.

Ein hervorragendes Moment, durch das Experimente dieser letz-

teren Art sich wesentlich von den streng naturwissenschaftlichen unterscheiden, folgt aus ihrer Hinneigung zur Lösung praktischer Aufgaben, sei es psychiatrischer oder pädagogischer. Daraus folgt weiter, dafs die Methoden so zu gestalten sind, dafs sie sich an »die psychischen Aufgaben des täglichen Lebens anlehnen«, dafs sie also keine kunstvollen Hilfsmittel, keine aufsergewöhnlichen Voraussetzungen enthalten. Ein zweites Erfordernis ist, dafs die Methoden schnell und leicht zum Ziele führen, dafs sie nicht eine endlose Wiederholungszahl nötig machen. Beide Erfordernisse ergeben sich daraus, dafs die Versuchspersonen Kranke oder Kinder sind, die ihrer ganzen Anlage nach eine künstliche und langanspannende Versuchsanordnung nicht vertragen, bei denen eine solche vielmehr ihren Zweck verfehlt.

Den gröfsten Teil der Methoden nehmen die psychischen Zeitmessungen in Anspruch, die Bestimmung der Reaktionszeit in ihren einzelnen Momenten: des zentripetalen des Reizverlaufs, des interzentralen der Auffassung und des zentrifugalen der zugehörigen Ausdrucksbewegung. Abweichungen in der Länge der Reaktionszeiten haben ihre Ursache entweder in beschleunigter oder verlangsamter Wahrnehmung oder auch der Bewegung. Um hier genauere Angaben zu erhalten, schiebt man bestimmte psychische Aufgaben ein, die geeignet sind, das eine oder andere der beiden Momente zu erweitern und so über dessen Eigenart weitere Schlüsse zuzulassen. Das erste der drei eben angedeuteten Momente, die zentripetale Reizleitung, können wir ganz aufser Betrachtung lassen, es verbleiben also die beiden andern, von denen die Auffassung des äufseren Eindrucks z. B. durch die Wortreaktionen, die Bewegung durch Wahlreaktionen erweitert werden können. »Bei den Wortreaktionen findet aber ebenfalls ein Wahlakt statt, insofern ein zugerufenes Wort nachgesprochen und somit die zugehörige Sprechbewegung gefunden werden mufs, und umgekehrt wird bei den Wahlreaktionen die Unterscheidung zwischen den Reizen voraufgehen, denen die verschiedenen Reaktionsbewegungen verabredetermafsen zugeordnet sind. (Kraepelin). Wenn somit beide Verfahrungsweisen auch nicht eindeutig sind, so ist der Fehler doch nicht so grofs, dafs er nicht durch bestimmte Versuchsweisen soweit korrigiert werden kann, dafs jetzt vorzugsweise die Erweiterung der Auffassung, jetzt die der Willenshandlung, erzielt werde. Das gilt in erster Linie bezüglich des Wahlaktes, der bei den Wortreaktionen unvermeidlich ist, weil dieser sich durch hundertfache Übung auf einen ganz minimalen Restwert zusammengedrängt

hat. — Doch ich möchte hier nur auf die eigenartige Gestaltung des Verfahrens psychischer Zeitmessungen näher eingehen, die durch Kraepelin, dann Öhrn u. a. einer genaueren Untersuchung unterzogen worden sind: die »fortlaufenden Arbeitsmethoden«. Hierbei handelt es sich, wie Kraepelin ausführt, nicht um die Messung einfacher bestimmt abgegrenzter psychischer Akte, sondern man sucht ein Mafs der Arbeitsfähigkeit aus der Zahl von relativ einfachen fortlaufenden Arbeitsleistungen zu gewinnen, die während eines gewiesenen Zeitraums ausgeführt werden. Durch eine einfache Divisionsrechnung läfst sich so auch der Zeitwert der Einzelleistungen bestimmen, aber dieser läfst sich nicht entfernt vergleichen mit der durch subtile chronometrische Messung gewonnenen. Das erklärt sich unschwer daraus, dafs 1. unkontrollierbare Ruhepausen, mögen sie bedingt sein durch momentane äufsere Ablenkung, durch »Träumen«, durch Ermüdung, oder wie immer und 2. weil die einzelnen Arbeitsleistungen, zwar nicht in ihrer sichtbaren Fixierung, wohl aber in ihren psychischen Voraussetzungen sich »überdecken«. Derartige Zeitangaben können mithin als Gesamtergebnis auf Grund umfänglicher statistischer Untersuchung zwar einen Wert beanspruchen, sagen aber über die tatsächliche Dauer der Einzelleistung nichts aus.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen zu den Grundbegriffen der Mechanik im Hinblick auf die neuen Ergebnisse der Naturwissenschaften

Von

Ing. **Hans Friedrich**

Gewidmet meinem verehrten Vater Professor Gottlieb Friedrich mit dankbarer Hinweisung auf seine Anregungen zu den philosophischen Wissenschaften.

I

Unsere Erfahrungen in der Naturerkenntnis haben sich in letzter Zeit bedeutend erweitert, teils zu neuen Beziehungen geführt, teils auch bekannte Naturgesetze bestätigt. Doch hat sich in vielen Fällen die Notwendigkeit ergeben, zur Erklärung der Erscheinungen neue Annahmen zu machen, z. B. die des Äthers, und auch diese haben sich nicht immer als zureichend erwiesen.

Man sieht sich daher genötigt, auch die bisher als ausreichend angesehenen Voraussetzungen zu prüfen und dieselben nicht mehr als selbstverständlich, oder als Ergebnisse der Philosophie anzunehmen.

Von grofsem Nutzen für das wissenschaftliche Denken und für die Erläuterung der Begriffe ist es, zu untersuchen, wie diese Begriffe in uns sich bilden und was hierbei durch die Erfahrung gewonnen, was von uns selbst hinzugefügt ist und was die Gesetze des Denkens an sich erfordern. Mit einer bewunderungswürdigen Klarheit hat dies H. Hertz in der Einleitung zu seiner Mechanik folgendermafsen zur Erläuterung der Aufgabe unserer bewufsten Naturerkenntnis ausgeführt in den oft zitierten Worten (H. Hertz, Prinzipien der Mechanik, Einleitung S. 1): »Wir machen uns innere Scheinbilder oder Symbole der äufseren Gegenstände, und zwar machen wir sie von solcher Art, dafs die denknotwendigen Folgen der Bilder stets wieder die Bilder seien von den naturnotwendigen Folgen der abgebildeten Gegenstände. Damit diese Forderung überhaupt erfüllbar sei, müssen gewisse Übereinstimmungen vorhanden sein zwischen der Natur und unserem Geiste,« und weiter hat Hertz den Wert dieser Bilder für die Wissenschaft von allen Seiten beleuchtet (a. a. O. S. 3 ff.): »Wir haben bisher die Anforderungen aufgezählt, welche wir an die Bilder selbst stellen; etwas ganz anderes sind die Anforderungen, welche wir an eine wissenschaftliche Darlegung solcher Bilder stellen. Wir verlangen von der letzteren, dafs sie uns klar zum Bewufstsein führe, welche Eigenschaften den Bildern zugelegt seien um der Zulässigkeit willen, welche um der Richtigkeit willen, welche um der Zweckmäfsigkeit willen.« Wir machen in der Wissenschaft gewisse Voraussetzungen z. B. Zeit, Raum, Bewegung, Materie u. s. w. zum Zweck der Auffindung von Gesetzen, nach welchen die wahrnehmbaren Erscheinungen vor sich gehen und schliefsen dann, dafs diese Gesetze nicht nur für die in unmittelbarer Erfahrung gelegenen, greifbaren Dinge der Erscheinungswelt gelten, sondern auch für die kleinsten Bestandteile der Materie einerseits und andrerseits für die Weltkörper und es ergibt sich daraus die Anschauung, dafs Wechselbeziehungen bestehen zwischen unserer nächsten Erfahrungswelt und der Welt der kleinsten Teilchen einerseits und der Weltkörper andrerseits.

Diese Voraussetzungen und Gesetze bilden wir aus den sogenannten Erfahrungssätzen, von deren Richtigkeit wir überzeugt sind.

Die Sicherheit unserer Überzeugung von der Richtigkeit der Er-

Digitized by Google

fahrungssätze läfst sich daraus erklären, dafs wir bei den Versuchen, welche wir zur Auffindung oder Bestätigung derselben anstellen, nach unserer Willkür dieselben oder ähnliche Verbereitungen treffen und stets dieselben oder ähnliche Folgeerscheinungen herbeiführen können.

Doch ist es wichtig bei der Aufstellung von Voraussetzungen, aus welchen man Naturgesetze ableiten will, diese Voraussetzungen zu untersuchen, ob dieselben nicht bereits etwas versteckt enthalten, was man erst aus ihnen ableiten will. So darf man z. B. bei der Erklärung des Raumbegriffs nicht von einem nebeneinander oder aufserhalb einander zweier Punkte ausgehen, wenn man nicht den Fehler begehen will, etwas durch sich selbst zu erklären.

Es sollen nun die Grundbegriffe der Mechanik nach dieser Vorbesprechung und zwar zunächst Zeit, Raum und Veränderung, oder Bewegung näher betrachtet werden.

Die Zeit- und Raumvorstellungen entstehen in uns durch Vergleiche von Sinneseindrücken, welche nach Abstrahierung ihres Inhaltes noch charakteristische Merkmale enthalten, die einerseits in der Auffassungsart unseres Geistes, andrerseits wahrscheinlich in der Natur selbst begründet sind. Damit soll aber nicht gesagt sein, dafs uns diese Auffassung im gewöhnlichen Sinne angeboren ist, sondern dieselbe entwickelt sich allmählich zu einer bestimmten, allen Menschen gemeinschaftlichen Fähigkeit. Die Zeit- und Raumvorstellungen unterscheiden sich voneinander erstens dadurch, dafs sich die Elemente der letzteren in derselben Klarheit als Sinneseindrücke wiederholen lassen, wenn die äufseren Verhältnisse dies ermöglichen, während die ersteren nur durch das Gedächtnis wiederholt werden können, ferner bei ihrer Verknüpfung mit anderen Vorstellungen. Die Raumvorstellung ist mit der Vorstellung der Materie verbunden und läfst sich begrifflich auch von dieser abstrahieren. Diese Vorstellungen sind jedoch so verbunden, dafs sich keine Materie ohne Raumbegriff denken läfst. Die Zeitvorstellung ist indirekt durch den Begriff Bewegung mit der Raumvorstellung und der Vorstellung Materie verbunden. Es läfst sich jedoch nicht sagen, ob der Zeitbegriff auch vom Raumbegriff unabhängig ist, was nur dann der Fall wäre, wenn es auch Veränderung gibt, der keine räumliche Bewegung zu Grunde liegt. Wie man z. B. in der Vorstellungswelt annimmmt. Der Begriff der Bewegung wird in der Mechanik ausgedrückt durch das Verhältnis des Raumes zur Zeit. Alle drei Begriffe, Zeit, Raum und Bewegung sind nur durch Vergleichung von Vorstellungen entstanden, also nur durch Verhältnisse ausdrückbar. Es gibt daher für unsere

Vorstellung keinen absoluten Raum, keine absolute Zeit und keine absolute Bewegung oder Ruhe, ebenso ist das unendlich Kleine und das unendlich Grofse für unsere Sinne nicht faſsbar.

Ein Vorzug der rein mathematischen Wissenschaften ist, daſs es bei diesen von vornherein klar ist, daſs man es nur mit Verhältnissen und deren Beziehungen zu tun hat. Gleichwohl kann man hier auch mit den Werten Null und Unendlich rechnen.

Die Begriffe Materie und Masse sind zu unterscheiden. Zu ersterem kommen wir dadurch, daſs wir etwas aufser uns annehmen, das unsere Wahrnehmungen hervorruft. Zu dem Begriff der Masse gelangen wir durch den des Gewichtes und schlieſsen aus unseren Erfahrungen, daſs jede Materie auch Masse sei d. h. Gewicht habe. Man kann sich aber begrifflich auch Materie ohne Gewicht denken z. B. den Äther. Die Erklärung der Masse aus dem Gewicht ist auch in Newtons Erklärung zur Definition seiner mathematischen Prinzipien der Naturlehre enthalten, S. 31. Vorreden und Einleitungen z. kl. W. der Mechanik II B. d. V. d. phil. G. a. d. U. zu Wien: »Man kann sie (die Masse) aus dem Gewicht des Körpers erkennen; denn ich habe durch sehr genaue Pendelversuche gefunden, daſs sie dem Gewicht proportional ist, wie später gezeigt werden wird.« Von der Definition selbst sagt Hertz (a. a. O. S. 8): »Ich meine Newton selbst müsse diese Verlegenheit empfunden haben, wenn er die Masse etwas gewalttätig definiert als Produkt aus Volumen und Dichtigkeit.« Bildet also das Gewicht das Maſs der Masse, so ist hierdurch der Kraftbegriff in dem Begriff Masse enthalten. Die Eigenschaft der Trägheit wird der Masse zugeschrieben. Somit würde auch das Gesetz der Trägheit den Kraftbegriff in sich versteckt enthalten; aufser man macht die Annahme, es sei noch nicht sicher, daſs die Masse dem Gewicht proportional ist, aber für die Materie im allgemeinen gelte das Gesetz der Trägheit, wobei man den Kraftbegriff tatsächlich umgehen kann wie Heinrich Hertz es getan durch Einführung des Gesetzes: »Jede natürliche Bewegung eines selbständigen materiellen Systems bestehe darin, daſs das System mit gleichbleibender Geschwindigkeit eine seiner geradesten Bahnen verfolge.« So bewegt sich z. B. eine an einer Schnur im Kreis geschwungene Masse in der Richtung der Tangente geradlinig fort, wenn die Schnur zerreifst.

Aus obigem Gesetz kann man versuchen die Kraft zu erklären. H. von Helmholtz bemerkt hierzu (Vor. v. H. v. Helmholtz) in seinem Vorwort zur Mechanik von Hertz ebenda S. XXI: »Als einzigen Ausgangspunkt hat er die Anschauung der ältesten mechanischen Theorien

gewählt, nämlich die Vorstellung, dafs alle mechanischen Prozesse so vor sich gehen, als ob alle Verbindungen zwischen den aufeinander wirkenden Teilen feste wären. Freilich mufs er die Hypothese hinzunehmen, dafs es eine grofse Anzahl unwahrnehmbarer Massen und unsichtbarer Bewegungen derselben gebe, um dadurch die Existenz der Kräfte zwischen den nicht in unmittelbarer Berührung miteinander befindlichen Körpern zu erklären. Einzelne Beispiele, die erläutern könnten, wie er sich solche hypothetische Zwischenglieder dachte, hat er aber leider nicht mehr gegeben, und es wird offenbar noch ein grofses Aufgebot wissenschaftlicher Einbildungskraft dazu gehören, um auch nur die einfachsten Fälle physikalischer Kräfte danach zu erklären. Er scheint hierbei hauptsächlich auf die Zwischenschaltung zyklischer Systeme mit unsichtbaren Bewegungen Hoffnung gesetzt zu haben."

Leider erscheint demnach die Behandlung der Probleme der Mechanik nach diesen Prinzipien sehr schwierig und ist noch kein einfacher Übergang von den alten Anschauungen zu der neuen geschaffen worden. Hier möchte ich einem Wunsche Ausdruck geben, der zwar für die Wissenschaft nicht mafsgebend ist. Nämlich die Bilder, welche wir uns von den Vorgängen und Wirkungen der Naturerscheinungen machen, möchten recht anschaulich sein und eines in das andere vorstellbar übergehen. Hierzu erweist sich aber der Kraftbegriff als zweckmäfsig, wie auch H. Hertz anführt ebenda S. 33: „Übrigens erweist es sich auch hier bald als zweckmäfsig, den Begriff der Kraft einzuführen." Doch würde sich vielleicht ein Übergang von der früheren Anschauungsweise zur neuen dadurch schaffen lassen, dafs man den Kraftbegriff gleich einführt, aber stets im Auge behält, dafs derselbe erst näher zu erklären ist.

Der auch für die Wiener technische Hochschule leider zu früh verstorbene Professor Hofrat Radinger hat es verstanden, die Bilder, die wir uns von den Wirkungen der mechanischen Vorgänge machen, zu beleben und der Phantasie zu vergegenwärtigen, so dafs sich wie aus Kunstwerken der geistige Inhalt derselben durch die sichtbare Form darbietet.

Er hat dies, wie er selbst häufig betonte, aus pädagogischen Rücksichten getan. Doch haben sich diese Bilder bei seinen Schülern tief eingeprägt und der Nutzen derselben hat sich besonders bei der Beurteilung von Maschinenkonstruktionen erwiesen und bei der Vertiefung in das Wesen neuer Anordnungen mit noch nicht geläufigen Kräftewirkungen. Auch kann man sich für die Auffassung der Naturwissenschaften aus der Anschaulichkeit der Bilder einigen Nutzen versprechen.

Der Übergang von der älteren zur neueren Anschauungsweise der Mechanik kann durch neue Erfahrungen geschaffen werden, vielleicht auch durch solche auf dem Gebiete der Mechanik. Dabei denke ich an folgende Erscheinungen, auf welche Radinger bei Gelegenheit seiner Vorträge über Maschinenelemente hingewiesen hat und die er in einem Spezialvortrag auf eigene Weise erklärte. Er hat diese seine Anschauungen nicht veröffentlicht und glaube ich, dafs dieselben noch nicht allgemein bekannt seien, und sie scheinen mir von Interesse, weil die Erklärung derselben nicht ohne weiteres sich aus den bisherigen Grundgesetzen der Mechanik ergibt.

Bekanntlich kommt bei der Übertragung von Energie durch Riemen oder Seiltrieb die Fliehkraft der Riemen oder Seilmasse so zur Geltung, dafs dieselben von dem Umspannungsbogen der Scheiben bei grofser Geschwindigkeit teilweise abgehoben werden und daher immer weniger fest aufliegen. Dadurch ergibt sich, dafs, während ohne Rücksicht auf die Fliehkraft die übertragene Energie bei sonst gleichen Umständen mit der Umdrehungsgeschwindigkeit proportional zunehmen würde, mit Rücksicht auf die Fliehkraft, die übertragene Energie bei einer bestimmten Geschwindigkeit ein Maximum erreicht, hierauf abnimmt, und endlich bei noch gröfserer Geschwindigkeit Null wird. Bei der Betrachtung von Seiltrieben mit hoher Geschwindigkeit hat Radinger die Beobachtung gemacht, dafs die Seile von einer gewissen Geschwindigkeit an, die er als kritische Geschwindigkeit bezeichnete, nicht mehr schlagen und wie starr erscheinen, dafs dieselben ferner bei gewaltsam hervorgerufenen Verbiegungen diese unverändert beibehalten.

Um dies vorzuführen, hat er einen Apparat konstruiert, bei welchem eine geschlossene Kette von einer Scheibe frei herabhing und mittels Kurbelantrieb und Räderübersetzung bis zu einer hohen Geschwindigkeit angetrieben werden konnte. Nun zeigte sich, dafs der freie Teil der Kette bei der kritischen Geschwindigkeit nach Anschlagen mittels eines Stabes eine wellenförmige Deformation ihrer starr erscheinenden Gestalt beibehielt und sogar in horizontaler Lage schwebend verblieb, wenn man ihn in diese Lage brachte. Radinger erklärte dies durch die Fortpflanzung der Wellen an seilförmigen Körpern, indem die kritische Geschwindigkeit des Seiles gleich sei der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wellen, wobei sich die entgegengesetzten Geschwindigkeiten aufheben und daher die Welle an einer Stelle stehend erscheint. Es sei diese Erklärung allerdings vielleicht nicht haltbar, wenn dieser Zustand auch bei noch gröfserer Geschwindigkeit unverändert bleibt. Aus obiger Erklärung der an-

geführten Erscheinung hat Radinger sehr geistreich seine Theorie von der widerstandslosen Bewegung im widerstehenden Mittel abgeleitet. Indem er annahm, dafs ein Körper, der mit der Geschwindigkeit der Wellenfortpflanzung an der Oberfläche, oder im Inneren eines wellenförmig bewegten Mittels, sich bewegt, ohne Widerstand, oder mit bedeutend geringerem Widerstand sich bewegen könne, weil er sich dann stets in derselben Schwingungsphase des Mittels befinde, und er fand unter der Annahme, dafs der Weltraum mit sehr verdünnten Gasen erfüllt sei, hierdurch die Erklärbarkeit einiger Himmelserscheinungen. Bei der Voraussetzung, dafs die absolute Temperatur der Weltraumgase und ebenso ihre Dichte nicht mit dem Quadrat, sondern mit dem einfachen Verhältnis des Abstandes von der Sonne abnehme, ergab sich für die Planeten aus der Bedingung für die widerstandslose Bewegung im widerstehenden Mittel eine Übereinstimmung mit den Keplerschen Gesetzen und es liefs sich daraus erklären, dafs die Planeten sich reibungslos in der Weltatmosphäre bewegen, während die Kometen bei auch nicht gröfserer Geschwindigkeit einen Reibungswiderstand scheinbar überwinden müssen, welcher sich durch das Leuchten des Kometenschweifes kund gibt. Es kann darauf verwiesen werden, dafs viel Ähnlichkeit besteht zwischen einer Photographie, die den Luftwiderstand eines Geschosses kenntlich macht und dem Bilde eines Kometen.

Die Erscheinungen an den Seilen bei hoher Geschwindigkeit haben viel Ähnlichkeit mit den Erscheinungen, welche an einem Kreisel beobachtet werden können. Neigt man die Axe eines Kreisels, der so unterstützt ist, dafs sein Schwerpunkt aufserhalb des Stützpunktes liegt, gegen die Vertikale, so übt die Schwerkraft ein Drehmoment aus, welches die Axe desselben umlegen will. Es tritt nun bekanntlich bei hoher Umfangsgeschwindigkeit des Kreisel ein stationärer Zustand ein, bei welchem dieser Einfluſs der Schwerkraft scheinbar aufgehoben ist und eine sekundäre Bewegung der Axe erfolgt, welche man Präzessionsbewegung nennt, nach ähnlichen Erscheinungen an den Planeten. Dafs jedoch diese Vorgänge bei den Planeten und speziell bei der Erde, sich so einfach mit der Kreiselbewegung vergleichen lassen, wie dies in vielen Lehrbüchern der Physik geschieht, scheint mir zweifelhaft. Es wird ungefähr gesagt, man denke sich einen Punkt der Erdaxe auf der Ekliptik gleitend unterstützt und der Mittelpunkt der Sonnenanziehungskraft liege aufserhalb dieses Stützungspunktes, so ist die Erde als Kreisel zu betrachten. Der genannte Stützpunkt sei übrigens der Mittelpunkt der Fliehkräfte aller Massenteilchen der Erde. Ich bemerke hierzu,

dafs bei dieser Annahme die Bewegung des Mittelpunktes der Sonnenanziehungskraft in einer zu dieser Kraft senkrechten, äquipotentiellen Ebene erfolgen müfste, so wie der Kreiselschwerpunkt sich in einer horizontalen, zur Schwerkraft senkrechten Ebene bewegt. In diesem Falle würde der Neigungswinkel der Erdaxe zur Ekliptik sich ändern müssen, so dafs mit der Zeit der Nordpol der Erde zum Südpol würde.

Auf diese Weise wären allerdings die Erscheinungen der sogenannten Eiszeit leicht zu erklären, wenn nicht die Beobachtungen der Astronomen mit obigem in Widerspruch ständen.

Wenden wir uns nun im weiteren dem Begriff der Kraft zu. Es scheint nach den früheren Betrachtungen auch die Kraft, die mit der Bewegung der Massen in innigem Zusammenhang steht, nur ein relativer Begriff zu sein und man dürfte daher keine absolute Kraft annehmen, wie es bei der Anziehungskraft der Massen geschieht, allerdings mit der Einschränkung, dafs dieselbe nur durch die Wechselwirkung zweier Massenteilchen zur Wirkung komme.

Nach unserer Erfahrung wird folgender Satz als allgemeingültig angenommen: Jeder Kraft entspricht eine gleichgrofse Gegenkraft. Dieser Satz bietet schon bei einfachen Fällen der Statik oder Dynamik für die strenge Logik Schwierigkeiten. Hierzu sagt Hertz Einl. S. 6: »Es erscheint fast unmöglich, dafs man daran denke, logische Unvollkommenheiten aufzufinden in einem Systeme, welches von unzähligen und von den besten Köpfen immer und immer wieder durchdacht worden ist. Aber ehe man hierauf hin die Untersuchung abbricht,wird man fragen müssen, ob auch alle und ob die besten Köpfe immer von dem Systeme befriedigt gewesen sind. In jedem Falle mufs es billig gleich im Anfang wunder nehmen, wie leicht es ist, Betrachtungen an die Grundgesetze anzuknüpfen, welche sich ganz in der üblichen Redeweise der Mechanik bewegen und welche doch das klare Denken unzweifelhaft in Verlegenheit setzen. Versuchen wir dies zunächst an einem Beispiel zu zeigen. Wir schwingen einen Stein an einer Schnur im Kreise herum; wir üben dabei bewufstermafsen eine Kraft auf den Stein aus; diese Kraft lenkt den Stein beständig von der geraden Bahn ab, und wenn wir diese Kraft, die Masse des Steines und die Länge der Schnur verändern, so finden wir, dafs die Bewegung des Steines in der Tat stets in Übereinstimmung mit dem zweiten Newtonschen Gesetze erfolgt. Nun aber verlangt das dritte eine Gegenkraft zu der Kraft, welche von unserer Hand auf den Stein ausgeübt wird. Auf die Frage nach dieser Gegenkraft lautet die jedem geläufige Antwort: es wirke der Stein auf die Hand zurück infolge der Schwungkraft, und

diese Schwungkraft sei der von uns ausgeübten Kraft in der Tat genau entgegengesetzt gleich. Ist nun diese Ausdrucksweise zulässig? Ist das was wir jetzt Schwungkraft oder Centrifugalkraft nennen, etwas anderes als die Trägheit des Steines? Dürfen wir, ohne die Klarheit unserer Vorstellungen zu zerstören, die Wirkung der Trägheit doppelt in Rechnung stellen, nämlich einmal als Masse, zweitens als Kraft? In unsern Bewegungsgesetzen war die Kraft die vor der Bewegung vorhandene Ursache der Bewegung. Dürfen wir, ohne unsere Begriffe zu verwirren, jetzt auf einmal von Kräften reden, welche erst durch die Bewegung entstehen, welche eine Folge der Bewegung sind?«

Da sich Kraft und Gegenkraft stets das Gleichgewicht halten, kann man unterscheiden zwischen solchen Kräften, die bei den dynamischen Erscheinungen zur Wirkung kommen und eine Bewegungsänderung hervorrufen, das ist die Beschleunigungskraft und der Trägheitswiderstand und solchen, die bei den statischen Erscheinungen nicht zur Wirkung kommen, das ist Druck und Gegendruck. Es gibt jedoch auch solche, die zu den dynamischen Kräften gehören und Beschleunigungen hervorrufen, die nicht als Bewegungsänderung, sondern nur als Richtungsänderung der Bewegung zur Geltung kommen, wie bei der Centrifugalkraft und der Fliehkraft. In allen drei Fällen ruft die Trägheit der Massen oder der Zusammenhang derselben einen Widerstand oder eine Gegenkraft hervor. Es müssen aber stets beide Kräfte, Kraft und Gegenkraft, als gleichzeitig auftretend und verschwindend, nie eine ohne die andere betrachtet werden. Bei der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, welche nach obigem bei scheinbar gleichen Kraftwirkungen sich ergeben, wie erstens Gleichgewicht der Lage oder des Bewegungszustandes, zweitens wie Bewegungsänderung und drittens Richtungsänderung, ist es nicht ausgeschlossen, dafs noch andere Erscheinungen möglich sind bei denselben Kräftewirkungen, die vielleicht in den Erscheinungen, auf welche bei Gelegenheit der Besprechung der widerstandslosen Bewegung im widerstehenden Mittel hingewiesen wurde und auf die wir noch zurückkommen wollen, zu suchen sind.

Um nun zu erwägen, warum man schliefst, dafs die Kräfte die letzten Ursachen der Veränderung sind, müssen wir noch einmal zum Begriff der Bewegung zurückkehren. Newton sagt in seinen mathematischen Prinzipien der Naturlehre S. 39 und 40: »Die Ursachen, durch welche sich die wahren und die relativen Bewegungen gegenseitig unterscheiden, sind die Kräfte, die zur Erzeugung der Bewegung auf die Körper ausgeübt werden. — Die Wirkungen, durch

welche man die absoluten und relativen Bewegungen voneinander unterscheidet, sind die Fliehkräfte hinsichtlich der Axe einer rotierenden Bewegung. Denn in einer blofs relativen Kreisbewegung sind solche Kräfte nicht vorhanden, in einer wahren und absoluten aber gröfser oder kleiner je nach der Bewegungsgröfse.« Es hat demnach vor allem die Fliehkraft oder das Gesetz der Trägheit bei der Beobachtung der Bewegung der Weltkörper zur Annahme einer Anziehungskraft der Massen geführt. Aus diesen Betrachtungen und aus Versuchen hat man die Wirkung der Massenträgheit bei einer Richtungsänderung der Bewegung gefunden als Kraft, welche proportional ist der Masse, dem Quadrat der Geschwindigkeit und verkehrt proportional dem Radius der Bahnkrümmung. Andere als die angeführten Wirkungen der Massenträgheit sind bisher nicht in unserer Erfahrung gelegen, oder noch nicht als solche erkannt worden. — Wie man nun aus den Erscheinungen der sichtbaren Massenbewegung auf die Erscheinungen der Molekularbewegungen oder der Weltkörper schliefst, so kann man auch umgekehrt aus den Erscheinungen der Molekularveränderungen auf Massenbewegungserscheinungen schliefsen. Die Wärmeerscheinungen sind auf Molekularbewegungen zurückgeführt worden. Hertz sagt (S. 31 ebd.): »Die Kräfte der Wärme hat man mit Sicherheit auf die verborgenen Bewegungen greifbarer Massen zurückgeführt.«

Wir finden bei den Wärmeerscheinungen kritische Temperaturen und Drücke, bei welchen sich die Aggregatzustände verändern und gleichzeitig bedeutende Veränderungen der Molekularverhältnisse eintreten.

Wir können daraus auf kritische Geschwindigkeiten der kleinsten Massenteilchen schliefsen, bei welchen Erscheinungen eintreten, deren Zurückführung auf bekannte mechanische Gesetze noch nicht durchgeführt wurde, oder neue mechanische Gesetze erfordern. Es scheint bei den Aggregatzustandsänderungen, dafs die Bewegungsgröfse der Massenteilchen erhöht wird und dafs bei einer kritischen Geschwindigkeit der Abstand der Teilchen sich verändern kann. Man könnte also die Annahme machen, dafs durch das Beharrungsvermögen der bewegten kleinsten Teilchen beide Kräfte gleichzeitig, Anziehungskraft und Fliehkraft, hervorgerufen werden. Die erste vielleicht durch die Rotation der Teilchen um ihre eigene Axe, die zweite durch die Bewegung in krummlinigen Bahnen. Daraus würde sich ein Zusammenhang ergeben zwischen der Eigenrotation und der Bewegung der Teilchen in ihren Bahnen. Ob ein solcher Zusammenhang besteht und ob sich derselbe auch für die Bewegung der Weltkörper feststellen lassen wird, kann noch nicht entschieden werden.

Auf die Eigenrotation der Teilchen kann man aus folgenden Umständen schliefsen. Bei der Verdampfung eines Stoffes teilt man die gesamte Verdampfungswärme in eine innere und eine äufsere latente Wärme und nur ein kleiner Teil der zugeführten Wärme kann als äufsere Arbeit ausgenützt werden.

Man hat die Expansionsspannung der Dämpfe oder Gase, welche eine Arbeitsleistung bewirken kann, aus der Annahme erklärt, dafs die Teilchen eine fortschreitende Bewegung haben, die mit der Temperatur sich ändert. Doch liefs sich daraus die verlorene oder verborgene Wärme nicht vollständig erklären und es ist naheliegend, diese wenigstens zum Teil einer Eigenrotation der Massenteilchen zuzuschreiben. Bei der Erwärmung der festen und flüssigen Körper wird noch ein geringerer Teil der Wärme durch Ausdehnung in Arbeit verwandelt und es scheint daher, dafs hier noch mehr Wärme zur Erhöhung der Eigenrotation der Teilchen aufgewendet wird, als bei gasförmigen Körpern.

Hat man kritische Geschwindigkeiten gefunden, durch welche neue mechanische Wirkungen hervorgerufen werden, so macht sich vielleicht die Annahme eines besonderen gewichtslosen Äthers entbehrlich. Es können diese Geschwindigkeiten bei weiteren Zustandsänderungen, wie solche bei den elektrodynamischen Erscheinungen anzunehmen sind, sehr grofs sein, was aus den neuesten Beobachtungen auf diesem Gebiete als wahrscheinlich sich ergibt. Bei so hoher Rotations- und Fortpflanzungsgeschwindigkeit wird aber wahrscheinlich die Wirkung der Schwerkraft ganz oder teilweise aufgehoben, so dafs die Massenteilchen dann unwägbar werden. Hierzu ist der Übergang durch die gasförmigen Körper gegeben. Ein fester Körper kann im luftleeren Raum ohne weiteres gewogen werden, ein Gas jedoch nur wenn es in einem Gefäfs eingeschlossen ist. Man denke sich nun, die Moleküle des gasförmigen Körpers haben die Fähigkeit wie Kathoden oder Röntgenstrahlen die Gefäfswände zu durchdringen, so ist dieser gasförmige Körper unwägbar, oder es würde das Gewicht des eingeschlossenen Gases allmählich abnehmen. Es mufs Stoffe geben, die den Übergang von der Gasform zur gewichtslosen Form der Materie bilden, wenn in der Natur keine Sprünge vorkommen sollen. Hierbei ist die Beziehung auch umkehrbar, dafs mit der Aufhebung der Schwerkraftwirkung auf die Massenteilchen gleichzeitig die Durchdringung der Gefäfswände eintritt, denn man kann annehmen, dafs die Schwerkraft und die Molekularkräfte gleichen Ursprunges sind und gleichzeitig unwirksam werden.

Diese Teilchen der Materie, welche wir dynamische Massen-

teilchen oder Kraftteilchen nennen wollen, sind es wohl auch, die als verborgene Massen bezeichnet werden, auf welche Hertz hinweist (a. a. O. S. 31): »Durch Maxwells Verdienst ist die Vermutung fast zur Überzeugung geworden, dafs wir in den elektrodynamischen Kräften die Wirkung der Bewegung verborgener Massen vor uns haben. Lord Kelvin rückt die Möglichkeit dynamischer Erklärungen der Kräfte mit Vorliebe in den Vordergrund seiner Betrachtungen; in seiner Theorie von der Wirbelnatur der Atome hat er ein dieser Anschauung entsprechendes Bild des Weltganzen zu geben versucht.«

Wir schliefsen weiter, die sichtbaren Gebilde der Erscheinungswelt werden gebildet von Massenteilchen, die Gruppen von einem mehr oder minder stationären Zustand bilden. Das Beharrungsvermögen bewirkt die Andauer dieses Zustandes. Die Teilchen wirken teils durch Berührung, teils durch Vermittlung dynamischer Massenteilchen aufeinander und können aus dem stationären Zustande allmählich oder plötzlich herausgebracht werden und zwar um so schwerer, je mehr Massenteilchen die gleiche Bewegungsrichtung besitzen und um so schneller, je mehr Massenteilchen auf einmal entgegenwirken. Die dynamischen Massenteilchen scheinen durch direkten Stofs oder durch Reibung auf die ponderablen Massenteilchen einzuwirken und deren Bewegung dadurch verändern zu können. Darauf sind vielleicht die Jonenbewegungen zurückzuführen.

Ein vollkommen stationärer Zustand ist wohl niemals vorhanden. Es wird daher auch kein reines Gleichgewicht im Sinne der Statik bestehen, sondern stets sind Molekularwirkungen mitbeteiligt. Wenn sich also ein Körper in Ruhe befindet, so leisten doch die Molekularwirkungen Arbeit. Hiervon kann man sich überzeugen, wenn man ein Gewicht bei horizontaler Lage des Armes freischwebend erhält und man wird bald an der Ermüdung die aufgewendete Molekulararbeit merken. Auf diese läfst sich wohl auch die Veränderung der Struktur des Eisens zurückführen, welche entsteht, wenn Eisenkonstruktionen andauernden oder häufigen starken Belastungen ausgesetzt sind. Die Wirkungen der elastischen Kräfte haben grofse Ähnlichkeit mit den Beharrungserscheinungen an einem Kreisel oder Seil bei hoher Geschwindigkeit. Es ist wahrscheinlich, dafs das Beharrungsgesetz auch für die dynamischen Massenteilchen gilt, wie aus den Erscheinungen des Lichtes und der Elektrizität geschlossen werden kann und vielfach bei den mathematischen Behandlungen dieser Gebiete angenommen wurde. Dasselbe ist auch bei den chemischen Prozessen von Bedeutung und spielt endlich auch bei den

Vorgängen unseres Seelenlebens eine Rolle, wie Herbart bei der Behandlung der Vorstellungen angenommen hat. In neuerer Zeit bedienen sich viele Forscher der Naturwissenschaften bei ihren Untersuchungen auf verschiedenen Gebieten derselben der Annahme bewegter Moleküle oder Jonen und haben dadurch vielfach Erfolge erzielt. Doch so lange die mechanischen Gesetze, nach welchen diese Bewegungen vor sich gehen, nicht vollständig ergründet sind, bleibt uns der Zusammenhang und die Zusammenwirkung der Moleküle ebenso verborgen, wie der Bau und die Kräftewirkung der Planeten und Sonnensysteme. (Schluſs folgt.)

Der Idealismus als Bildungs- und Lebenselement

Eine sozialpolitische Studie auf historischer Grundlage

von

Dr. **Rudolf Heine**, Realschul-Direktor i/R.

Wir stehen bekanntlich in dem Zeitalter der sogenannten grofsen sozialen Frage, die man ganz im allgemeinen als ein Gewirr gesellschaftlicher Schwierigkeiten bezeichnet hat. Die soziale Frage ist geradezu das rote Glas genannt, durch welches man heute die ganze Weltlage und jede einzelne darin auftauchende Frage und Aufgabe betrachtet. Nicht als ob es früher keine sozialen Fragen gegeben hat. Es hat zu allen Zeiten solche gegeben, wenigstens so lange als es eine Kulturwelt gibt. Schon die Gesetzgeber früherer Zeiten hatten solche Fragen zu lösen. Man denke z. B. nur an die römischen Gracchen. Aber gerade in unseren Zeiten macht sich die sogenannte soziale Bewegung in viel tiefer gehender Weise bemerkbar als früher. Wie kommt das? Ein jedes Kulturvolk hat ein gewisses Nationalvermögen. Darunter versteht man die Gesamtheit dessen, was es an materiellen und geistigen Gütern und Kräften besitzt. In früheren Zeiten war infolge der einfacheren Kulturverhältnisse die naturgemäfse und vernünftige Verwendung und Bewertung dieser Güter eine viel leichtere. Heutzutage aber sind alle Verhältnisse und namentlich die Wirtschaftsverhältnisse viel kompliziertere und schwerer übersehbare geworden. Infolge der aufserordentlichen Erleichterung des Verkehrs sind die Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Staatsgemeinschaften viel mannigfaltiger geworden. Die heutigen Wirtschaftsverhältnisse haben mit einem Welthandel, mit einem Weltmarkt zu rechnen, der aber nicht eine friedliche Wirtschaftsgemeinschaft zur wechselseitigen Til-

gung der Fehlbedürfnisse bildet, sondern geradezu ein Schlachtfeld der Konkurrenz der Kulturvölker zu nennen ist; mit einer Grofsindustrie, d. h. mit einem ins Immense gesteigerten Maschinenbetrieb haben wir es zu tun, mit einer sogenannten Geldwirtschaft, welche das Mittel zur Arbeit liefert, und vor allem auch mit einer ganz gewaltigen Zunahme der Bevölkerung. So hatte Berlin zu Anfang des 19. Jahrhunderts nur 197000 Einwohner, heute über 1500000; Dresden hatte 1815: 30000 Einwohner, heute über 300000; Köln hatte 1816: 52000 Einwohner, heute gegen 300000; Kassel hatte 1834: 27000 Einwohner, heute gegen 100000; Erfurt zählte 1816 nur 18000 Einwohner, heute: 80000. Wie gemütlich damals die Verhältnisse lagen, zeigt u. a. folgende Tatsache. 1821 wurde in Berlin auf dem Wedding die sogenannte Weddingschule eröffnet mit 12 Schülern bezw. Schülerinnen und zum Lehrer und Vorsteher der Leutnant Friedrich berufen, der in den Freiheitskriegen als freiwilliger Jäger und später als Artillerie-Offizier sich ausgezeichnet hatte; von jedem Schulkinde erhielt er monatlich $7\frac{1}{2}$ Sgr.; zugleich war er Totengräber auf dem Weddingkirchhofe. Solche einfachen patriarchalischen Zustände sind heutzutage in den Grofsstädten nicht mehr zu finden. Heute befinden sich auf dem Wedding mehr als 18 Gemeindeschulen mit mehr als 300 Klassen. Eine weitere Schwierigkeit bietet die starke Verschiebung der Bevölkerung zwischen Stadt und Land, oder wie man auch wohl sagt, der Zug vom Lande in die Stadt. Früher wufste sich die geringe Stadtbevölkerung durch gewerbliche Tätigkeit wohl zu ernähren. Auch das Land bot für die geringe Zahl der Bevölkerung genügenden Nahrungsunterhalt. Es gab früher überhaupt nur drei sogenannte Stände; heute hat sich ein weiterer Stand, wenn man will, ein fünfter Stand gebildet: die Klasse der Fabrikarbeiter. Es sind nämlich viele vom Lande in die Stadt gezogen und arbeiten in den Fabriken. Von Fabriken kann man eigentlich erst reden, seitdem die Dampfkraft im Laufe des 19. Jahrhunderts in den Dienst der menschlichen Tätigkeit gestellt ist und für die Gütererzeugung der Maschinenbetrieb verwendet wird. Dadurch können die für den Lebensunterhalt und den Lebensgenufs bestimmten Güter viel schneller und billiger hergestellt werden. Infolgedessen hat sich natürlich auch der Verbrauch solcher Güter sowie die Nachfrage nach Arbeitskräften sehr gesteigert. Den ungeheuren Aufschwung in dieser Beziehung mag ein ganz unscheinbares Fabrikerzeugnis zeigen: die Stecknadel. Die gröfseste Stecknadelfabrik der Welt in Birmingham in England lieferte vor ungefähr 10 Jahren täglich 37 Millionen Stecknadeln, die Stecknadelfabriken

von ganz Deutschland lieferten täglich 84 Millionen Stecknadeln im Werte von 20000 Mark. Die Fabriken brauchen viele Arbeitskräfte. So leben in Deutschland über 20 Millionen Menschen auf städtischem Pflaster und auf Schlackenfeldern; auf diesen aber wächst ihnen weder Korn noch Wein, wie ihren Vorfahren auf dem Lande. Um ihre Nahrung sich zu kaufen, müssen sie Gold haben; um Geld zu erhalten, müssen sie arbeiten. Ob sie aber immer arbeiten können oder dürfen, das hängt von einer unheimlichen Macht ab, von dem Weltwirtschaftsmarkte, von der sogenannten Weltkonjunktur, wie man sagt, d. h. ob ihre Waren hinreichenden Absatz finden in dem Vaterlande oder im Auslande. Denn die Fabriken häufen sich immer mehr, so dafs leicht eine Überproduktion an Waren eintreten kann. Dadurch entsteht natürlich eine grofse Unsicherheit der Existenz für diese Leute. Unter unseren heutigen Verhältnissen läfst sich aber für das einzelne Individuum wie für den Einzelstaat die wirtschaftliche Lage viel schwerer übersehen, und gar leicht können Stockungen im Wirtschaftsleben eintreten. Tatsächlich treten sie dann auch öfter ein, es entstehen sogenannte Krisen, die von ganz unberechenbaren Folgen sich erweisen. Man hat daher die soziale Frage mit Bezug auf diese beiden Hauptübel, Stockung des Absatzes und Mangel an Arbeitsgelegenheit, als die Frage definiert: unter welchen Bedingungen wird es nie einem Teil der Menschen an Arbeit fehlen?

So scheint die soziale Frage in erster Linie eine Lösung von volkswirtschaftlichen Schwierigkeiten zu erheischen. Daran arbeiten denn auch die Staatsmänner und Fachgelehrten mit grofsem Eifer. Aber damit ist noch nicht alles geschehen. Unsere Wohlfahrt auf Erden, unser Glück und unsere Zufriedenheit hängt von äufseren materiellen Faktoren nicht allein ab. Alle Fortschritte einer materiellen Kultur machen die Menschen doch schliefslich nicht glücklich und zufrieden. Der durch die enormen Fortschritte der Technik hervorgerufene Aufschwung der Industrie hat in dem Leben der menschlichen Gesellschaft auch eine aufserordentliche Steigerung der Lebensbedürfnisse wie der Ansprüche auf Genufs gehabt, die vielfach bedenkliche Zeichen eines inneren sittlichen Verfalles in breiten Volksschichten erkennen läfst. Damit wird aber die soziale Frage zugleich zu einer sittlichen Frage. Diese Seite der sozialen Frage hat die Wege der sittlichen Erziehung und sittlichen Ertüchtigung des Volkes ins Auge zu fassen. Eine wichtige Aufgabe für alle Berufenen wird es in diesem Betracht immer sein, auf eine geeignete Erziehung und Bildung in allen Schichten der Bevölkerung hinzuarbeiten, die zu einer sittlichen Erneuerung im Sinne

und Geiste des Christentums tüchtig macht, dafs Männer und Frauen herangebildet werden, die fest im Glauben an die Menschheitsidee, durch edle Selbstverleugnung und werktätige Liebe im Kampfe des Lebens sich bewähren. Sehr treffend hat ein scharfsinniger Beobachter unserer sozialen Verhältnisse gesagt: Die soziale Frage findet ihre Lösung nicht so sehr durch Kirche oder Staat, als vielmehr durch die sittliche Kraft und individuelle Liebe unendlich vieler einzelner, von denen jeder in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise das tun, was ihm speziell auferlegt ist, sein Pfund aber weder vergraben noch vertauschen mufs. Und unser deutsches Vaterland kann stolz sein, zu allen Zeiten leuchtende Vorbilder in ausreichender Zahl besessen zu haben, die man dem lebenden Geschlechte als nachahmenswerte Muster hinstellen kann. Schauet ihren Wandel und folget ihren Fufstapfen nach! Worte lehren, Beispiele ziehen. Der Hinblick auf die nachahmungswerten Taten edler Männer bewirkt eine sittliche Kraftsteigerung. Tut, was ihr lehret, rufen die Spötter. Hier wollen wir ihnen Taten zeigen, deren segensreiche Folgen sich durch länger als ein Jahrhundert hindurch bis auf die Gegenwart nachweisen lassen, welcho die Wahrheit der Behauptung bestätigen, dafs »Glaubo und Idealismus noch immer die stärksten Mächte gewesen sind und sich noch immer siegreich in der Welt durchgesetzt haben«. Sie bieten zugleich eine Probe der Leistungen im Berufe, wie sie jüngst ein strenges, aber sehr wahres Wort von berufenster Seite gefordert hat: »Die Leistungen der Berufe müssen höhere werdon, um den Fortschritt der Kultur herbeizuführen, damit die Menschheit der ihr durch den Fortschritt der materiellen Kultur gestellten Aufgaben im sittlichen Leben Herr werde. Ein Volk, das für diese Aufgaben die Kräfto nicht aufbringen kann, mufs sich begraben lassen odor in Sklaverei begeben, um nur noch der mechanischon Arbeit zu dienen« (Prof. Constantin Rössler). Es sind die Taten eines Mannes, der nicht auf einem Königsthrone gesessen, nicht auf dem Schlachtfelde oder dem Gebiete der Wissenschaft sich Lorbeeren errungen hat, der aber dennoch einem Könige gleicht, tapfer wie selten ein Feldherr war und mehr als Gelehrsamkeit besafs, vom Scheitel bis zur Sohle ein ganzer Mann, ein Mann, der das Herz auf dem rechten Flecke hatte, ein Mann, wio wir deren auch heute recht viele brauchen können und bekommen müssen, wenn wir solche nicht mehr haben sollten. Mitten in das Leben unseres deutschen Volkes unweit des Getriebes einer Haupt- und Residenzstadt lange Jahre hindurch hineingestellt, hat er gründlich des Volkes Eigenart und seine Bedürfnisse in breiten Schichten der Bevölkerung kennen ge-

lernt. Er kennt sie alle, die Grofsen wie die Kleinen, die Gelehrten wie die Ungelehrten, wie sie es meinen und wie sie es treiben. Und vermöge der ihm eigenen Gabe objektiven Blicks und Urteils, wie sie gerade einem vom rechten Geiste des wahren Christentums durchdrungenen Gemüte eignet, war es ihm möglich, die Dinge in der Welt wirklich zu sehen, wie sie sind, immer der Sache auf den Grund zu gehen und unbeirrt durch irgend welche Rücksichtnahmen sie zu prüfen. Und da im letzten Grunde die innersten Triebfedern des Lebens innerhalb der menschlichen Kulturwelt immer dieselben bleiben, so sind die von ihm gesammelten Erfahrungen auch für uns von geradezu unschätzbarem Werte.

Dieser ausgezeichnete Mann, von dessen Tätigkeit ich berichten will, heifst Joh. Friedr. Flattich. Er hat in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts in Württemberg als Seelsorger, Volkslehrer und Erzieher mit ganz bedeutendem Erfolge gewirkt. Von ihm besitzen wir auch einige Schriften pädagogischen wie sozial-ethischen Inhalts, die aber nicht in erster Linie für die Öffentlichkeit bestimmt waren. Dennoch waren sie in fremde Hände gelangt, in weiteren Kreisen bekannt geworden, und hatten Beifall gefunden. Gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts sind sie durch den Druck veröffentlicht worden. Aber die bisherigen Publikationen sind unvollständig und in der Textgestaltung ziemlich willkürlich; eine eigentlich philologisch-kritische Ausgabe der Schriften Flattichs gibt es noch nicht. Es ist daher sehr zu bedauern, dafs seine Originalschriften in privaten Händen zerstreut und nicht einer öffentlichen Bibliothek einverleibt sind. Nach längerem beschwerlichem Suchen gelang es mir vor einer Reihe von Jahren einen Teil der Flattichschen Schriften als in Jerusalem bei einem Nachkommen aus einer Seitenlinie befindlich ausfindig zu machen. Es ist dies der frühere Direktor des Lyceums Tempelstift in Jerusalem, Christoph Hoffmann, der Begründer der württembergischen Tempelgemeinden (der ersten deutschen Gemeinden) in Palästina, die heute in grofser Blüte stehen und wesentlich den Bau der Eisenbahn von Jafa nach Jerusalem gefördert haben.

Joh. Friedr. Flattich wurde am 3. Okt. 1713 zu Beyhingen am Neckar als Sohn des württembergischen Amtmannes und Tutelarrates Flattich daselbst geboren. Ein Herausgeber Flattichscher Schriften, der Dekan Ledderhose, nennt ihn Titularrat, aber unrichtig; in dem mir vorliegenden, noch ungedruckten Stammbaum der Familie steht ausdrücklich Tutelarrat; er hatte die Pflegschaftssachen. Man sagt wohl: Das Kind ist des Mannes Vater. Dafs das Wort seine Berechtigung hat, kann auch das Beispiel Flattichs

zeigen. Den furchtlosen, durch einen energischen Willen ausgezeichneten Mann verrät schon der Knabe. Einst befand sich die Mutter mit dem Kleinen allein in der Stube, in welcher sie mit Butterbereitung beschäftigt war. Als sie das Butterfafs hinter den Ofen gestellt hatte, wird sie plötzlich aus der Stube gerufen. Beim Verlassen des Zimmers schärft sie dem Kleinen ein: »Fritzle, guck, dort hinter dem Ofen sitzt ein Buzemann; rühre mir ja den Buzemann nicht an, sonst beifst er dich!« Diese Warnung machte jedoch einen ganz andern Eindruck auf den Fritzle, als die Mutter gedacht hatte. Flugs wird ein Stock gesucht und ein Ansturm gegen den Ofenwinkel unternommen »Wart', du wüster Buzemann, willst du fort!« ist das Schlachtgeschrei, während er seine Streiche gegen die Ofenecke führt, — und das Fafs begräbt den Inhalt mit seinen Trümmern. O Schrecken der Mutter bei ihrer Wiederkehr! Welchen Schaden hat der böse Fritzle angerichtet! Er soll ausgezankt werden, läfst sich aber ob seiner Heldentat gar nichts drein reden, sondern jubelt ein Mal über das andere triumphierend: »Mutter, ich hab doch den wüsten Buzemann fortgeschlagen!« Der Vater wufste übrigens dem bisweilen etwas ausgelassenen Knaben Zügel anzulegen und hielt ihn in strenger Zucht, wofür der Sohn ihm später sehr dankbar war. Von der Erziehungsweise des Vaters erzählt uns der Sohn selbst ein Stückchen: »Als ich ungefähr 10 Jahre alt war, so war ich als Amtmannssohn etwas gewalttätig; ich warf den Leuten nach ihrem Geflügel und dergleichen. Die Leute klagten bei meinem Vater; er antwortete, er sei nicht immer um mich; es solle doch jedermann, dem ich etwas verderbe, mich selbst abstrafen; es sei ihm lieb, wenn ihm auch andere Leute seine Kinder hülfen zu ziehen. Das taten die Leute; sie straften mich ab, wenn ich etwas Unrechtes tat; und es kam keine Klage mehr vor meinen Vater. Da lernte ich von Jugend auf die einfachen Leute fürchten und war nicht grob gegen sie.« — In seinem 15. Jahre traf ihn ein harter Schlag. Der Vater starb und liefs Frau und Kind mittellos zurück. Aber ein treues, liebevolles Mutterherz war dem Knaben geblieben; das sparte und darbte, damit dem Sohne das gesteckte Ziel, dermaleinst als Seelsorger und Lehrer unter seinen Mitmenschen zu wirken, erreichbar würde. Bald ward die Sorge noch gröfser, da Fritz, um weiter zu kommen, nach Ludwigsburg auf die Schule gehen mufste. Auch dem Knaben ward es sauer genug, denn er hatte 4 Stunden auf dem Hin- und Rückwege zu pilgern, und die Kost war schmal. Ein Weck im Sack war das ganze Gut, welches er mitnahm. Beim Herrn Präzeptor in Ludwigsburg mufs die Kost auch nicht schr reichlich gewesen sein, denn

Flattich erzählte später, dafs er in Präceptors Hause öfter zur Sünde verleitet worden sei durch den Hunger, indem er heimlich im Keller vom Kindsbrei die dicke Haut abgezogen und gegessen habe. Daher duldete er denn auch später in seiner eigenen Pensionsanstalt niemals, dafs jemand Hunger litt. Seine Pensionäre konnten, so oft sie wollten, über den Brotknust gehen. Wenn sich dann seine Frau beklagte, dafs die Pensionäre übermütig seien und das Brot umher liegen liefsen, tröstete er sie mit den Worten: »Koche ihnen nur immer Brotsuppen davon, dann werden sie's bald bleiben lassen.« — So ging's gar hart her bis ins 16. Lebensjahr. Aber Flattich fand sich gut in die bittere Armut hinein, ja er lernte die Armut sogar schätzen. »Ich habe an meinem eigenen Exempel erfahren«, sagte er später einmal, »wie nützlich es mir gewesen ist, dafs mich meine Mutter rauh und in der Niedrigkeit aufgezogen hat, und ich habe es nachgehends mit Dank erkannt, weil ich nach meiner Natur in allerlei Lüste und Abwege geraten wäre, wenn meine Mutter mich nicht so hart gewöhnt hätte«. Daher sah er dann später darauf, dafs seine eigenen Pensionäre nicht von ihren Eltern verwöhnt wurden. Als z. B. einstmals der Pflegevater eines jungen Edelmannes, der bei ihm in Pension war, an Flattich schrieb, er möge seinem Pflegesohne nicht denselben Wein geben, wie den übrigen Zöglingen, sondern guten alten, den er gern bezahlen wolle, antwortete der Pensionsvorsteher, der wufste, was dem übermütigen Jünglinge gut war: »Ich will dem Pflegesohne lieber Essig zu trinken geben, denn er ist jetzt in den Jahren, in welchen die jungen Leute an und für sich schon sehr zu Ausschweifungen geneigt sind.« Er hatte vielfach reicher Herren Söhne in seiner Pension; und es kam öfter vor, dafs die Mütter die Söhnchen verzärteln und verwöhnen wollten. Einst hatte er einen Zögling, dem die Mutter fast alle Botentage eine Schachtel voll Schleckwerk (Näschereien) schickte. Als sie nun auf Besuch zu ihm kam, fragte er sie, ob sie auch Liebe zu ihrem Sohne habe. Sie betenerte, das könne sie versichern, dafs sie grofse Liebe zu ihrem Sohne habe. Da Flattich ihr dies nicht glauben wollte, meinte sie, wenn sie ihren Sohn nicht lieb hätte, würde sie ihm nicht so viel gute Sachen schicken. Damit kam sie aber schlecht bei dem Pensionsvorsteher an; er sagte ihr, das sei eine ganz falsche, ehrvergessene Liebe, denn ihre ganze Liebe erstrecke sich nur auf das Sinnliche. Als ihr Sohn im Amt und Würden war und seinen früheren Lehrer einmal besuchte, ward er von diesem gefragt, ob er es seiner Mutter auch noch danke, dafs sie ihn in jungen Jahren verwöhnt und zum Schlecken gewöhnt habe. Er antwortete ihm, gerade deshalb sei er seiner Mutter böse, denn

dadurch sei er in ein verschwenderisches und üppiges Leben gekommen, so dafs es ihm jetzt schwer falle, ein guter Haushalter zu sein. — Da der junge Flattich gut beanlagt war und seine Zeit eifrig benutzte, konnte er mit 16 Jahren in die Klosterschule zu Denkendorf aufgenommen werden. (Es war eine Art Gymnasium.) Hier hatte er einen sehr tüchtigen, aber auch strengen Lehrer, den berühmten Prälaten Joh. Albrecht Bengel, dessen Schriften noch heute in theologischen und christlichen Kreisen in Ansehen stehen. Wie strenge die Zucht war, zeigt folgender Vorfall: Der junge Fritz hatte sich einige Kreuzer gespart; da er gern Nüsse afs, kaufte er sich eines Tages für 12 Kreuzer ein Simri Nüsse. Das hörte der Prälat Bengel, liefs ihn kommen und stellte ihn ernstlich zur Rede: »Was denkt Er sich, dafs Er 12 Kreuzer ans Maul hängt? Als ich ins Kloster gekommen bin, haben mein Vater und ich mein Bett ins Kloster getragen, und mein Vater hat mir einen Groschen in den Sack gegeben, mit dem habe ich selbiges halbes Jahr langen müssen. Wenn ich wieder so etwas von Ihm höre, so lasse ich Ihn in den Karzer sperren!« Ein wenig hart und barsch war das gewifs, aber Flattich merkte doch, dafs es der Prälat Bengel gut mit ihm meinte, und er gewann ihn schliefslich sehr lieb, so dafs ihm nach 2 Jahren beim Übertritt in das höhere Kloster zu Maulbronn der Abschied von seinem braven Lehrer aufserordentlich schwer wurde. In der Klosterschule zu Maulbronn durfte er sich der Gunst des alten Klosterpräzeptors Lange erfreuen. Dieser schätzte ihn so hoch, dafs er ihm sogar die Aufsicht über die Studenten übertrug (so heifsen in Süddeutschland bekanntlich bereits die Gymnasiasten). Bewundernswert ist die Art und Weise wie er bereits als Jüngling bemüht war, sich in die rechte Selbstzucht zu nehmen. Die Übung in der rechten Selbstzucht ist bekanntlich die schwierigste Arbeit für die Menschenkinder auf Erden; daher kann sie nicht frühzeitig genug beginnen. Ein gutes Buch gewährte ihm eine gute Anleitung zu dieser schwierigen Aufgabe, wie er selbst erzählt: »Als ich im Kloster Maulbronn war, las ich in einem Büchlein: Das ist der gröfseste Herr, der über sich selbst Herr ist. Weil das nun oft beim Essen vorkomme, dafs man sich überwinden könne, so solle man deswegen da anfangen. Das tat ich. Deswegen brauchte ich im Kloster wenig Geld.« Gut vorbereitet bezog Flattich im Jahre 1733 die Universität Tübingen, um Theologie zu studieren. Daneben widmete er sich mit Liebe auch mathematischen und philosophischen Studien. Da er Aufnahme im herzoglichen theologischen Stift gefunden hatte, war er hinsichtlich der Ordnung des Studienganges an die im Stift übliche gebunden. Im ersten Semester pflegte man Philo-

logie und Geschichte zu betreiben; dann ging man zur Philosophie über; man trieb Logik und Psychologie; schliefslich kamen die eigentlichen theologischen Fächer. Der Lehrgang war auf 4 Jahre berechnet. Jeder Student mufste halbjährlich 2 wiss. Aufsätze anfertigen; am Schlufs eines jeden Semesters fand ein schriftliches und ein mündliches Examen statt. Seinen Studien lag Flattich mit so grofsem Eifer ob, dafs er sich die Achtung der Professoren erwarb und von ihnen sogar als Informator (Erzieher) in würdige Familien empfohlen wurde. Schon auf der Universität gewann er den Unterricht der Jugend ganz besonders lieb. Die heilige Schrift war es, durch welche er besonders auf den Unterricht der Jugend hingewiesen zu werden glaubte. Sie verlangt, dafs wir uns in der Liebe üben und dem Nächsten dienen. Keinen schöneren Dienst aber schien es ihm zu geben, als den man im Unterrichte der Jugend erweisen kann. Nur wer wirklich dem Nächsten dienen will und dient, kann auf ein langes Leben rechnen und lebenslang sich freuen. Sehr schön sagt er einmal: »Ich habe als Student viele Leute umsonst unterrichtet, nur weil ich dienen wollte. Deswegen müssen viele Leute bald sterben, weil sie nicht dienen und nichts verbessern. Gott läfst freilich auch hin und her einige Gottlose alt werden, welche aber lauter Verdrufs sind, so dafs ihnen ein langes Leben zur Last ist. Der Mensch lebt fast ebensoviel von der Liebe als vom Brote.« Im Jahre 1735 ward er Magister; 1737 bestand er das Staatsexamen und ward zunächst Pfarrvikar bei seinem Onkel Kapf in Hohenecck bei Ludwigsburg.

Das Studium scheint seine Leibesnatur sehr angegriffen zu haben. Nach seinen Mitteilungen zu urteilen, mufs er etwas schwächlicher Natur gewesen sein, während das aus späterer Zeit erhaltene Reliefbild ihn nur als einen kräftigen Mann von gedrungener Statur erscheinen läfst. Aus seiner Vikariatszeit hat er seinem Freunde, dem Pfarrer Hosch, folgende Mitteilung gemacht: »Weil Sie wissen wollen, ob ich auch Krankheiten erfahren habe, so melde ich Ihnen, dafs ich hierinnen habe vieles durchmachen müssen, nehmlich mit kalten Fiebern, hitzigen Krankheiten, Engbrüstigkeiten und beschwerlichen Hämorrhoidal-Zuständen. Besonders wurde ich schon in meinem 24. Jahre so hart an meinem Leibe angegriffen, dafs ich 5 Jahre lang nicht mehr studieren konnte. Daher ich mich auch, um nicht ganz unbrauchbar zu sein, aufs Informieren (Unterrichten) legte. Ich suchte mir durch den Gebrauch von allerlei Arzneimitteln zu helfen. Weil ich aber zu allem Glück nicht reich war, mufste ich alle Arzneimittel völlig aufgeben und mich auf die Geduld legen.« Dafs er

übrigens eine recht energische, willenskräftige Natur war, zeigt die Anwendung eines anderen Mittels, um seine Gesundheit zu stärken. Er ging nämlich lange Zeit hindurch täglich von Hoheneck nach Ludwigsburg zu einem Drechsler und arbeitete bei ihm tüchtig am Drehstuhl mit gutem Erfolge für sein körperliches Wohl. Als ein gehorsamer Sohn nach dem Worte der Schrift: »Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf dafs es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden« hat er sich noch als 27jähriger Vikar gezeigt. Damals trat die Verführung zum Streben nach hohen Dingen in glänzender Gestalt an ihn heran. Er mufs schon damals als ein tüchtiger Mann gegolten haben. Daher bot ihm ein hochgestellter vornehmer Herr eine Stellung als Erzieher seiner Kinder an mit der Aussicht auf eine demnächst zu besetzende Professur. Flattich wäre bereit gewesen; aber das treu sorgende Mutterherz wollte nicht, dafs er die Stellung eines Geistlichen mit einer weltlichen vertausche. Und der brave Sohn brachte der Mutter das Opfer, wenn auch mit schwerem Herzen, wie seine Aufzeichnungen zeigen. In seinem späteren Alter gesteht er: »Ich habe ihr (der Mutter) schon oft dafür gedankt. Damals habe ich's nicht eingesehen, denn die Hofmeister (Erzieher in vornehmen Häusern) werden leicht das üppige Leben gewohnt, das ihnen an Leib und Seele schadet.« Der Segen, den die heilige Schrift auf diesen Kindesgehorsam legt, sollte in seinem Leben in reichem Mafse zu Tage treten. Noch über das Grab dieses Gotteskindes hat er sich erstreckt auf Kinder und Kindeskinder und noch heute wird er vielen zu teil, die im Geiste zu seinen Füfsen sitzen und nach seinem Vorbilde wandeln. Ziemlich schnell erhielt er eine selbständige Pfarrstelle. Er wurde Garnisonprediger zu Hohenasburg. Sein Einkommen war allerdings gering, es betrug einen halben Gulden für den Tag. Damals waren indessen auch die Lebensmittelpreise sehr viel niedriger als heute, wie uns z. B. ein Küchenzettel aus dem Haushalte des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preufsen erkennen läfst. Damals kostete eine Mandel Eier 2 Groschen 3 Pfennige (heute 7—8 Groschen); ein Pfund Rindfleisch etwas über einen Groschen (heute 6—8 Groschen); ein Pfund Butter 3 Groschen (heute 1,20 M); nur Heringe müssen damals sehr teuer gewesen sein; der Preis für 8 Stück frische Heringe betrug 2 Taler 2 Groschen und 8 Pfennige; teuer genug war auch der Zucker; $1\frac{1}{2}$ Pfund wurden mit 7 Groschen und 6 Pfennigen bezahlt. Von diesem Wirtschaftsgegenstande wird Flattich jedenfalls nicht viel gebraucht haben, denn er war gegen alle Schleckereien und Näschereien. Manche Leute meinten, er müsse sich sehr einschränken,

wenn er überhaupt auskommen wolle. Aber er lebte ganz zufrieden und meinte, es habe kein Tagelöhner für den Tag einen halben Gulden, und er habe noch immer der Gnade Gottes dankbar zu sein. Und der Gnade Gottes hatte er es auch zu danken, dafs er sich helfen konnte; denn es nahmen Offiziere bei ihm Wohnung und Beköstigung, wurden ihm Pensionäre anvertraut, und vor allem ward ihm auch ein tugendsam Weib beschert, welches im Haushalte sich zu rühren verstand, so dafs er sich 5 Jahre lang der Hilfe einer Magd nicht zu bedienen brauchte. Übrigens mufste noch im Jahre 1854 der später berühmt gewordene Pädagoge Schulrat Dr. Karl Kehr seinen Haushalt mit 13 Talern Monatsgehalt beginnen.

Der sparsame Mann, der es in der Praxis des Lebens erfuhr und durch seine eigene Lebensführung betätigte, dafs der Mensch im Grunde genommen mit sehr wenigem haushalten und in glücklicher Zufriedenheit leben kann, kämpfte auch in seiner Gemeinde kräftig gegen die Unmäfsigkeit und gegen den Müfsiggang an. Als er sahe, dafs die Leute vielfach sich aufs Betteln legten, trat er offen dagegen auf: der wahre Christ dürfe nicht betteln; es stehe im Worte Gottes, dafs man im Schweifse seines Angesichts sein Brot sich erwerben solle und dann in Geduld auf Gottes Segen harren müsse. Aber einige arme Väter, die kluge Leute sein wollten, gingen eines Tages zu ihm, um ihn zurecht zu setzen: Ja, Herr Pfarrer, sagten sie, Er hat gut reden bei seinem guten Auskommen; sehe Er nur einmal zu, wie klein unser Stück Feld und wie gering der Ertrag ist; und doch sind unsere Kinder alle Tage hungrig und wollen essen. Dieses Auftreten mochte etwas herausfordernd erscheinen und Flattich jedenfalls nicht gefallen. Bei weltlicher Gesinnung beider Parteien wären jedenfalls die gröfsesten und unfruchtbarsten Händel entstanden. Der Pfarrer aber wufste sich zu mäfsigen; er gab ihnen zwar auch eine gute Antwort, aber im Hinweis auf den Glauben an den Gott, der auch seines Herzens Trost und sein Teil war: »Ihr Leute seht immer von Eurem Stückchen Acker nur die untere Seite an, und da seht Ihr freilich nichts wie Steine und dürre Erdenklöfse, seht aber nur auch einmal die obere Seite davon an! Das ist der Himmel, und der steht über Eurem Stücklein Feld ebenso grofs und so weit und breit da, als über unseres gnädigsten Herzogs Landen. Der liebe Gott hat nicht gesagt: Ich will blofs das Viele segnen, dafs es zulangen soll; mit so wenigem, als der Michel da auf seinem Streiflein Feld baut, lafs ich mich nicht ein, sondern mit sieben Gerstenbroten und ein wenig Fischlein speisete der Herr Christus 4000 Mann, und blieben noch sieben Körbe Brocken übrig, und ein andres Mal, wo nur fünf

Brote da waren, speisete er gar 5000 Mann damit und blieben noch zwölf Körbe voll Brocken übrig. Wenn Du recht aufmerkest, von welcher Seite Deines Ackers eigentlich das tägliche Brot und alles Gedeihen und Segen in demselben herkommt, so wirst Du bald sehen, dafs alles nicht von der unteren, sondern von der oberen Seite kommt. Wenn Du also betest und arbeitest und Gott vertraust, so wird Dir Dein klein Stück Land ebensoviel eintragen, als dem gnädigen Herzog sein grofses; nämlich so viel, dafs du ebensogut kannst satt werden wie er. Ihr Leute haltet's aber gar zu sehr mit dem Nimmerspar, dessen Hauslehre die ist: Ifs frisch darein, so lang Du kannst. Hast Du nichts mehr, so haben doch die anderen Leute. Wenn die Ernte herein und etwa auch das Schwein eingeschlachtet ist, so geht Ihr darauf los vom Morgen bis zum Abend und kommt vor lauter Essen nicht ordentlich zum Beten nnd Arbeiten. Und ist's alle, so lauft Ihr vor fremde Türen und bettelt. Gott will fleifsige und getrene Knechte auch im Haushalten, und solchen segnet er auch ihr Weniges reichlich, dafs sie noch anderen davon geben können.« So hatten sie nun ihre Lektion bekommen und konnten nachdenken und lernen. Aber auch der Seelsorger hatte eine Veranlassung zum Nachdenken und zum Lernen erhalten, und der nachdenkliche Flattich hat sie tüchtig benutzt. In seiner Lektion, die er erhalten hatte, standen verschiedene Paragraphen, deren Inhalt für die Gestaltung seines Berufslebens sehr wichtig war. In dem einen Paragraphen stand ungefähr dasselbe, was heute noch die armen Leute vielfach den Bemittelten zurufen: Tut, was ihr lehrt! Eure christliche Moral ist gut, aber euer eigenes Tun ist schlecht! Bei dem Reden durfte er es daher nicht lassen und tat es auch nicht. Also vorleben, zeigen und helfen! Das wollten diese Leute. Als Mann des praktischen Christentums, als rechter sozialer Praktiker, der sich auf die Lösung der sozialen Frage wohl verstand, suchte er fortan zu helfen. Freilich nicht mit Geld, denn er hatte selber keins; und davon hätte auf die Dauer auch ein grofser Haufen nicht genügt. Vielmehr ging er nun hin in die einzelnen Hütten und trat den wirtschaftlichen Fragen in dem Haushalte der einzelnen Gemeindemitglieder nahe; er überlegte und berechnete es mit den einzelnen Hausvätern, wie es wohl am besten einzurichten sei, wie sie ihr Land einträglicher machen und sonst noch auf ehrlichen Erwerb bedacht sein könnten. Allerdings gab's viele Mühe und manchen Verdrufs. Manche Starrköpfigkeit und Naseweisheit war noch mit christlicher Geduld und Liebe zu überwinden. Aber diese leisten denn doch schliefslich immer noch mehr als die eisige Strenge der Gesetzesparagraphen. Jedenfalls war sein Erfolg ein überraschend

grofser. Es wird uns bezeugt, dafs er seine Gemeinde Hohenasberg, die fast aus lauter Bettlern und Müfsiggängern bestand, in eine Gemeinde von braven und ordentlichen Hausvätern umgewandelt hat. Auf diese Weise hatten sich der Seelsorger und die Gemeinde richtig verstehen gelernt; vorher verstanden sie einander gar nicht, und jeder mifstraute dem andern. Nunmehr lagen die Bahnen offen zwischen den Herzen und Seelen. Das ist wichtig und gibt zu denken für jeden, der berufen ist, im Gemeinschaftsleben eines Amtes zu walten. Das ist eine praktische Erläuterung zu der sozialen Forderung der Hilfe zur Selbsthilfe, die auf den Segen der Arbeit sich gründet und zur Hebung der Sittlichkeit beiträgt, da sie in sittlich verwertvoller Weise betätigt wird. Noch eine andere wichtige Lehre für seine Berufstätigkeit entnahm Flattich jener Lektion. Sie bezieht sich auf die persönliche Haltung dessen, der ein Amt in der Gemeinde zu verwalten hat. Es genügt nicht, dafs der Inhaber eines Amtes sich vor dem Fehler bewahrt, seine Rechte über seine Pflichten zu stellen, sondern er mufs auch auf eine zweckmäfsige Erfüllung dieser bedacht sein. Da galt für Flattich in erster Linie das Wort des Meisters aller, die irgend ein Friedensamt in der menschlichen Gemeinschaft zu verwalten haben: »Petre, stecke dein Schwert in die Scheide«, wie er selbst einmal einem Verwandten schrieb, der geneigt war, mit voreiliger fruchtloser Schärfe bestehenden Mifsbräuchen zu Leibe zu gehen. Bei Gelegenheit eines Konfliktes, in den ein Vikar mit seiner Gemeinde geraten war, weil er in der Abschaffung ihrer verjährten Mifsbräuche zu scharf vorgegangen war, schrieb Flattich an seinen Freund, den Pfarrer Hosch: »Ich halte für ratsamer, wenn man nicht bei den Mifsbräuchen, sondern bei dem Glauben an Christum anfängt, indem die Apostel die Menschen zuerst auf den Glauben geführt und alsdann den Gläubigen gesagt haben: Leget die Werke der Finsternis ab! Heutiges Tages geht es im Christentum oft durch Umwege, nämlich, dafs man aus einem wilden Heiden ein ehrlicher Heide, aus einem ehrlichen Heiden ein Jude und aus einem Juden erst ein Christ wird.« Einem jungen Amtsbruder, »der viel Feuer hatte«, gab er den guten Rat: »Werden Sie nur kein Postknecht. Ich habe mein Leben lang nie gehört, dafs es ein Postknecht lange getrieben hat.« Der Amtsgenosse war ihm später sehr dankbar für diesen weisen Rat und sagte: »Gott allein tut alles fein und zu seiner Zeit und sehr langsam, der Teufel aber ist ein Hudler.« Solche Arbeit an dem eigenen Selbst, an der sittlichen Ertüchtigung im Berufe ist natürlich eine sehr schwere Arbeit, und je ernster sie genommen wird, um so länger und schwerer

hat der Ringende zu kämpfen. Als er später ein gröfseres Pfarramt zu übernehmen berufen ward, bereitete ihm die ernste Selbstprüfung noch einmal schwere Besorgnisse. Er erzählte später öfter, wie ihn ein Schrecken überfallen habe, als er der vielen Leute seiner Gemeinde ansichtig geworden sei, und gedacht habe: »Was soll dir das bessere Brot, das gröfsere Einkommen? Bist du auch einer solchen Gemeinde gewachsen?« An einem der ersten Sonntage nach Antritt seines neuen Amtes wollte er nach der Kinderlehre in die sogenannte Privaterbauungsstunde gehen, welche die Gemeindemitglieder abhielten. Seine Ehefrau meinte zwar, er habe als Lehrer solches nicht nötig, er könne doch von den schlichten Bauern nichts lernen; er habe sich auch genug angestrengt. Doch Flattich liefs sich nicht halten. In sehr ernster Stimmung kehrte er zurück und sagte: »Frau, bei mir mufs es ganz anders werden, wenn ich hier Pfarrer bleiben will. Diese einfachen Leute haben den Sinn des Wortes Gottes viel besser begriffen als ich.« Seine Frau wollte es nicht recht glauben und ging am nächsten Sonntage auch mit ihm in die Versammlung. Hier bekam sie denselben Eindruck und mufste gestehen, dafs ihr Mann sich nicht geirrt hatte. (Fortsetzung folgt.)

Das Problem des Buches Hiob

Von

Dr. **Nebel**-Dresden-Briesnitz

Das Problem des Buches Hiob »Warum leidet der Gerechte?« ist zu allen Zeiten eine Lebensfrage für die Religion gewesen; ist doch eine einheitliche und allgemein anerkannte Antwort darauf bis zum heutigen Tage noch nicht gefunden worden. Um so gröfseres Interesse hat von jeher der gewaltige Denker vor über 2000 Jahren gefunden, der begabt mit echter, tiefer Frömmigkeit und gleichzeitig einem klaren Blick für die realen Verhältnisse seiner Zeit als erster mit kühner Phantasie und poetischem Schwung der Darstellung die Lösung dieses Problems unternommen hat. Von jeher hat es aber auch besondere Schwierigkeiten bereitet, einen einheitlichen, immer zielbewufsten Fortschritt in der Komposition dieses Buches zu erkennen; die grofse Verschiedenheit der versuchten Erklärungen legt an sich schon ein beredtes Zeugnis dafür ab. Die Auslegung ist jedoch in ein neues Stadium eingetreten, seitdem man erkannt hat, dafs auch an diesem Buche im Laufe der Zeiten fremde, unberufene Hände tätig gewesen sind und mit allerhand Zusätzen den ursprünglichen Zusammenhang zerstört haben, deren Entfernung selbst-

verständlich die notwendige Voraussetzung zu einem richtigen Verständnis ist. Das ist natürlich keine leichte Arbeit. Indessen ist doch wenigstens in Betreff der allerwichtigsten Stellen soweit eine gewisse Übereinstimmung erzielt worden, dafs wir bezüglich des Hauptgedankenganges auf festem Boden stehen. Die Aufgabe der folgenden Zeilen soll es sein, an der Hand einer der neuesten Arbeiten über das Buch Hiob von Professor Duhm[1]) den auf Grund dieser Vorarbeiten sich herausstellenden Gang der Gedankenentwicklung zu zeichnen und damit gleichzeitig besonders auf das eine kleine und allgemein verständliche Buch Duhms, worin er eine metrische Übersetzung in den Versmafsen der Urschrift gibt,[2]) aufmerksam zu machen, das sicherlich niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird.[3])

Beim Buche Hiob in der uns vorliegenden Gestalt sind, wie bereits ein flüchtiger Blick zeigt, vornehmlich drei Teile zu unterscheiden: erstens Kap. 1, 2 und 42, 7—17, die sich schon durch die Prosaform der Darstellung von den übrigen Kapiteln abheben und deutlich als Rahmen für den eigentlichen, poetisch abgefafsten Kern des Buches kennzeichnen; zweitens Kap. 3—31 und 38—42, 6, das eigentliche Werk des Dichters, und endlich drittens Kap. 32—37, die Elihureden, die im Zusammenhange des Ganzen eine besondere Stellung einehmen; wir werden später darauf zurückkommen.

Die Prosakapitel, das sogenannte Volksbuch von Hiob, unterscheiden sich aber nicht nur durch die Form von dem eigentlichen Gedichte; wichtige sachliche Differenzen machen es unzweifelhaft, dafs Volksbuch und Dichtungen nicht aus einem Gusse gefertigt sind. Nur die allerbedeutsamsten seien hier angedeutet. Widersprechend ist zunächst das Verhalten Hiobs. Nach dem Volksbuche unterwirft sich dieser geduldig unter all das über ihn hereinbrechende Unglück und bleibt in seinen Reden korrekt bis zuletzt, so dafs Jahwe ihm das Zeugnis ausstellen kann, dafs er nur recht über ihn geredet habe (42, 7. 8). Beim Hiob der Dichtungen ist das Gegenteil der Fall; er scheut sich nicht, Jahwe die bedenklichsten Motive unterzuschieben, die härtesten Anklagen auf Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit gegen ihn vorzubringen, was er, nachdem er von Jahwe überführt ist, selbst zugibt und berent (42, 3. 6). Umgekehrt ist das Verhältnis im Be-

[1]) Das Buch Hiob erklärt von D. B. Duhm. Freiburg 1897.

[2]) Das Buch Hiob. Übersetzt von D. B. Duhm. Freiburg 1897.

[3]) Im folgenden sind die Zitate aus dem Buche Hiob sämtlich nach dieser metrischen Übersetzung Duhms wiedergegeben. Umstellungen, Weglassungen und andere Änderungen sind des näheren dort einzusehen; die wissenschaftliche Begründung dafür bietet der oben genannte Kommentar Duhms. Vergl. Seineke, Der Grundgedanke des Buches Hiob. Clausthal, Grosse, 1863.

nehmen der Freunde. Im Volksbuche entbrennt Jahwes Zorn gegeu sie, »weil sie nicht recht von ihm geredet haben« (42, 7. 8.), und er ist versucht, mit ihnen dafür gehörig ins Gericht zu geheu; nur die Rücksicht auf die ganz aufserordentliche Frömmigkeit Hiobs hindert ihn daran. Auch hier bietet das Werk des Dichters das gerade Gegenteil. Denn hier ist es ja, wie wir sehen, Hiob, der nicht recht redet von Jahwe, die Freunde aber können sich nicht genug tuu, Jahwes Gerechtigkeit und Güte zu rühmen bis zu offener Herz- und Lieblosigkeit und zu schmählicher Ungerechtigkeit gegen ihren Freund Hiob, den zu trösten sie eigentlich gekommen sind. Hier sind es also die Freunde, die in Hiobs scheinbar so widerspruchsvollen Lebensschicksalen ja keine Ungerechtigkeit Jahwes finden wollen und zu geduldigem Ausharren mahnen; sie erscheinen hier ähnlich wie im Volksbuche Hiob selber. Aufserdem werden die Unglücksfälle Hiobs im Volksbuche schon durch sich selbst als Ausnahmen, als unglückliche Zufälle gezeichnet, bestimmt, Hiob zu prüfen und später um so gröfserem Glücke zu weichen; nach den Worten Hiobs im Gedichte ist das Glück vielmehr die Regel bei den Gottlosen, während die Frommen gewöhnlich bis an ihr Ende vom Unglück heimgesucht sind. Gerade der versöhnende Ausgleich des Volksbuches fehlt also nach der Meinung des Dichters im Leben. Endlich ist es gewifs auch auffällig, dafs von den Kap. 1 und 2 erzählten Ereignissen in den Dichtungen fast gar nicht die Rede ist. Der Satan, der nach dem Volksbuche an allem schuld ist, wird überhaupt nicht erwähnt, und auch die eigentlichen Unglücksfälle werden mit Ausnahme des Aussatzes nur hier und da ganz leise gestreift. Aus alledem ergibt sich, dafs Veranlassung, Inhalt und Zweck des Volksbuches und der Dichtungen nicht ohne weiteres gleich zu setzen sind. Sie könneu zu ganz verschiedenen Zeiten entstanden sein, jenes mag für den Dichter der Reden nur den allgemeinen Rahmen abgegebeu haben. Fassen wir zunächst das Volksbuch ins Auge.

I.

In klarer und dem Charakter eines Volksbuchs entsprechender anschaulicher Darstellung geben uns die beiden ersten Kapitel die Exposition, indem sie uns in mehreren kleinen Abschnitten abwechselnd auf die Erde und in den Himmel versetzen. Zunächst wird der Typus eines frommen und glücklichen Mannes gezeichnet. Und zwar wird seine Frömmigkeit als eine wirkliche und echte, ja peinliche dargestellt: nicht nur er für seine Person fürchtet Gott und meidet das Böse, sondern er bringt von Zeit zu Zeit auch Opfer dar

für die Sünden, die seine Kinder vielleicht hätten begehen können. Für die späteren Reden der Dichtung ist dies bedeutsam, da für den Leser die versteckten Andeutungen der Freunde über Hiobs heimliche Sünden damit hinfällig werden und seine eignen Unschuldsbeteuerungen als der Wahrheit entsprechend erscheinen. Frömmigkeit und Glück stehen also bei ihm in normalem, in dem von der altjüdischen Dogmatik geforderten Verhältnis, und zwar besteht sein Glück in reicher Nachkommenschaft und ausgedehntem Besitz — beides zum Ideal eines glücklichen Israeliten gehörig.

Vers 6—12 versetzen uns in den Himmel und zeigen, wie der Satan die Echtheit der Frömmigkeit Hiobs in Zweifel zieht und ihr egoistische Motive unterschiebt. Es ist kein Verdienst weiter, so fromm zu sein, wenn man sich dabei so gut steht wie Hiob. Ein Versuch möge beweisen, dafs der Verlust seiner Güter sofort auch einen jähen Sturz seiner Frömmigkeit nach sich ziehen wird. Jahwe gibt dem Satan die Vollmacht zu dieser Probe, vorerst noch mit der Einschränkung, die Person Hiobs unangetastet zu lassen. Durch diese Verse wird der Leser in nichts zu wünschen lassender Deutlichkeit darüber aufgeklärt, dafs nach dem Volksbuche das Unglück, das über Hiob hereinbricht, allerdings nichts anderes bezweckt als eine Prüfung seiner Frömmigkeit auf die Echtheit ihrer Motive.

Der Schlufs des ersten Kapitels bringt die Ausführung dieses Versuchs. Hiobs Felder werden vernichtet, seine Herden erschlagen oder geraubt, ja alle seine Kinder werden unter den Trümmern des einstürzenden Hauses begraben, kurz all seine Glücksgüter sind mit einem Schlage in ein Nichts zerronnen. Wie stellt sich nun Hiob zu alledem? Wohl trauert er um den namenlosen Verlust, doch demütig erkennt er an, dafs Jahwe ihm nur wieder genommen habe, was seine freie Güte ihm geschenkt und woran er ja eigentlich nie ein Eigentumsrecht besessen hat:

Nackt kam ich aus meiner Mutter Schofs,
Und nackt werd' ich dahin zurückgehn!
Jahwe hat gegeben und Jahwe genommen,
Sei Jahwes Name gesegnet!

So hat sich seine Frömmigkeit bisher als eine echte erwiesen, die nicht auf egoistischen Motiven beruht.

Der Anfang des zweiten Kapitels spielt wiederum im Himmel. Der Satan gibt sich noch nicht zufrieden und versucht Hiob als einen so argen Egoisten hinzustellen, dafs er selbst den Verlust seiner Kinder und seiner Habe nur deshalb mit solcher Ruhe erträgt, weil es ihm selbst nicht an den Leib gegangen ist. Ein Unglück jedoch, das er

am eignen Fleische zu spüren habe, werde ihn gewifs sofort von der Bahn der Frömmigkeit abbringen. Auch hierzu bevollmächtigt Jahwe den Satan; wie wir sehen, hat auch der Aussatz Hiobs lediglich wieder den Zweck, seine Frömmigkeit auf eine letzte schwere Probe zu stellen; der Leser weifs aber schon jetzt, dafs, falls Hiob auch diese Probe besteht, zuletzt doch alles noch gut ablaufen wird.

Vers 7 ff. wird auch dieser Versuch ausgeführt. Und wahrlich, der Standhaftigkeit Hiobs wird arg zugesetzt. Zu all seinem körperlichen Leiden kommt auch noch sein eignes Weib mit der Aufforderung, einem Gotte, der ihm ohne Grund solches auferlegt, Valet zu sagen. Doch Hiob bleibt selbst dieser Versuchung gegenüber fest:

Wie reden würde eine von den Törinnen,
So willst reden auch du?
Das Gute nahmen wir an von Gott,
Und das Böse sollten wir nicht annehmen?

Nunmehr führt das Volksbuch die drei Freunde Hiobs ein, Eliphas den Themaniten, Bildad den Schuchiten und Zophar den Naematiten, die erscheinen, um ihn zu bedauern und zu trösten. Sieben Tage lang finden sie, überwältigt von der furchtbaren Wucht des Leides, keine Worte. Dann erst beginnt das Wechselgespräch. Wie wir gesehen haben, sind die ursprünglichen Reden des Volksbuches ausgefallen, an ihre Stelle sind die kunstvollen Dichtungen eines späteren Autors getreten; jedoch erfahren wir aus 42, 7. 8, dafs Hiob auch in diesem Gespräche unwandelbar auf dem Standpunkte korrektester Frömmigkeit verblieben ist, dafs hingegen die Freunde im Volksbuche eine ähnliche Rolle gespielt haben müssen wie das Weib Hiobs Kap. 2; sie haben nicht recht über Jahwe geredet und Hiob nicht unterstützt im Festhalten an Jahwe, dieser ist fromm geblieben vielmehr trotz seiner Freunde. Indessen kommen sie für diesmal noch mit einem blauen Auge davon. Da sich aber nunmehr die Echtheit der Frömmigkeit Hiobs so glänzend bewährt hat, so kann sich jetzt, wie wir nach dem Prolog im Himmel nicht anders zu erwarten haben, das Geschick Hiobs wieder zum Guten wenden, und das geschieht denn auch in den Schlufsversen des Buches, indem sein Ausgang mehr als sein Anfang gesegnet wird. Er bekommt ebensoviel Kinder wieder als er früher gehabt hatte, und dazu einen Herdenreichtum, der ins Ungemessene geht. 140 Jahre kann er sich noch seines neuen Glückes erfreuen, endlich stirbt er alt und lebenssatt.

Dies war der Inhalt des Volksbuches. Was will es zeigen? Es lehrt, dafs unter normalen Verhältnissen Frömmigkeit und Glück zusammengehören. Bricht ausnahmsweise auch über den Frommen ein-

mal Unglück herein, so hat dies den Zweck, die Echtheit seiner Frömmigkeit auf die Probe zu stellen. Es wird diesem in solcher Lage zwar nicht an Versuchungen zum Abfall fehlen — vielleicht dafs seine eigenen Freunde und Hausgenossen ihn dazu zu treiben versuchen —; bringt er es aber trotz alledem über sich, an seiner Frömmigkeit festzuhalten, so wird er bald in einer Wendung seines Geschickes herrlichen Lohn von Jahwe dafür erhalten. Das Problem vom Leiden des Gerechten, wenn anders man hier überhaupt von einem Problem reden kann, ist demnach sehr einfach gelöst: das ausnahmsweise eintretende Unglück eines Frommen hat den Zweck, seine Frömmigkeit zu prüfen; es ist, falls er die Probe besteht, vorübergehend und macht bald einem um so herrlicheren Glücke Platz.

Mit diesen Sätzen befinden wir uns, wie ohne weiteres einleuchtet, völlig im Gedankenbereiche der deuteronomistischen Anschauungen; auf ungefähr diese Zeit weisen uns auch manche andere Erwägungen für die Abfassung des Volksbuches. Dafs es zur Zeit Hesekiels bereits ganz bekannt war, ergibt sich aus Hes. 14, 14, wo Hiob als allgemein bekannter Typus der Frömmigkeit neben Noah und Daniel zitiert wird. Der Prophet scheint übrigens speziell an den Zusammenhang 42, 6—8 gedacht zu haben, wo den Freunden die Frömmigkeit Hiobs zu gute gerechnet wird; er für seine Person protestiert gegen eine solche Meinung über das Verfahren Jahwes. Noch ein Stück über das Deuteronomium hinaus führt uns wohl der Umstand, dafs Hiob unbedenklich Jahwe Opfer darbringt, was doch seit 621 aufserhalb des Tempels und von anderer als Priesterhand aufs strengste verpönt ist. So versetzt uns das Volksbuch noch in die glücklichen Zeiten des jüdischen Volkes, da es noch im Besitze des Landes war, das von Jahwe mit dem Früh- und Spatregen getränkt und durch reiche Fruchtbarkeit gesegnet ward. Damals mag das Unglück überhaupt etwas verhältnismäfsig Seltenes gewesen sein; die Regel war, dafs ein frommer und Jahwe wohlgefälliger Fleifs auch mit entsprechendem Erfolg und Segen in äufseren Lebensgütern gekrönt wurde.

II.

Ganz anderer Art sind die Verhältnisse, die sich uns als Hintergrund der Dichtungen des Buches Hiob darbieten. Auf Grund reicher Lebenserfahrungen hat der Dichter gefunden, dafs im Gegenteil die Frevler, die Übermütigen, die Stolzen ein glückliches und behagliches Leben führen bis an ihr Ende, während die Frommen nicht etwa nur vorübergehend unter die Zuchtrute des Leides genommen werden,

Digitized by Google

sondern dem Fröner gleich unter viel Unglück und Mühsal ihr Dasein hinschleppen müssen und ebenso beschliefsen. Wir wissen, dafs Zeiten für Israel gekommen sind, denen dieses Gesamtbild des Lebens im grofsen und ganzen durchaus entsprach. Es waren die Zeiten der Fremdherrschaft, die denn auch unser Gedicht deutlich voraussetzt. Vergl. besonders 15, 19. 9, 24. Schon während der Gefangenschaft selbst war es für die Juden mit weitem religiösen Gewissen nicht schwer gewesen, mitten unter den Heiden auf einen grünen Zweig zu kommen, falls sie es nur verstanden, unter den Heiden Heiden zu sein. Dagegen die Ängstlichen, Skrupulösen mufsten ihre Treue zu Jahwe und zur Religion der Väter durch ein Leben in Elend und Dürftigkeit erkaufen und hatten aufserdem noch den Spott der Heiden wie ihrer abtrünnigen Landsleute zu erdulden. Und diese gedrückte Lage des »Knechtes Jahwes« setzte sich in Jerusalem nur fort. Die Herrschaft hatten doch die Heiden, die Fremden; wer sich auf Kosten der jüdischen Religion mit diesen gut stand, der gelangte bald zu Ehre, Reichtum und Glück; wer mit ängstlicher Scheu alles Heidnische mied, gesellte sich dadurch zu den Verachteten, zu den Enterbten. So ist jetzt das Unglück der Frommen und das Glück der Frevler die Regel geworden. Jetzt erst erscheint auch die Frage als ein schweres religiöses Problem: Warum leidet der Gerechte? Warum mufs er leiden bis an sein Ende ohne Erleichterung, ohne Entgelt, ohne Ausgleich? Wie ist dies mit der Gerechtigkeit Gottes zu vereinigen, der doch verheifsen hat, den Guten zu belohnen, den Frevler aber zu bestrafen? Wir sehen, dafs bei aller Verschiedenheit gegenüber der früheren Fragestellung doch Ähnlichkeit genug bleibt, um den Dichter, der sich an die Lösung dieses gewaltigen Problems macht, auf das alte Volksbuch von Hiob, dem duldenden Gerechten, hinzuweisen als Hintergrund für seine eigenen Erwägungen. Ist doch die Grundfrage dieselbe: Warum leidet der Gerechte? und mufste doch mithin in beiden Fällen ein wirklich Frommer, der in unverschuldetes Unglück gerät, gezeichnet werden. Viel gröfser noch freilich sind die Unterschiede. Im Volksbuche sind es ganz aufsergewöhnliche Schicksalsschläge, die auch einmal den Frommen treffen können, aber doch nur vorübergehend, um bald wieder der alten Regel Platz zu machen; der Verfasser der Dichtungen kennt es gar nicht anders als dafs die Frommen stets von Leid und Unglück darniedergebeugt werden ohne Aussicht auf Ablösung, bis an den Tod. Und einen gar bittern Zusatz erhält diese an sich schon schlimme Erfahrung durch ihre Kehrseite, die Tatsache, die überhaupt noch nicht im Gesichtskreise des Volksbuchs liegt, dafs die Abtrünnigen, die Gottlosen, ein behagliches,

Digitized by Google

ruhiges Leben führen dürfen ebenfalls bis an ihr Ende. Während also das Volksbuch nur auf die Frage: Wie kommt es, dafs bisweilen doch auch die Frommen vom Unglück nicht ganz verschont werden? die einfache Antwort zu geben hatte: weil dadurch die Echtheit ihres Glaubens geprüft werden soll — ein Konflikt mit Jahwes Gerechtigkeit ist dabei überhaupt nicht vorhanden —, so macht sich der Dichter vielmehr an die Lösung des ungeheuren Problems: wie kommt es, dafs es im allgemeinen allen Frommen trotz ihres heifsen Bemühens während ihrer ganzen Lebenszeit so schlecht geht, während den Gottlosen alles, was sie in die Hand nehmen, zum Guten und zum Glücke ausschlägt? Wie läfst sich diese Erfahrungstatsache, deren Wahrheit vor Augen liegt, zusammenreimen mit Jahwes Gerechtigkeit, mit seinen Verheifsungen und Drohungen? Es ist von vornherein klar, dafs die persönlichen Schicksale Hiobs zunächst lediglich auf die erste Hälfte des Problems, auf die Frage nach dem Leiden des Gerechten, führen, während die zweite Hälfte, die Frage nach dem Glücke der Frevler, durch seine Geschichte noch nicht veranlafst wird, wie denn auch das Volksbuch auf diese Seite der Frage überhaupt nicht Bezug nimmt. Dieser Sachlage entspricht durchaus der Aufbau der Dichtungen, indem zuerst lediglich vom Unglück der Frommen gehandelt wird — und zwar wird diese Frage, der Einkleidung entsprechend, ganz und gar vom persönlichen Standpunkte Hiobs aus behandelt —; erst in der zweiten Hälfte des Gesprächs wird die Frage dann allgemeiner gestaltet, und nun kann auch die Erfahrung vom Wohlbefinden der Gottlosen mit hereinbezogen werden. Und zwar verfährt der Dichter dabei so, dafs er durch Hiob auf Grund seiner persönlichen und allgemeinen Erfahrungen die alte Regel, wonach im allgemeinen Frömmigkeit und Glück, Gottlosigkeit und Unglück zusammengehören, aufs schärfste in Abrede stellen läfst, während die Freunde als Verteidiger dieser alten Theologie fungieren. Als die Gegensätze sich immer mehr und mehr zugespitzt haben, erscheint Jahwe selbst, um die Lösung des Rätsels zu bringen. So ist der Verlauf unter Absehung von den Elihureden; wir werden, wie gesagt, über diese noch gesondert zu reden haben.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst das Streitgespräch zwischen Hiob und seinen drei Freunden. Wir können dieses einteilen in zwei grofse Hauptteile, Kap. 3—19, in denen die Frage unter völliger Wahrung der dichterischen Einkleidung lediglich als persönliches Problem Hiobs erscheint, und Kap. 20 ff., wo die Frage dann ins allgemeine gewendet wird. Beide Teile zerfallen wieder in verschiedene Gesprächsreihen, eine jede umfafst je eine Rede der drei Freunde mit

einer Antwort Hiobs.[1]) Die dem Volksbuche entnommenen einleitenden beiden ersten Kapitel haben nunmehr lediglich den Zweck, als Voraussetzung für das zu behandelnde Problem einen wirklich Frommen, der in unverschuldetes Unglück kommt, zu zeichnen. Der Prolog im Himmel ist für den Dichter Nebensache, da er ja die darin angedeutete Lösung der Frage durch Auffassung des Unglücks als Glaubensprüfung verschmäht; trotzdem ist auch er von Wert nach der Seite hin, dafs der Leser von Anfang an erfährt, dafs auch Jahwe selbst an Hiob nichts auszusetzen hat, dafs seine Frömmigkeit also wirklich echt ist.

In Kap. 3 läfst der Dichter Hiob das Gespräch eröffnen mit einer bilderreichen, poetischen Ausführung des Gedankens: Wieviel besser wäre es doch für mich, nimmer geboren oder doch schnell wieder gestorben und damit von allem Leide erlöst zu sein, statt, wie es jetzt der Fall ist, für ein qualvolles Leben ohne Aussicht auf Erleichterung aufgespart zu werden! Nur beiläufig sei bemerkt, dafs dieser Gedanke sich blofs in der Form des Ausdrucks mit der pessimistischen altgriechischen Stimmung berührt, wie sie Sophokles in der bekannten Stelle Öd. Kol. 1225ff. ausdrückt:

Selig, nimmer geboren sein!
Doch dem Lebenden ist fürwahr,
Rascher, woher er gekommen ist,
Wieder zu gehen, der Güter zweites.[2])

In Wirklichkeit ist doch ein gewaltiger Unterschied zwischen beiden Ausführungen; denn während bei den Griechen das gesamte menschliche Geschlecht jener pessimistischen Beurteilung unterliegt, läfst unser Dichter diesen Wunsch ausdrücklich nur auf die zu endlosem Elend Verdammten eingeschränkt sein; als ein solcher aber mufste sich Hiob beurteilen, da er von seinem Aussatze in der Tat keine Rettung erhoffen konnte.

Warum gibt er den Elenden Licht
Und Leben den bis zum Tode Betrübten?
Die harren des Todes, doch er kommt nicht,
Und nach ihm graben wie nach Schätzen?
Die auf ein Steinloch selbst sich freuten,
Aufjauchzten, fänden sie ein Grab? (3, 20—22.)

Die Gedanken, die Eliphas nun in seiner Rede vorbringt, lassen sich etwa in folgende Sätze zusammenfassen: Wie du früher selbst Fromme, die von einem Unglück niedergebeugt wurden, durch die

[1]) In unserm Texte ist im zweiten Teile diese symmetrische Anordnung durchbrochen; vgl. darüber Duhm a. a. O.

[2]) Vgl. auch Hom. Il. VI, 146ff.

Hoffnung auf kommende bessere Zeiten getröstet hast, so solltest auch du jetzt, wo du selber betroffen bist, dich nicht gleich werfen lassen und bedenken, dafs der Schuldlose ja niemals in dauerndes Unglück gerät. Dazu kann ich, der lebenserfahrene Greis, dir auf Grund einer inneren Offenbarung, die mir zu teil geworden ist, sagen, dafs auch der beste Mensch nicht rein dasteht vor Jahwe, dem Heiligen, dafs dieser daher wohl berechtigt ist, auch den Frommen in die Zucht des Leidens zu nehmen. Nur kommt's nun darauf an, wie sich der Mensch in solcher Lage benimmt. Der Tor, der Gottlose, wird sich immer mehr von Jahwe abkehren und dadurch wirklich im Elend untergehen, der Fromme aber möge solches Geschick demütig als eine Zucht des Allherrn annehmen, dessen gewifs, dafs dieser alsdann sein Schicksal rechtzeitig wenden und ihn in Frieden zum Grabe eingehen lassen wird.

Sehen wir uns diese Sätze genauer an, so leuchtet zunächst ohne weiteres ein, dafs der Dichter den Eliphas die alte Theorie, dafs im allgemeinen Frömmigkeit und Glück, Gottlosigkeit und Unglück zusammengehören, vertreten läfst. Die Leiden Hiobs, dessen Frömmigkeit er übrigens vorderhand nicht in Zweifel zieht, haben den Zweck, ihn auf seine Fehler, wie sie doch auch dem besten Menschen anhaften, aufmerksam zu machen, diese dadurch zu beseitigen und ihn somit endgültig vor dem Geschicke der Frevler zu bewahren. Das ist nun zwar ganz schön gesagt, pafst aber freilich nicht im geringsten auf den vorliegenden Fall. Denn selbst die Richtigkeit dieser Theorie zugegeben, so hätte sich Jahwe zu diesem Zwecke jedes anderen Mittels bedienen können, nur aber nicht gerade der furchtbarsten aller Strafen, des unheilbaren Aussatzes. Mit Recht bemerkt daher Duhm, dafs sich Eliphas in dem psalmartigen Schlufs 5, 17—27 gewissermafsen selbst ironisiert:

Selig der Mensch, den Eloah rügt,
Und des Allherrn Zucht verschmähe nicht!
Denn er verwundet und verbindet,
Zerschlägt, doch seine Hände heilen.
Aus sechs Drangsalen reifst er dich,
In sieben rührt an dich kein Unglück:
Im Hunger löst er dich vom Tode
Und in der Schlacht von Schwerteshänden;
Vor der Seuche Geifsel bist du geborgen,
Nicht bangst du, wenn Verwüstung kommt;
Hast einen Bund mit des Ackers Steinen,
Des Feldes Wild ist dir befreundet.
Du merkst dann, dafs dein Zelt in Frieden,
Wirst mustern dein Haus und nichts vermissen;

Du merkst dann, dafs sich mehrt dein Same,
Und deine Sprossen wie Kraut der Erde.
Du gehst in Reife ein zum Grab,
Wie die Garbe einkommt rechter Zeit:
Sieh, dies erforschten wir, so ist es,
So hörten wir's, du aber, merk's dir!

Wenn man bedenkt, dafs diese Worte an einen mit einer unheilbaren Seuche Behafteten gerichtet sind, um ihn zu trösten, so ist allerdings jedes Urteil darüber überflüssig. Auch wenn wir uns fragen, was denn eigentlich der Inhalt der mit so furchtbarer Feierlichkeit eingeleiteten tiefen Offenbarung ist, so finden wir darin schliefslich nichts weiter als den Satz: Vor Jahwe, dem Heiligen, ist kein Staubgeborener rein — für den frommen Hiob wohl keine sonderliche Neuigkeit. Dafs die ganze Rede nicht gerade geeignet ist, Hiob in seiner trostlosen Lage erfolgreich zu trösten, versteht sich dabei von selbst. Dem gibt dieser denn auch in seiner Antwort zunächst Ausdruck.

Wenn ihr, so führt er aus, an der Heftigkeit meiner Klagen Anstofs nehmt, so solltet ihr doch auch den furchtbaren Grund bedenken, den ich dazu habe. Hätte ich auch nur einige Aussicht auf Erlösung, so wollte ich gern still sein, so aber mufs ich an meinem Wunsche möglichst baldiger Erlösung durch den Tod festhalten. Und nun mufs ich auch noch mit Betrübnis wahrnehmen, dafs meine Freunde mich nicht verstehen und mich im Stich lassen? Was soll ich dazu sagen, dafs ihr angesichts meiner schrecklichen Lage zu weiter nichts Worte findet als zu Vorwürfen über meine nur allzubegründeten Klagen? Als ob das hier nicht ganz und gar Nebensache wäre! Nein, wenn ihr euch in meine Lage versetzen könntet, in der keine Rettung abzusehen ist, so würdet ihr begreifen, dafs der Tod allein mir erwünscht sein kann. Warum aber — und das ist die Frage, um die es sich eigentlich handelt, auf die Eliphas aber gar nicht eingegangen ist, — warum macht Jahwe gerade mich, den schwachen, hilflosen, gebrechlichen Menschen zu seinem Wurfziel?

Wir sehen, Hiob weist des Eliphas Worte vornehmlich damit zurück, dafs er auf die Art seines Unglücks, auf den Grad seiner Züchtigung hinweist und dafür keinen zureichenden Grund in seinem Verhalten entdecken kann; die Phrasen von der eventuellen Wiederherstellung seines Glücks widerlegt er einfach durch den Hinweis auf die Unheilbarkeit seines Übels. Rettung kann ihm einzig und allein der Tod bringen; im übrigen bleibt für ihn nur noch das quälende Warum?, auf das er keine Antwort finden kann.

Bildad der Schuchit unternimmt es jetzt, die ersehnte Antwort

zu geben. Deine Kinder sind zu Grunde gegangen; warum? sie hatten eben gesündigt, und Jahwe hat sie ihrer Schuld überlassen. Da die Kinder alle tot sind, ist Bildad in der glücklichen Lage, keine Kontrolle dieses seines Urteils fürchten zu müssen. Was aber dich anbetrifft:

Wenn wirklich rein du bist und redlich,
So stellt dein Recht er wieder her;
Dann wird gering dein Anfang sein,
Dein Ende macht er übergroſs. (8, 6. 7.)

Schon jetzt sehen wir: es ist nichts anderes als die Weisheit des Eliphas, die er nur in andern Worten wiederholt. Und die Begründung? Diese Anschauung hat man früher auch immer gehabt, also muſs sie doch richtig sein.

In seiner Antwort betont Hiob zunächst, daſs er über die ihm als neueste Offenbarung mitgeteilte allgemeine menschliche Sündhaftigkeit sehr wohl unterrichtet und sich seines Abstandes von Jahwe sehr wohl bewuſst sei. Das ändere aber an der Tatsache nichts, daſs sein namenloses Elend sich damit nicht aufwiegen lasse und also doch wenigstens eine relative Ungerechtigkeit bedeute. Jahwe müsse geradezu nach Fehlern an ihm gespürt haben; in welchem Lichte aber lasse das ihn erscheinen! Hiob schlieſst an diese Konsequenz, die er noch kaum auszudenken wagt, in herzbewegenden Worten eine Aufzählung der Wohltaten, die der gütige Gott bisher in so reichem Maſse seinem Geschöpfe hat zu teil werden lassen, um es dann — in endlosen Jammer zu stürzen!? Wer löst diesen Widerspruch? In diesem Falle, und damit ist Hiob wieder an seinem Ausgangspunkte angelangt, wäre es eben doch besser gewesen, er hätte das Licht überhaupt nicht gesehen.

Jetzt ergreift Zophar, der dritte Freund, das Wort. Hiobs bewegliche Klagen sind ihm nur leere Redensarten; er zeiht ihn der Selbstgerechtigkeit — bei dem Sinne, in welchem Hiob seine Unschuld beteuert hatte, offenbar ein unwahrer und ungerechter Vorwurf — und verweist auf Jahwes verborgene Weisheit,

Die mehr als himmelhoch — was tust du?
Die tiefer als Scheol — was weiſst du?
Die weiter als die Erd' an Maſs,
Die breiter gar ist als das Meer! (11, 8. 9.)

Wenn man sich durch diese belehren lasse, so bekomme auch der Unverständige — in diesem Falle sein Freund Hiob — Verstand. Eine Antwort auf Hiobs »Warum?« ist das nun freilich nicht, darum fügt er seinen Worten zum Schluſs auch noch die Mahnung an, Hiob solle sich nur vertrauensvoll an Jahwe wenden; wenn

er wirklich fromm sein werde, so werde auch das Glück bei ihm wieder Einzug halten; worauf er diese seine Zuversicht stützt, das sagt er uns leider nicht; so ist es eben. So ist auch Zophar nicht um eines Haares Breite weitergekommen, und Hiob schliefst diese erste Gesprächsreihe, indem er zunächst in bitterer Ironie dieses Resultat konstatiert:

Wahrhaftig ja, ihr seid die Leute,
Und mit euch wird die Weisheit sterben!
Auch ich besitze Verstand wie ihr,
Und wem wär' solches nicht zur Hand! (12, 2. 3.)

Er betont sodann nochmals mit Nachdruck, dafs auch er wohl weifs, dafs ein Mensch Jahwe bei seiner Weltregierung nicht in den Arm fallen kann, dann aber — und das ist ein kühnes Wort des Dichters — weist er seine Freunde darauf hin, dafs es verwerflich und ein gefährliches Unterfangen ist, wenn sie meinen, auf Kosten der Wahrheit für das Ansehen Jahwes Partei nehmen zu sollen. Hier zeigt Hiob zum ersten Male in herrlicher Weise, dafs er trotz aller Anklagen, die er gegen Jahwe vorbringen möchte, im innersten Herzen doch fest überzeugt ist, dafs Jahwe diese Anklage nicht zu scheuen braucht, dafs nur er, der Mensch, keine Antwort darauf finden kann. Um so mehr mufs er es aber ablehnen, offenkundige Tatsachen zu verdrehen, um nur Jahwes Verhalten den bestehenden menschlichen Theorien konvenient zu gestalten. Damit bereitet sich in Hiobs Gedanken ein bedeutungsvoller Umschwung vor. Bisher hatte er Jahwe für seinen Feind gehalten, der ihn aus unbegreiflicher Ursache zur Zielscheibe seiner Geschosse ausersehen hat; durch die Reden der Freunde hat er erkannt, dafs er vielmehr in diesen seine eigentlichen Widersacher zu erblicken hat, die sein Recht verdrehen und seine Unschuld verdächtigen, und je mehr er sich von ihnen abgestofsen fühlt, um so mehr treibt es ihn zu Jahwe, seinem einzigen Halt. Darum wendet er sich jetzt direkt an diesen und hält ihm noch einmal das Ungereimte seines Verfahrens vor Augen. Was kann den erhabenen Gott veranlassen, ein verwehtes Blatt so zu scheuchen? Ja, wenn die Zeit nach dem Tode die Möglichkeit eines Ausgleichs böte, dann wollte er sich gern bescheiden. Da ja aber diese Annahme bei dem Vergänglichsten aller Geschöpfe, dem Menschen, ausgeschlossen ist, warum also, immer wieder gelangt er zu derselben Frage, warum verfährt Jahwe so mit ihm? (Schlufs folgt.)

MITTEILUNGEN

1. Frauenstudium

Von Dr. Heinrich Pudor

An demselben Tage, an welchem der norwegische Landtag den Gesetzvorschlag, dafs Frauen Justizämter bekleiden dürfen, annahm, wurde in Berlin der sozialwissenschaftliche Studentenverein aufgelöst, und zwar hauptsächlich um der bevorzugten Stellung willen, welche derselbe den Frauen einräumte. Und um es gleich hier zu sagen, ist diese Auflösung des sozialwissenschaftlichen Studentenvereins, dessen Wirken in der Richtung einer ernsthaften sozialpolitischen Bildung und der Gegenwirkung gegen die Studentenphilisterei früherer Tage ein äufserst segensreiches gewesen ist, ein Schandfleck in der Geschichte der Universität Berlin, der hoffentlich sehr bald beseitigt werden wird, wenn man ihn auch so bald nicht wird vergessen können. Wenn man mit dieser Verordnung des Rektors diejenige zusammenhält, welche gegen die Ausländer gerichtet war, so tritt der engherzige und reaktionäre Charakter der gegenwärtigen Universitätsleitung der deutschen Reichshauptstadt um so schärfer hervor. Reaktionär im schlimmsten Sinne des Wortes ist es, den Frauen, welche heute in eben solchem Grade nach Aufklärung dürsten, als dem Durchschnittsstudent die Aufklärung gleichgültig ist, den Zutritt zu den Bildungsquellen der Universität zu erschweren, anstatt ihn zu erleichtern, sie fortzustofsen, anstatt sie einzuladen, herbeizulocken und mit freundlichen Worten zur Quelle der Bildung zu rufen.

Aber freilich gehen darüber die Ansichten etwas auseinander, ob sich das Universitätsstudium überhaupt für die Frau schicke. Wir haben mit Absicht das Wort »sich schicken« gewählt, denn die herrschende Sitte und Mode spielen in diese Frage sehr stark hinein. Es mag sogar zugegeben werden, dafs die herrschende Sitte dem Frauenstudium entgegenläuft. Aber bei derartigen Fragen handelt es sich gar nicht darum, was heute Sitte ist und für schicklich gilt, sondern um das, was notwendig ist und was sich als eine Forderung der veränderten Verhältnisse ergibt. Die Kernfrage ist dabei nicht etwa die, dafs sich nicht alle Frauen verheiraten,

wenngleich die Wichtigkeit dieses Punktes nicht übersehen werden darf, sondern die, dafs ebensogut wie man es früher für selbstverständlich hielt, dafs das Mädchen die Schule besucht, heute die Forderung als selbstverständlich erhoben werden darf, dafs das Mädchen, wenn anders es einmal den Anspruch auf Bildung erheben will, das Gymnasium und vielleicht sogar die Universität besucht hat. Wir können hier den Mann ganz beiseite lassen und einfach die Frage stellen: soll die Frau gebildet sein, oder soll sie es nicht sein? Soll die Frau gut erzogen sein, oder soll sie es nicht sein? Soll ihr Verstand geschärft sein, soll sie gelernt haben, sich ihrer Vernunftskräfte zu bedienen, soll ihr Gedächtnis geübt sein, soll sie sich ein Wissen erworben haben, welches sie täglich im Leben anwenden kann?

Mancher wird vielleicht antworten: die Bestimmung der Frau ist, Kinder zu gebären und ihren Mann glücklich zu machen, hierzu aber genügt es, wenn sie erstens einmal hübsch und liebenswürdig ist, wenn sie zweitens lesen, schreiben und rechnen kann, wenn sie drittens etwas vom Haushalt versteht und wenn sie viertens tanzen und sich in der Gesellschaft bewegen kann. In der Tat waren dies die Anforderungen, welche der Mann früherer Tage an die Frau stellte. Aber einmal handelt es sich hier nicht nur um die Anforderungen, welche der Mann an die Frau stellt, sondern, da die Frau so gut als der Mann ein mit einem selbständigen Willen begabtes Geschöpf ist, sehr wesentlich darum, welche Anforderungen die Frau selbst erhebt — wenn sie sagt: die frühere, nichts als eine Spielerei bedeutende Töchterschulbildung und Tanzschulenbildung genügt mir nicht mehr, ich will wissen, erkennen, klar sehen, so mufs man ihr die Pforten der Bildung erschliefsen und ihren Hunger nach geistigem Brote zu stillen suchen. Zweitens aber wandeln sich die Zeiten: mit den Anforderungen, welche früher an die Frau gestellt wurden, begnügt sich heute der Mann selbst nicht mehr. Derjenige Mann, welcher auf der Höhe der Zeit steht, nicht aber nur zufällig noch in die neue Zeit hineingeboren ist, im Grunde aber noch zu der alten Zeit und zu den alten Anschauungen zu zählen ist, kann ein Weib weder achten noch lieben, das weiter nichts gelernt hat, als lesen, Brot schneiden, tanzen und lächeln. Und von hier aus gelangen wir zu der sehr bedeutungsvollen Einsicht, dafs die Frau also gerade, wenn sie den Mann fesseln will, gerade, wenn sie ihre Bestimmung, dem Manne eine Gefährtin zu sein, erfüllen will, sich eine tiefere Erziehung und Bildung erwerben mufs. Es kann nicht nur, sondern es wird der Fall eintreten, dafs der Mann nur zu einer solchen Frau tiefere Neigung fassen wird, welche etwas gelernt hat, welche einen geschärften Intellekt hat, welche Herzensbildung und Geistesbildung besitzt. Körperliche Reize schwinden, gesellschaftliche Befähigung befriedigt nicht im Hause, hauswirtschaftliche Tüchtigkeit genügt nicht — es ist leicht möglich, dafs künftighin gerade diejenigen Frauen, die nur Köchinnen, Tänzerinnen, Haushaltungsführerinnen und Ehebettgenossinnen sind, »sitzen« bleiben und nur diejenigen, welche etwas gelernt haben und ihrem Manne auf geistigem Gebiete folgen können oder sogar mit Selbständigkeit auf geistigem Gebiete sich bewegen können, heimgeführt werden. Und viel-

leicht wird heute schon mancher Mann sehnend und forschend sein Auge über die Frauenwelt gleiten lassen, um ein Weib zu suchen, das nicht nur Weib, sondern Mensch ist, d. h. das auf eigenen Füfsen zu stehen gelernt hat und das geistige und sittliche und vielleicht auch ökonomische Selbständigkeit errungen hat.

Vielleicht noch wichtiger ist aber folgender Punkt: das Menschenmaterial wird von den Frauen in die Welt gesetzt; die künftigen Menschen werden von den Frauen geboren und erzogen — hier liegt, wie nicht zu verkennen ist, der Angelpunkt der ganzen Frage. Es handelt sich darum, welches Weib fähig sein wird, die Kinder am besten zu erziehen und das Menschenmaterial zu verbessern. Das Weib, das tanzen, wirtschaften und Romane zu lesen gelernt hat oder das Weib, das »self made« ist? Die Antwort erübrigt sich. Ibsen hat sie uns schon vor mehr als 10 Jahren nahe gelegt. Er hat all dies nicht klar ausgesprochen, noch weniger die Folgerungen gezogen, aber er hat uns als leicht lösbares Vexierrätsel in seinen Dramen die Frage vorgelegt: welches Weib wird der Mann der Zukunft ehelichen wollen? Nora vor der Trennung, oder Nora nach der Trennung? Nora verläfst den Mann, welcher alten Idealen nachging und ein Weib als Haushälterin forderte. Und sie wird zugleich reif als Gattin für den Mann künftiger Tage, denn sie stellt die Frage: wie bin ich fähig, meine Kinder zu erziehen, wenn ich mich nicht selbst erzogen habe? In der Tat ist alle Erziehung Selbsterziehung und das Vorbild ist das wichtigste Moment bei jeder Erziehung. Das Kind mufs sich selbst erziehen, und es erzieht sich so, wie man sich ihm vorerzieht. Und gerade in denjenigen Jahren, welche für die Charakterbildung des Kindes am wichtigsten sind, ist dasselbe zu allermeist dem Einflusse der Mutter ausgesetzt. Mithin kommt alles darauf an, welches Vorbild die Mutter dem Kinde ist. Ob sie engherzig oder weitherzig ist, ob sie einen engen oder weiten Gesichtskreis hat, ob sie etwas gelernt hat nnd auf die tausenderlei oft recht schwer zu beantwortenden Fragen, welche das Kind stellt, Auskunft zu geben vermag, ob sie sich weiter sittlich selbständig gemacht hat, ob sie ihren Charakter trainiert hat, ob sie nicht nur ein angetrautes schwaches Weib ist, sondern ein Mensch mit Selbständigkeitsgefühl, mit sittlicher Kraft und mit Reichtum des Geistes. Ist sie dies alles, dann wird sie, je gröfser der Mann ist, dessen Gefährtin sie ist, diesen um so mehr befriedigen und beglücken und dann wird sie uns ein neues Menschenmaterial schaffen, das der Mutter Erde wert ist. Man sieht, der Standpunkt der Frauenführerinnen ist mit demjenigen der Frauengegner sehr wohl zu vereinigen: jene sagen, wir wollen Wissen, wir wollen Anerkennung, wir wollen selbständig sein. Diese sagen, wir wollen gute Gattinnen und gute Mütter. Nun wohl, diejenigen Franen werden künftig die besten Gattinnen und Mütter abgeben, welche Wissen nnd Selbständigkeit erlangt haben.

Dafs einige Frauenführerinnen hin und wieder über das Ziel hinausschiefsen, ist in einer derartigen Übergangszeit, wie der unseren, gar nicht verwunderlich und vielleicht nicht nur nicht schädlich, sondern notwendig. Denn jeder Reiz mufs ausgelöst werden und man braucht scharfe Kanten und Spitzen, wenn man in Erze schneiden will. Die Beantwortung der Frage,

ob Frauenstudium oder nicht, kann nach allem Vorhergehenden nicht zweifelhaft sein. Die Frau soll ebensogut wie der Mann, gebildet sein und sie soll eine gute Erziehung genossen haben. Sie soll nicht nur können, sondern auch kennen und wissen. Die Töchterschule früherer Tage genügt hierzu nicht mehr. Die Freigabe des Gymnasiums und der Universität an die Frauen gilt uns für selbstverständlich, wenn anders wir nicht die Frau als minderwertig als den Mann und als den Arbeiter ansehen. Denn auch dem Arbeiter will man heute mit Recht alle Bildungsquellen erschliefsen. Eine andere Frage ist die, ob wir besondere Frauengymnasien und Frauenuniversitäten errichten sollen, oder ob die seitherigen Gymnasien und Universitäten auch den Frauen zu öffnen sind. Logisch und natürlich und organisch ist allein der letztere Weg, und nach den guten Erfahrungen, die man in den skandinavischen Ländern mit der gemeinsamen Schulerziehung beider Geschlechter gemacht hat, kann zu der Beschreitung des letztgenannten Weges nur geraten werden. Allerdings werden die Frauen, wie die Verhältnisse an der Berliner Universität zeigen, eine schwere Übergangszeit zu bestehen haben, bis die Vorurteile überwunden sind und sie sich Anerkennung bei den Vorgesetzten sowohl als bei den Kollegen errungen haben. Aber auch diese Zeit wird bald vorübergehen. Der Verfasser hatte Gelegenheit, während eines Semesters in der finnischen Hauptstadt Helsingfors an einer Universitat, an welcher mehr Studentinnen als Studenten inskribiert waren, das Leben und Treiben zu beobachten, und er mufs sagen, dafs er von der Art des gemeinsamen Studiums und gemeinsamen Verkehrs nicht nur überrascht, sondern geradezu entzückt war. Es zeigte sich nämlich, dafs viele Einseitigkeiten, viele Übertreibungen und viele Unflätigkeiten unseres Studentenlebens nicht zu spüren waren und dafs eine wunderbare, überaus wohltuende Harmonie und Geschlossenheit zu Tage trat, so dafs man sich die Sache gar nicht anders vorstellen konnte und der Gedanke an eine einseitige Männeruniversität wie ein Bild aus dem finsteren Mittelalter wirkte, dessen Erinnerung man sich nicht gern hingeben mochte.

Aber freilich wird in den skandinavischen Ländern auch ein anderer sehr wichtiger Punkt, an den die deutschen Frauenführerinnen noch viel zu wenig denken, nicht übersehen. Die Geisteskultur des Weibes darf nicht so weit gehen, dafs dasselbe unfähig wird, Mutter zu werden, und auf der andern Seite ist die jahrhundertelange Unterdrückung, Erniedrigung und Beiseitestellung eine nicht nur sich auf die geistigen Gebiete erstreckende, sondern ebenso auf das körperliche Gebiet sich beziehende gewesen. Nicht nur der Geist des Weibes, sondern auch der Körper des Weibes lag brach. Und diese kurzsichtige Ignorierung der körperlichen Lebensbedingungen des Weibes läfst sich bis in das Altertum zurück verfolgen — bei den Nationalspielen der alten Griechen und bei den Ballspielen der alten Römer war das Weib nicht zugelassen — und erst die allerjüngste Zeit beginnt auch hierin vorurteilsfreier zu denken und dem Weib nicht nur die geistige Arena, sondern auch die körperliche Arena zu erschliefsen. Offenbar hat nicht nur der Mann eine Lunge, Glieder, Gelenke und Muskeln, und offenbar müssen nicht nur diejenigen des Mannes

geübt werden, um sich entwickeln zu können, sondern ebenso die des Weibes: ja, von einem gewissen Standpunkt aus, nämlich wenn man in Betracht zieht, dafs das Weib es ist, welche gebärt und die Menschen in die Welt setzt, ist gerade für das Weib die Körperkultur am notwendigsten. Es hat sich aber, wie bemerkt, bezüglich dieses Punktes schon eine Wandlung der Anschauungen vollzogen. Denken wir nur daran, wie noch vor fünf Jahren eine Frau angesehen wurde, welche aufs Rad stieg, welche zu turnen wagte, oder welche es sich gar einfallen liefs, das Florett in die Hand zu nehmen. Möglich, dafs uns in zehn Jahren die Art und Weise, wie die Frau heute auf dem Pferde sitzt, sehr lächerlich vorkommen wird.[1]) Wir brauchen aber hier auf Einzelheiten nicht näher einzugehen; es genügt die Feststellung der Tatsache, dafs die Frauenbewegung bisher das körperliche Gebiet zu wenig in Berücksichtigung gezogen hat. Aber die Frau braucht nicht nur geistige Trainierung, sondern auch körperliche Trainierung. Dann erst wird sich alles ausgleichen und jene Harmonie, welche wir mit Recht als Grundbedingung eines glücklichen und beglückenden Daseins ansehen, zu Tage treten.

---

2. A. Rudes Stellung zu dem Prinzip der kulturhistorischen Stufen[2])

1. Das Prinzip der kulturhistorischen Stufen ist recht beachtenswert und sollte durch gründliche psychologische, philosophische und historische Studien noch näher untersucht werden. Nach den bisherigen Ergebnissen der Forschungen kann dem Prinzip nicht eine ausschlaggebende, wohl aber eine mitbestimmende Geltung für den Lehrplan beigemessen werden.

2. Von einer Übereinstimmung oder auch nur einem strengen Parallelismus zwischen Einzel- und Gesamtentwicklung kann füglich nicht die Rede sein. Denn so weit reicht die Verwandtschaft nicht. Man spricht richtiger von einer Ähnlichkeit in der beiderseitigen Entwicklung. Diese Ähnlichkeit ist im allgemeinen vorhanden. Bis ins einzelne läfst sie sich nicht nachweisen, zumal bei den bisherigen Forschungsergebnissen. Man mufs sich bescheiden, bestimmte Stufen, Stationen zu bezeichnen, in denen der sittlich-religiöse Werdeprozefs verläuft.

3. Es kann sich nicht um Entwicklungsstufen schlechthin, sondern nur um Erkenntnis- oder Apporzeptionsstufen handeln. Die physische Entwicklung kommt nicht in Betracht. Aber auch für die psychische kann nicht an einen Parallelismus zwischen der ganzen individuellen Entwicklung und der Gesamtentwicklung gedacht werden. Die erstere ist nicht

---

[1]) Bekanntlich entbrannte vor einigen Jahren in den drei gröfsten Städten Amerikas ein heifser Kampf der Frauen um den Männersattel beim Reiten, wie in einem Artikel von Else Spiegel: „Abrüsten!“ Band II, Nr. 25 der „Dokumente der Frauen“, berichtet wurde.

[2]) S. A. Rude, Methodik des gesamten Volksschulunterrichts. Osterwieck, 1903.

mit vierzehn Jahren (beim Austritt aus der Volksschule) abgeschlossen. Wenn nun eine genaue Übereinstimmung herrschte, dann wären die letzten und höchsten Stufen der Gesamtentwicklung für die Volksschule auszuschalten, was im Ernste nicht beabsichtigt werden kann. Oder die individuelle Entwicklung wäre gewaltsam zu beschleunigen, so dafs man etwa versuchte, das vierzehnjährige Kind auf die Höhe der gegenwärtigen Kultur zu stellen. Eine solche unnatürliche Beschleunigung könnte aber nur die gesunde Entwicklung des Kindes schädigen, wenn sie überhaupt möglich wäre. Wer die seelische Entwicklung in dem bezeichneten Sinne forcieren wollte, gäbe eben damit ja auch zu, dafs von Natur eine völlige Übereinstimmung nicht vorhanden wäre. Übrigens bleibt zu beachten, dafs bei den hergebrachten, nicht-herbartischen Lehrplänen vielfach ein gewaltsames Forcieren gerade beim Religionsunterrichte an der Tagesordnung ist, wenn z. B. 8—9jährigen Kindern zugemutet wird, sich selbst zu verleugnen und das Fleisch zu kreuzigen.

4. „Eine weitgehende Übereinstimmung zwischen der menschheitlichen und individuellen Entwicklung ist nur unter der Voraussetzung denkbar, dafs der Einzelgeist sich der Hauptsache nach unter denselben äufseren und inneren Bedingungen entfaltet als die Menschheit auf den einzelnen Kulturstufen. Das trifft doch aber nicht zu, ist auch gar nicht möglich, aber auch nicht notwendig. Im Gegenteil. Die Erziehung will den Zögling so führen, dafs er Umwege und Irrwege der menschheitlichen Entwicklung vermeide, den Bildungs- resp. Kulturstoff besser und früher apperzipiere und die höheren Erkenntnisstufen früher erreiche“ (Lange, Apperzeption).

5. Es ist eine Überspannung des Prinzips, wenn Ziller sagt, dafs der Zögling jede Stufe in der allgemeinen menschheitlichen Geistesentwicklung, eine nach der andern, der Schulart entsprechend, durchlaufen, sich auf jeder Stufe individuell ganz einleben müsse.

6. Zu der an sich vorhandenen Ähnlichkeit der individuellen und der generellen Entwicklung mufs im einzelnen die Propädeutik der Stoffe hinzutreten. Jedes Stoffgebiet mufs das folgende vorbereiten. Jede Periode mufs Trägerin der folgenden sein.

BESPRECHUNGEN

I Philosophisches

Reinke, Prof. Dr., Einleitung in die theoretische Biologie; insonderheit »die Dominanten«.

Die Gebiete der Biologie und Philosophie greifen in den wichtigsten Problemen weit ineinander über. Es ist daher nicht wunderbar, dafs Reinkes Einleitung in die theoretische Biologie im weitesten Sinne philosophische Fragen behandelt, ja eine ganze Naturphilosophie enthält. Eine solche Darstellung eines bedeutenden Biologen ist an und für sich von besonderem Interesse, spiegelt sie doch Einblicke erster Hand in die Natur ab. Dazu führt Reinke einen neuen Begriff, den der »Dominante« ein, und legt ihm eine weit umfassende Bedeutung bei. Es verlohnt sich daher wohl, die naturphilosophischen Anschauungen Reinkes darzulegen, insonderheit aber jenen neuen Begriff nach Inhalt und Nutzbarkeit zu untersuchen.

I. Es wird, glaube ich, für mein Vorhaben förderlich sein, wenn ich in gedrängtester Form die naturphilosophische Ansicht unseres grofsen Physiologen Johannes Müller vorausschicke. Sie ist von mir sorgfältig aus dessen Werk »Physiologie des Menschen« ausgezogen. Wir gewinnen dadurch einen Überblick der Probleme, übersehen den Stand der mafsgebendsten bezüglichen Anschauungen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts und können daran die Ansichten des vorliegendon Buches messen. Nun bestehen ja weitgreifende Erkenntnisfortschritte zwischen jetzt und der Zeit der Abfassung der »Physiologie des Menschen«; ich nenne nur: die Energetik, die durch Darwin und dessen Gegner gewonnene Klärung des Problems der Änderung der Arten, den Ausbau der Kohlenstoffchemie, die Vertiefung der Kenntnis der Struktur des Zellinhaltes. Um so besser werden wir zu erkennen vermögen, ob und wie man fortgeschritten ist, und was wir bezüglich des »ignorabimus« zu halten haben.

»Wir müssen«, sagt Johannes Müller »uns bescheiden, zu wissen, dafs die Kräfte, welche die organischen Körper lebend machen, eigentümlich sind.« Die organische Kraft schafft nach Müller in den Gesetzen eines

vernünftigen Planes mit Zweckmäfsigkeit. Wie einer Maschine, so liegt auch jedem Organismus eine Idee zu Grunde. Aber diese Idee ist aufser der Maschine, dagegen im Organismus, und hier schafft sie mit Notwendigkeit und ohne Absicht, denn die zweckmäfsig wirksame Ursache der organischen Körper hat keine Wahl und die Verwirklichung eines einzigen Plans ist ihre Notwendigkeit. Zweckmäfsig wirken und notwendig wirken ist in dieser Ursache ein und dasselbe.

Die organische Kraft besteht früher als die harmonischen Glieder des Ganzen; sie liegt vor allen Organen im Keime, ist aber im Erwachsenen nicht an ein bestimmtes Organ gebunden. Das Bewufstsein dagegen ist ein späteres Erzeugnis der organischen Kraft, und es ist an ein Organ gebunden.

Das psychische Prinzip erscheint hinab bis zu den untersten Tieren, denn alles Tier ist beseelt, was der Sinneserscheinung auch aufser der Sinnesempfindung bewufst ist, was vorstellt, was Begehrungen hat und Vorstellungen von deren Objekte und ihrer Befriedigung; was dadurch zu Willensakten bestimmt wird.

Das psychische Prinzip ist wie das Lebensprinzip mit der Materie teilbar, enthält doch der Keim des Weibchens und der Same des Männchens, ja Teilstücke einer Hydra und anderer Tiere alles, was zur Äufserung oder Entwicklung individuellen Lebensprinzips und der psychischen Funktionen nötig ist.

Es könnte wohl sein, dafs die Seele nur in einem Organe wirken und Wirkungen empfangen könnte, und doch allgemein im Organismus verbreitet wäre, derart, dafs auch andere Teile des Körpers noch an dem psychischen Prinzipe Teil haben. Wenn es einen wahren Grund gibt für die Ansicht, dafs das psychische Leben nur eine Art Manifestation des Lebensprinzips der tierischen Wesen ist, so ist es der, dafs beiderlei Wirkungen der Ausdruck der Vernunft sein können. Das Vernünftige des psychischen Lebens ist blofses Bewufstsein des Vernünftigen ohne alle schaffende Einwirkung auf die Organisation. Das Vernünftige der Tätigkeit des Lebensprinzips aber ist die Erzeugung der zweckmäfsigen Organisation in der Materie. Die in der Organisation des einfachsten Wesens sich ausdrückende Vernunft ist vielleicht erhabener, als das Höchste, was das Bewufstsein, selbst des Menschen, vorzustellen vermag. Alle Probleme der Physik liegen vor dieser schaffenden Tätigkeit offen, die Methode ihrer chemischen Prozesse ist von unerreichbarer Vollkommenheit. Sie, die schaffende Tätigkeit, ist auch die Ursache des Instinkts, sie läfst in den Tieren Träume entstehen, die es zu zweckmäfsigen, für sein Dasein nötigen und vernünftigen Handeln treiben.

Die Pflanzen scheinen unserm Physiologen aller psychischen Fähigkeiten zu entbehren; man könnte aber, meint er, für sie einen latenten Zustand der psychischen Seite des Lebensprinzips annehmen.

Unser Physiolog erwägt die Frage: Liegt es in der Natur des Lebensprinzips und der Seele als Potenz, dafs sie durch Verteilung auf mehr Materie und Teilung, an Kraft nicht vermindert werde, oder entsteht durch Aneignung von mehr Materie in einem wachsenden Organismus auch mehr

von jenen Prinzipien, sodafs diese Prinzipien im Nahrungsstoffe schon latent vorhanden sind? — Er führt die beiden Hypothesen an: 1. Die bewegende Idee als Ursache der Organisation und des Seelenlebens, ein Ausflufs der Gottheit, ist das Einzige, was in den organischen Körpern Bestand hat; die Materie ohne ihr innewohnende Seele wechselt. 2. Das Prinzip des Lebens wohnt aller Materie ein und ist eine Kraft der Materie selbst, die sich aber nur unter bestimmten Bedingungen und bestimmter Struktur äufsert. Eine Entscheidung wird hier nicht getroffen. Eine andere Stelle scheint jedoch der 2. Hypothese geneigter: »Da indessen die organischen Körper auch in der unorganischen Natur wurzeln, so bleibt es ungewifs, ob nicht selbst auch die Anlage zu geistiger Wirkung, wie die allgemeinen physikalischen Kräfte in aller Materie vorhanden ist, und durch die vorhandene Struktur zur Äufserung in bestimmter Weise kommt.«

Keine Tatsache berechtigt uns zu Vermutungen über die erste Bildung der Geschöpfe, keine zeigt uns die Möglichkeit, alle diese Verschiedenheiten durch Umwandlung zu erklären, da alle Geschöpfe die ihnen gegebene Form unabänderlich erhalten.

Warum geht die organische Kraft in die Jungen über und warum vergehen die Alten? — Ob bei Ausübung des Lebens aufser der beständigen Zersetzung der Stoffe auch organische Kraft beständig, und wie sie verloren geht, ist gänzlich unbekannt. Soviel scheint aber gewifs, dafs beim Sterben die organische Kraft wieder in ihre allgemeinen natürlichen Ursachen aufgelöst wird, aus denen sie von den Pflanzen regeneriert zu werden scheint.

Meine Aufgabe ein wenig überschreitend füge ich noch Johannes Müllers Ansichten über den Zusammenhang der höheren geistigen Fähigkeiten bei: Das Empfinden und die Fähigkeit der Reproduktion desselben zu Vorstellungen ist nicht weiter rückführbar. — »Ich bin«, sagt Müller, »der Meinung, dafs der Mensch (im Gegensatz zu dem Hund, welcher die Vorstellungen Stock und Schläge zwar verkettet, jedoch keinen Begriff bildet) durch blofse Erfahrung und die Gewohnheit nie zu dem abstrakten Begriff der Kausalität komme, wenn der Verstand des Menschen nicht ein gewisses Vermögen der Abstraktion hätte, . . dagegen halte ich nicht für den ursprünglichen Inhalt des Verstandes die Verstandesbegriffe von Kant und die Kategorien des Aristoteles.« Nach Müller entstehen alle Verstandesbegriffe aus der Erhebung von Tatsachen der sinnlichen Erfahrung zu allgemeinem. Wenn mehrere verschiedene Vorstellungen gegenwärtig sind, verdunkelt sich das Ungleichartige und es bleibt unverdunkelt der Rest, das Allgemeine. — Die Anschauung unserer Körperteile bleibt konstant unter allem Wechsel der Aufsenwelt; die von uns empfundenen spontanen Aktionen lassen Vorstellungen zurück, und wir lernen diese Aktionen von der Masse der Vorstellungen anderer Dinge unterscheiden. So entsteht die Vorstellung vom eignen Leben. Die Begriffsvorstellung von allem, was zum eignen Leben gehört, ist das Ich. Das Ich als Vorstellendes vorgestellt ist das Selbstbewufstsein. — Manche Vorstellungen sind von etwas begleitet, was auf die Vorstellung selbst nicht reduziert werden kann: das Streben. Förderung beziehungsweise Hemmung des

Strebens erregen angenehme und unangenehme Gefühle. — In allem Organischen findet sich ein Umsichgreifen, ein Beharren im Besitz. Bei den Tieren erscheint dies dem vorstellenden Wesen als eine instinktartig sich geltend machende Macht des Eigenlebens: »Ich will«.

II. Ich will nun versuchen, die philosophischen Ansichten des Verfassers der »Einleitung in die theoretische Biologie« teils in loser Anführung von Aussprüchen Reinkes, teils in kurzen Zusammenfassungen darzustellen. Den wörtlichen Ausführungen ist die Seitenzahl des Buches hinzugefügt. Der Darstellung des Dominantenbegriffs widme ich den Abschnitt III.

»Der Mensch ist in toto, also auch mit seinen Eigenschaften der Intelligenz, des Willens u. s. w. Objekt der Biologie« (34). — »Wenn man, wie ich selbst getan, die Zwecke der Organismen einem Prinzipe der Weltvernunft zuschreibt, so kann doch die Biologie... jede derartige Betrachtung aus ihrem Arbeitsgebiet ausschliefsen« (83). — Als methodische Regel (der Biologie) darf gelten, den Versuch zu machen, durch Auffindung energetischer Erklärungen den Rest »vitaler Vorgänge« auf ein Minimum einzuschränken (53). —

»Die Organismen sind nur kausal und teleologisch zugleich begreiflich: Kausalität und Finalität wirken in ihnen immer zusammen. Daher stehen Kausalität und Finalität keineswegs miteinander in Widerspruch. Der Finalzusammenhang kommt nur durch kausal-mechanische Verkettung von Vorgängen zu stande. Jeder Naturzweck kann sich nur kausal durch energetische Mittel verwirklichen, das ist oberster Grundsatz der Biologie. Dadurch sind in den Organismen Kausalität und Finalität untrennbar miteinander verbunden; beide zeigen uns die Naturnotwendigkeit[1]) nur unter verschiedenem Gesichtspunkt« (85). — »Sowohl im Kausalprinzip wie auch im Finalprinzip tritt uns ein Abhängigkeitsverhältnis entgegen. Dies Abhängigkeitsverhältnis, in dem die einzelnen Lebenserscheinungen zueinander stehen, gibt sich in jedem Falle als ein notwendiges zu erkennen und darum verbindet unser Denken die Kausalität und Finalität zu einer höheren Einheit, der logischen (!?) Notwendigkeit« (75). —

»Warum soll nicht auch für die psychischen Funktionen eine ähnliche Stufenfolge vom Menschen durch die höheren und niederen Tiere hinab bis zur Einzelzelle bestehen« (41). — »Wo beginnt das Dasein der Psyche? ... mit der Individualisierung der Eier und Samenfäden? .. die Vererbung geistiger Eigenschaften vom Vater oder von der Mutter auf das Kind macht das Letztere am meisten wahrscheinlich« (41). »Wer wäre vermessen genug, beweisen zu wollen, dafs der Zellkern, dem unzweifelhaft die Stellung eines Zentralorgans der Zelle zukommt, unmöglich auch der Sitz des Bewufstseins sein könne, dessen Grad vielleicht tief unter dem Bewufstsein des menschlichem Zentralorgans steht? Wir wollen aber der anderen Hypothese einstweilen den Vorzug einräumen, dafs in der

[1]) Reinke fafst wie Johannes Müller das zweckmäfsige Wirken als eine zum Wesen des Organischen gehörige Eigenschaft auf. Aber Reinkes Standpunkt wird dadurch ein ganz anderer und wohl kaum haltbarer, dafs er unter Ausschlufs einer Weltvernunft die Aufgabe zu lösen versucht, Kausalität und Finalität als zu einer »logischen Einheit« verbunden nachzuweisen.

Pflanzenzelle das Bewufstsein seinen Nullpunkt erreicht..... Wiederum werden uns neue Bedenken überkommen und uns die Frage aufdrängen: sollte es nicht doch wahrscheinlicher sein, dafs jede Zelle bereits Bewufstsein hat, als dafs sie keines besitzt« (44. 45). —

»Hinsichtlich der Möglichkeit, wie wir uns den Kausalzusammenhang zwischen Psychischem und Körperlichem innerhalb der Organismen vorzustellen haben, stehe ich auf dem zweiten der beiden Wege, auf die Stumpf hingewiesen hat,[1]) nämlich ‚ein bestimmter Nervenprozefs in bestimmter Gegend der Grofshirnrinde ist die unerläfsliche Vorbedingung für das Zustandekommen einer bestimmten Empfindung; diese geht als notwendige Folge neben den physischen Wirkungen aus ihm hervor. Aber dieser Teil der Folgen absorbiert keine physische Energie... Desgleichen kommt ein bestimmter Prozefs in den motorischen Zentren der Rinde zu stande nicht durch blofs physiologische Bedingungen, sondern stets nur unter Mitwirkung eines bestimmten psychischen Zustandes, ohne dafs doch das Quantum physischer Energie durch diesen beeinflufst wird'« (574. 572).

»Unverkennbar regt sich in uns zunächst Lust oder Unlust. Diese werden ausgelöst durch irgend einen nervenphysiologischen Vorgang, daraus entsteht der Wunsch. Die Verwirklichung des Wunsches wird im Denken erörtert. Das Ergebnis ist ein Entschlufs, dessen Durchführung der Wille[2]) in die Hand nimmt. Das Mittel zur Verwirklichung des Willens ist die Handlung« (587). — »Der nächstliegende Gedanke (bezüglich Einwirkung des Willens auf die Nerven und Muskeln) ist der, dafs der Wille auslösend wirkt. Täte er das, so müfste er, da es sich um Auslösung eines energetischen Prozesses handelt, doch wenigstens ein Minimum von mechanischer Arbeit leisten, und damit wäre der Wille selbst Energie... Will man den Willen als Erreger derselben aber nicht selbstenergetisch tätig sein lassen, so bleibt nur die Hypothese übrig, dafs er auf die Energie einwirkt nach Analogie der Dominanten[3]) (und zwar nach weiterer Ausführung der Maschinen-Dominanten).

Wir kommen nun zu Reinkes Ansicht über Ontogonie und Phylogenie. Hier zeigt sich ein erheblicher Fortschritt gegenüber der Anschauungen vor Mitte des vorigen Jahrhunderts. Im Gegensatz zu Darwin, welcher ursprünglich die Bildung der Formen überwiegend auf natürliche Zuchtwahl zurückführen wollte, und erst später Vererbung erworbener Eigenschaften als wirksames Agens zweiter Linie anerkannte, und den

[1]) Der Unterschied zwischen diesem zweiten Weg und der psychophysischen Zweiseitentheorie (derselbe Vorgang, dasselbe Ding offenbart sich in doppelter Weise: von innen als Gefühl, Wille, Empfindung, Gedanke; von aufsen als Ausdehnung, Bewegung) erscheint nicht sehr grofs, aber Reinke bekämpft letztere Theorie, welche er mit Vorliebe, aber wenig bezeichnend, psychophysischen Parallelismus nennt entschieden. Er glaubt, dafs mit ihr »die Allgemeingültigkeit des Kausalgesetzes in der Natur aufgehoben wird«. Er kann sich, wie es scheint, ein gleichzeitiges Zusammen nicht denken, sondern nur ein zeitliches Nacheinander der psychischen Vorgänge aus dem physischen und umgekehrt.

[2]) Ich meine, sagte Reinke, »dafs wir gut tun bei Protozoen und bei Pflanzen nicht von Willen zu sprechen, wäre es auch nur, um beim herkömmlichen Brauch der deutschen Sprache zu bleiben.«

[3]) Siehe nachstehend.

direkt gestaltenden Einfluſs äuſserer Agentien erst in dritter Linie stellt, geht Reinke von der Anpassungsfähigkeit der Organismen aus, d. h. von einer auf inneren Eigenschaften beruhenden Fähigkeit, auf Reize verschiedener Art behufs Selbstregulierung des Lebensprozesses zweckmäſsig zu reagieren. Hiernach konnte die Anpassung der Organismen den allmählich sich ändernden äuſseren Umständen folgen. Wurden die Lebensbedingungen schlieſslich konstant, so trat Gleichgewichtszustand (Optimum der Anpassung) ein. Es können aber gleichen Bedingungen verschiedene Arten ausreichend angepaſst sein, die Abweichungen können sich kompensieren, oder es können verschiedene Grade der Anpassung vorliegen. Hier tritt die Selektion, aber also erst in zweiter Stelle ein. — Nach jetztzeitigen Beobachtungen wird die Festigkeit der Übertragung erworbener Eigenschaften durch Beständigkeit der Bedingungen gefördert. (Die aus einer wilden Pflanze gezüchteten Kohlarten behalten in gut gedüngtem Boden ihre Eigenarten.) Es liegt daher die Hypothese nahe, daſs erworbene Eigenschaften sich um so mehr befestigen, je länger und konstanter die Ursachen. — Variation (Abänderung aus innern Ursachen) strebt die Konstanz zu stören. Auch hier tritt Selektion in Tätigkeit, sie beseitigt unpassende Variationen; so auch bei der Kreuzung. Die Selektion kann nur Unpassendes beseitigen, Die selbständige Hervorbringung des Zweckmäſsigen beruht auf inneren Fähigkeiten der Organismen; die Selektion ist nur negative Bedingung der Fortexistenz von Formen, die durch andere Ursachen hervorgebracht sind. — Reinke hegt die unerschütterliche Überzeugung, daſs sich die Organismen nach Art von fächerförmigen Stammbäumen auseinander entwickelt haben, aber die Ausgestaltung der Phylogenie werde immer Erzeugnis unsres Glaubens bleiben. Zu Gunsten der Transformationslehre spreche besonders: 1. der morphologische Zusammenhang zwischen Moosen, Farnen und Blütenpflanzen; 2. die an den Keimpflanzen noch heute nachweisbare Transformation der zahlreichen Arten neuholländischer Akazien; 3. ganz besonders die späte Erwerbung aufsteigend höherer und reichgegliederter Thallusformen der Flechten (Konsortien von Pilzen und Algen) während die Pilze keinen assimilierenden Thallus besitzen. Hier kann man sogar experimentell die Bedingungen ihrer Ontogenie feststellen. Ferner 4. die Entwicklung der Ammoniten; 5. die Ahnen des Pferdes; 6. der Umstand, daſs zahlreiche Tiere älterer Schichten Merkmale vereinigen, die bei verwandten Tieren späterer Schichten sich auf verschiedene Tiere verteilen. — So kommt Reinke zu der Annahme der polyphylen Entstehung des Organischen aus freilebenden Urzellen. Er verwirft die Hypothese der natürlichen Urzeugung, denn für ihn besteht ein fundamentaler Gegensatz zwischen lebloser Materie und lebenden Wesen,[1]) er verwirft die Einwanderung von fremden Himmelskörpern und kommt zu dem Schluſs: »Wenn man annimmt, daſs lebende Wesen überhaupt einmal aus unorganischen Stoffen entstanden sind, so ist

[1]) Der Widerspruch dieses Dualismus erscheint Reinke wenig beachtenswert. »Überall, wohin wir blicken, stehen wir einem Pluralis gegenüber.... Dem gegenüber wird heute von vielen die Fahne des Monismus entfaltet und als Ziel der Wissenschaft bezeichnet. Ich kann nicht finden, daſs wir damit für die Erforschung der Wahrheit etwas gewinnen« (630).

meines Dafürhaltens die Schöpfungshypothese die einzige, die den Anforderungen der Logik und der Kausalität und damit einer besonnenen Naturforschung entspricht« (559). Sollte hier ein ignoramus besonnener Naturforschung nicht mehr entsprochen haben?

III. Reinkes Dominanten. — Der Organismus nimmt Energie von aufsen auf, verwandelt sie unter mannigfachen Arbeitsleistungen in andere Energieformen und gibt sie schliefslich in ihrer niedersten Form, als Wärme ab. Die Arbeitsleistungen bestehen in der Mitose (eigentümlichen Spaltung) des Zellkerns, der Teilung und Aneinanderfügung von Zellen, der Differenzierung von Geweben und Organen, der Aufnahme und Umwandlung der Nährstoffe, Absonderung der Secrete, Bildung der Keime u. s. w. Alle diese Tätigkeiten seines Betriebes kann der Organismus nur ausüben, wenn ihm ein genügender Vorrat von Energie zur Verfügung steht. Bei allem ist er an das Prinzip der Erhaltung der Energie nicht minder gebunden, wie jedes andere materielle System. Es kommen im Organismus vielfach energetische Prozesse vor, die scheinbar keine Äquivalenz zwischen der veranlassenden Energiemenge und der Gröfse der Wirkung erkennen lassen: die Reizvorgänge, die im Reize selbst aufgewendete mechanische Arbeit kann aufserordentlich geringfügig sein und kann als Auslösung (Verwandlung eines Vorrats potentieller Energie in kinetische), oder als Hemmung (Unterbrechung solchen Prozesses) sehr grofse Energiemengen in oder aus Wirkung setzen. Alles aber geschieht auf Rechnung des Energievorrats. —

Von hier führt bei Reinke der Weg hinüber zu seinem eigentümlichen Begriff der »Dominanten«. »Während wir«, sagt er, »eine Willenskraft, eine Denkkraft in uns selbst.. unterscheiden, gibt es andere Kräfte, die uns in ihrem Wirken bei jedem Organismus entgegentreten, das sind die formbildenden Kräfte, die eine Pflanze und ein Tier aus der Keimzelle gestalten, und die stoffbildenden Kräfte, die das Rohmaterial der Nahrung in Bau- und Arbeitsstoffe der Zellen umwandeln. Diese Kräfte wirken mit energetischen Mitteln, sie selbst zeigen indes keine Beziehung der Äquivalenz mit energetischer Energie; es sind Kräfte zweiter Hand.« — Hier verliert das Wort »Kräfte« alle mathematische Schärfe und bekommt die unbestimmte Bedeutung von Fähigkeit etwas zu wirken.

Reinke sagt: »Die Konfiguration eines materiellen Systems kann einen Vorrat von Kraft[1]) repräsentieren, von dem nur ein Teil Energie, also potentielle Energie zu sein braucht; der zweite Teil ist andrer Art, die keine mechanische Arbeit zu leisten vermag, aber die darum nicht weniger wirkungsvoll ist, als die Energie.« (Hier folgt das Beispiel einer Stutzuhr und einer Spieldose, in welchen beiden die potentielle Energie der Feder ganz verschiedene Wirkung hervorbringt.) »Jener Teil des Kraftvorrats, der keine mechanische Arbeit leistete, aber doch vermittelst der eigenartigen Struktur des Apparats in jeder der beiden Maschinen eine

[1]) Die Auffassung des Ausdrucks »Vorrat von Kraft« ist die Fehlerquelle der Dominantenlehre. In diesem Ausdrucke vermengt Reinke zwei ganz verschiedene Begriffe: den mechanischen Begriff von Kraft und den unbestimmten Begriff von Ursache eines Geschehens. In Wirklichkeit kann der Vorrat von Kraft eines materiellen Systems nur Energie sein.

andere dynamische Wirkung hervorbrachte, ist das Dominantensystem des Instruments« (169. 170). — »Ich habe ... den Nachweis zu führen gesucht, dafs solche Kräfte (Dominanten) in den Organismen ebenso tätig sind, wie in den Maschinen« (163). — »Wie der Begriff Kraft und Gesetz, ist auch der Begriff der Dominanten eine Abstraktion von der Wirksamkeit zahlreicher Einzelursachen, ein Symbol für die Bedingungen realen Geschehens; eine mechanische Formel für den zureichenden Grund der Erscheinungen, soweit er nicht energisch ist« (170). »Die Dominanten leisten nicht mechanische Arbeit, sondern weisen derselben nur den Weg, allerdings mit zwingender Gewalt, wie ... der Verlauf der Schienen einer Lokomotive den Weg weist. Dominanten zwingen in der Pflanze die Atome unorganischer Verbindungen, sich zu Kohlenhydraten und Eiweifs zusammenzufügen, wie es der Chemiker tut bei seiner Synthese, durch welche zahlreiche neue Kohlenstoffverbindungen hergestellt werden, die niemals in der leblosen Natur von selbst hätten entstehen können« (171). — »Die Dominanten sind nicht energetische, sondern überenergetische Kräfte« (172). — »Wenn in der Anpassung die Gestalt und Funktion der Pflanzen und Tiere durch energetische Einwirkung der Aufsenwelt beeinflufst werden, so sind es die Dominanten des Organismus, die als regulierendes Prinzip den äufsern Reiz in der Veränderung des Organismus zur Geltung bringen« (172). — Arbeitsdominanten bewirken das rechtzeitige Entstehen der verschiedenen Kohlenstoffverbindungen und die Verteilung derselben; Gestaltungsdominanten sind Erzeuger der Form. »Unter dynamischem Gesichtspunkt erscheint der Organismus als ein vom Gesetz seiner Form beherrschter energetischer Prozefs. Dies Gesetz der Form können wir auch die oberste, General- oder Integraldominante nennen im Gegensatz zu den Dominanten höherer und niederer Ordnung, von denen die Bildung der Organe, der Gewebe, der Zellen, der Zellenbestandteile abhängt« (175). — »In dem sich furchenden Ei ist z. B. die Dominante, welche das Auge hervorbringt, noch nicht vorhanden, sie entsteht erst später auf epigenetischem Wege. Die Epigenesis bringt eine Dominante aus der andern hervor« (175). — »Die Muskulatur, das Nervensystem, das Auge, der Magen u. s. w. bilden im werdenden Tierkörper den Geltungsbereich einzelner Dominanten, denen in den Geweben und Gewebesystemen des Pflanzenkörpers analoge Einheitsbezirke entsprechen« (381). — »Eine besonders wichtige Seite der Dominanten ist die Fähigkeit zielstrebend und zweckmäfsig zu wirken. Da die Energie nicht Träger der Finalität der Organismen sein kann, so können nur die Dominanten als solche in Betracht kommen« (176). — »Die Dominanten der Maschinen beruhen auf der Struktur des Apparats, der Analogieschlufs führt also zu der Folgerung, dafs auch die Dominanten der Organismen ihren Grund in der Struktur des Organismus haben« (177). — »Wir sind aber nicht auf die Analogie mit den Maschinen beschränkt. Die zweckmäfsigste Funktion der grofsen Organe des höheren Tierkörpers, z. B. des Auges, hängt erweislich ab von deren Struktur. Wir brauchen jetzt nur einen Schritt weiter zu gehen und zu schliefsen, dafs auch die zweckmäfsigen Wirkungen anderer Art von einer makroskopisch und mikroskopisch nicht erkennbaren

Struktur abhängen, so gelangen wir zu dem Ergebnis, dafs alle Dominanten des Organismus ihren Grund in seiner eigenartigen Konfiguration besitzen; ein Ergebnis, das ich in dieser Verallgemeinerung ausdrücklich als Hypothese bezeichne« (178). — »Wenn ich die Dominanten intelligente Kräfte nenne, so ist das eine abgekürzte Erläuterung, die sagen soll, dafs sie in ihrem Wirken am ehesten vergleichbar sind mit der Intelligenz, jedenfalls weit eher, als mit einer Energie« (181). — »Um jedem Mifsverständnis vorzubeugen, bemerke ich, dafs ich die bewufste Intelligenz der höheren Tiere, weil sie keine maschinenmäfsige ist und darum keinem Zwang unterliegt, von dem Begriff der Dominanten ausschliefse. Dominanten nenne ich nur die in den Organismen zweckmäfsig wirkenden unbewufsten Kräfte« (185). — »Ganz kurzsichtig erscheint mir aber die Meinung derjenigen, welche behaupten, dafs die wunderbare Harmonie im Stoffe und Energiewechsel der Organismen eine Wirkung, eine Funktion der Kompliziertheit dieser Vorgänge sei, dafs das Wunderbare derselben schwinden werde, wenn es uns erst gelingen sollte, die chemischen Vorgänge mehr im einzelnen zu übersehen .... Eher vermute ich, dafs wir dann erst recht die Lenkung dieser Prozesse Dominanten zuschreiben müfsten, deren Grund ich in einer für uns nicht erkennbaren Struktur des Zellleibes suchen zu sollen glaube« (343).

Die in der Keimzelle gegebene Anlage, den Organismus durch Entwicklung hervorzubringen nennt Reinke »Bildungspotential«. Ohne einen Arbeitsvorrat, welcher in den chemischen Eigenschaften der Kohlenhydrate, Eiweifsstoffe u. s. w. gegeben ist, können, wie wir sahen, die Zellen nicht leben. Auch das Bildungspotential der Keimzelle ist ein Kraftvorrat doch kein Arbeitsvorrat. »Es ist eine ruhende Kraft, der, wenn sie geweckt wird, die Fähigkeit zukommt, die energetischen Prozesse in diejenigen Bahnen zu lenken, welche sie einschlagen müssen, damit aus dem Ei ein Kaninchen oder Frosch oder ein Setang wird« (360). — »Die ruhenden Kräfte, die im Bildungspotential enthalten sind, können .. nur Dominanten sein« (361). — »Die Aktivierung des Potentials haben wir aufzufassen als eine Auslösung oder wenigstens einen der mechanischen Auslösung analogen Vorgang« (366). — Reinke ist der Meinung, »dafs im Prinzip in jeder Zelle jeder Pflanze und jedes Tiers die Anlagen zum ganzen Organismus enthalten sind. Die Arbeitsteilung bringt es nur mit sich, dafs lediglich aus der Keimzelle heraus die Anlagen auch zur Entfaltung kommen« (394). — »Wenn durch Zellteilung eine Bastfaser, ein Holzgefäfsglied, eine Muskelfibrille u. s. w. abgespalten wird, so erschöpft sich in diesen Gebilden das Potential restlos durch Übergang in Gestaltungsdominanten, während in den Zellen des Kambium, der Eierstöcke, der Hoden das Bildungspotential in unverminderter Wirksamkeit von Zelle zu Zelle weitergegeben wird« (395). — »In Anwendung des Ausdrucks Bildungspotential können wir auch sagen, dafs die Vererbung in der Erzeugung jenes Bildungspotentials besteht« (395). — Fechner hat das Festhalten der erblichen Eigenschaften seitens der Keimzelle mit Erinnerungsbildern verglichen; Reinke vergleicht dies Festhalten mit dem des Phonographen. Im Phonograph ruht die hineingesprochene Rede als ein Potential

von Dominanten. Die zur Aktivierung dieses Potentials erforderliche Energie mufs dem Instrument zugeführt werden. Eine geringe Zahl von Spezialdominanten (die Eindrücke von 24 Buchstaben) genügt, alle Gedanken der Welt auszudrücken.

IV. Beurteilung der Dominantenlehre. Ich habe versucht, die naturphilosophischen Ansichten des Verfassers unseres Buches so treu und vollständig, als es der Raum erlaubt, darzustellen. Den reichen rein biologischen Inhalt des Werkes habe ich unberührt gelassen. Einige Bedenken gegen den philosophischen Inhalt sind bereits in den Bemerkungen angedeutet. Ich beschränke mich nun auf eine Kritik der Dominantenlehre. Zunächst ist zu bemerken, dafs die Gründung dieser Lehre auf der Annahme einer Wesensgleichheit der Dominanten der Organismen mit der Struktur der Maschinen beruht und zwar nicht etwa auf einem oberflächlichen Vergleich oder einer losen Analogie. Die Quelle, aus welcher der Hauptfehler der Dominantenlehre entspringt, ist in der letzten Anmerkung bereits bezeichnet; sie besteht in der uneinheitlichen Auffassung des Begriffes »Kraftvorrat«. Reinke, anscheinend verleitet durch Lotzes Ausdruck: »Kräfte zweiter Art« meint, die führenden Konstruktionsteile einer Maschine leisteten keine mechanische Arbeit, während doch alle die Räder, Axen, Führungen, Lagerungen u. s. w. Arbeit aufnehmen, erwidern und weiter geben, freilich häufig als nutzlos an die Umgebung. Es handelt sich also allenthalben nur um Energie bewegter Massen, und es ist auch unzulässig, anzunehmen, in der Maschine wirke etwa noch irgendwelche geistige Kraft des Erbauers tatsächlich fort; gibt es doch Maschinen, welche keinem geistigen Erfinden, sondern der anorganischen Natur ihren Ursprung verdanken. Da ist z. B. die grofse Weltenuhr der Himmelskörper, da ist jene merkwürdige riesige Warmluftmaschine, welche die Energie der Sonnenstrahlen in Luftbewegung der Monsunwinde umwandelt, die wir benutzen, um Schiffslasten mühelos fortzubewegen. Ein Dominantensystem der Maschinen, derart, dafs es keine energetische Arbeit leistete, gibt es also nicht. Damit wird die Herleitung des Dominantenbegriffs hinfällig. Ob letzterer ohne diese Herleitung zweckmäfsig sei, werden wir noch zu untersuchen haben. Zuvor noch ein anderer Punkt:

Alle Dominanten des Organismus sollen ihren Grund in eigenartiger Konfiguration haben. Wir müssen dies wohl im Sinne des Verfassers noch dahin ergänzen, dafs alle Massenpunkte des Organismus auch eine ganz bestimmte Bewegung in irgend einem Zeitpunkt haben sollen. Da nun nach Reinke das Energiegesetz voll anerkannt wird, so ist alles materielle Geschehen nur abhängig von jenem Anfangszustand des materiellen Systems und der ihm etwa nachfolgenden Einwirkung äufserer Energie. Drängte uns nun irgend eine Wahrnehmung zu der Annahme, eine unenergetische Dominante habe gleichwohl auf den Bewegungszustand des materiellen Systems eingewirkt, so kann das nur auf einem täuschenden Schein beruhen, der wohl kaum anders aufzuklären wäre, als durch Annahme der von Reinke hart bekämpften Fechnerschen psychophysischen Zweiseitentheorie.

Der Dominantenbegriff könnte ja aber auch ohne die Herleitung von den Maschinen für die Biologie nutzbringend sein; freilich schrumpfte dann

die Anwendung desselben auf eine Spezialisierung des umfassenderen Begriffs »Lebensprinzip« oder besser »organische Kraft« zusammen. — Ich dachte beim Hören des Wortes »Dominanten« zuerst an jene Unter- und Überordnung von Zentren im Rückenmark, verlängerten Mark und Gehirn, in welchen die Empfindungen in Bewegung umgesetzt werden, dann an jene embryonalen Anfänge der Nervensysteme, welche die zugehörigen Organe erst aus sich herausbilden, wie das sogenannte seröse Keimblatt; oder ich dachte an das mikroskopische Bild eines Wurzel- oder Zweigsprosses. Da schien mir das Wort Dominant nicht unpassend, aber auch nicht unentbehrlich, denn eine gute Beschreibung dieser Nerven- und epigenetischen Vorgänge wird von so allgemeinen, einem grofsen Umfang oft recht unklarer Begriffe zusammenfassenden Worten, wie Dominante, nicht ersetzt. Wenn aber von einer Dominante gesprochen wird, die die Zeichnung des Schmetterling Pfauenauge überwachen soll, so meine ich, ging man zu weit. Die Annahme einer bestimmten Faltung der Flügel während ihrer Bildung und des Ergusses von färbenden Säften an bestimmter Stelle dürfte wohl genügen.

Wo sitzt die Integraldominante beim Tannenbaum? Er besteht aus einer Republik von Zellendominanten. Hat jede Nadel eine Nadeldominante? Aber die eigentlichen domini sitzen unten im Stamm; für die müssen die Nadeln Kohlenstoff erarbeiten; sitzen da vielleicht die wirklichen Dominanten der Nadeln? und wo sitzt die Integraldominante? Man möchte am liebsten letztere ganz aus dem Baum heraussetzen, denn in demselben kann man sie nicht lokalisieren. Es wäre einzuwenden: Wie Müllers Lebensprinzip und organische Kraft, sei auch die Dominante eine Abstraktion. Aber gerade das Spezialisieren der Dominanten ist der Fehler. Das drängt zum Lokalisieren und letzteres versagt, wo eine Art Nervenapparat mit Zentren nicht mehr angenommen werden kann, und das Spezialisieren führt zu einem Gedankengewirr, weil die Beziehungen bis in die kleinste Struktur der Organismen verfolgt, endlos verschlungen sind. Dies Spezialisieren und Zerzupfen klärt nicht und ist unnütz. Denken wir z. B. an von Helmholz' physiologische Optik. Da wird der Augapfel nach seinen lichtbrechenden Teilen, seinem Gefäfs- und Nervensystem, es werden die Bewegungsmuskeln, die Augenbewegungen, die Nebenorgane der Blenden u. s. w. beschrieben, wir bekommen klaren Einblick in Struktur, Funktion und Zusammenhang. Wollte man daneben jedem einzelnen eine Dominante beifügen und sie benennen, es wäre unausführbar; es würde zudem die Biologie ganz unnütz belasten. Man würde daneben wie bisher die Organe, ihre Epigenesis, und Funktionen und ihren Zusammenhang beschreiben müssen und käme bei Anwendung des Dominantenbegriffs auch nicht hinaus über Johannes Müllers zusammenfassenden Begriff »organische Kraft« und über den Rat: »Wir müssen uns bescheiden zu wissen, dafs die Kräfte, welche die organischen Körper lebend machen, eigentümlich sind.«

Zu eigner Beruhigung denke ich hier an die oben angeführten Worte des grofsen Physiologen: »Die in der Organisation des einfachsten Wesens sich ausdrückende Vernunft ist vielleicht erhabener, als das Höchste, was das Bewufstsein selbst eines Menschen vorzustellen vermag.« — Was ist unser

Bewufstsein? Empfindung, Reproduktion und Begriffsbildung, welche letztere um so leerere Produkte liefert, je höher wir aufzusteigen wähnen; und dies alles zusammen gehalten durch eine zweispaltende Sprache, die jeden Daseinsinhalt nur in Stücken zeigt. Damit wünschen wir das Wirkliche zu erfassen, das Wirkliche, in welchem Kausalität und Finalität, Geist und Materie, Unorganisches und Organisches eins sind. Mit Erkenntnis dieser unsrer Unzulänglichkeit kommt auch unser Denken zur Ruhe. —

Boppard Julius Redlich

Regler, Dr. **Walter**, Herbarts Stellung zum Eudämonismus. 66 S. Dresden, Justus Naumann, 1901.

Vor ungefähr 17 Jahren hörte man in gewissen Kreisen sagen: »Herbarts Ethik ist vernichtet. Herbarts Ethik ist tot.« De mortuis nihil, nisi bene! Dieser Satz gilt allen Menschen von Bildung allgemein als Maxime ihres Handelns. Nun ist im Jahre 1901 das oben bezeichnete Schriftchen erschienen, dessen Verfasser sich bemüht, über Herbarts Ethik möglichst viel Ungünstiges zu berichten. Daraus schliefse ich, dafs er nicht zu denen gehört, die Herbarts Ethik schon seit Jahren für tot halten. Doch glaubt er, »die Absurdität solcher absoluter ethischer Prinzipien« (Herbarts) »erwiesen«, sie also jetzt in das Reich dss Todes befördert zu haben. S. 44. Zwar erklärt der Herr Verfasser es nicht als »die Aufgabe vorliegender Abhandlung«, Herbarts Ethik überhaupt zu kritisieren.« S. 66. Aber jene ist tatsächlich nichts anderes als eine Kritik derselben. Freilich beschränkt er sich wie sein Vorbild Dr. Dittes (S. 61. Anm.) hauptsächlich auf Herbarts Einleitung zur praktischen Philosophie und auf den ersten Teil derselben. Das, was schon früher gegen Herbarts Ethik gesagt worden ist, scheint dem Herrn Verfasser bekannt zu sein. Er nennt ausdrücklich Dr. Dittes u. a. S. 61. Er wiederholt die alten schon längst als irrig und falsch nachgewiesenen Behauptungen des Dr. Dittes u. a. Auch in der Form nähert er sich zuweilen den Auslassungen des Dr. Dittes. Nur der Titel dieser neusten Erscheinung alter Kritiken ist ein anderer.

Der Herr Verfasser weifs, dafs es noch heute eine »Herbartsche Schule« gibt. Sollte er da nicht auf den Gedanken gekommen sein, dafs diese sich mit den alten Kritiken der Herbartschen Ethik auseinandergesetzt habe? Sollte ihm ganz unbekannt sein, dafs die von ihm angeführte Kritik des Dr. Dittes eingehend widerlegt worden ist? Sollte ihm unbekannt sein, dafs im Jahre 1899 bei Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza »Erläuterungen zu Herbarts Ethik mit Berücksichtigung der gegen dieselbe gemachten Einwendungen« erschienen sind? Der Herr Verfasser der vorliegenden Abhandlung scheint davon nichts zu wissen; denn er nimmt darauf keinerlei Rücksicht. Er behauptet kühn von neuem, was längst berichtigt und widerlegt ist.

Auch wo er Herbarts Psychologie berührt, wiederholt er abgetane Sachen. Er beruft sich dabei zum Teil auf Wundt. Dabei zeigt er wieder, dafs ihm die Auseinandersetzungen der Herbartschen Schule mit der Wundtschen, bezw. »physiologischen Psychologie« (cfr. Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik 1900—1902 und die Zeitschrift für exakte Philosophie) gänz-

lich fremd sind. Für eine solche Unkenntnis bei einem Manne, der sich mit Philosophie beschäftigt, gibt es keine Entschuldigung.

Auf einzelnen Stellen behauptet der Herr Verfasser unter Anführung von Stellen aus Herbart das Gegenteil dessen, was Herbart sagt, z. B. auf S. 9 sagt der Herr Verfasser: »Das Vermögen der ästhetischen Urteile nennt Herbart Geschmack.« Dagegen heifst es bei Herbart: »Also der Geschmack ist nicht ein Vermögen u. s. w.« H. VIII. S. 18. Auf S. 42 läfst der Herr Verfasser Herbart das Gefühl so definieren: »Gefühle sind Vorstellungen, die zwischen einander entgegenwirkenden Kräften eingepreſst schweben.« Nach Herbart ist das Gefühl ein Zustand bestimmter Vorstellungs- oder Empfindungsverhältnisse, nicht aber eine Vorstellung selbst.

Auf S. 13 und an mehreren anderen Stellen behauptet der Herr Verfasser, Herbart verbiete ganz allgemein die theoretische Begründung der ästhetischen Urteile. Herbart verbietet solche Begründung nicht, sondern verweist sie nur aus der Ethik in die Psychologie, weil sie ein psychologisches Problem ist. Die hierher gehörige Stelle (H. IX, S. 356), wo Herbart von dem Verhältnis der Psychologie zur Moral spricht, hat der Herr Verfasser unrichtig aufgefafst.

Es hiefse Wasser ins Meer giefsen, wenn ich weiter auf des Herrn Verfassers Einwendungen gegen Herbarts Ethik einginge. Ich mufs es ihm überlassen, Herbart gründlich zu studieren und von den Veröffentlichungen der Herbartschen Schule, welche sich mit den alten Kritiken der Herbartschen Ethik und Psychologie beschäftigen, Kenntnis zu nehmen. Nur noch eins!

Um Herbart des Widerspruchs mit sich selbst zu überführen, also zu zeigen, dafs Herbart wohl den Eudämonismus verwerfe, ihn aber in seiner Ethik lehre, greift der Herr Verfasser zu einem Begriff des Eudämonismus, den Herbart nicht hat (S. 32) und wendet nun jenen auf Herbarts Ethik an. Das ist genau dasselbe Verfahren, als wenn jemand sich einen Begriff von schwarz konstruiert, der von dem bisherigen abweicht, und dann mit Hilfe dieses neuen Begriffs von der schwarzen Tinte behauptet: Diese Tinte ist nicht schwarz.

Übrigens ist es unrichtig, dafs Herbart den Eudämonismus oder — wenn man die Mittel, welche zur Eudämonie führen, Güter nennt und den Eudämonismus hiernach benennt — Güterlehre aus der Ethik ganz ausschliefst. Er sagt ausdrücklich: »Es bleibt also dabei, dafs sowohl eine Güterlehre, als eine Pflichtenlehre, als eine Tugendlehre nötig ist; nicht aber deshalb, weil einerlei Lehre in allen ihren möglichen Gestalten erscheinen soll, sondern umgekehrt darum, weil eine genaue Reduktion der drei Lehren aufeinander nicht möglich, und jede derselben nur unter der Voraussetzung eines gemeinsamen Grundes, nämlich der Ideenlehre, zur Ausbildung gelangen kann.« Herbarts Encyklopädie § 31. Des Herrn Verfassers Schlufssatz: »Wie zur Blume der Duft und die Farbe gehört, so gehört die Eudämonie zum Leben« — (S. 66) steht mit der Herbartschen Ethik also nicht im Widerspruch. Aber die Eudämonie kann nicht das Fundament der Wissenschaft sein, welche für das sittliche Leben sittliche Normen aufstellt. Das ist Herbarts Ansicht, und diese Ansicht ist durch des Herrn Verfassers Abhandlung nicht widerlegt worden.

Dr. Felsch

II Pädagogisches

Pickels Geometrie der Volksschule in neuer Bearbeitung. Entgegnung von Dr. E. Wilk.

In Nr. 3 und 5 des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift gibt Herr Seminaroberlehrer Fack-Weimar eine ausführliche Besprechung obiger Neubearbeitung, welche zu dem Schlufsurteil kommt: »Wilks Neubearbeitung von Pickels Geometrie der Volksschule ist ein verdienstvolles Werk. Sie sei hiermit bestens empfohlen.« Mit diesem Urteil kann ich um so mehr zufrieden sein, als diese Besprechung aus gründlichem Studium aller Hefte sowie der theoretischen Schrift (Wilk: Der gegenwärtige Stand der Geometriemethodik) hervorgegangen ist und sich auch nicht scheut, hier und da Verbesserungsvorschläge und Aussetzungen zu machen. Manche dieser Bemerkungen sind nun gewifs wert, bei einer Neuauflage in Überlegung gezogen zu werden, und ich werde nicht verfehlen, dies vorkommenden Falles zu tun. In dieser Entgegnung soll nur die Rede sein von denjenigen Punkten in Facks Besprechung, mit welchen ich nicht übereinstimmen kann.

1. In Bezug auf die Teilung der Geometrie in Formenkunde (Körperbetrachtung, 4. und 5. Schuljahr) und Formenlehre (spekulative Geometrie, 6.—8. Schuljahr) kommt zwar Fack zu dem Schlusse: »Es hat immerhin etwas für sich, Formenkunde und Formenlehre mehr oder weniger scharf zu trennen. Bei Wilk ist die scharfe Trennung um so unbedenklicher, als seine Formenkunde den Schüler überaus vielseitig und anregend beschäftigt.« Es würde daher nicht nötig sein zu widersprechen, wenn nicht der ganze Wortlaut dieser Stelle und die vorgebrachten Gründe bewiesen, dafs Fack die Trennung der Geometrie in Formenkunde und Formenlehre mehr als eine Frage der praktischen Zweckmäfsigkeit, der Nützlichkeit, der persönlichen Erfahrung ansieht, während ich sie als grundlegende und notwendige Folge psychologischer Erwägungen betrachte. Auf solche Vermischung und Verwässerung kann ich mich nicht einlassen.

Fack sagt: »Im Hinblick auf die kulturgeschichtliche und die individuelle Entwicklung steht allerdings fest, dafs der Wissenserwerb durch Spekulation den Wissenserwerb durch Anschauung voraussetzt. Steht damit aber auch fest, dafs der Wissenserwerb durch Anschauung in einem ganzen Gebiete vollendet sein mufs, ehe der Wissenserwerb durch Spekulation eintreten kann?« Diese Zweifelfrage ist vollständig berechtigt, will aber Fack etwa damit sagen, dafs ich theoretisch oder praktisch dagegen verstofsen hätte? Gerade das Gegenteil ist der Fall. Auf der Gothaer Versammlung des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik habe ich ausdrücklich in Bezug auf die sittliche Entwicklung des Kindes auseinander gesetzt, dafs jede neu auftretende Stufe nicht etwa die vorausgegangene verdränge, sondern nur zu ihr hinzutrete, so dafs gleichsam eine Akkumulation der Stufen stattfinde. Dasselbe geschieht natürlich auf allen Gebieten, z. B. auch auf wirtschaftlichem. Überall in der Gegenwart finden wir die Spuren der Jäger- und der Hirtenkulturzeit, wenn auch im Fortschritt der Entwicklung in manchen Punkten (aber nicht in allen) verändert, noch heute blüht

Ackerbau und Kleingewerbe, wenn wir auch längst die Stufe der Grofsindustrie, der Weltstädte nnd des Welthandels erreicht haben. Gerade durch diese Akkumulation entsteht für den Unterricht der Naturwissenschaften der Vorteil, dafs er bei einem nach Kulturstufen geordneten Lehrplane seine Stoffe nicht aus grauer Vergangenheit hervorzuholen braucht, sondern sie aus dem gegonwärtigen Zustande der Welt nur herauszulesen braucht. So spielt unser naturkundlicher Unterricht immer in der Gegenwart, wenn er auch historisch angelegt ist.

Ebenso ist es in der Geometrie. Als auf ägyptischem Boden die geometrische Spekulation nach Gesetzen der Formen ihre Rolle spielte, war die blofse Anschauung noch lange nicht überwunden, selbst noch nicht einmal in der ersten Zeit der griechischen Geometrie, sondern alle 3 Erkenntnismethoden: Anschauung, Experiment und logische Schlufsfolgerungen, haben gemeinsam gewirkt.

Was folgt nun daraus für den Unterricht?

a) Dafs auf der späteren Stufe der Spekulation die frühere Erkenntnismethode der blofsen Anschauung nicht aufgegeben werden darf, sondern dafs sie nur ergänzt werden mufs durch die früheren Erkenntnismethoden des Experimentes und der logischen Schlufsfolgerungen. Und dieses Zusammenwirken der drei Erkenntnismethoden spiegelt meine Formenlehre auf jeder Seite wider, wie Fack noch dazu ganz richtig hervorgehoben hat; bei dem einen Satze kommt diese, bei dem andern jene zu ihrem Rechte, bei manchen sogar alle drei.

b) Dafs auch neue geometrische Formen auf der Stufe der Spekulation der blofsen Anschauung dargeboten werden müssen. Auch das geschieht in meiner Formenlehre. So werden z. B. die rechtwinkligen Parallelogramme der Formenkunde ergänzt durch die schiefwinkligen Parallelogramme, die gleichschenkligen und gleichseitigen Dreiecke durch das ungleichseitige, die gleichschenkligen Trapeze durch die rechtwinkligen und ungleichseitigen, diese alle durch die Vielecke von mehr als 4 Seiten, der Kreis durch die Ellipse, die rechtwinkligen Säulen durch die schiefwinkligen, ähnlich bei den Voll- und abgestumpften Pyramiden. Kurz und gut, eine Menge neuer Formengestalten treten ergänzend zu den in der Formenkunde gewonnenen hinzu, »der Wissenserwerb durch Anschauung« ist also in meiner Darstellung der Geometrie noch lange nicht abgeschlossen, wenn »der Wissenserwerb durch Spekulation« eintritt.

Das ist die richtige Antwort auf Facks Zweifelfrage.

Aber Fack kommt es bei der besagten Frage nicht darauf an, ob es zulässig ist, die niedrigere Erkenntnismethode in der höheren Stufe fortbestehen zu lassen, sondern umgekehrt, ob die höhere bei bestimmten Stoffen nicht vorweggenommen und hineingezogen werden kann in die niedrigere Stufe der Anschauung, ob nicht ganze Satzgruppen der spekulativen Geometrie schon im Anschauungskursus derselben abgehandelt werden können, so dafs nur die schwierigsten Kapitel in jener verbleiben. Darauf könnte ich kurz antworten, wenn das geschieht, dann steht eben der Unterricht nicht mehr auf der Anschauungsstufe, sondern ist schon in die spekulative Geometrie eingetreten, denn den Namen der Stufe gibt

immer die höchste darin auftretende Geistestätigkeit. Wir stehen z. B. heute in der Kulturstufe der Weltwirtschaft, obgleich Handwerk und Ackerbau noch immer nicht tot sind, sondern in ihrer Gesamtheit einen gröfseren Einfluſs ausüben als alle Fabrikwirtschaft. Indes das wäre ein Streit um Worte, damit wollen wir Fack nicht abspeisen. Wenn man anerkennt, daſs die Entwicklung der Menschheit und des Individuums von einer phantasiemäſsigen Auffassung der Dinge durch die objektive zur denkenden weiterschreitet, der muſs auch zugeben, daſs das Kind auf jeder derselben eine gewisse Zeit verharren muſs, damit es in ihr emporwächst und ausreift für die nächsthöhere Stufe. Daraus folgt, daſs man nicht heute dem Kinde das Quadrat zur Anschauung darbietet und morgen schon darüber spekulativ Gesetze entwickelt, sondern daſs man zunächst ein gewisses Maſs von Formenkenntnissen anschaulich vermittelt, ehe man zur Spekulation fortschreitet. Ich glaube, daſs in dieser Beziehung meine Formenkunde eher zu wenig als zu viel gibt. Dazu kommt, daſs nach Facks Vorschlag die Formenkunde auſserordentlich anschwellen, die Formenlehre dagegen recht mager ausfallen würde. Infolgedessen würde die Formenkunde in die Oberklassen hineinreichen, in eine Entwicklungszeit des Kindes, die nicht mehr Genüge findet an der bloſsen Beschreibung der Formen. Nur eine Ausnahme möchte ich aus Nebengründen (frühzeitige Konfirmation der Kinder, Rücksicht auf den nebenherlaufenden Rechenunterricht, welcher schon in den Mittelklassen mit den Quadrat- und Kubikmaſsen rechnen will) zugestehen, daſs nämlich die Quadratmaſse und im Zusammenhang damit die Berechnung der rechtwinkligen Parallelogramme, ebenso die Kubikmaſse und die Berechnung der rechtwinkligen Säulen in der Formenkunde vorausgenommen werden. Das aber geschieht wider Sternen Lauf, es ist ein Notstand, der sich wohl entschuldigen, aber nicht rechtfertigen läſst. Diese notgedrungene Verschiebung habe ich in meiner Schule schon längst eingeführt aus Rücksicht auf jene Nebenumstände.

2. Fack schreibt: »Wilk bietet also sachliche Ausgangspunkte. Früher hat man sich in der Zillerschen Schule ein höheres Ziel gesteckt: man hat eifrig nach sachlichen Problemen gesucht, die einen Teil des geometrischen Systems umspannen und beherrschen, die also gegründeten Anlaſs geben, eine Gruppe von geometrischen Einsichten zu erarbeiten. Leider mit geringem Erfolg. Man wird sich mit sachlichen Ausgangspunkten meist wohl begnügen müssen.« Diesen Unterschied zwischen »sachlichen Ausgangspunkten« und »sachlichen Problemen« in dem Sinne, daſs jene nur auf eine einzelne, diese auf eine ganze Gruppe von geometrischen Wahrheiten hinführen, kenne ich nicht, obgleich ich in Zillers Seminar selbst Unterricht erteilt habe und seine Schriften wenigstens im groſsen und ganzen verstanden zu haben glaube. Ziller nennt Ausgangspunkt jeden Gedanken, welcher in das Ziel einer methodischen Einheit aufgenommen wird, und verlangt — was besonders für die Formenfächer von besonderer Wichtigkeit ist —, daſs jedes Ziel oder Ausgangspunkt sachlich sei.

Nimmt nun dieses Ziel die Form einer rechnerischen oder konstruktiven Aufgabe an, so wird es zum Problem. Dabei ist ganz gleichgültig,

ob es auf ein einziges oder auf eine Gruppe von Gesetzen hinführt. Der Begriff des Problems ist demnach ganz im Sinne der euklidischen Geometrie (Unterschied zwischen Problem = Aufgabe und Theorem = Gesetz) gedacht, nur dafs Euklid immer abstrakte, Ziller immer sachliche Probleme im Sinne hat. Das Problem ist also eine besondere Form der Ausgangspunkte, aber kein Gegensatz dazu. In dem Ziele: Beschreibe den Napoleonstein, ist der Napoleonstein Ausgangspunkt (nicht Problem), in dem Ziele: Berechne das Gewicht des Napoleonsteines, wird er zum Gegenstand eines Problemes gemacht. Ziller wünschte nun allerdings, dafs womöglich jeder mathematische Ausgangspunkt das Gesicht eines Problems annehmen sollte, dafs er aber Probleme besonders bevorzugt habe, die eine ganze Gruppe von Gesetzen hervorbrachten, ist mir unbekannt.

3. Fack verlangt: »Die reichsgesetzlichen Bestimmungen über Mafse und Gewichte hätten genau beachtet werden müssen. Das Gesetz kennt weder dm, qdm, cdm, noch Meterzentner, noch die Schreibweise Centimeter, noch das Gramm als Grundeinheit des Gewichtssystems, noch definiert es das Gramm als das Gewicht von 1 ccm Wasser.«

Auch hier kann ich Fack nicht zustimmen. Wir haben in der Schule keine Gesetzesmenschen zu erziehen, welche an dem Buchstaben des Paragraphen hängen, sondern Männer, welche dereinst im wirtschaftlichen Leben ihren Platz ausfüllen. Nun ist es eine bekannte Tatsache — und anders auch gar nicht möglich —, dafs die Gesetzgebung immer dem wirtschaftlichen Leben nur nachhinkt, sich bestrebend, dem schon längst als notwendig Erkannten gerecht zu werden und allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Nicht der Inhalt der Gesetze bildet die Formen der Volkswirtschaft, sondern umgekehrt die im praktischen Leben mit Notwendigkeit herausgebildeten Formen geben den Gesetzen ihren Inhalt. Daher kommt es, dafs Gesetze, die heute ein passendes Kleid sind für das wirtschaftliche Leben, in kurzer Zeit schon infolge der Fortentwicklung desselben zu einer Zwangsjacke geworden sein können. Da nun aber die Regierung in Bezug auf jede Materie nicht fortwährend die Klinke der Gesetzgebung in der Hand haben kann, so wird ein Gesetz nur dann geändert, wenn die Jacke unerträglich geworden ist. Die Gesetzgebung springt demnach ruckweise vorwärts unter dem Drucke des wirtschaftlichen Lebens, dieses aber entwickelt sich stetig weiter. Daher der öftere Zwiespalt zwischen beiden, selbst einsichtsvollste Gesetzgeber vorausgesetzt. Durch diese Bemerkung halte ich die Einführung des Doppelzentners (Meterzentners) ebenso gerechtfertigt, als die Beibehaltung gewisser alter Mafse, wie z. B. des preufsischen Morgens und der Meile, welch letztere Fack, wenn er sich nun einmal auf den Buchstaben des Paragraphen versteifen will, ebenfalls hätte rügen müssen. Der Doppelzentner ist ein im Handel notwendig gewordenes Mafs und aufserordentlich viel angewandt, wie jeder Handelsbericht beweist. Die Tonne ist zu grofs, das Kilogramm zu klein, man braucht ein Mittelmafs und der Verkehr hat dies geschaffen in dem Doppelzentner. Da dieser als das Gewicht eines Hektoliters Wasser vortrefflich in das neue Mafssystem pafst (daher der Name Meterzentner), so ist gegen seine Einführung gar nichts einzuwenden, von

keinem Gesichtspunkte aus, es sei denn vom Standpunkte einer zurückgebliebenen Gesetzgebung, deren Verteidigung Fack unternimmt. Dafs andere Kritiker anderer Ansicht sind, beweisen die Päd. Blätter von Kehr, allwo in einer Besprechung der Neubearbeitung von Piokels Geometrie (S. 316) zu lesen ist: »Die Einführung des Doppelzentners ist nur zu loben, da er doch im Staatshaushalte Anwendung findet.« Nun, ich glaube, gesetzesstrenger als die preufsischen Minister brauchen wir in der Volksschule auch nicht zu sein. Man vergleiche auch die jetzigen Verhandlungen des Reichstages über den Zolltarif, in welchem alle Tarifsätze für Doppelzentner angegeben sind.

Wenn nun aber einmal zugegeben ist, dafs der Buchstabe des Gesetzes für die Schule nicht mafsgebend sein kann, sondern die Forderungen des Wirtschaftslebens, so ist damit auch die Beibehaltung des Morgens, der Meile u. s. w. gerechtfertigt, obgleich gegen diese einzuwenden ist, dafs sie in den Rahmen des Metersystems nicht hineinpassen.

Es sind Mafse, von welchen das praktische Leben nicht abgehen will, weil es im Metersystem keine passenden Mafse für seine Bedürfnisse findet. Für die Landwirtschaft ist das Hektar zu grofs, das Ar zu klein, daher die Beibehaltung des Morgens (Ackers). Und für die Wissenschaft ist das Kilometer zu klein, wenn es sich um astronomische Gröfsen handelt. Wie oft hat sie ein gröfseres Mafs verlangt, etwa ein Myriometer. Da aber die Einführung noch nicht gelungen ist, hält man vielfach noch an der Meile fest. Es bleibt deshalb nichts weiter übrig, als diese alten Mafse in der Schule aufrecht zu erhalten, aber unter stetiger Umrechnung in die neuen Mafse. Nur auf diese Weise werden wir den Forderungen des Lebens gerecht. Und so geschieht es in der Neubearbeitung des Pickel.

Bis jetzt habe ich einsichtsvollste Gesetzgeber vorausgesetzt, welche nicht allein den guten Willen, sondern auch genügendes Verständnis für das praktisch Notwendige und einen weiten Blick in dessen Zusammenhänge haben. Das ist nun leider nicht immer der Fall, die Gesetze werden gar oft vom grünen Tisch aus gemacht. Das ist so recht ersichtlich aus den reichsgesetzlichen Bestimmungen über das System der Metermafse.

Wir fragen zunächst, ob ein praktisches Bedürfnis besteht zur Einführung des dm in das System der Längenmafse. Bei Messung von Linien, z. B. der Länge eines Zimmers, Tisches u. s. w., genügt in den allermeisten Fällen die Angabe der m und dm nicht, es müssen noch die cm hinzukommen, dagegen ist die Angabe der mm überflüssig. Bei Einsetzung des dm würde man also sagen müssen: die Stube ist 4 m 3 dm 5 cm lang. Diese dreiteilige Bezeichnung ist aber wegen ihrer Länge für das Niederschreiben zu umständlich und für das gedächtnismäfse Behalten zu unbequem. Die Zweiteilung 4 m 35 cm hat jedenfalls den Vorzug. Die gröfsere Zahl 35 bildet dabei kein Hindernis, da die durchschnittliche Bildung unseres Volkes den Zahlenraum bis 100 so beherrscht, dafs jedermann sofort von der Länge 35 cm sich ein hinreichendes klares Bild machen kann. Demnach ist das dm tatsächlich überflüssig, es könnte nur hinderlich wirken.

Wie steht es nun mit dem qdm und cdm? Hier liegt die Sache ganz wesentlich anders. Genügen zur Angabe einer Flächengröfse die

qm nicht — und das ist sehr oft der Fall —, so reichen doch sicherlich die qdm aus; das Herabgehen bis auf qcm schliefst eine Genauigkeit in sich, welche für die Praxis keinen Zweck hat. Wenn z. B. ein Tischler die Tischfläche finden will, so ist er befriedigt, wenn er weifs, sie ist 1 qm 35 qdm; dafs sie vielleicht noch 15 qcm gröfser sein kann, ist ihm gleichgültig. Fehlt nun das qdm, so müfste in diesem Falle gesagt werden: 1 qm 3500 qcm. Ich dächte, für das Schreiben seien die Nullen überflüssig und für das Gedächtnis die Zahl 3500 zu grofs. Dazu kommt, dafs unser Volk im Zahlenraum der Zehntausende nicht so zu Hause ist, dafs es sofort erkennen kann, wie der Bruch $\frac{3500}{10000}$ zum Ganzen, zum Halben, zum Drittel u. s. w. liegt. Auf diese letztere Einreihung kommt aber alles an, wenn wir uns von der Gröfse 3500 qcm eine genügende Vorstellung machen wollen. Aus diesen Gründen ist das qdm im System der Quadratmafse notwendig. Bei den andern Flächenmafsen hat das der Gesetzgeber auch eingesehen und deshalb alle Mafse vom qmm bis zum ha hinauf aufgenommen, ohne eins auszulassen. Dafs allein das qdm übersprungen ist, mufs als ein unverzeihlicher Fehler der Gesetzgebung bezeichnet werden.[1]) Aus dem Fehlen des dm in der Reihe der Längenmafse die Notwendigkeit der Weglassung des qdm zu folgern, geht nicht an, denn auch dem a und ha fehlen unter den Längenmafsen entsprechende Mafse. Genau so verhält sich die Sache mit dem cdm. Und welche Schwierigkeiten entstehen durch diese Ausschaltung des qdm für das gedächtnismäfsige Aneignen der Währungszahlen. Für alle aufeinanderfolgenden Flächenmafse gilt das Verhältnis 1 : 100, nur allein für qm und qcm dann das Verhältnis 1 : 10000. Für die Beibehaltung des cdm könnten sogar noch eine ganze Reihe Gründe vorgebracht werden, vom Standpunkte der Theorie ist dies Mafs überhaupt das wichtigste von allen, es ist die Brücke, welche in die Litermafse hineinführt und ebenso hinüber zu dem wichtigsten aller Gewichte, zum kg. Aus praktisch-wirtschaftlichen und methodischen Gründen kommen wir daher zu dem Schlusse: das dm ist überflüssig, das qdm und cdm dagegen notwendig.

Wenn demnach in der Formenlehre I und II von Pickels Geometrie die gebräuchlichen Längenmafse fett gedruckt sich finden, das dm aber in schwachem Druck: wenn sogar hinzugesetzt worden ist, dafs das dm nur selten, die Mafse von 10 m und 100 m gar nicht angewandt werden, so dürfte ich damit genau die gegenwärtige Auffassung des Volkes getroffen haben.

Ich hätte sollen Centimeter nicht Zentimeter schreiben. Ich frage, was hat das Eichgesetz mit der Orthographie zu tun? Für die Schule ist immer die neuste Orthographie mafsgebend und diese läfst beide Schreibweisen zu. Nur für die offiziellen Abkürzungen der Mafse ist das Eichgesetz mafsgebend, denn diese sind vorgeschriebene und allgemein gewordene Zeichen für Gröfsen, ganz ähnlich wie die Zahlen, und haben deshalb mit der Orthographie, welche sich nur um Worte kümmert, nichts zu tun. Diesen allein berechtigten Standpunkt nimmt die Pickelsche Geo-

[1]) Es fehlt in den Gesetzen von 1884 und 1893 auch der Quadratkilometer. Sollen wir deshalb die Quadratfläche des Königreichs Preufsen in ha angeben?

metrie ein, sie schreibt deshalb auch Kubik mit K, dagegen die Abkürzung cbm mit c und befindet sich in diesem Falle mit dem Eichgesetz in vollster Übereinstimmung. Warum also nicht auch Zentimeter und trotzdom cm?

4. Der letzte Punkt, den wir in Erörterung ziehen müssen, ist der kitzlichste. Aus verschiedenen Gründen habe ich bei der Flächen- und Körperberechnung folgendes Verfahren angewandt: Ist z. B. ein Rechteck 9 m lang und 6 m breit, so wird sein Inhalt gefunden, indem ich 9 m mit 6 m multiplizieren lasse. Fack macht darauf aufmerksam, dafs das keinen Sinn habe und fragt: »Wie soll man dem Schüler diesen Ansatz deuten?« Darauf erwidere ich: Der Ansatz 9 m . 6 m für den Inhalt eines Rechteckes soll gar keine logisch genaue Bezeichnung des Recheninhaltes sein, sondern nur eine bequeme Schreibweise, welche dem Schüler die logisch richtige, aber leider unsymmetrische Schreibweise, 9 qm . 6 handlich und mundgerecht machen soll. Darauf habe ich, was Fack zu erwähnen vergessen hat, auf S. 38 der Formenlehre I scharf genug hingewiesen. Dort heifst es: »Sowohl der Ausdruck »Länge mal Breite« als auch die Rechnung »9 m . 6 m = 54 qm« sind natürlich nur als Abkürzungen anzusehen, aber als sehr praktische und deshalb wohl zu rechtfertigende. In ganz Österreich rechnet man offiziell 9 m . 6 m = 54 m^2. Ganz entsprechend wird man dafür in Deutschland, wo die Abkürzung qm durch Reichsgesetz vorgeschrieben ist, setzen dürfen: 9 m . 6 m = 54 qm. Wir sind überzeugt, dafs durch Einführung dieser Berechnungsweise viele Verstöfse gegen die Einheiten vermieden werden.« Die Gründe, welche mich bewogen haben, diese Schreibweise einzuführen, sind folgende:

a) Es ist eine alte Klage, dafs die Schüler bei geometrischen Rechnungen immer nur an den Zahlen hängen und darüber die Sache selbst und die Mafseinheiten aus dem Auge verlieren. Ist die Rechnung fertig so haben sie eine Zahl heraus, mit der sie nichts anzufangen wissen. Sie vergessen fast regelmäfsig, der Zahl eine Mafseinheit hinzuzufügen. Und wenn sie es doch tun müssen, so schwanken sie zwischen Längen-, Quadrat- und Kubikmafsen herum, weil sie nicht mehr wissen, ob sie eine Linie, eine Fläche oder einen Körper berechnet haben. Haben sie das nun glücklich heraus, so wissen sie wieder nicht, welches dieser Längen-, Quadrat- oder Körpermafse zu setzen ist, weil sie auf die Mafseinheiten der Zahlen des ersten Ansatzes nicht geachtet haben. Fack schlägt vor, zu schreiben: »F = g . s = 9 . 6 = 54.«, und als Antwort hinzuzufügen: »Demnach beträgt der Flächeninhalt 54 qm.« D. h. er will nur mit Zahlen rechnen und die Mafseinheit nachträglich in der Antwort hinzufügen lassen. Dieses Verfahren, wie es in höheren Schulen immer in Anwendung kommt, ist zwar logisch richtig, aber es begünstigt auf das allerschlimmste die oben gerügten Fehler der gedankenlosen Rechnerei mit Zahlen. Bei meinem Verfahren ist aber der Schüler bei jeder Zahl, die er in Rechnung setzt, gezwungen, ihre Mafseinheit hinzuzufügen, daher wird er auch im Schlufsresultat immer die richtige Mafseinheit zur Hand haben.

b) Wie oft haben wohl schon Schüler in dieselbe Gleichung ver-

schiedene Maßeinheiten gesetzt! Ist z. B. ein Brett 4 m lang und 30 cm breit, so setzen sie an 4 . 30 = 120 anstatt 4 . 0,3 = 1,2. Auch diesen häufigen Fehler begünstigt der Fackse he Ansatz. In meinem Ansatz kann ein solcher Fehler kaum noch vorkommen, weil die Schüler bei jeder Zahl an die Maßeinheit denken müssen.

c) Das Pickelsche Buch in seiner alten und in seiner neuen Form geht von dem Grundsatze aus, dem Schüler die geometrischen Gesetze und Regeln mundgerecht zu machen, damit ihm durch die streng logische Ausdrucksweise der Inhalt nicht verdeckt wird. Von allen Regeln nun für die Berechnung des Inhaltes eines Rechteckes ist nun unbestritten die folgende am leichtsten auszusprechen: Der Inhalt eines Rechteckes wird gefunden, indem man die Länge mit der Breite multipliziert. Ist die Länge 9 m und die Breite 6 m, so folgt daraus: J = 9 m . 6 m = 54 qm. Der von mir angenommene Ansatz entspricht also genau der obigen bequemen Wortregel. Und diese Kongruenz zwischen Regel und Ansatz herzustellen, war der dritte und durchschlagende Grund für die Einführung des gerügten Ansatzes. Wer ans logischen Bedenken diesen Ansatz nicht will, muß konsequenterWeise auch die obige Wortregel vermeiden und eine viel kompliziertere annehmen; in der Wortregel unlogisch, im Rechenansatz logisch sein zu wollen, ist doch gewiß unlogisch. Also: Ich weiß so gut wie der Herr Fack, daß der Multiplikator notwendigerweise eine unbekannte Zahl sein muß entsprechend der Definition des Multiplizierens. Daß ich trotzdem das unbeachtet gelassen habe, ist aus methodischen Gründen geschehen. Wer sich auf die Logik kapriziert, den werden natürlich methodische Erwägungen niemals überzeugen. Und ich gestehe, daß ich selbst einen langen Kampf mit mir ausgefochten habe, ehe ich zum Entschluß kam, die methodischen Erwägungen über die logischen zu setzen. Andrerseits habe ich mich aber gefreut, daß von den vielen, vielen Besprechungen der Neubearbeitung des Pickelschen Buches keine einzige — die vorliegende ausgenommen — an der Sache Anstoß genommen hat. Ich muß daraus schließen, daß man sie allgemein gebilligt hat.

Da diese Angelegenheit wichtig genug ist und wert einer allseitigen Überlegung, so seien hier zum Schluß alle möglichen Ansatzweisen für die Berechnung eines Rechtecks von 9 m Länge und 6 m Breite zusammengestellt und zugleich die korrespondierende Wortregel hinzugefügt.

a) I = 9 qm . 6 oder 6 qm . 9 = 54 qm. Die merkwürdige Stellung des Quadratmaßes beim 1. Faktor hat nur Sinn, wenn die Formel von einem Regeldetri-Ansatz herstammt, d. h. wenn man sich das Rechteck anschaulich in Reihen von Quadraten zerlegt denkt. In eine Reihe gehen dann 9 qm, in 6 Reihen also 9 qm . 6, oder in eine Reihe gehen 6 qm, in 9 Reihen demnach 6 qm . 9.

Die entsprechende Wortregel würde lauten: Der Inhalt eines Rechtecks wird gefunden, wenn man die Anzahl der Quadrate, welche in einer Reihe an die eine Seite des Rechtecks angelegt werden können, multipliziert mit der Anzahl der Reihen, wobei die Anzahl der Quadrate einer Reihe gleich ist der

Mafszahl der ersten Rechtecksseite und die Anzahl der Reihen gleich ist der Mafszahl der anderen Seite.

Über einer solchen Regel würden sich die Volksschüler die Zunge zerbrechen, einen einfacheren Wortlaut vermag ich nicht zu finden. Dabei ist aber immer noch stillschweigend vorausgesetzt, dafs die angewandten Quadratmafse den angewandten Längenmafsen entsprechen müssen, die Flächen also mit qm zu berechnen sind, wenn die Linien mit m gemessen sind. Wollte man diesen Gedanken auch noch in obige Regel hineinbringen, so würde ein wahres Ungeheuer von Satz entstehen. Diese erste Weise des Ansatzes eignet sich also nur für die Anschauungsstufe, an Beispielen läfst sie sich vollständig klar und einfach darstellen und aussprechen. Da die Entwicklung des Ansatzes auf klarer Anschauung beruht, so ist sie für diese Stufe besonders geeignet. Zu einer Systemregel sie zu gestalten, stöfst aber auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Darum ist dieses Verfahren im Pickelschen Lehrbuch nur auf der Synthese angewandt, nicht aber auf der Systemstufe.

b) I = 6 . 9 qm = 9 . 6 qm = 54 qm.

Die entsprechende Regel würde lauten: Der Inhalt eines Rechtecks wird gefunden, indem man die Mafszahlen von Länge und Breite multipliziert und dem Produkt das dem angewandten Längenmafs entsprechende Quadratmafs gibt. Unausgesprochen ist dabei der Gedanke, dafs Länge und Breite mit demselben Mafse zu messen sind. Da aber dem Produkt 6 . 9 nur ein einziges Quadratmafs zugesetzt werden kann, so ist auch selbstverständlich, dafs nur ein einziges Linienmafs angewandt werden darf.

c) Mafszahl des Inhaltes: = 9 . 6 = 6 . 9 = 54. Dazu die Antwort: Also ist der Inhalt 54 qm (Fack).

Regel: Die Mafszahl des Inhalt eines Rechtecks wir gefunden, wenn man die Mafszahlen der Länge und Breite miteinander multipliziert.

Da ich aber nicht die Mafszahl des Inhalts, sondern den Inhalt selbst ausrechnen will, deshalb verlangt die Regel noch einen Zusatz etwa folgender Art: »Um schliefslich aus der Mafszahl des Inhaltes den Inhalt selbst zu finden, mufs man zum Ergebnis dasjenige Quadratmafs hinzufügen, welches dem bei den Linien angewandten Längenmafse entspricht.« Dabei ist aber immer noch stillschweigend vorausgesetzt, dafs Länge und Breite in denselben Mafsen ausgedrückt werden müssen.

d) I = 6 m . 9 m = 9 m . 6 m = 54 qm.

Regel: Der Inhalt eines Rechteckes wird gefunden, indem man Länge und Breite miteinander multipliziert.

Unausgesprochen bleibt, dafs Länge und Breite mit demselben Mafse zu messen sind.

Unstreitig ist diese Wortregel die einfachste von allen. Die andern Vorteile, ebenso auch die Nachteile dieses Ansatzes sind oben auseinander gesetzt.

Meiner Ansicht nach ist aus methodischen Gründen diesem Verfahren der Vorzug zu geben, besonders wenn man bedenkt, dafs beim Dreieck alle die obigen Regeln noch komplizierter werden. Die Regeln a und c dagegen sind für die Systemstufe vollständig unbrauchbar, im höchsten Falle könnte es sich noch um die Einführung des Verfahrens b handeln.

FACHPRESSE

Aus der philosophischen Fachpresse

Gutberlets Philosophisches Jahrbuch. 16. Jahrgang. 1. Heft.

Inhalt. Abhandlungen. J. Klein, Über die Wichtigkeit der Psychologie für die Naturwissenschaften. — E. Rolfes, Die Unsterblichkeit der Seele nach der Beweisführung bei Plato und Aristoteles (Schluſs). — C. Th. Isenkrahe, Der Begriff der Zeit (Schluſs). — E. Hartmann, Die sinnliche Wahrnehmung u. Pierre d'Ailly. — A. Müller, Zur Analysis des Raumes.

Comers Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie. XVII, 3.

Inhalt. Kanonikus Dr. Michael Glofsner, Gibt es eine katholische Wissenschaft. — Kanonikus Dr. M. Glofsner, Zur neuesten philosophischen Literatur. — Professor Fr. Norbertus del Prado Ord. Praed., De concordia Molinae. — P. Josephus a Leonissa, Ursprung des Übels. — Literarische Besprechungen.

Die Kinderfehler. Zeitschrift für Kinderforschung mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Pathologie. Im Verein mit Medizinalrat Dr. J. A. Koch und Prof. Dr. theol. et phil. Zimmer herausgegeben von Institusdirektor J. Trüper u. Rektor Chr. Ufer. VIII, 2.

Inhalt. A. Abhandlungen: A. König, Die Entwicklung des musikalischen Sinnes bei Kindern. — Dr. L. Scholz, Abnorme Kindesnaturen. — B. Mitteilungen: Adolf Rude, Psychologische Beobachtungen an einem Kinde (Forts.). — Dr. Wolfert, Zur Sprachentwicklung. — O. Danger, Neue Methode. — J. Chr. Hagen, Zur anstaltlichen Behandlung unserer sittlich gefährdeten Jugend (Forts.). — Falsches Zeugnis. — C. Literatur: Ufer, Stanley Hall, Prof. Dr. G., Ausgewählte Beiträge zur Kinderpsychologie und Pädagogik. — H. Seifart, Doll, Dr. med., Ärztliche Untersuchungen aus der Hilfsschule f. schwachsinnige Kinder zu Karlsruhe.

Neue Metaphysische Rundschau. Monatsschrift f. philosophische, psychologische und okkulte Forschungen in Wissenschaft, Kunst und Religion. Herausgegeben von Paul Zillmann, Professeur hon. à la Faculté des Sciences Magnétiques de Paris. Band V. Heft 5/6.

Inhalt. Porträts u. Illustr.: Buddha. — Oberst H. S. Olcott. — Dr. Franz Hartmann. — Dr. Paul Carus, Dharma, die Religion der Erleuchtung. — Harald Arjuna v. Jostenoode, Buddhistische Kunst. — Ludwig Deinhard, Rätselhafte Lebensrettung. — * „ * Daheim bei Oberst Olcott. — Paul Zillmann, Tolstoi-Literatur (Schluſs). — Karl Haase, Menschenstudium. H. S. Olcott, Die vierzehn Glaubensartikel

der Buddisten. — Rundschau: Buddha. — Eine Hartmann-Büste. — Max Müllers Glaube an die Reinkarnation. — Beilage.

Revue de Métaphysique et de Morale. Secrétaire de la Rédaction: M. Xavier Léon. 11. Année, No. 1. Janvier 1903.

Inhalt. H. Bergson, Introdnction à la métaphysique. — É. Durkheim, Pédagogie et sociologie. — J. Perrin, Le principe d'équivalence et la notion d'énergie. — L. Couturat, Le système de Leibniz d'après M. Cassirer. — P. Jacob, La crise du libéralisme. — A. Landry, La superstition des principes. — Supplément: Livres nouvoaux. — Revues. — Thèses de doctorat.

Archiv für Geschichte der Philosophie (L. Stein). Berlin 1902. XVI. Band. Heft 1.

Inhalt. Pfeffer, Die Entstehung der Philosophie Descartes, nach seiner Korrespondenz. — Löwenstein, Die naturphilosophischen Ideen bei Cyrano de Bergerac. — Köhler, Studien zur Naturphilosophie des Th. Hobbes. — Pérès, Platon, Rousseau, Kant, Nietzsche (Moralisme et Immoralisme). — Jahresbericht über sämtliche Erschoinnngen anf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie: I. Gomperz, Die deutsche Literatur über die sokratische, platonische u. aristotelische Philosophie 1899 u. 1900 (Forts.) — Neneste Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie.

The Hibbert Journal. A Qnarterly Review of Religion, Theology, and Philosophy (L. P. Jacks und G. Dawes Hicks). London and Oxford. Vol. I, No. 1, Oktober 1902: Editorial.

Inhalt. Gardner, The basis of Christian doctrine. — Royce, The concept of the infinite. — Lodge, The outstanding controversy between science and faith. — Brooke, Mstthew Arnold. — Drummond, »Righteousness of God« in St. Paul's Theology. — Conybeare, Early doctrinal modifications of the Gospels. — Catastrophes and the moral order. — Reviews.

The Monist (Paul Carus). Chicago 1902. Vol. XIII, No. 1.

Inhalt. Cornill, The Edncation of Children in Ancient Israel. — Carus, Theology as a Science (Concluded). — Kuelpe, The Problem of Attention. — Carus, The Problem of Consciousness. — Loria, Sketch of the Origin and Development of Geometry prior to 1850. — Radau, The Cosmology of the Sumerians. — Arréat, Literary Correspondence. — Criticisms. and Discussions. — Book Reviews.

The Philosophical Review (Schurman, Creighton, Seth). New York. Vol. XI, 5 (No. 65) September 1902.

Inhalt: Margaret Floy Washburn, Psychological Analysis in System-Making. — French, The Aim and Scope of the Philosophy of Religion. — Heath Bawden, The Functional View of the Relation Between the Psychical and the Physical. — Sheldon, The Concept of the Negative. — Reviews of Books. — Summaries of Articles. — Notices of New Books. — Notes.

— — Vol. XI, 6 (No. 66) November 1902.

Inhalt: Lefevre, Epistemology and Ethical Method. — Leighton, The Study of Individuality. — Perry, Poetry and Philosophy. — Gordon, Spencer's Theory of Ethics in its Evolutionary Aspect. — Discussions. — Reviews of Books. — Snmmaries of Articles. — Notices of Now Books. — Notes.

Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.

AUFSÄTZE

Experimentelle Studien zur Individualpsychologie nach der Additionsmethode

Von

Marx Lobsien, Kiel

(Fortsetzung)

Den fortlaufenden Arbeitsmethoden kann man nun einen verschiedenen Inhalt geben. Sie werden dementsprechend übereinstimmende Aufgaben in verschiedener Beleuchtung offenbaren — wie auch Sonderleistungen verrichten. Die Auswahl mufs aber immer so getroffen werden, dafs »möglichst abgegrenzte (einfache) psychische Leistungen zur Beurteilung gelangen«. Auf den Inhalt der psychischen Arbeitsforderungen gesehen, lassen sich folgende Formen des Experiments unterscheiden:

1. Das Addieren einstelliger Zahlen.
2. Das Auswendiglernen von Zahlenreihen oder sinnlosen Silben.
3. Das Lesen.
4. Die Methode des fortlaufenden Schreibens.
5. Das Buchstabenzählen.

Zu diesen fortlaufenden Arbeitsmethoden kommt eine andere Gruppe, die besonders die experimentelle pädagogische Psychologie in der Untersuchung der Grundlagen des Rechtschreibunterrichts und des Rechnens angewendet hat, die man als Reaktionsmethoden bezeichnen könnte; doch soll hier nicht näher darauf eingegangen werden. — Die eben genannten 5 Methoden jedoch, die sich Untersuchungen über Gedächtnis, Übung, Ermüdbarkeit und Erholungsfähigkeit, Aufmerksamkeit und Ablenkbarkeit zur Aufgabe gesetzt haben, möge mir gestattet sein kurz zu erläutern, weil es dringend

erwünscht ist, dafs sie bei Schulkindern fleifsig zur Anwendung gebracht werden, um hier zu erweiterter Einsicht zu verhelfen.

1. Das Addieren einstelliger Zahlen ist ja eine Arbeit, welche ausschliefslich »in der Wiedererweckung eingelernter Vorstellungsverbindungen besteht« (Kraepelin). Zwar hat Ebbinghaus dieses Verfahren abgelehnt, »weil die Zahlreihen wegen der geringen Anzahl ihrer Grundelemente sich für gröfsere Untersuchungen zu schnell erschöpfen«. Dieser Einwand ist, wie Axel Oehrn (Experimentelle Studien zur Individualpsychologie S. 100) bemerkt, zwar berechtigt. Von den Gründen, die er dafür anführt, dafs er die Methode trotz ihrer Mängel benutzt, ist aber der erste wenig stichhaltig, denn die leichte Herstellung solcher Reihen ist doch keineswegs schlechthin eine Empfehlung für ihre Benutzung. Der zweite Grund ist bedeutsamer: »Es hat bei meinen Versuchen nicht viel zu sagen, dafs inzwischen einzelne Kombinationen sich wiederholen, wenn nur allen Versuchspersonen die gleichen Aufgaben gestellt werden«. Die Hauptsache aber ist doch, dafs die Voraussetzungen auf denen der Ebbinghaussche Vorwurf beruht, für die Untersuchungen Oehrns, wie auch für die folgenden nicht eintreffen. Sie sind eben nicht »gröfsere Untersuchungen« im Sinne jenes Einwandes. Da die nachfolgenden Untersuchungen nach der Addiermethode ausgeführt wurden, möchte ich etwas ausführlicher bei dieser Methode verweilen. Alle Methoden sind auf das Sammeln eines gröfseren statistischen Materials angewiesen. Dieses Material kann bei Zeitmessungen auf doppelte Weise gewonnen werden: 1. man bestimmt vorher die Zeit, die man für die Arbeit zur Verfügung stellen will, 2. man bestimmt die zu lösende Aufgabe quantitativ genau. Legt man nach der zweiten Weise eine quantitativ genau bestimmte Arbeit dem Experimente zu Grunde, so hat man offenbar in der Länge der verbrauchten Zeit, die durch ein Chronoskop genau bestimmt werden mufs, ein Mafs für die Leistungsfähigkeit; die Leistung ist eben der Länge der Zeit umgekehrt proportional. Die aus der Fehleranzahl gewonnene Qualität der Arbeit bildet ein neues Moment der genaueren Einschätzung der Leistungsfähigkeit. Ohne ein künstliches, kostspieliges Chronoskop sind dieser Art Versuche unausführbar. So veranlassen schon technische Umstände, dafs sie eine grofse Anzahl Ergebnisse bei einzelnen wenigen Personen zu gewinnen bestrebt sind. Läfst man aber der Arbeit unter Festhaltung einer bestimmten Zeit, ruhig ihren Lauf, so bedarf es eines derartigen Apparates nicht, man kann sich mit einfacheren Hilfsmitteln begnügen. Man hat damit den gofsen Vorzug, dafs der Versuch sich den wirklichen Verhältnissen weit näher

anschmiegt und vor allen Dingen ermöglicht erst eine derartige Versuchsanordnung Untersuchungen an Schulkindern; diese Versuchspersonen verbieten geradezu eine Anordnung nach der ersten Weise. Es kommt darauf an, schnell und doch sicher zum Ziele zu gelangen und das geschieht, indem man ein umfangliches Material nicht an einigen wenigen, sondern an möglichst vielen Personen gewinnt. — Nicht nach Weise der ersten Versuchsanordnung, wohl aber dieser zweiten sind die vorliegenden Experimente »gröfsere Untersuchungen«. Somit trifft sie der Vorwurf Ebbinghaus' nicht, im Gegenteil trifft der von Kraepelin gerühmte Vorteil zu, dafs die Zahlreihe unter allen am besten abgegrenzte psychische Leistungen veranlafst (a. a. O. S. 15).

Das Zählen wurde anfangs nicht schriftlich gemacht; neuerdings geschieht es schriftlich, weil man dabei zugleich einen Wert für die Arbeitsqualität gewinnt. Aus den Zahlen 1—9 wurden Reihen gebildet, so dafs Wiederholungen und auch solche benachbarte Zahlen, die sich zu 10 ergänzen, vermieden wurden. Die Zahlenreihen wurden in Hefte eingetragen, von denen jedes etwa 7000 enthielt. Die Versuchspersonen mufsten nun mit gröfstmöglicher Geschwindigkeit addieren, wobei sie nur die je benachbarten Ziffern berücksichtigen durften. Die Zeiten wurden durch ein Glockensignal bezeichnet, und die Beobachter mufsten im Moment desselben einen Bleifederstrich neben die zuletzt gerechnete Zahl setzen. Um vielstellige Zahlen zu vermeiden, wurde nur bis 100 addiert, dann fing man mit 1 wieder an. Ich nahm für meine Versuche eine Änderung vor. Zur Zeitangabe benutzte ich eine elektrische Klingel. Die Zahlen waren in Reihen untereinander auf schmale Pappestreifen gedruckt (— noch empfehlenswerter sind Kantel, die auf allen vier Seiten bedruckt sind). Die Streifen lagen handlich in nächster Nähe der Versuchspersonen; der benutzte wurde in den Haufen wieder zurückgworfen. Der Streifen hat die Länge einer Blattseite des Rechenheftes und läfst sich leicht mit der linken Hand dirigieren. Der Umtausch erfordert nicht mehr Zeit als das Hinaufrücken der Hand in den Kraepelinschen Rechenheften von einem Reihenende zum Anfange der nächsten. Das Rechenheft hat längliches Format. Die Seiten sind quadriert. In jedes Quadrat wird die ausgerechnete Ziffer geschrieben. Zwecks leichteren Zählens sind je 10 Quadratreihen durch einen farbigen Strich markiert.

Den Wert der Addiermethode, ihre Leistungsfähigkeit zu beurteilen, bedarf es kurz eines Einblicks in den Vorgang des Addierens. Der Vorgang läfst sich offenbar in drei Hauptteile zerlegen; wie

Axel Oehrn richtig hervorhebt. Der erste Teil ist die Perzeption der Schriftzeichen, der zweite ist der zentrale Vorgang der Assoziation. Diese ist, entsprechend der relativ grofsen Einfachheit der möglichen Kombinationen, denkbar einfach und ferner durch vielhundertfache Übung auch für die bei den folgenden Versuchen in Frage kommenden Versuchspersonen, fast stabil geworden; sie erfolgen nahezu reflektorisch. Immer doch wird man gewisse interessante Unterschiede in meinen Versuchen gegenüber denen mit Erwachsenen erwarten dürfen und eben aus diesen eigenartigen Unterschieden manche auffallenden Erscheinungen in meinen Aufzeichnungen erklären können. Der dritte Teilprozefs ist ein motorischer Vorgang, er besteht in der Projektion des Assoziationsergebnisses auf die Schreibfläche. Von diesen drei Vorgängen ist offenbar der zentrale derjenige, der am leichtesten gewissen Einflüssen der Ermüdung, Ablenkung u. s. w. unterworfen ist. So sehr sich auch der einfache Assoziationsvorgang in seiner Sicherheit und der Schnelligkeit seines Verlaufs dem Reflexe nähert, so erfordert er doch in jedem Momente ein erneutes Besinnen, sei es auch mit dem leichtesten Druck zu erledigen. Gerade dieses erneute Besinnen ist den mancherlei Einwirkungen unterworfen, die von bestimmten dauernden persönlichen Eigenarten, wie momentanen Einflüssen ausgehen. Diese Einwirkungen wieder werden einer zahlenmäfsigen Schätzung zu unterwerfen sein, weil sie notwendig umgekehrt proportional ihrer Intensität die Zeitdauer, bezw. die Zahl der vollzogenen Assoziationen beeinflussen. Ganz anders der perzeptive und der motorische Vorgang! Es kann nicht bezweifelt werden, dafs der letztere einen ungleich gröfseren Zeitaufwand verlangt als der erstere und auch als der Assoziationsvorgang; es kann ferner nicht beweifelt werden, dafs beide den Einwirkungen besonders der Ermüdung unterworfen sind, aber ebenso sicher ist, dafs diese Einwirkungen weit später eintreten und nicht entfernt so schnell und so sich so deutlich äufsern werden, wie bei den zentralen Vorgängen der Assoziation. Nicht nur der zentripetale Vorgang, sondern auch dieser zentrifugale sind annähernd für die nachstehenden Versuche konstant zu setzen und die Schwankungen in der Zeitmessung auf Rechnung der Assoziation zu setzen. Denn die Versuchspersonen arbeiten nicht unter totaler Erschöpfung, wo allerdings schwere organische Veränderungen, die Mosso als Vergiftung auffafst, den Verlauf wesentlich bestimmen.

Es könnte allerdings scheinen, als wenn diese Voraussetzung bei den vorliegenden Untersuchungen nicht statthaft sei. Sie wurden mit Kindern angestellt und hier möchte oft keineswegs der perzeptive und

noch weniger der motorische Vorgang in dem Mafse reflektorisch geworden sein, wie bei dem Erwachsenen; die Zeitschwankungen würden also nicht unwesentlich durch diesen Moment mit beeinflufst werden. Dem ist entgegenzuhalten: Es handelt sich um Versuchspersonen in einem Alter, das keineswegs ein besonderes Besinnen für den motorischen Teil notwendig macht. Die Übung hat in einem Mafse gewirkt, dafs jedenfalls alles ohne jegliche Neuarbeit und Wahl vor sich geht. Die Differenz gegen den Durchschnittserwachsenen wird im grofsen und ganzen konstant sein. Es können also aus der Versuchstechnik gegen die vorliegenden Ergebnisse keine Einwendungen erhoben werden, die nicht auch gegenüber den Versuchen an Erwachsenen Geltung besitzen würden.

Auf die übrigen oben genannten Methoden möchte ich nur ganz kurz eingehen. Das Buchstabenzählen wird in zwei Formen angewendet: das einfache Zählen und das Gruppenzählen. Die erste Weise zählt die Buchstaben in möglichster Geschwindigkeit einzeln auf, während nach der zweiten Weise Gruppen von zwei oder drei gezählt werden. Auch das einfache Buchstabenzählen ist keineswegs ein einfacher Vorgang. Es lassen sich an demselben die gleichen drei Funktionen unterscheiden wie bei dem Addieren. Oehrn meint zwar (S. 109), dafs der zentrale Vorgang mehr kompliziert sei, weil er sich zusammensetzt aus: Apperzeption des perzipierten Buchstabens und Assoziation mit der zugehörigen Zahlvorstellung. Sicher aber stellt sich der Vorgang viel einfacher dar, weil es zumeist gar nicht zu einer Apperzeption des Buchstabens, nicht einmal seiner Form in rohesten Umrissen kommt. Der Buchstabe ist ja ganz gleichgültig. Das zählende Auge, die Hand eilt schnell von einem dunkel gefafsten schwarzen Etwas zum andern. Das zusammengesetzte Buchstabenzählen läfst nun den zentripetalen Vorgang ganz oder doch so gut wie unverändert, aber der zentrifugale Teil ist um $^2/_3$ verkürzt, weil nur auf je drei Buchstaben die gleiche Zahl bei dem Zählen ausgesprochen wird. Dementsprechend ist der zentrale Vorgang in seinem apperzeptiven Teile erschwert, weil die durchgehende Gruppierung von zwei oder drei Buchstaben durch den Text eine Verzögerung erfährt, während die Assoziation unverändert bleibt. — Bezüglich der übrigen Methoden möchte ich auf die mehrfach genannten Untersuchungen Oehrns verweisen.

Aus den statistischen Durchschnittszahlen »lassen sich im allgemeinen nur Annäherungswerte für bestimmte komplexe Funktionen gewinnen, die überdies wegen mancher dabei stattfindender Hilfsvorgänge von variabler Beschaffenheit, wie der Artikulations-

bewegungen beim Lesen, nicht dazu dienen können, die absolute Zeitdauer der in eine solche Funktion eingehenden elementaren Prozesse zu bestimmen; daher man auch nicht daran denken kann, auf diesem Wege die Methoden des exakten Experiments zu ersetzen. Dagegen kann eine solche Statistik, wie namentlich Kraepelin gezeigt hat, in doppeltem Sinne eine wünschenswerte Ergänzung der genaueren chronometrischen Messungen sein: Erstens kann sie der Fixierung gewisser individueller Unterschiede dienen, dies namentlich auch in solchen Fällen, wie z. B. bei Geisteskranken, Ungebildeten und Ungeübten, wo eine zuverlässige Anwendung der chronometrischen Methoden nicht wohl möglich ist. Zweitens kann das Verfahren als Hilfsmittel für die psychologische Analyse der auf dem gewöhnlichen chronometrischen Wege gewonnenen Ergebnisse dienen, dies namentlich in solchen Fällen, wo die Reaktionszeit bestimmte Veränderungen zeigt, und dann aus den statistischen Ergebnissen mit einiger Wahrscheinlichkeit zurückgeschlossen werden kann, welche der in den Reaktionsvorgang eingeschlossenen elementaren Vorgänge die Veränderung hervorbringen« (Wundt: Phys. Ps. II, S. 436). So urteilt Wundt vom Standpunkte des strengen Experiments aus. Er gelangt keineswegs zu einem ablehnenden Urteile, nur dafs er die statistische Methode lediglich von ihrer Beziehung zur exakten chronoskopischen Messung aus beurteilt, mufs als einseitiger Standpunkt bezeichnet werden. Die Methode hat den gröfsten Wert nicht neben jener exakten, sondern über ihr hinaus ein Anwendungsgebiet, dahinein jene nicht zu folgen vermag. Sie wird niemals die zahlenmäfsige Schärfe jener Methode gewinnen können und trotzdem eine Bedeutung haben und noch immer mehr erlangen, die gegen jenen Mangel in der Versuchstechnik allein nicht abgewogen werden kann. Es wird sich eben eine Grenzregulierung immer mehr notwendig machen, man wird hüben und drüben seine Ergebnisse austauschen, vergleichen, verwerten.

Kurz möchte ich von ihrem pädagogischen Anwendungsgebiete aus die Grenzen des Experiments zeigen.[1]) Das pädagogisch-psychologische Experiment liegt überall jenseits des physiologisch-psychologischen; es bieten sich ihm nirgends so elementare Verhältnisse, es kann nirgends so reinlich konstruieren — es möchte fast den Anschein haben, als ob ein pädagogisch-psychologisches Experiment vertreten und fordern von vornherein ein Unding sei. Eine besonnene Wertung aber wird demgegenüber die Möglichkeit offen

[1]) Vergl. Marx Lobsien, Über Bedeutung und Umfang des psychologischen Experiments. Päd. psych. Studien (Dr. Brahn). 2. Jahrg. No. 5.

halten, dafs beide Weisen des Experimentierens zwar ihrem Anwendungsgebiete und ihren Voraussetzungen nach verschieden, aber doch so wesensverwandt sind, dafs man auch bezüglich des Didaktischen vom Experimentieren zu reden gar wohl berechtigt ist.

Weiter aber, als die Ähnlichkeit beider betonen, darf man nicht gehen; man mufs sich ängstlich hüten, sie in Form und Wert zu identifizieren — sie sind nicht gleich. Das didaktische Experiment greift in die Praxis ein, in das absichtliche Bemühen, durch Vermittlung des Erziehers bestimmte psychische Zustände und Geschehen zu erzielen. Diese geht schlechterdings von der Voraussetzung aus, dafs absichtliches Einwirken möglich sei und enthält in dieser allgemeinen Voraussetzung schon einen Hinweis auf die Möglichkeit des Experiments. Die praktische Handhabung desselben allerdings mufs sich dem physiologischen Experimente gegenüber mancherlei Einschränkungen auferlegen, so sehr, dafs manche ihm die Bezeichnung Experiment nicht zugestehen wollen.

Zwar ist auch das exakte psychologische Experiment aufser stande, mit seinen Mitteln den beobachteten psychischen Erfolg so reinlich zu werten, dafs es der Statistik entraten und sich mit einer einmaligen Beobachtung begnügen könnte. In der Physik hat man Voraussetzung und Erfolg fest in der Hand in dem Sinne, dafs auch praktisch jede Änderung in den Voraussetzungen eine Änderung der Wirkung notwendig zur Folge hat. Dieselbe strenge Gesetzmäfsigkeit müssen wir selbstverständlich auch auf psychischem Gebiete voraussetzen. Während aber dort Ursache und Wirkung durchgehends materiell bestimmt sind und nur der vermittelnden Hand des Experimentaters bedürfen, um sicher gesetzmäfsig abzulaufen, stofsen hier zwei Welten zusammen, die qualitativ grundverschieden sind und nur in groben Grundstrichen ein reziprokes Kausalverhältnis offenbaren. Wir vermögen die materielle Welt in ihre Elemente reinlich zu zerlegen, aber was wir als psychisches Element erfahrungsgemäfs zu bezeichnen gezwungen sind, hängt ja wieder nicht nur von der Natur des äufseren Reizes ab, sondern ist in seinem Wesen immer wieder bestimmt, durch eine gröfsere oder geringere Summe anderer psychischer Elemente, aus deren Verbande es schlechterdings nicht herauszulösen ist. Dazu kommt, dafs die Summe dieser psychischen Elemente weder nach Umfang noch nach Qualität immer gleich ist, sondern sehr variabel. Es folgt aus dieser Eigenart die Notwendigkeit der Statistik, die aus einer möglichst grofsen Zahl von Untersuchungsreihen, nach Weise empirischer Beobachtung überhaupt, das Allgemeingültige hervorkehrt und das Zufällige zurück-

stellt. Bei der experimentellen Untersuchung z. B. über die Grenzen des Rechtschreibunterrichts handelt es sich um die Frage, welches sensorisch-motorische Gebiet für das schnelle und dauernde Erlernen des Rechtschreibens von besonderer Bedeutung ist — ob das Auge oder das Ohr oder die Bewegungsempfindungen, ob dieses oder jenes, oder welche Kombination desselben. Dafs zur Beantwortung der Frage in erhöhtem Mafse ein statistisches Verfahren einzuschlagen ist, scheinen mir folgende Umstände zu beweisen: 1. Die Kompliziertheit des psychophysiologischen Vorganges bei der Inanspruchnahme auch nur eines Organs. 2. Die Unmöglichkeit die drei Hauptversuchsgruppen reinlich zu sondern. 3. Die zweifellos bestehende individuelle Besonderheit in der Betonung und Vorherrschaft des akustischen optischen, oder taktil-kinetischen Apparats. Die hieraus sich ergebenden Schwierigkeiten für eine experimentell-statistische Untersuchung treten noch weiter ins Licht durch folgende Erwägung. Wir bezeichnen die angedeuteten individuellen Typen mit o, a, k. Diese Bezeichnungen deuten selbstverständlich nur Höhepunkte an, eine reinliche Auslese auf Grund empirischer Beobachtungen. Zwischen ihnen sind mannigfache Kombinationen möglich, immerhin dominiert zumeist ein Sinnesgebiet, während reine Mischformen in der Minderheit sind. Das Experiment mufs nun unter den drei Gruppen gleiche Verhältniswerte annehmen. Es mufs nach seiner ganzen Art theoretisch voraussetzen, dafs der psycho-physische Apparat, welcher dem Individuum besonders eigen ist, nach Art und Erfolg die andern beiden Weisen in gleicher Höhe überrage, wenigstens hat es kein Mittel, diese Werte besonders zu schätzen. Eine reinliche Sondorung der in Frage kommendon Gebiete ist also unmöglich; man kann nur eine stärkere Betonung dieser oder jener Seite willkürlich veranlassen, um hernach den Erfolg zu beobachten. Es liegt also auf der Hand, dafs hier die Distanz zwischen der persönlichen Eigenart und dem Mafse der jeweiligen willkürlichen Botonung durch don Experimentator aufserordentlich mannigfaltig wechselnd ist. So erfordern also nicht nur störende Versuchsumstände, die jeweils zeitlichen und örtlichen Umständen entspringen, eine Versuchsanzahl von vielen Hunderten, sondern man wird auf das statistische Verfahren noch durch einen besonderen Umstand gedrängt, der wenigstens nicht entfernt in dem Mafse bei dem exakten psychologischen Experimente sich bemerkbar macht. Und noch weitere Schwierigkeiten türmen sich auf, die das didaktische Experiment immer weiter von der exakten Form entfernen. Zwar spielen auch hier die elementaren Wechselverhältnisse auf dem Grenzgebiete zwischen Leib und Seele

eine wichtige Rolle, aber sie sind durch psychologische Experimente so sehr dem Beobachter verdunkelt, so vieldeutig bestimmt, dafs es unmöglich ist, sie in das Prokrustesbett des naturwissenschaftlich-exakten Experiments zu spannnen. Wir gelangen endlich an eine Grenze, da selbst der Charakter der Statistik verwischt wird, da die Beobachtungen weniger punktuellen als individuellen Wert gewinnen. Es ist für die vorliegende Form des Experiments von gröfster Wichtigkeit, dafs es diese Grenze respektiere und nicht sich an Dinge heranwage, die es zu leisten nicht im stande ist. Die Umstände, durch welche die Zone des exakten Experiments überschritten wird, sind leicht aufzuweisen. Am leichtesten lassen sich die Grenzen innehalten bei der segenannten Gleichschreibung, dort also, wo lauttreue Schreibung möglich ist: die vom Sensorium ausgehenden artikulierten Reize werden auf das Schreibmotorium übergeleitet und durch ebensoviele Projektionen auf die Schreibfläche versinnlicht. Voraufgegangene zahlreiche Übungen — von den ersten kindlichen Greifbewegungen an — haben, um einen kurzen Ausdruck zu gebrauchen, den Weg vom Hörzentrum auf das Schreibmotorium gangbar gemacht, ebenso auch vom Auge dahin. Hier ist mithin wohl möglich, mit Mafsverhältnissen zu arbeiten, allerdings gibt es nur eines, das angelegt werden kann: Die Treue des Gedächtnisses, die Schnelligkeit, Genauigkeit und Sicherheit der Reproduktion, und zwar kann es sich nur handeln um die auf das Experiment unmittelbar folgende Wertung der periodisch wiederkehrenden Ergebnisse. Die gröfste Zahl richtiger, tadelloser Leistungen und die Weise, welche den günstigen Ablauf der bekannten Ebbinghausschen Kurven gewährleistet, führt am sichersten zum Ziele und sichert den geringsten Zeit- und Kraftverbrauch. Diese theoretische Bestimmung erfährt eine nähere Deutung durch folgende Umstände: Aufgabe des Experiments ist es, sowohl die individuelle Besonderheit, wie den generellen Weg zu erkunden. Ferner: Es liegt ein ganzes Bündel von Schwierigkeiten in der Konstruktion eines objektiv gleichwertigen Materials; von der Herstellung solcher Wortgruppen hängt aber das Gelingen des Versuchs ab. Denn benutze ich z. B. für die verschiedenen Versuchsreihen Wörter von der Schwierigkeit:

$$a,\ a + 2,\ a + 3 \ldots\ldots a + n,$$

dann ist selbstverständlich, dafs die subjektive Schwierigkeit nicht reinlich zum Ausdruck gelangen kann, das Ergebnis wird durch die Ungleichheit in der Versuchsanordnung von vornherein verderben. Das Ergebnis:

$$\frac{a + a + 2 + a + 3 \ldots\ldots a + n}{na}$$

ist bedeutunglos, weil die Summanden qualitativ nicht gleichwertig sind, jedes Ergebnis der Division aus 2 Werten von variabler Gröfse gewonnen ist. Damit ist aber keineswegs gesagt, dafs die Konstruktion eines objektiv gleichwertigen Materials in wünschenswerter Genauigkeit nnmöglich ist. Man hat durch ein doppeltes Verfahren versucht, dem zu entsprechen: 1. durch Ausschliefsen des Wortsinnes und 2. durch Herstellung von sinnlosen Zeichenhäufungen, »Wortbildern« mit gleichgebauten Silben und einer möglichst gleich grofsen Anzahl von Buchstaben. Offenbar kann es sich nur darum handeln, für je eines der in Frage kommenden drei Gebiete eine gleiche objektive Schwierigkeit zu konstruieren. Aus nicht fern liegenden Gründen scheidet das taktil-kinetische aus, es erübrigen also Gesicht und Gehör. Für jedes kann man sehr wohl genan aufsteigende Schwierigkeitsreihen aufbaucn, aber es bleibt unmöglich, sowohl sie willkürlich parallel zn gestalten in ihren einzelnen Gliedern, wie auch nur von irgend einem Punkte aus feste Beziehungen hinüber und herüber zu gewinnen. Konstruiere ich z. B. die erste objektive Schwierigkeitsreihe für das akustische Gebiet:

a .... a + 1 .... a + 2 .... a + 3 .... a + n

sodann das der Optik:

b .... b + 1 .... b + 2 .... b + 3 .... b + n,

so gehören a und b je ganz verschiedenen Gebieten an, a sind phonetisch bestimmte Laute, b optische Zeichen. Folglich müssen auch die Pluswerte von a und b verschieden sein, so dafs sie einem einheitlichen Mafse nicht unterworfen werden können. Die einzelnen Reihenglieder können also in Hinsicht ihrer Schwierigkeit nicht exakt gegeneinander gewertet werden; man kann sie nur schätzungsweise aufeinander beziehen. — Nun aber kommt hier alles auf den praktischen Erfolg an. Die Erfolgswerte werden reihenweise geordnet und entscheiden über die Reihe der einzelnen Mafsnahmen. Diese neue Schwierigkeitsreihe ist natürlich mit jenen nicht identisch, es kommt ein neues Moment hinzu. Denn es handelt sich hier nicht ausschliefslich um ein Lesen oder Schreiben, sondern um das Richtigschreiben von gehörten und gesehenen Laut- und Zeichenhäufungen. Es ist mithin sehr wohl möglich, dafs die Reihe der Erfolgswerte die sorgsam aufgebauten der objektiven Mafsnahmen durcheinander werfe. Weil aber unmöglieh ist, den oben erwähnten Vergleichswert zu bestimmen, so mufs man sich bescheiden, nur ein Gebiet für den Aufbau der homogenen Arbeitsforderung zu be-

rücksichtigen und wird sich da bald für das visuelle Gebiet entscheiden.

Ich will hier abbrechen. Ich habe absichtlish ein Beispiel gewählt, das den Methoden der fortlaufenden Arbeiten nicht angehört und glaube durch dasselbe hinlänglich die oben aufgestellten Behauptungen erwiesen zu haben — im übrigen müssen derartige experimentelle Studien ihr eigener Sachwalt sein.

Als das Eigentümliche des psychologischen Experiments — es fehlt bis jetzt noch eine zutreffende Bezeichnung — gegenüber dem physiologisch-psychologischen können wir feststellen:

1. Es ist seinem Grundcharakter nach so gut Experiment wie dieses, da das Wundtsche Charakteristikum darauf paſst.

2. Es ist, da es eine strengere Fassung der Versuchstechnik nicht zuläſst, in weiterem Umfange auf ein statistisches Verfahren angewiesen und zwar auf ein solches, daſs nicht sowohl auf gröſstmögliche Anzahl von Ergebnissen desselben Individuums als auf groſse Versuchsreihen an vielen Personen fuſst. Aus diesem Umstande müſste auch eine charakteristische Bezeichnung für die beiden Versuchsweisen gewonnen werden — nicht aus den graduellen Unterschieden in der Genauigkeit der Versuchstechnik.

3. Das psychologische Experiment hat von dem exakten abweichende Anwendungsformen und -gebiete, die seine Selbständigkeit bedingen, ein weiterer Ausbau der Methoden ist ein dringendes Bedürfnis.

Untersuchungen mit der fortlaufenden Addiermethode

Die nachfolgenden statistischen Experimente sind ausschlieſslich mit fortlaufender Addierfunktion angestellt wurden. In Frage kamen Knaben im Alter von 10—11 Jahren. Auf ein niedrigeres Alter zurückzugehen, möchte sehr bald als gewagt, dann als unmöglich erscheinen, weil die elementaren Addierfunktionen bis zu einem solchen Grade festgeübt sein müssen, daſs nicht je und je ein langes unkontrollierbares Besinnen in der Apperzeption und — schlimmer noch — in der Assoziation mit dem zugehörigen Ziffernbilde sich störend einschiebt. Andrerseits beschränkte ich mich auf dieses Alter, um die Brauchbarkeit der Methode auch hier genau zu erkunden. Eine eingehendere Verwertung der Methode für das Studium der Entwicklung der für dieselbe in Betracht kommenden psychischen Funktionen und zwar der Entwicklung am einzelnen Individuum, wie einer generellen auf verschiedenen Altersstufen, behalte ich mir noch vor.

Die Versuche wurden angestellt zwischen 5 und 6, bezw. 6 $^1/_2$ Uhr

nachmittags in zwei Cöten, und zwar wurden sie so eingerichtet, dafs je eine Woche vom Montag bis zum Sonnabend experimentiert wurde, um die durch den dazwischen liegenden Ruhetag bedingte Störung in Betreff der Übungsenergie zu vermeiden. Störende äufsere Einflüsse, wie der Genufs von Kaffee oder Nahrungsaufnahme unmittelbar vor dem Versuche wurden vermieden. Die Knaben safsen rings um den Tisch, bei den ersten Versuchsreihen 4, bei dem zweiten Cötus 6, die Pappestreifen mit den Ziffern lagen auf der Mitte des Tisches in handlichster Nähe, so dafs das Ergreifen derselben mit einem ganz minimalen Zeitverluste vor sich gehen konnte. Nachdem alle Ziffern eines Pappestreifens addiert worden waren, wurde schnell gewechselt. In den ersten Reihen wurden die Versuche ohne Unterbrechung fortgesetzt; jede fünf Minuten, die nach einem $^1/_{10}$ Sekunden zeigenden Chronoskop genau abgegrenzt wurden, wurde ein Klingelzeichen gegeben. Die Knaben machten neben der zuletzt addierten Zahl einen Strich und addierten dann weiter wie vorher. Dann erfolgten Versuchsreihen, da das fortlaufende Addieren durch Pausen unterbrochen wurde und zwar handelte es sich zuerst um solche von $^1/_4$stündiger, dann von fünf Minuten Dauer. Die letzten Versuche waren Ablenkungsversuche, bei denen je eine Viertelstunde ohne und eine solche mit Ablenkung abwechselten.

Die Höhe der Leistungsfähigkeit

Die Höhe der Leistungsfähigkeit, die Zahl der in einer Stunde vollzogenen Additionen ist abhängig von mancherlei Umständen. Am schwersten fallen ins Gewicht: Die Übungsfähigkeit und, wenn man es so nennen will, das Übungsgedächtnis, beides als persönliche Anlage. Selbstverständlich ist die Übungsfähigkeit, mag sie noch so grofs sein, nicht ins Unbegrenzte steigerungsfähig und die Leistungsfähigkeit, die sich hier eben in der Gesamtzahl der Additionen äufsert, kommt an eine bestimmte Grenze, die wir als die Höhe derselben bezeichnen. Die folgenden beiden Übersichten verteilen sich auf zwei Cöten, von denen der erste begabtere, der zweite schwächere Schüler umfafst. Die Leistungshöhe der begabteren Knaben normierte sich auf:

Name	Gg	Stk	Stg	Gd	Durchschnitt
Gesamtleistung	1255	1132	1180	1287	$\frac{4854}{4} = 1214$

Jede Addition beansprucht mithin eine Zeit von:

Name	Gg	Stk	Stg	Gd
Durchschn. Zeit	2,8"	3,1"	3,0"	2,8"

Die Differenz in der Leistungshöhe schwankt also zwischen 2,8 bis 3,1 Sekunden, also etwas mehr als $^1/_9$. Die mittlere Variation, d. h. die Differenz zwischen den Leistungen der ersten und der letzten Versuchsreihen betrug:

Name	Gg	Stk	Stg	Gd
mittl. Var.	75	76	181	450
	6%	6,7%	15,4%	34,9%

Zeigen die obigen Tabellen eine nur geringe Differenz in der Leistungshöhe, so doch nicht geringe Unterschiede in der mittleren Variation. Diese ist offenbar ein Ausdruck für die Übungsfähigkeit. So zeigen schon diese Untersuchungen über die Gröfse ein zwar nur rohes Bild der Übungsfähigkeit. Diese ist bei den begabten Zöglingen verhältnismäfsig gering, was sich leicht daraus erklärt, dafs sie, die planmäfsig in mehreren Wochenstunden mit Rechnen beschäftigt werden, nicht weit unter die Energiehöhe hinabsinken, dafs das, was ich oben als Übungsgedächtnis bezeichnete, bei ihnen stark ausgeprägt ist. Doch ist diese Art der Wertung aus der Gesamthöhe der Leistung heraus eine viel zu rohe, als dafs sie nicht der Bestätigung durch die ferneren Ergebnisse bedürften. Immerhin ist aber interessant genug, die Übersicht über die Ergebnisse mit schwachbegabten Schülern zu vergleichen. Als allgemeines Ergebnis ist festzustellen, dafs sie später, oft bedeutend später die Höhe der Leistungsfähigkeit erreichen — ein Ergebnis, das schon von vornherein das oben gewonnene bestätigt.

Reihe	L	B	Ds	Pl	Str	Ik
1	503	744	630	564	264	713
2	667	929	744	780	532	880
3	692	889	854	943	468	891
4	737	890	877	1132	534	1006

Diese Tabelle weist die Steigerung der Leistungshöhe auf von Beginn der Versuche bis zum relativen Maximum hin, das bald überschritten, bald unterboten wurde, innerhalb aber einer nicht zu breiten Schwankungszone sich relativ festliegend erwies. Deutlich weist die Tabelle diese Zunahme der Übungsfähigkeit in grofsen Zügen nach. Auch persönliche Unterschiede sind zu erblicken: Bei vier Personen: L, D, Pe und Ik ist die Leistungshöhe erst nach vier Versuchsreihen erreicht worden, während bei zweien, bei B und Str schon die dritte Reihe die eben angedeutete Schwankungszone aufweist. Danach stellen sich die Energiehöhen:

Name	L	B	Ds	Pe	Str	J	Durchschnitt
Höhe	737	909	877	1132	534	1006	$\frac{4063}{5} = 813$

Es erzielt sich also als durchschnittliche Zeit für jede Addition:

Name	L	B	Ds	Pe	Str	J
Zeit	4,8	3,9	4,0	3,0	6,6	3,6

Die Differenz in der Leistungsfähigkeit schwankt also zwischen 3,0 und 6,6.

Die mittlere Variation für jede Person schwankt zwischen:

Name	L	B	Ds	Pe	Str	Jh
mittl. Var.	234 31,5%	246 27,9%	247 42,9%	568 50,2%	270 50,05%	293 28%

In der mittleren persönlichen Variation ist ein Ausdruck für die Übungsfähigkeit zu erblicken. Bei einer vielgeübten Beschäftigung wie das Addieren zeigt sich die Übungsfähigkeit der begabten Schüler weit geringer wegen der Energie des Übungsgedächtnisses, so dafs man berechtigt ist — nur Pe macht eine Ausnahme — Höhe des Übungsgedächtnisses und Begabung der Übungsfähigkeit umgekehrt proportional zu setzen. Nach den obigen Tabellen stellt sich der Durchschnittswert auf:[1])

[1]) Pe bleibt aufser Rechnung.

A. Durchschnittliche Leistungshöhe:
1. Begabte 1214
2. minder Begabte . . . 813
B. Übungsfähigkeit:
1. Begabte . . . . . 190 oder 15,75%
2. minder Begabte . . . 258 oder 36,09%
C. Durchschnittliche Arbeitszeit für jede Addition:
1. Begabte . . . . . 2,92 Sek.
2. minder Begabte . . . 4,58 Sek.

Die schwächeren Schüler brauchen also fast die doppelte Zeit zu einer Lösung.

Selbstverständlich haben die oben berechneten Durchschnittsdaten nur problematischen Wert. Mit Sicherheit aber geht aus ihnen die grofse Bedeutung der mittleren Variation hervor, wie hernach noch weiter ausgeführt werden soll. Sie ist Ausdruck des Übungsgedächtnisses und der Übungsfähigkeit. Geringe Übungsfähigkeit in der Nähe von Maximalleistungen bezeichnet starkes Übungsgedächtnis, grofse Übungsfähigkeit in der Nähe von Maximalleistungen bezeichnt geringes Übungsgedächtnis. Man wird dem entgegenhalten, dafs ohne Übungsgedächtnis Übungsfähigkeit unmöglich sei. Zweifelsohne! Aber es handelt sich hier nur um die Eigenschaft, die man als die Treue des Gedächtnisses bezeichnet.

In aller Kürze mögen nun noch die allgemeinen Hindeutungen erwähnt werden, die sich bezüglich der Pausen und der Ablenkungsversuche aus der Gesamthöhe der Leistungsfähigkeit gewinnen lassen.

A. 1. Pausenversuch: 1/4 Std. und 5 Min.

Die Versuchsreihen dehnten sich über 1 1/2 Stunden aus, nach je 1/4 Stunde Arbeit wurde 1/4 Stunde pausiert. Infolge einer Verletzung schied aus der ersten Gruppe der Versuchspersonen Stg leider aus. Die Gesamthöhe normierte sich in diesem Falle:

Name	Gg	Str	Gd
Höhe	1208	972	1211

Vergleicht man diese Daten mit den oben gegebenen, so zeigt sich kein wesentlicher Einflufs der Pause auf die Gesamthöhe der Leistung; in einem Falle offenbart sich gar eine direkte Schädigung,

doch liegt aber in der Art solcher allgemeinen Bestimmungen, dafs nähere Aufschlüsse über die Ursache solcher Unterschwankung aus ihnen heraus nicht gewonnen werden können. Günstiger war der Einflufs der Fünfminutenpause:

Name	Gg	Str	Gd
Höhe	1256	952	1374

Wenngleich sich bezüglich Str dieselbe Unterschwankung zeigte, wie bei dem vorigen Versuche; eine Deutung wird erst hernach bei der eingehenderen Würdigung der individuellen Besonderheiten gegeben werden können.

B. Ablenkungsversuch.

Die Ablenkung bestand darin, dafs je in der zweiten Arbeitsviertelstunde vorgelesen wurde. Ich entschied mich nach mancherlei Erwägungen für eine derartige Ablenkung. Die Differenz der Leistungshöhe gegen die oben gegebenen ist ein Mafs der Ablenkbarkeit und zugleich der Energie der Sammlung. Der Wert ist zwar nicht reinlich zu bestimmen. Die Ablenkung durch das Vorlesen ist zunächst nicht quantitativ gleich, das Mafs derselben schwankt je nachdem der Stoff packt oder mehr gleichgültig läfst. Dementsprechend sind auch die autonomen Willensimpulse, die immer wieder zur Sammlung und Hinlenkung auf die Arbeit zwingen, keineswegs von konstant bleibender Energie. Ich war anfangs willens, diesem Fehler zu begegnen, dadurch Ablenkung zu veranlassen, dafs während der Viertelstunde Zahlen in gleichförmigem Abstande gesprochen werden, ich besorgte aber, dafs der ausgleichende Einflufs der Gewöhnung bald jede Ablenkung so unmöglich machen würde. Daran, befürchtete ich, würde auch der Versuch scheitern, genauere Mafse für die Ablenkung so zu gewinnen, dafs Wortreihen gelesen wurden, etwa in dreimaliger Wiederholung, die dann der Schüler nachher aus dem Gedächtnis niederschreiben müfste. Der Einflufs verschieden treuen Gedächtnisses liefse sich annähernd eliminieren durch eine Gedächtnisuntersuchung, der Rest aber würde ein relativ genaues Bild der Ablenkbarkeit geben.

(Fortsetzung folgt)

Bemerkungen zu den Grundbegriffen der Mechanik im Hinblick auf die neuen Ergebnisse der Naturwissenschaften

Von

Ing. **Hans Friedrich**

(Schluls)

II

Wie die Vertiefung und Veranschaulichung der Grundbegriffe der Naturwissenschaften einen gröfseren Überblick über verschiedene Erfahrungsgebiete ermöglicht und häufig nicht nur auf einen noch unbekannten Zusammenhang derselben führt, sondern sie auch erweitern hilft und neue Erfahrungen erschliefst, so wirken auch umgekehrt neue Erfahrungen auf die Anschauung der Grundbegriffe zurück.

Wir sprachen im ersten Teil von der Möglichkeit, dafs neue Erfahrungen auf neue Anschauungen in der Mechanik führen könnten. Im folgenden sollen die metaphysischen Grundlagen und insbesondere der Begriff des Seienden oder der Materie näher betrachtet werden.

Man kann als Aufgabe der Metaphysik den Zweck betrachten für die empirischen Wissenschaften allgemein anerkannte Grundlagen zu schaffen, d. h. solche, welche mit unserem Denken einerseits und mit unseren Erfahrungen andrerseits nicht in Widerspruch stehen. Dafs der Widerspruch mit unserem Denken allein nicht genügt, um die Unmöglichkeit einer Voraussetzung zu erweisen, scheint auch Ballauf in der Abhandlung »Die Aufgabe der Metaphysik«, Z. f. exakt. Philosophie Bd. XII, S. 233 anzunehmen. »Der logische Satz vom Widerspruche, dafs wir das Widersprechende nicht denken können, bedarf keines Beweises, wir finden uns tatsächlich an ihn gebunden. Der entsprechende metaphysische Satz geht aber weiter. Er behauptet, dafs dasjenige, dessen Begriff einen Widerspruch enthält, auch nicht sein könne; in ihm wird von dem nicht denken können auf das nicht sein können geschlossen. Das Denken ist eine Sache, das Sein eine andere. — Ein Glaube jedoch, welcher durch strenge Wissensgründe widerlegt werden kann, darf nicht aufrecht erhalten werden. Wenn es sich nun zeigen sollte, dafs gewisse Widersprüche in unserer Auffassung des Seienden auf keine Weise sich beseitigen lassen, wären wir dann gezwungen, die Überzeugung von der Gültigkeit jenes metaphysischen Satzes vollständig aufzugeben, oder würde es trotzdem nicht noch möglich sein, innerhalb gewisser

Grenzen, unter gewissen näheren Bestimmungen an ihr festzuhalten? Es enthält einen Widerspruch, wenn wir einen Gegenstand an derselben Stelle zugleich für rot und für blau erklären, d. h. die Empfindungen, welche wir mit den Benennungen Rot und Blau bezeichnen, lassen sich nicht miteinander vereinigen. Was mit den Empfindungen nicht möglich ist, könnte vielleicht mit den realen Bedingungen recht gut sich ausführen lassen.«

Dagegen ist die Erfahrung die beste Stütze einer Theorie und häufig genügt es zu zeigen, inwiefern eine Voraussetzung oder Anschauung sich aus der Erfahrung ergibt, um ihre Annehmbarkeit zu begründen.

So kann man die materialistische Weltanschauung gegenüber dem Solipsismus erstens durch die Erfahrung stützen, dafs jede Veränderung relativ ist, daher bei dieser stets mindestens zwei Vorstellungen in Betracht kommen, die miteinander verglichen werden und von welchen die eine gegenüber der andern als veränderlich betrachtet werden kann. Ein einfaches Beispiel hierzu bildet die Bewegung eines Gegenstandes gegenüber dem Beobachter. Z. B. wir befinden uns auf einem Fahrzeug und beobachten die Veränderung der Landschaft oder wir stehen auf dem Wege und sehen die Bewegung des Fahrzeuges. Wir schliefsen daraus, dafs man auch unterscheiden mufs zwischen dem beobachtenden Ich und der Aufsenwelt. Zweitens schliefsen wir auf ein Seiendes, eine Materie oder einen Träger der Veränderungen aus der Erfahrung, dafs eine Eigenschaft oder Erscheinung niemals allein wahrgenommen wird, sondern immer einem Gegenstande anzuhaften scheint. Um auf die Besprechung des Seienden, welches die materialistische Weltanschauung voraussetzt, zu kommen, sei hier gestattet auf die erschöpfende Besprechung und Widerlegung des Solipsismus durch O. Flügel in der Zeitschrift für Phil. und Pädag. Bd. VII und VIII zu verweisen.

Bei der Annahme des Seienden oder der Materie kommt es nun darauf an, dieses durch eine Anschauung zu erklären, welche weder mit unserem Denken, noch mit unseren Erfahrungen in Widerspruch steht. Es kommt schliefslich auf die Konstruktion der kleinsten Teilchen der Materie und deren Zusammenwirken an.

Mit der Ermittelung einer widerspruchsfreien Konstruktion der kleinsten Teilchen der Materie und deren Zusammenwirken hat sich insbesondere Herbart eingehend beschäftigt. Er ist dabei hauptsächlich von der Psychologie ausgegangen, indem er hier ein einfaches Seelenatom annimmt und diesem innere Zustände zuschreibt, auf welche man aus der inneren Erfahrung, d. i. aus der Selbst-

beobachtung schliefsen kann. Diese werden durch äufsere Einwirkungen veranlafst und können umgekehrt Wirkungen nach aufsen veranlassen. Analog hat er den kleinsten Teilchen der Materie innere Zustände zugeschrieben, welche durch die Wechselwirkung der Teilchen entstehen und äufsere Wirkungen verursachen können. Hieraus gelang es, viele Erscheinungen insbesondere aus der Chemie zu erklären. Andrerseits führten die letzten Konsequenzen dieser Annahme auf eine Ähnlichkeit zwischen den seelischen Empfindungen und den inneren Zuständen der kleinsten Teilchen der Materie. Vergl. Z. f. ex. Phil. Bd. XII, S. 251: »Zöllner glaubt, dafs alle Arbeitsleistungen der Naturwesen durch die Empfindungen der Lust und Unlust bestimmt werden und zwar so, dafs die Bewegungen innerhalb eines abgeschlossenen Gebietes von Erscheinungen sich so verhalten, als ob sie den unbewufsten Zweck verfolgten, die Summe der Unlustempfindungen auf ein Minimum zu reduzieren — ebenso schreibt Häckel jeder Art von Materie Empfindung zu, der organischen überdies noch unbewufstes Gedächtnis.«

Herbart hat das absolute Seiende oder die kleinsten Teilchen der Materie als absolut einfach, also nicht teilbar oder ausgedehnt angenommen und denselben verschiedene Qualität zugeschrieben.

Bei der Erklärung der Ausdehnung der Materie mufste er aber die Ausdehnung der kleinsten Teilchen als Fiktion annehmen. C. S. Cornelius und andere scheinen jedoch dadurch nicht befriedigt worden zu sein, wie man aus der Abhandlung in der Z. f. ex. Phil. Bd. XII Über das Problem der Materie von C. S. Cornelius entnehmen kann. S. 128: »Wenn schon der Begriff des strengen Seins und der räumlichen Ausdehnung in keiner notwendigen Beziehung zueinander stehen, so ist es vielleicht doch möglich, dafs die realen Wesen ausgedehnt sind. Bei Herbart ist die angenommene Ausdehnung der Realen nur eine Fiktion. Dagegen nimmt Drobisch diese Fiktion als Wirklichkeit. Nach ihm ist jedes Atom wirklich ein kugelförmig begrenztes Continuum, dessen Durchmesser kleiner ist als die kleinste wahrnehmbare oder mefsbare Distanz. Diese Annahme läfst sich allerdings im Hinblick auf die soweit gehende Teilbarkeit der Materie sehr wohl rechtfertigen. Nun kann man freilich in jenem Continuum wieder unzählige Teilchen unterscheiden, die indes nicht als Bestandteile anzuschen sind, so als ob das Atom aus ihnen zusammengesetzt wäre. Die unterschiedenen Teilchen sind eben nur ideelle Teilchen, daher auch die Frage nach der Kraft, welche diese ideellen Teilchen des Continuums zusammenhält, unstatthaft ist. — Demgemäfs sind alle Atome als kugelförmig begrenzte Continua zu betrachten.«

Auch in seinem Werke »Grundzüge einer Molekularphysik« nimmt Cornelius die Atome als ausgedehnte Wesen und zwar als kugelförmig an. Er fügt freilich hinzu S. 14: »Die Frage, ob die Atome nicht auch in quantitativer Beziehung als streng einfache d. h. als völlig unräumliche Wesen zu betrachten seien, schliefsen wir hier als eine der Metaphysik im engeren Sinne zugehörige aus.« Mit dem zur Erklärung der Ausdehnung der Materie angenommenen Continuum scheint er jedoch nicht immer einverstanden zu sein, da er schreibt in der Z. f. ex. Phil. Bd. I, S. 232: »Betrachtet man aber letzteres als ein Continuum, mithin die Anzahl der darin unterscheidbaren Teile als unendlich grofs, so hat das Sein oder die absolute Position gar keinen Gegenstand, sie verliert sich im Unendlichen, da sich eine Unendlichkeit von Teilen nicht erschöpfen läfst. Obgleich nun das Continuum eine unter gewissen Umständen unvermeidliche Vorstellungsart ist, so ist es doch immer nur Sache des zusammenfassenden Denkens, also lediglich ein Gedankending.« Die Annahme unräumlicher Atome führt andrerseits auf einen Widerspruch mit der Physik, welche die Gröfse der Molekülе berechnet. Es stehen hier also zwei widersprechende Annahmen einander gegenüber und man mufs entweder sagen: die Molekülе, die aus den unräumlichen Atomen Herbarts entstehen, sind nicht dieselben, welche die Physiker berechnen, oder die Atome sind räumlich. Im ersten Falle sind aber auch die Moleküle unräumlich, denn aus einer endlichen Anzahl von unendlich kleinen oder unräumlichen Atomen kann sich bei ihrer Vereinigung keine endliche, wenn auch noch so kleine Ausdehnung der Moleküle ergeben. Aus solchen Molekülen kann aber auf die von Herbart angegebene Weise die Materie nicht richtig konstruiert werden. Denn durch logische Entwicklung würde ein endliches Stück der Materie aus unendlich vielen solchen unendlich kleinen Molekülen bestehen, und man müfste auch durchdringliche Materie annehmen, um die Bewegung der Massenteile zu erklären, wenn man zwischen den Teilen keinen leeren Zwischenraum annehmen will. Nimmt man aber einen leeren Zwischenraum an, so fordert die gegenseitige Einwirkung der Teilchen auch eine Wirkung in die Ferne durch den leeren Raum. Oder bewegen sich die Teilchen zwanglos durch den leeren Raum? Nimmt man aber die Teilchen als räumlich an, so ist erstens die Frage nach dem Zusammenhang dieser Teilchen in sich doch nicht ganz unberechtigt und zweitens kann man eine ähnliche Betrachtung machen wie oben; nämlich: Entweder sind leere Zwischenräume anzunehmen, oder es müssen, wie auch Cornelius und Herabrt annimmt, die Atome ineinander eindringen können.

Durch die letzte Annahme kann man also, wenn man den Zusammenhang der kleinsten Teilchen voraussetzt, die Materie auf die z. B. von C. S. Cornelius in seinem Werke »Grundzüge einer Molekularphysik« angegebene Weise durch Annahme von inneren Reaktionszuständen erklären. Doch es genügt nicht, wenn man aus einer Annahme viele Erscheinungen erklären kann, sondern die wissenschaftliche Forschung ist erst befriedigt, wenn die Erscheinungen auf allgemeine Grundgesetze zurückgeführt sind, oder wenn man wenigstens festgestellt hat wie weit die allgemeinen Grundgesetze noch Gültigkeit haben.

Auch kann man nicht umgekehrt sagen, eine Grundanschauung sei nicht richtig, weil sich nicht alles Erforderliche daraus erklären lasse. Wer würde z. B. die Gesetze der Mechanik für nicht richtig erklären, weil die elektrischen Erscheinungen aus diesen noch nicht erklärbar sind.

Vielmehr ist man unablässig bemüht, einen sicheren Zusammenhang dieser Erscheinungen festzustellen. Das Bedürfnis nach der Zurückführung der elektrischen Erscheinungen auf mechanische Grundgesetze läfst sich daraus erklären, dafs die räumlichen Vorstellungen Form, Bewegung uns die anschaulichsten, man kann sagen greifbarsten sind, und dieses Bedürfnis scheint nicht unberechtigt und in der Natur begründet zu sein, denn es ist gelungen schon viele andere Erscheinungen auf Bewegungsgesetze zurückzuführen.

Die oben angeführte Erklärung der Materie und der Erscheinungen an derselben ist auch nicht befriedigend, weil der Zusammenhalt und die räumliche Ausdehnung der Atome, die inneren Reaktionszustände und andere Hypothesen angenommen werden müssen und einige Fragen, die sich unwillkürlich aufdrängen, unbeantwortet bleiben. Solche sind: Warum sind die Grundteilchen der Materie räumlich und doch unteilbar? Wie können die inneren Reaktionszustände äufsere Veränderungen bewirken? Wie weit gelten noch die Gesetze der Mechanik, wenn ein direkter Übergang von den Reaktionszuständen auf Bewegungszustände nicht möglich ist? und andere.

Die inneren Reaktionszustände stehen uns unzugänglich gegenüber und wir müssen sie einfach als Tatsachen annehmen, wie die chemischen Reaktionen, mit welchen sie die gröfste Ähnlichkeit besitzen.

Auch bei den chemischen Erscheinungen ist man in neuerer Zeit bemüht, den Zusammenhang mit den mechanischen Grundgesetzen z. B. bei der Elektrolyse zu ermitteln.

Wenn man nach dem Zusammenhang der unendlich kleinen Teile, aus welchen die Atome bestehen, frägt, kann man befürchten, es werden sich die Fragen ins Unendliche verlieren wie die fortgesetzten Fragen nach den Ursachen der Ursachen und man könne in dem Wechsel der Erscheinungen überhaupt keinen sicheren Ausgangspunkt finden.

Stellen wir uns daher zunächst die Frage: Gibt es in der Erscheinungswelt etwas, wobei man stehen bleiben kann? Hierauf kann man als Antwort die gleichförmige Bewegung anführen. Von dieser sagt O. Flügel in seiner Abhandlung »Über R. Zimmermanns metaphysische Ansicht«, Z. f. ex. Phil. Bd. XII, S. 310: »Die einfache Bewegung kann freilich als ursprünglich und ursachlos gedacht werden«, freilich fügt er gleich hinzu, »aber aus bloſser Bewegung der Elemente folgt nichts, wenn nicht dem Stoſs ein Gegenstoſs in dem gestoſsenen Wesen entspricht, das setzt jedoch bereits Undurchdringlichkeit und diese Abstoſsung also immer bereits vorhandene Kraftverhältnisse voraus. Es ist hiernach zwischen qualitativ gleichen Wesen nicht einmal ein lockeres Agregat möglich.« Der letzte Teil dieses Satzes könnte dazu benutzt werden, zu erweisen, daſs ein Zusammenhang der kleinsten qualitativ gleichen Teile eines Atoms nicht erklärbar wäre. Trotzdem wollen wir im folgenden versuchen einen solchen Zusammenhang zu erklären. Um diese Erklärung zu umgehen, wurden von C. S. Cornelius die Atome als Continua im nicht geometrischen Sinne angenommen, wie sich aus seinem Aufsatz »etwas über die Wechselbeziehungen zwischen Leib und Seele etc.«, Z. f. ex. Phil. Bd. XIII, S. 186 ergibt. »Wo nun eine unendliche Teilbarkeit der Materie angenommen, aber diese als ein Continuum im geometrischen Sinne aufgefaſst wird, da gehen mit den letzten selbständigen Teilchen zugleich alle Vorteile der Atomistik, insbesondere die realen Substrate für alle physischen und psychischen Kräfte schlechthin verloren. Diese Kräfte schweben dann völlig im Leeren, oder lassen nur noch eine widerspruchsvolle Deutung im Sinne des absoluten Werdens zu.« Trotzdem scheint auch dadurch die Frage nach dem Zusammenhang der unendlich kleinen Teile nicht beseitigt zu sein.

Man kommt unvermeidlich auf die unendlich kleinen Teile der Materie bei der Konstruktion derselben zurück. Ballauf läſst die Benutzung des unendlich Kleinen zu, indem er »Z. f. ex. Phil. Bd. XII, S. 291 sagt: »Durch Benutzung des Unendlichkleinen wird ebensowenig die Strenge der Untersuchung verletzt, wie durch den Durchgang durch die des Imaginären von Gauſs.« Er findet jedoch

in demselben einen Widerspruch S. 292: »Für sich existieren die unendlich kleinen Veränderungen allerdings nicht, wohl aber als enthalten in den endlichen. Man darf sie nicht im strengen Sinne des Wortes gleich Null setzen, denn dann würde nie als ihre Summe eine endliche sich ergeben; man kann sie aber auch nicht als noch so kleine endliche Gröfse sich vorstellen, denn dann würden doch wieder solche Teile in ihnen enthalten sein, welche sie nicht enthalten dürfen. Man kann sie sich also weder vorstellen, noch einen Begriff von ihnen bilden, welcher den Inhalt besitzt, den er den Forderungen der Aufgabe gemäfs enthalten soll.«

In der Mathematik kann man von Null auf eine endliche Gröfse kommen durch Multiplikation mit Unendlich. Die sich ergebende endliche Gröfse ist unbestimmt $a = 0 \cdot \infty$.

Setzen wir nun die Materie eines kleinsten materiellen Teilchen $m = 0 \cdot \infty$. So kann diese eine beliebige endliche Gröfse haben. Nehmen wir nun gleichförmige Bewegung an und denken uns dieses materielle Teilchen um eine Axe rotierend, so befindet sich dasselbe in einem gewissen Beharrungszustand und setzt infolgedessen einem äufseren Einflufs einen Widerstand entgegen.

Es kann freilich wieder nach der Fliehkraft gefragt werden und nach der Kraft, welche den Zusammenhalt der Teilchen entgegen der Fliehkraft bewirkt. Aber man kann entweder annehmen, dafs das Fliehkraftgesetz nur bis zu einem bestimmten Grad der Kleinheit des Krümmungsradius gilt, oder dafs die Teilchen auf dieselbe Weise zusammenhalten, wie der Zusammenhang der Materie im folgenden erklärt wird. So ergibt sich eine mechanische Weltanschauung. Der wichtigste Einwand, welcher einer mechanischen Weltanschauung gemacht wird, ist folgender: Man könne die Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen aus den einfachen Bewegungsgesetzen nicht ableiten, weil diese nur wieder auf Bewegungserscheinungen schliefsen lassen. Demgegenüber kann man darauf hinweisen, dafs die Zahl der Erscheinungen, welche bereits auf Massenbewegung zurückgeführt werden, nicht gering ist und noch nicht erschöpft zu sein scheint, was bei der Besprechung der kritischen Geschwindigkeiten bereits angedeutet wurde. Andrerseits seien aber mit Hilfe der Annahme innerer Reaktionszustände in der atomistischen Weltanschauung die mechanischen Kräftewirkungen und sogar jene belebter Wesen erklärbar. Für die Kräftewirkungen mechanischer Systeme ist jedoch bereits nachgewiesen, dafs sie sich auch ohne Annahme innerer Reaktionszustände erklären lassen. Heinrich Hertz hat in seiner Mechanik durch mathematische Deduktion nachgewiesen, dafs es möglich ist, die

in der Natur wirkenden mechanischen Kräfte abzuleiten aus seinem Grundgesetz von der Trägheit der Massen, wenn man nur noch die Annahme macht, dafs zwischen den Teilchen der materiellen Systeme Beziehungen bestehen, durch welche ihre gegenseitige Lage bestimmt ist, was die Erfahrung jedenfalls zuläfst und dafs es verborgene Massensysteme gebe, die übrigens nicht wesentlich von den greifbaren Massen sich unterscheiden, durch die aber bei nicht direkter Einwirkung der sichtbaren Massen, die Wirkung derselben übertragen wird. Ohne diese verborgenen Massen müfste man übrigens Fernwirkungen durch den leeren Raum annehmen. Als selbstverständlich setzt er Bewegung dieser Massen voraus.

Wenn man die mathematische Deduktion aus dem Grundgesetz als einwandfrei zugibt, so kann man nur gegen das Grundgesetz selbst Einwendungen machen.

Dieses wird freilich als Erfahrungssatz hingestellt und es scheint daher als ob jeder Einwand ausgeschlossen wäre. Doch ist die Frage nach der Art der freien Systeme, von welchen dieses Grundgesetz ausgesagt wird, nicht unberechtigt. Leider hat Hertz kein Beispiel eines solchen freien Systems angeführt. Er sagt zwar, man könne freie Systeme herstellen, indem man ein materielles System von andern genügend weit entfernt. Dafs dies aber in Wirklichkeit durchgeführt werden kann, wenn man auch die verborgenen Massensysteme berücksichtigt, scheint fraglich zu sein.

Ein freies System ist ein solches materielles System, das nur innere gesetzmäfsige Zusammenhänge besitzt. Man kann bei dem im Früheren angeführten Beispiel, die an einem Faden geschwungene Kugel nach dem Abreifsen des Fadens als ein freies System betrachten, aber nur dann, wenn man von jeder Reibung und der Schwerkraft absieht. Wir können also nicht behaupten, es sei uns hier ein freies System gegeben, sondern wir können daraus nur auf ein solches schliefsen.

Das Grundgesetz von Hertz sagt von einem freien System, dafs es in seinem Zustande der Ruhe oder in gleichförmiger Bewegung beharrt in einer seiner geradesten Bahnen.

Der erste Teil dieses Satzes, nämlich das Beharren in seinem Zustande, ist eine logische Folge unserer Annahme des freien Systems, denn wir schliefsen ja jeden äufseren Einflufs, der den Zustand des Systems verändern könnte, bei einem freien System aus, und die inneren Zusammenhänge sollen ebenfalls derart sein, dafs sie sich nicht in der Zeit verändern. Der zweite Teil des Grundgesetzes enthält eine Aussage, die nur auf Erfahrung beruhen kann, nämlich, dafs

die Bahn des freien Systems eine geradeste ist. Einfacher ist die Aussage in folgender Fassung in Hertz' Mechanik, S. 382: »Ein System materieller Punkte, zwischen welchen keine Zusammenhänge bestehen, beharrt in seinem Zustande der Ruhe oder gleichförmigen Bewegung längs einer geraden Bahn.« Auch hierbei kann man zweifeln, ob dies wirklich durch unmittelbare Erfahrung nachgewiesen werden kann, und man kann fragen, warum bewegt sich dieses System in einer geraden, warum nicht in einer krummen Bahn? Die Antwort würde lauten, weil nach unserer Erfahrung eine Kraft erforderlich ist, um eine geradlinig bewegte Masse aus ihrer geraden Bahn abzulenken. Wenn man also diesen Teil des Grundgesetzes nicht schlechtweg als Erfahrungssatz zugibt, so mufs man von vornherein den Kraftbegriff einführen, was Hertz wegen der Unklarheiten, die in diesem Begriffe liegen, vermeiden wollte.

Betrachten wir nun solche Systeme, welche am meisten Anspruch haben, als freie Systeme zu gelten und deren Bewegung unserer Erfahrung zugänglich ist, nämlich die Himmelskörper. So ist uns durch Beobachtung zunächst gegeben die Bewegung derselben in krummen Bahnen und eine Eigenrotation. Aber weder die Kraft, welche sie aus der geraden Bahn ablenkt, noch die geradeste Bahn selbst ist unserer direkten Beobachtung zugänglich. Man wird freilich hier einwenden, die Massenanziehung läfst sich experimentell nachweisen und die Schwerkraft beruht auf der Massenanziehung der Erde. Aus dieser hat doch Newton auf die Massenanziehung der Weltensysteme geschlossen. Dem entgegnen wir, die beobachtete Anziehung zwischen zwei Massen, und die Anziehnng der Massen durch die Erde erfolgt unter andern Umständen als jene sind, welche wir an den Planeten oder Weltensystemen beobachten, denn letztere befinden sich infolge ihrer Bewegungsverhältnisse in einem Gleichgewichtszustand, was bei ersteren nicht der Fall ist.

Die Bewegungsverhältnisse scheinen auf die Anziehung der Massen von besonderem Einflufs zu sein. Wir haben schon im ersten Teil angeführt, dafs es kritische Geschwindigkeiten geben mufs, bei welchen die Schwerkraft aufgehoben ist. Dr. G. Platner sagt in seiner Abhandlung Die Mechanik der Atome S. 4: »Mittelst der Poggendorfschen Schwerkraftswage läfst sich nachweisen, dafs die Gravitation zu ihrer Entwicklung ebenfalls Zeit gebraucht, indem ihr Druck abnimmt, sobald der Körper mit einer Beschleunigung nach abwärts sich bewegt, so dafs bei einer Geschwindigkeit von 11000 m pro Sekunde ihre Wirkung überhaupt aufhören würde.« Auch soll die Schwerkraft auf Bewegung zurückführbar sein; a. a. O. sagt G. Platner:

»Hertz führt die Gravitation, unvermittelte Fernkraft, auf zyklische Bewegungen zurück. Die Himmelsmechanik wird dadurch zu einem mechanisch begreifbaren und daher befriedigenden Systeme in geradezu glänzender Weise erhoben.«

Bei der Ableitung der Bewegungen und Kräftewirkungen der zyklischen Systeme geht Hertz nicht auf das Grundgesetz zurück, sondern er leitet dieselben direkt aus dem ersten Teil seiner Mechanik ab. Aus den Punkten 555 bis 557, welche auf Punkt 291 u. s. w. im ersten Teil verweisen, in welchen er noch keine Rücksicht auf das Grundgesetz nimmt, sondern rein kinematische Beziehungen ableitet, kann man schliefsen, dafs ein zyklisches System auch dann, wenn es ein freies System ist, Kräfte ausübt. Es ist also bei einem solchen System nicht notwendig, dafs auf dasselbe von aufsen Kräfte ausgeübt werden, wenn es eine krumme Bahn beschreiben soll. Ein freies zyklisches System bewegt sich daher im allgemeinen in einer krummlinigen Bahn. Wenn es nur zyklische Systeme gebe, d. h. solche, in welchen die kleinsten Teilchen drehende Bewegungen machen, dann könnte man sagen, jedes freie System beschreibt im allgemeinen eine krummlinige Bahn und die gerade Bahn sei nur ein spezieller Fall, der unter bestimmten Umständen eintreten kann. Die Kräfte, welche zyklische Systeme nach ihren Parametern, d. h. nach ihren nicht zyklischen Koordinaten ausüben, sind nach Hertz' Mechanik 555a abhängig von der Änderung der Energie E des Systems. Denn wenn wir in dem Ausdruck $P'\varrho = \frac{dp\ E}{dp\varrho} = -\frac{d\chi\ E}{dp\varrho}$ für diese Kraft, in welchem $P'\varrho$ die Kraft dp E und $d\chi$ E die partiellen Differentiale der Energie nach den Parametern und $dp\varrho$ die Änderungen der Parameter bezeichnet, die letzteren als konstant annehmen, so ist die Kraft $P'\varrho$ nur von der Änderung der Energie abhängig. Es kann sich sogar noch eine gewisse Kraft ergeben, wenn diese Änderungen der Energie und der Parameter gleichzeitig Null werden. Dann ist $\frac{dp\ E}{dp\varrho} = \frac{0}{0} = P'\varrho$. Nach der Folgerung 556 sind ferner »die Kräfte zyklischer Systeme nach den Parametern unabhängig von den Änderungsgeschwindigkeiten der Parameter unter der Voraussetzung, dafs diese Änderungsgeschwindigkeiten nicht dasjenige Mafs übersteigen, welches erlaubt, das System als ein zyklisches zu behandeln«.

Daraus können wir daher schliefsen, die Kräfte, welche zyklische Systeme nach den Parametern ausüben, sind nur von der Änderung der zyklischen Energie abhängig. Da aber die Krümmung der Bahn eines freien Systems von den Kräften abhängig ist, welche von dem

System oder auf dasselbe ausgeübt werden, so können wir schliefsen, dafs die Krümmung der Bahn freier zyklischer Systeme von der Änderung der zyklischen Energie derselben abhängig ist. Der zweite Teil des Grundgesetzes soll daher mit Rücksicht auf die zyklischen Systeme so abgeändert werden: Es besteht ein mathematisches oder kinematisches Abhängigkeitsverhältnis zwischen der Krümmung der Bahn und der zyklischen Energie eines freien Systems,[1]) welches mit dem unveränderten Zustande der Bewegung des Systems unverändert bleibt. Letzeres schliefsen wir aus der oben abgeleiteten Gleichung $\frac{dp\,E}{dp\varrho} = \frac{0}{0} = P'\varrho$, da nach dieser bei einem bestimmten unveränderten Wert der Energie E auch die Kraft $P'\varrho$ wahrscheinlich[2]) einen bestimmten Wert annimmt, der unverändert bleibt ebenso wie der Parameter $p\varrho$. Man kann sich dies so vorstellen, dafs bei einem freien zyklischen System mit konstanter Energie seine Bahn eine kreisförmige ist und der Radius derselben dem konstanten Parameter entspricht. Sobald wir in dem Grundgesetz das kinematische Abhängigkeitsverhältnis der Bahnkrümmung von der zyklischen Energie angeben, brauchen wir nicht mehr von der Kraft zu sprechen, welche diese Bahnkrümmung bewirkt, dies war nur notwendig, um die Bahnkrümmung aus der früheren Anschauung zu erklären. In diesem Sinne besteht also auch ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen der Eigenrotation der Planeten und der Krümmung ihrer Bahn. Diese wären aber erst dann als vollkommen freie Systeme anzusehen, wenn ihre Bahn eine vollkommen kreisförmige wäre. Hier kann wieder jemand einwenden: die Planeten bewegen sich um einen Zentralkörper und dies läfst auf einen Zusammenhang schliefsen, welcher zu der Annahme der Massenanziehung führt und die Eigenrotation der Planeten sei nur eine nebensächliche Erscheinung. Dem entgegnen wir: Es bewegen sich eigentlich nach Releau die Planeten mit der Sonne um einen gemeinsamen Massenmittelpunkt und das Vorhandensein eines Zentralkörpers sei vielleicht anders erklärbar.

Übrigens müssen wir an dieser Stelle vor allem bemerken, dafs die Massenanziehung und andere Erfahrungen der Physik durchaus nicht geleugnet werden sollen, sondern nur aus der neuen Anschauung erklärt und aus dem abgeänderten Grundgesetz abgeleitet werden sollen.

---

[1]) Der Begriff des freien Systems soll im weiteren näher erklärt werden.

[2]) Wenn die Änderungen $dp\,E = 0$ und $dp = 0$ verschwinden, wird die Energie E und der Parameter p konstant, daraus können wir auch auf eine konstante Kraft $P'\varrho$ schliefsen.

Hertz geht in seiner Mechanik von materiellen Systemen aus, deren Teile annähernd starr verbunden sind und leitet aus der Bewegung derselben die Kräfte ab. Er rechtfertigt diesen Vorgang, indem er beweist, dafs es logisch zulässig ist, feste Verbindungen unabhängig von und vor den Kräften zu behandeln. Dadurch hat er es vermieden, bei der Erklärung der Kräfte auf die Wechselwirkung der kleinsten Teilchen zurückgehen zu müssen. Doch sagt er ebenda S. 157 »bei der Suche nach den wirklich starren Verbindungen wird sie (die Mechanik) vielleicht zur Welt der Atome hinabzusteigen haben.

Wir betrachten nun die kleinsten rotierenden Massenteilchen, welche nach unserer Annahme die Atome bilden als zyklische Systeme und wenden auf dieselben das neue Grundgesetz an, so ergibt sich, dafs dieselben eine sekundäre Bewegung in einer krummlinigen Bahn beschreiben, ebenso wie die Planeten oder wie ein rotierender Kreisel.[1]) Die Bahn derselben mag, wenn das System frei ist, aufser von der Eigenrotationsgeschwindigkeit von der Masse und von der Neigung der Axe gegen die Bahnebene abhängig sein. Aus dieser Anschauung soll im folgenden der Zusammenhang der Materie erklärt werden. Vor allem vermeiden wir dadurch die Wirkung in die Ferne durch den leeren Raum und doch ist ein leerer Raum zwischen den Teilchen möglich, ohne dafs der Zusammenhang der Materie dadurch gestört würde. Eine weitere Hypothese zur Erklärung der Naturerscheinungen wollen wir nicht machen, während sonst ohne Annahme des neuen Grundgesetzes Lord Kelvin und J. Thomsen zur Ableitung der Kräfte gezwungen waren, die Annahme zu machen, dafs sich die Teilchen in einer inkompressiblen Flüssigkeit bewegen. Zu dieser Annahme sagt L. Boltzmann, Wied. Annal. 1900, S. 673: »Sobald man sich vom Standpunkt der mechanischen Prinzipien von Hertz ein vollkommen ins Detail ausgearbeitetes Bild der Naturerscheinungen machen will, ist man wenigstens bei dem heutigen Stande unserer Kenntnisse, wiederum zur Einführung von Hypothesen gezwungen, die kaum weniger gekünstelt oder weniger willkürlich sind, als die der Fernwirkung von Massenpunkten. Auch sehe ich kaum ein, welchen Vorzug vom philosophischen Standpunkte die Vorstellung inkompressibler Fräfsigkeiten, starrer undurchdringlicher Körper vor der fernwirkender Atome hat.«

Der Gedanke, dafs man den Widerstand der Materie auf die

[1]) Dafs die Bewegung der Axe eines geneigten Kreisels blofs von der Reibung herrührt, wie häufig angenommen wird, läfst sich schon daraus, dafs die Axe noch eher der gröfseren Schwerkraft folgen würde, und auch durch Versuche widerlegen.

Rotationsbewegung der kleinsten Teilchen zurückführen könnte, ist vielfach ausgesprochen worden. H. Reissner sagt Annalen der Physik 1902, S. 45: »Dafs es möglich sein müsse, die Elastizität als eine Art der Bewegung darzustellen, hat schon Lord Kelvin in einem seiner populären Vorträge behauptet, und durch Versuche die quasiclastischen Eigenschaften von Wirbelringen, rotierenden endlosen Ketten und Kreiseln gezeigt.«

Die Eigenrotation und die sekundäre Bewegung der kleinsten Teilchen bleibt infolge des Beharrungsvermögens stets dieselbe, solange nicht andere Teilchen auf dieses einwirken. Das ist der Gleichgewichtszustand, bei welchem wir das Teilchen als ein freies System betrachten können. Aber nicht nur ein einzelnes Teilchen, sondern auch Systeme von Teilchen können sich im Gleichgewichtszustand befinden, d. h. alle Teilchen des Systems beschreiben, untereinander und gegenüber den Teilchen anderer Systeme ungehindert ihre Bahnen, ohne dafs Stöfse erfolgen. Diese Systeme folgen einerseits für sich betrachtet dem Grundgesetz wie freie Systeme, als ob sie sich im leeren Raum bewegten, und andrerseits mufs sich derselbe Zustand ergeben, wenn man die Bewegungsverhältnisse in einem von Materie erfüllten Raum von Teilchen zu Teilchen verfolgt, es werden die Bahnen der einzelnen Teilchen so gestaltet sein, dafs keine Stöfse vorkommen können. So dafs das System auch in dem von Materie erfüllten Raum als freies System betrachtet werden kann. Dies ist z. B. der Fall bei den Planeten. Diese folgen dem Grundgesetz annähernd, als ob sie sich im leeren Raum bewegten, und man findet auch denselben angenäherten Gleichgewichtszustand, wenn man den, den Weltenraum erfüllenden Äther mit in Betracht zieht. Diese Anschauung hat einige Ähnlichkeit mit der Weltanschauung, welche Radinger aus der widerstandslosen Bewegung im widerstehenden Mittel ableitete, indem er annahm, dafs die Planeten infolge von Schwingungen der Weltatmosphäre sich widerstandslos in derselben bewegen.

Der Gleichgewichtszustand tritt dann ein, wenn die Teilchen eines Systems gewissermafsen so geordnet sind, dafs sich ihre Bahnen nicht gegenseitig schneiden. Bei ungeordneten Systemen finden so lange gegenseitige Störungen der Bahnen statt, bis sich der Gleichgewichtszustand hergestellt hat. Die meisten Weltraumsysteme, die wir beobachten, befinden sich im angenäherten Gleichgewichtszustande, und wir beobachten auch selten direkte Zusammenstöfse der Weltkörper. Es ist möglich, dafs die sogenannten Spiralnebel noch unvollständig geordnete Weltensysteme sind.

Wie die gegenseitige Einwirkung der materiellen Systeme oder

die Koppelung der Systeme, die Hertz annimmt, vorzustellen sei, ist von Hertz nicht angegeben worden. G. Platner sagt Elektroch. Zeitschr. 1902, S. 29 in einem Aufsatz »Die Maxwellsche Theorie der Elektrizität und ihre Bedeutung für die Elektrolyse«: »Wenn damit nun auch bewiesen ist, dafs diese Fernkräfte durch Druckkräfte ersetzt werden können und wohl auch dereinst ersetzt werden müssen, so ist über den eventuellen Mechanismus derselben gar keine Angabe gemacht.« Doch nimmt man hierfür meist Stofswirkung der Teilchen an. Ebenda S. 58 sagt H. Reissner: »Infolge unserer Unkenntnis der Natur desjenigen Systems, welches die Koppelung bewirkt, sind wir gezwungen, den Vorgang als einen unstetigen zu behandeln und nach den Gesetzen des Stofses zu verfolgen.« Bei Gasen wird der Druck gegen die Wandungen der sie einschliefsenden Gefäfse durch Stöfse der Moleküle gegen dieselben erklärt und es hat diese Annahme zu manchen, mit der Erfahrung übereinstimmenden Resultaten geführt. Doch hat man darauf hingewiesen, dafs bei vollkommen elastischem Stofs der Teilchen in einer gewissen Zeit der Anfangszustand des Gases zurückkehren müfste. Anders ist es, wenn wir annehmen, dafs der Stofs nur eine Ablenkung der Bahn der Teilchen bewirkt, diese aber hierauf mit zwar veränderter Geschwindigkeit und eventuell auch veränderter Energie die ihnen durch ihre Eigenrotation vorgeschriebenen Bahnen zu verfolgen trachten.

Die kleinsten Teilchen, welche wir als dynamische Teilchen bezeichnet haben, mögen bei ungeordneten Systemen hauptsächlich die Stofswirkungen ausüben. Während die Geschwindigkeit derselben im gewöhnlichen Zustande bedeutend gröfser zu sein scheint als jene der Atome, ist ihre Masse bedeutend geringer, so dafs sie sich leicht dem Bewegungszustande derselben unterordnen, indem sie nach einem Zusammenstofs mit dem Atom oder mit andern dasselbe umgebenden dynamischen Teilchen einen grofsen Teil der Energie ihrer fortschreitenden Bewegung teils abgeben, teils in Eigenrotationsenergie verwandeln und nun in gleichgerichteten krummlinigen Bahnen sich um das System bewegen, welche sich gegenseitig so lange beeinflussen, bis ein Gleichgewichtszustand eingetreten ist, d. h. bis die Stöfse möglichst vermieden sind. Ähnliche Vorgänge kann man übrigens an den Kometen beobachten, deren Bahnen sich allmählich den Bahnen der Planeten unterordnen. Die dynamischen Teilchen, welche auf diese Weise die Atome umkreisen, bilden gewissermafsen eine Äthersphäre um das Atom. Es ist eine vielfach in der Physik verbreitete Anschauung, dafs die Atome von einer Äthersphäre umgeben seien.

Viele dynamische Teilchen von gleicher Bewegungsrichtung, deren

krummlinige Bahnen ineinander, nebeneinander oder aufsereinander gelegen sind, können unter gewissen Umständen den Eindruck einer Kraftwirkung in die Ferne in Bezug auf andere Massenteilchen machen, wenn die Bahnen der letzteren oder die Bahnen ihrer gleichbewegten dynamischen Teilchen von denen der ersteren geschnitten werden und dadurch Stöfse herbeigeführt werden. Mit den Stöfsen sind Schwingungen dieser Teilchen und damit manche elektrischen und Wärmewirkungen und die Lichterscheinungen verbunden. Viele Massenteilchen oder Atome von gleicher Bewegungsrichtung, deren krummlinige Bahnen ineinander, nebeneinander oder aufsereinander gelegen sind, können unter gewissen Umständen den Eindruck einer greifbaren Masse machen. Durch das Zusammenwirken derselben untereinander und mit den dynamischen Teilchen können verschiedene Erscheinungen eintreten.

Die Äthersphären derselben können nur teilweise ineinandergreifen, so dafs ihre Stöfse den Eindruck einer Abstofsungskraft zwischen den Atomen hervorrufen, was bei dem gasförmigen Agregatzustande einzutreten scheint. Oder sie greifen so ineinander ein, dafs die Stöfse derselben einen scheinbaren Gleichgewichtszustand der Atome herbeiführen, was bei dem flüssigen Agregatzustande der Fall zu sein scheint. Endlich greifen die Sphären der Atome so weit ineinander ein, dafs nahezu ein Gleichgewichtszustand entsteht und Stöfse möglichst vermieden werden, was bei dem festen Agregatzustand anzunehmen wäre. Die verschiedenen Zustände sind einerseits von der Energie der Atome und von ihren Bahnen, andrerseits von der Energie der dynamischen Teilchen und ihren Bahnen abhängig, und zwar ist dies so vorzustellen, dafs bei kleinem Radius der Bahnen der Atome die Bahnen der dynamischen Teilchen oder die Äthersphären mehr ineinander greifen als bei gröfserem Radius derselben. Bei dem gasförmigen und flüssigen Agregatzustande, sowie bei dem Übergange aus einem Zustande in den andern kommen am meisten Stöfse der Teilchen vor, und sind daher auch meistens Licht und Wärmeerscheinungen damit verbunden. Wenn zwei oder mehrere Atome bei ihren gegenseitigen Bewegungen in einen nahezu vollständigen Gleichgewichtszustand übergegangen sind, so betrachten wir sie als chemisch verbunden. Ihre Bahnen können dabei vollständig gleichgerichtet ineinander oder nebeneinander liegen und bilden mit ihren dynamischen Teilchen zusammen ein Molekül, das sich ebenso verhält wie von den Atomen oben angenommen wurde.

Ebenso wie die dynamischen Teilchen durch Stofs einen Teil der Energie ihrer fortschreitenden Bewegung abgeben oder in Eigen-

rotationsenergie verwandeln können, so können sie auch umgekehrt durch Stofs Energie aufnehmen und aus Eigenrotationsenergie in Energie der fortschreitenden Bewegung verwandeln. Dies scheint besonders bei elektrodynamischen Erscheinungen einzutreten. Ebenso wie durch die gegenseitige Einwirkung der dynamischen Teilchen und der Atome die Bahnen derselben ineinander eindringen können, und eine scheinbare Verbindung derselben herbeiführen, so kann auch durch Einwirkung dynamischer Teilchen oder solcher in Verbindung mit Atomen eine Trennung der Bahnen der Atome bewirkt werden, was bei der Elektrolyse oder bei der chemischen Zersetzung einzutreten scheint. Der Trennung der Teilchen fester Körper setzen dieselben einen Widerstand entgegen, welcher auf den Stöfsen der dynamischen Teilchen beruht, die entstehen, wenn die Teilchen aus ihren Gleichgewichtslagen gebracht werden, darauf scheinen die Erscheinungen der Festigkeit und Elastizität zu beruhen. Es können auch in sich ungeordnete Systeme sich so bewegen, als ob sie freie Systeme wären und können als solche betrachtet werden.

Wenn sich bei einem System die Stöfse der dynamischen Teilchen gegenseitig in ihrer Wirkung aufheben, so dafs das System sich in Ruhe zu befinden scheint, also keine drehende Bewegung macht, so wäre seine natürliche Bewegung als freies System eine gerade Bahn.

Wenn dasselbe aus seiner geraden Bahn abgelenkt wird, so hebt sich die Wirkung der Stöfse der dynamischen Teilchen nicht mehr auf, und ergibt einen Widerstand, welchen wir Fliehkraft nennen. Auch wenn dieses System sich scheinbar in Ruhe befindet, erleiden die dynamischen Teilchen desselben von jenen, welche sich der Erdmasse untergeordnet haben Stöfse, welche die Wirkung der Schwerkraft hervorrufen. Auf ähnliche Weise läfst sich auch die Massenanziehung zweier Massen auf der Erde erklären.

Der Zweck der vorliegenden Arbeit war, eine die widerspruchsfreie Konstruktion der Materie und Erklärung der Naturerscheinungen auf Grund eines allgemeinen mechanischen Grundgesetzes ohne Hinzufügung einer weiteren Hypothese. Dafs hierbei von dem gewöhnlichen Grundgesetz der Mechanik etwas abgewichen wurde, ist dadurch gerechtfertigt worden, dafs dieses nicht in unserer direkten Erfahrung liegen kann. Leider ist der kinematische Zusammenhang zwischen der Eigenrotation und der Bahn eines freien Systems noch nicht festgestellt und trägt daher das neue Grundgesetz den Charakter einer Hypothese. Doch ist es vielleicht möglich, durch das Experiment die Richtigkeit oder Unrichtigkeit desselben zu beweisen.

Der Idealismus als Bildungs- und Lebenselement

Eine sozialpolitische Studie auf historischer Grundlage

von

Dr. **Rudolf Heine**, Realschul-Direktor i/R.

(Fortsetzung)

In den Ehestand war Flattich bald nach Antritt seines Amtes in Hohenasberg getreten mit einer armen Waise, der Tochter des verstorbenen Pfarrers Gross in Murr. Da er selber eine rasch auffahrende Natur zu bekämpfen hatte, sah er bei seiner Verheiratung vor allem darauf, eine Frau zu bekommen, die sanftmütigen und geduldigen Sinnes war. Die Familienchronik erzählt, dafs er sogar seine Braut in dieser Beziehung noch einer besondern Prüfung unterzogen hat. Er gab ihr nämlich eine Ohrfeige. Die Braut aber bestand die Prüfung gut, sie steckte die Ohrfeige ruhig ein und sprach kein Wörtlein dazu. Dafür bekam sie nun aber auch einen sehr braven Ehemann, mit dem sie in glücklichster Ehe leben konnte, der oft zu sagen pflegte: »Weil ich dich genommen habe, so mufs ich dich jetzt haben, und weil ich dich haben mufs, so will ich dich gern haben.« Auf Vermögen sah er bei seiner Heirat absichtlich nicht; ja es war ihm sogar lieber, dafs seine Braut kein Vermögen besafs, weil sie dann als Pfarrfrau besser ihres Amtes walten konnte und weniger leicht in Eitelkeit und Weltsinn geriet. Er berichtet selbst: »Da ich Garnisonsprediger auf dem Asberg wurde, so nahm ich mir vor, bei meiner Heirat auf kein Vermögen und sonst nichts zu sehen, damit ich ganz nach meiner Neigung heiraten könne. Es wurde mir zwar nachgehends der Vorwurf gemacht, dafs ich Personen mit gröfserem Vermögen hätte bekommen können. Ich gab aber zur Antwort, »wenn ich mich behelfen und mit Wassersuppe vorlieb nehmen will, so gehet es niemand nichts an.« Es wird uns versichert, dafs Flattich eine sehr glückliche Ehe geführt hat, auf welcher der Segen Gottes ruhte. Allerdings mufste seine Frau im Haushalte tüchtig zugreifen, denn dieser war stets ein sehr grofser. Wie schon berührt, hatte Flattich schon in Asberg angefangen, Pensionäre in sein Haus zu nehmen und eine Pensionsanstalt zu gründen, in welcher sich meist 12—16 Zöglinge im Alter von 10—20 Jahren befanden. Zeitweise hielt er sich sogar einen eigenen Lehrer. Aber auf Erwerb von Reichtum ist er nicht bedacht gewesen, denn er nahm für einen Pensionär nur 50 Gulden jährliches Kostgeld, das beträgt für den Tag ungefähr 23 Pfennige. Da galt's für die Frau sich zu rühren und

in Nächstenliebe zu dienen. Und sie hat erfahren, dafs Arbeit das Leben süfs macht. Gar köstlich ist das Zeugnis, welches ihr Flattich nach 30jähriger Ehe im Jahre 1770 ausgestellt hat: »Eine Ehegattin, welche für ihren Ehemann treulich besorgt war, eine Mutter von 14 Kindern, wovon 8 gestorben, und 6, nämlich 2 Söhne und 4 Töchter, noch leben; eine Stiefmutter von mehr als 200 jungen Leuten, welche sie seit 30 Jahren in der Kost und Information ihres Mannes treulich verpflegte; eine Hausfrau, welche Mägde und Tagelöhnerinnen ohne Herrschsucht mit Liebe und Sanftmut behandelte; eine Pfarrerin, welche nicht herrschsüchtig und eigennützig war, sondern in Gottesdienst, Demut, anhaltender Arbeit und anderen Tugenden der Gemeine ein gutes Exempel gab; eine Guttäterin, die sich's sauer werden liefs, um Gutes tun zu können, und die es für seliger hielt zu geben als zu nehmen; eine Kreuzesträgerin, welche von Kindheit auf durch ihren Waisenstand, durch viele Geburten, durch kränkliche und sterbende Kinder, durch eine schwächliche Leibeskonstitution und manche harte Krankheiten, durch eine immerwährende weitläufige Haushaltung, welche fast niemals unter 20 Personen war, bewährt wurde; eine Überwinderin, welche im Glauben und Geduld auch bei den sechstägigen heftigen Schmerzen gestorben.«

Nach 5jähriger Amtstätigkeit in Asberg erhielt er die Pfarrei Metterzimmern. Nachdem er hier 10 Jahre gewirkt hatte, glaubte er sich um eine einträglichere Stelle bewerben zu dürfen, denn für seine zahlreiche Familie war sein Einkommen gar knapp. Aber der Konsistorial-Direktor Frommann in Stuttgart, der wegen seines barschen, abstofsenden Wesens in schlimmem Rufe stand, wies ihn schnöde ab: »Sei Er froh, dafs er Pfarrer in Metterzimmern ist. Da taugt Er hin, und unterstehe Er sich ja nicht, seine Augen höher zu erheben!« Flattich ertrug's in Gottes Namen, ohne in seinem Amtseifer zu ermüden. Bald sollte es indessen noch ganz anders kommen. An einem schönen Sonntag-Morgen im Herbst war es, da ritt der Herzog Karl von Württemberg, von einem Reitknechte begleitet, auf die Jagd. Er kam in die Nähe von Metterzimmern und hielt gerade auf einer Anhöhe, als rings im Gelände der feierliche Klang der Kirchenglocken an sein Ohr schlug. Dieser machte einen solchen Eindruck auf ihn, dafs er zu seinem Reitknechte sagte: »Das ist ein hübsches Geläute! Wenn ich einen guten Pfarrer wüfste, ich ginge ihm in die Kirche.« Der Reitknecht, ein Pfarrkind Flattichs, sagte: »Durchlaucht, dort in Metterzimmern ist ein recht guter Pfarrer, er heifst Flattich.« Der Herzog trabte nach Metterzimmern, überliefs dem Diener sein Pferd und mischte sich unter die Leute in der Kirche. Wahrhaftig, der

predigt gut, sagte sich der Herzog. Er fand so grofses Wohlgefallen an Flattichs Predigt und Wesen, dafs er sich sofort nach derselben ins Pfarrhaus begab und den Pfarrer mit den Worten anredete: »Hör Er, Flattich, der orste gute Dienst, der aufgeht, ist Sein!« So erhielt Flattich 1760 die gut dotierte Pfarrstelle im Flecken Münchingen bei Stuttgart. Dem Konsistorial-Direktor Frommann hat er dann bei Gelegenheit gesagt: »Do han i do jetzund, einen geringen Dienst hat man mir nicht geben wollen, jetzt habe ich einen guten!« In Münchingen hat er nun 37 Jahre lang in grofsem Segen bis zu seinem Tode im Jahre 1797 gewirkt. Man hat mir aus Münchingen von glaubwürdiger Seite geschrieben, dafs noch heute nach 100 Jahren, obwohl man die Stätte des Grabes nicht einmal kennt, die segensreichen Spuren der Wirksamkeit Flattichs, des Geistes, den er seiner Gemeinde aufgeprägt, deutlich erkennbar sind und fortwirken. Davon erzählt auch ein späterer Nachkomme Flattichs, der Direktor der Erziehungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg Philipp Paulus in einem schönen Büchlein: Das Walten der Vorsehung in Zügen aus dem Leben meiner Mutter (14. Aufl., Gernsbach, 1900): »Das ganze Dorf wetteiferte der Enkeltochter und den Urenkeln des alten Flattich Liebe und Anhänglichkeit zu zeigen, wie sie das auch früher schon, wenn wir Kinder auf Besuch nach Münchingen kamen, getan hatten. Da schon taten es die reichen Bauern nicht anders und gaben uns jedesmal beim Abschied Geschenke bis zu einem Krontaler und mehr noch auf den Weg, und einzelne machten sich dazu noch die Freude, uns stundenweit zu begleiten und uns den Ranzen zu tragen. Ja schon 5 Jahr vorher, als ich ins niedere Kloster zu Maulbronn kam, gab eine reiche Bauersfrau, ohne dafs ich etwas davon wufste, einem befreundeten Hause in Maulbronn den Auftrag, auf ihre Rechnung mir alle Tage einen Hafen Milch und Brot zum Vespor ins Kloster zu schicken, was mir und anderen, die auch mitessen konnten, natürlich sehr wohl gefiel. So grofs war nach 40 Jahren noch die Anhänglichkeit der ganzen Gemeinde an ihren alten Flatich, ja heute noch lacht jedem Münchinger das Herz, wenn er nur seinen Namen aussprechen hört.«

Unter solchen Umständen lohnt es sich gewifs für uns, noch einige weitere Blicke auf die Wirksamkeit dieses gefeierten und von Gott so reich gesegneten Volkslehrers zu werfen, der als ein leuchtendes Vorbild für alle Lehrer jeglicher Gattung hingestellt werden mufs.

Für denjenigen, der in irgend einer Stellung im menschlichen

Leben als Erzieher oder Leiter zu wirken hat, ist die erste und notwendigste Pflicht die Arbeit am eigenen Selbst. Da sie eine überaus schwierige ist, tut man gut, sich nach Vorbildern umzusehen, denen man nacheifern kann. Flatticus innerer geistiger Entwicklungsgang und seine aus derselben entspringende Tätigkeit sind dazu in hervorragendem Mafse geeignet. Wir kennzeichnen ihn daher zunächst im sittlichen Dienste der Selbsterziehung und Selbstveredlung. Wir haben schon gehört, dafs Flatticus Natur ursprünglich eine leicht erregbare und aufbrausende war. Sehr energisch war er daher darauf bedacht, von dieser den inneren Fortschritt hemmenden Fesseln seines natürlichen Menschen sich zu befreien, seine Schwächen zu überwachen und zur besonnenen Ruhe der Selbstbeherrschung zu gelangen. Selbst seiner Rede suchte er Zügel anzulegen und sich Momente der Besinnung zu verschaffen. Daher gebrauchte er zumeist beim Eingang seiner Fragen und Antworten die Redensart: »Do han i do jetzund«. Sogar in Gegenwart der höchsten Herrschaften z. B. des Herzogs von Württemberg und des im Flecken wohnenden Generals von Harling, die ihn oft zu ihren Gesellschaften und Festlichkeiten zuzogen, bediente er sich dieser Eingangsformel. In jüngeren Jahren trank er ganz gern den schönen Schwabenwein; er betrieb sogar eine Zeitlang einen Weinhandel. Bald kam er jedoch zu der Einsicht, dafs dies für ihn nicht passend sei, sogar gefährlich werden könne. Den Weinhandel gab er ganz auf; die Neigung zum Trinken gewöhnte er sich auf folgende sehr praktische Weise ab. Er kannte die Tücke der Adamsnatur nur zu gut; brach er plötzlich mit dem Trinken ab, so fürchtete er, würde die Natur nur um so stärker ihre Rechte geltend machen. Daher beschlofs er, sich ganz allmählich von der übeln Gewohnheit abzubringen. Er verringerte nämlich seine tägliche Portion um ein klein weniges und ward tatsächlich auf diese Weise ganz unmerklich von seiner Neigung abgelenkt und vollkommen geheilt. Das Mittel Flatticus ist gut, wie ich selbst aus der Erfahrung bestätigen kann. Ich habe es zur Bekämpfung der Gewohnheit des Rauchens angewandt. Ich rauchte gern gute Zigarren, und zwar täglich mehrere. Da man jedoch viel Zeit damit verschwendet und das Rauchen der Gesundheit nicht förderlich ist, beschlofs ich es ganz aufzugeben. Es ward mir sehr schwer. Da fiel mir Flatticus Mittel ein. Ich rauchte zunächst jeden Tag nur eine Zigarre. Alsdann fing ich an, einen um den andern Tag zn rauchen, darauf alle zwei Tage, schliefslich nur Sonntags; an dieser Sonntagszigarre hing ich lange noch. Endlich kam es aber doch dazu, dafs ich das

Rauchen ganz vergafs. Ich erinnere mich noch des Momentes, als ich mir sagte: Du hast am vorigen Sonntag das Rauchen vergessen und — du hast nichts entbehrt.

Es ist eine alte Geschichte, dafs uns Menschen der Zopf im Nacken hängt, und dafs wir uns unseren Sündenzopf drehen, ohne ihn einmal recht zu sehen. Zwei sehr starke Zöpfe der Art sind der Hochmut und die Eitelkeit. Flattich hat sie radikal abgeschnitten und dafür gesorgt, dafs sie nicht wieder wuchsen. In grofser Demut gestand er einmal einer Anzahl Leute seiner Gemeinde, die das Unrecht ihres Sündenlebens eingesehen und sich bekehrt hatten und nun zu Flattich kamen, um seinen Rat einzuholen, wie sie wohl am besten ihre Lebensführung und äufsere Haushaltung gestalten könnten: er habe es sich schon gedacht, dafs sie zu ihm kommen und ihn um Rat fragen würden, und er sei tatsächlich davor schon lange bange gewesen. »Leider ist«, meinte er, »der geistliche Stand ein Herrenstand geworden. Denn Paulus konnte seinen Gemeinden die Hände zeigen, nach Apostelgeschichte 20, und auf sein Exempel weisen, wie man arbeiten müsse. So sollte ich es als euer Pfarrer euch auch sagen können: Hauset und schaffet wie ich. Aber so kann ich euch blofs einen Rat geben.« Das war Demut und Edelsinn, wie sie für alle von Nöten sind, die im Herrenstande leben und mit wirklichem dauerndem Segen für das Gemeinwohl wirken wollen. Diese Befreiung des inneren Menschen von den Schlacken menschlicher Hoffart ist eine wichtige Vorbedingung für die richtige Auffassung des Lebensberufes in seiner Bedeutung für die Gesamtheit. Als man ihn einstmals wegen seines Glaubens loben wollte, wies er es ab und erzählte eine gar köstliche Geschichte von einer armen Witwe in Hohenasberg, um zu zeigen, wieviel ihm und auch wohl den Lobspendern noch fehle: »Da ich noch bei meiner ersten Gemeinde war, wo es viele arme Leute gab, hatte eine arme, alte Witwe ihr Häuslein nicht weit vom Pfarrhause, so dafs ich von hier aus hinüber sehen konnte. Die alte Frau hatte aufserdem, was sie von ihrem bischen Flachsspinnen verdiente, wohl kaum noch eine andere Nahrung, als was ihr Gärtchen nahe beim Hause trug, besonders das Obst, das sie für den Winter dörrte. Wenn aber das Obst anfing zeitig zu werden, kamen allerhand arme Kinder; die stiegen und schlüpften in den Garten der alten Frau hinein und afsen sich satt an ihren Äpfeln und Birnen, ohne dafs sie je eins hinausgejagt hätte. Wie wenn's ihr Freude machte, dafs die Buben ihr das Obst stahlen, ging sie, wenn sie mit dem Flachsrocken am Fenster safs, hinweg und machte

sich im Haus zu schaffen, sobald sie merkte, dafs die Kinder in den Garten wollten, und kam erst wieder ans Fenster, wenn sie satt und fort waren. Das konnte ich so doch nicht mit ansehen. Ich ging einmal hinüber, stöberte die Buben zum Garten hinaus, und dann ging ich zur alten Mutter hinein und zankte sie aus. Frau, sagte ich zu ihr, Ihr treibt das Ding doch zu arg, lafst Euch da von den losen Buben Euer Obst wegessen, ohne nur einmal darum zu schelten; und was mich am meisten ärgert, Ihr lauft sogar vom Fenster weg, sobald Ihr merkt, dafs die Kinder kommen, damit sie ja recht ungestört im Garten hausen können. Denkt Ihr denn gar nicht daran, dafs der Winter kommt, und dafs Ihr Euer bischen Obst gar wohl zusammennehmen müsset, wenn Ihr dann wollt zu leben haben? Die alte Mutter sagte darauf freundlich zu mir: Lieber Herr Pfarrer, zanke Er nicht. Gehe Er nur einmal mit hinaus in den Garten und sehe Er all das viele Obst an, womit mich unser Herr Gott gesegnet hat. Darauf nahm sie mich bei der Hand und führte mich hinaus in ihr Gärtlein. Mit dem Stecken, den sie in der Hand hatte, zeigte sie hinauf in die oberen Äste, wie die alle reich voll Obst hingen, reicher, als jenes Mal fast in allen Gärten umher. Sieht Er, sagte sie, die armen Kinder von den Nachbarsleuten können doch nicht da oben hinauf, sondern nehmen sich blofs die Äpfel und Birnen, die unten daran hängen. Und die kann ich ihnen ja gern vergönnen, denn die Kinder sind hungrig, und was ich unten hergebe, hängt mir der liebe Gott oben wieder an.« Diese Geschichte von der armen Witwe hat Flattich nicht vergessen; sie hatte offenbar grofsen Eindruck auf ihn gemacht. Konnte er auch ihr Verhalten nicht in allen Stücken billigen, zumal sie die Kinder nicht einmal belehrte, dafs ihre Handlungsweise Diebstahl war, so war sie dem nachdenklichen Manne doch jedenfalls eine Veranlassung zur Selbstprüfung geworden.

Als Flattich seinen eigenen Hausstand gründete, eröffnete sich ihm ein wichtiges Gebiet des Dienens in der Liebe zum Nächsten, der Dienst des christlichen Hausvaters. Für diesen war er geeignet wie selten einer. Dienen wollte er ja und Liebe üben, und zu diesem Geiste sittlich-sozialer Gesinnung suchte er auch die Seinigen zu erziehen. Wie er sich selbst stets in die nötige Selbstzucht nahm, so war auch in der Familie, in dem engeren Kreise der Familienglieder wie in dem weiteren der Pensionäre und der Dienstboten ein Hauptstück seines hausväterlichen Waltens die sittliche Erziehung zur Selbstzucht. Als seine Frau der grofsen Haushaltung überdrüssig werden wollte und ihn bat, nicht mehr so

viele Pensionäre aufzunehmen, antwortete er ihr: ein Haus sei viel leichter niedergerissen als aufgebaut; es sei zudem sehr fraglich, ob eine kleine Haushaltung besser für sie sei. Daher solle sie zunächst eine Probe machen; sie solle 6 Wochen in die obere Stube gehen und sich gar nicht weiter um die Haushaltung bekümmern, sie solle nur sticken, nähen und Bücher lesen. 14 Tage lang tat sie, wie er ihr geraten hatte. Dann konnte sie es nicht mehr aushalten; sie gestand ihm, die Einsamkeit tauge für sie gar nichts, sie habe in dieser Zeit keine Liebe, keine Geduld und Sanftmut üben können; lieber wolle sie wieder in ihre Haushaltung hinein; dort habe sie auch Gelegenheit, etwas zu lernen. — Was Selbstzucht üben und dem Nächsten dienen sei, hat er bei folgender Gelegenheit seiner Frau in feiner Weise gezeigt. Kam eines Tages ein Handwerksbursche ganz ermüdet zu ihm und bat um einen Zehrpfennig. So freundlich, wie der Pfarrer Flattich, ist ihm noch keiner entgegengekommen. Das ist offenbar ein guter Mann, meint er, dem kann er schon einmal erzählen, wie bitter es ihm jetzt geht: er ist auf der Wanderschaft bis an den Rhein gekommen, und nun muſs er wieder nach Hause zu seiner Mutter bis zwei Stunden hinter Ellwangen. Zwar hat er sich schon mehrere Male die Füſse wund gelaufen, doch sie sind immer wieder heil geworden; aber seine Strümpfe wollen gar nicht mehr halten und nicht heilen. Er würde mit den Fetzen an seinen wunden Füſsen wohl unterwegs liegen bleiben müssen. Wenn es nur seine gute Mutter wüſste; die hätte für ihn gewiſs noch gute Strümpfe, denn er stamme von ordentlichen Eltern ab. Da kann sich der Pfarrer nicht mehr halten, er holt ihm sein bestes Paar Strümpfe. Kurze Zeit darauf bemerkt die Hausfrau, daſs das neue Paar Strümpfe fehlt. Daher fragt sie ihren Mann: »Hast du denn das neue Paar Strümpfe aus der Schublade genommen?« »Ja«, meinte Flattich, »ich habe es neulich einem armen Handwerksburschen gegeben.« Die Frau: »Aber, lieber Mann, warum hast du ihm denn gerade deine guten Strümpfe und nicht ein Paar schlechte gegeben?« »Meine liebe Frau«, entgegnete Flattich, »schlechte hatte der arme Bursche selber.«

Die ganze Führung des Haushaltes wie die häusliche Erziehung hatten bei ihm gewissermaſsen einen sozialen Maſsstab. Gestattet ist im häuslichen Verkehr immer nur dasjenige, was sich aus der Natur der Dinge als notwendig erweist und der Gesamtheit der Mitglieder dient. Alles andere muſs so gehalten sein, daſs es keinem der Haushaltsmitglieder zu einem Anstoſs oder Nachteil für seine derzeitige oder spätere Lebensführung gereicht. Die Familie ist ihm

das Urbild der Gemeinde. In beiden sind alle Glieder dazu da, einander zu dienen und zur Erfüllung des Lebenszwecks behilflich zu sein; keiner darf seinen selbstsüchtigen Neigungen fröhnen oder gar seinen Nächsten dadurch beeinträchtigen. Am schlechtesten fährt man in der Familie mit harten Zwangsmitteln oder mit sonstigen äufserlichen Mafsnahmen des Weltbranches; sie treiben das wichtigste und wirksamste Bildungsmittel der Menschheit, die Liebe, zum Hause hinaus. Nicht der Weltbrauch darf mafsgebend sein, sondern das Wort Gottes und die Natur. Treue um Treue, Liebe um Liebe, das sind die Grundpfeiler für das Familienleben, für die Familienerziehung. Und wie in der Natur überall ungekünstelte Einfachheit anzutreffen ist, also mufs auch im Leben der Familie alles gekünstelte, üppige und luxuriöse Wesen und Treiben verbannt sein. Seinen Kindern war Flattich der beste Vater, der sie mit betendem Herzen aufzog in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Besonders hielt er es für wichtig, ihnen nichts durchgehen zu lassen, wenn sie sich ihren Mitmenschen gegenüber strafbar gemacht hatten. Das Lügen der Kinder nennt er ein gemeines Laster, welches man sehr bekämpfen mufs. Vor allem mufs man aber auch verhütend verfahren und den Kindern nicht zum Lügen Anlafs geben. Er war sehr gewissenhaft darin. In seinem grofsen Haushalte kam es natürlich oft genug vor, dafs etwas zerbrochen wurde. Da er nun wufste, dafs in solchen Fällen niemand etwas gesehen oder getan haben will, hatte er einen Winkel im Pfarrhause für die zerbrochenen Sachen bestimmt. Wurde nun etwas zerbrochen, so sagte er kurz: »Tragt's in den Niemands-Biegel (Winkel). Dem Lehrer des Ortes sagte er öfter: »Übersehe Er ja meinen Kindern nichts und züchtige sie, wie die andere Kinder!« Seine jüngste Tochter spielte oft mit dem Mädchen einer Nachbarin, einer armen braven Witwe. Diese verbot den Mädchen, in dem Grasgarten herumzuspringen. Da sie dem Verbote nicht folgten, gab sie jedem ein paar Ohrfeigen. Das nahm die Pfarrerstochter der armen Frau gewaltig übel. Sie wollte es ihrem Vater sagen. Weinend klagte sie ihm den Vorfall. Aber dieser ermahnte sie nun: »Geh, lafs Dir einen Laib Brot geben und bringe ihn der Nachbarin und bedanke dich, dafs sie es so gemacht hat. Sag ihr auch, ich wolle selber noch kommen und mich bei ihr bedanken, dafs sie mir in meiner Abwesenheit meine Kinder ziehen helfe.« Wenn alle Eltern so verständig sein wollten, würde nicht nur ihnen und den Lehrern mancher Verdrufs und Kummer erspart bleiben, sondern später auch den herangewachsenen Kindern. Auch dem Waldschützen hatte er den Auftrag

gegeben, seinen Kindern und Zöglingen nichts durchgehen zu lassen, sondern sie zu züchtigen. Mit Bezug auf diesen Auftrag erzählt er: »Vor einigen Jahren kam ein Oberamtmann, dor mein Kostgänger gewesen und von dem Waldschützen geschlagen war, zu mir und bedankte sich bei mir, weil er sich von da an gefürchtet habe, den einfachen Leuten etwas Leids zu tun, was ihm in seinem Amte schon wohl bekommen sei, dafs er die einfachen und gewöhnlichen Leute auch achten gelernt.« Sehr interessant ist es zu sehen, wie geschickt Flattich seine Zöglinge bei Verstöfsen gegen die Familienangehörigen bezw. gegen die Hausordnung behandelte. In seiner Pensionsanstalt befanden sich zumeist eine Anzahl adeliger junger Leute, die zum Militär übergehen wollten. Natürlich spielten sie gern Soldaten. Öfter brauchten sie die Betteppiche und Leinentücher zur Errichtung von Zelten, obwohl die Hausfrau es ihnen untersagt hatte. Als nun eines Abends ein schweres Gewitter heranzog, kam sie in grofse Besorgnis um ihre schöne Wäsche und klagte ihrem Manne ihre Not. Dieser: »Do han i do jetzund, ich will sie aber mal gründlich von ihrer Unart kurieren.« Zunächst liefs er sich nichts merken. Als es aber zu regnen begann und die Zöglinge eiligst ihre Zelte abbrechen wollten, erhob Flattich vom Fenster aus seine markige Stimme: »Do han i do jetzund! Was? Ihr wollt Soldaten sein und eure Zelte verlassen, wenn's regnet? Dazu hat sie ja gerade der Soldat! Wenn Ihr nicht im Regen in Euren Zelten bleibt, werdet Ihr Euer Lebtag keine guten Soldaten werden.« Wider ihren Willen mufsten sie, während es regnete, unter den Leinentüchern bleiben. Erst als es stärker zu regnen anfing, liefs er sie in das Haus zurückkehren. Da die Überzüge und Teppiche ganz durchnäfst waren, mufsten sie ohne dieselben schlafen und wurden noch dazu von ihren Kameraden ausgelacht. — Eine andere Lektion gab er den Zöglingen, die durch Kartenspielen gegen seinen Wunsch handelten. Er überraschte sie dabei und setzte sich flugs zu ihnen. Mit den Worten: »Heraus damit! Was ist Trumph? Ihr habt Karten gespielt,« fing or an zu spielen. Unaufhörlich spielt er fort. Ob die Nacht hereinbricht, er läfst nicht ab; ob die Knaben schläfrig werden, er ermuntert sie zum Spiel; sie müssen bis spät in die Nacht hinein spielen, sie wollen oder wollen nicht. Das Schamgefühl, die Angst des bösen Gewissens, die Schläfrigkeit und Mattigkeit machen sie vollends mürbe, sie sind des Spielens schliefslich gänzlich satt und überdrüssig. Ach, wenn sie doch nur erst aufhören und zu Bett gehen könnten! Endlich waren die harten Sünderherzen völlig weich geworden. Nun konnten die ernsten Ermahnungen des Hausvaters

einen um so stärkeren Eindruck ausüben. Es wird uns versichert, dafs diese Knaben niemals wieder eine Karte angerührt haben. Der alte Lehrer Sommer von Murrhardt hat erzählt, dafs Flattich mit Spielern immer so zu verfahren pflegte. So löste Flattich auch in seiner Haushaltung sozusagen ein gut Stückchen sozialer Frage an seinem Teile, eine Lösung, die für alle, welche in ähnlicher Lage sind, sehr beherzigenswert ist. Derartige Dinge sind scheinbar unbedeutend, aber sie bilden die inneren sittlichen Fundamente für eine wirkliche gründliche Lösnng der sozialen Frage, denn sie berühren den eigentlichen Kern derselben, die Notwendigkeit einer inneren sittlichen Erstarkung der Menschennatur im Sinne und Geiste des Christentums, ohne welche alle äufseren Mafsnahmen nur Flickwerk bleiben, das auf die Dauer doch nicht zu halten vermag. Sittliche Wandlung, Änderung des inneren Sinnes läfst sich aber mit Erfolg nicht durch äufsere Gesetzesmafsregeln bewirken. Die wirksamen Hebel sind hier aufser der Kirche das Haus, die Schule und die menschliche Gesellschaft in ihrer Geselligkeit, welche durch Belehrung, Gewöhnung und Vorbild zu wirken vermögen. Hierher gehört auch noch ein anderes sehr wichtiges Stückchen sozialer Frage: die Behandlung der Dienstboten und deren Stellung in der Familie. Flattich hat in seinen »Hausregeln«, die ich in einem Büchlein herausgegeben habe unter dem Titel: »Die rechte Lebenskunst« (Dresden, 1900), diesen Punkt ziemlich ausführlich behandelt. Jedenfalls müssen die einschlägigen Verhältnisse, welche mafslose Selbstsucht und eine Veräufserlichung und Verflachung der Herzensgesinnung geschaffen haben, gebessert werden, wenn wir nicht noch schlimmeren Zuständen entgegen gehen wollen. Die Hausfrauen in ihrer Vereinzelung können das grofse Leid nicht beseitigen, die Familie und die Gesellschaft müssen mit ihrer Hülfe einsetzen. Der ganze Geist gar vieler Familien mufs ein anderer werden. Der Geist der Auflösung, Zersetzung und Vereinzelung, der auch sie infolge der verkehrten Geselligkeitsverhältnisse angefressen hat, mufs dem rechten Familiengeiste, der alle Glieder zur christlichen Familiengemeinschaft in gegenseitiger Liebe und Treue verbindenden Zusammengehörigkeit weichen. Statt des individualisierenden und isolierenden Geistes der Selbstsucht mufs wieder der echte soziale Geist der Christenliebe in der Familie und in der Familienerziehung herrschen, ein Geist der Verinnerlichung unseres Lebens und Strebens, der nicht das Seine sucht, sondern die Wohlfahrt des andern und des Ganzen. In geradezu väterlicher Weise nahm sich Flattich auch der in seinem Hause Dienenden

an. Er hatte erfahren, dafs eine seiner Mägde sich an seinem Weine vergriffen hatte. Daher liefs er sie kommen und hielt ihr ihre Sünde vor. Mancher wäre in seinem Zorne wohl sofort bereit gewesen, das Mädchen fortzujagen. Aber Flattich sagte zu ihr: »Ich kann dich nicht fortschicken, denn wohin du kommst, wird man dich wieder entlassen. Ich mufs dich aber solange behalten, bis du das Stehlen und Trinken verlernt hast.«

Die öffentliche Wirksamkeit Flattichs als eines Seelsorgers und Erziehers seiner Gemeinde war von demselben Geiste getragen, welcher ihn daheim in der Familie leitete. Die Richtschnur für sein Handeln gaben ihm zwei untrügliche Faktoren: das Wort Gottes und die Natur. Dagegen erscheint ihm der Weltbrauch, wie er unter den Menschen anzutreffen, als ein vielfach ganz entarteter und verkehrter. Der Brauch der Welt macht oft aus sauer süfs und aus schlecht gut und umgekehrt. Aber alles Anstürmen gegen die untrüglichen Normen des Wortes Gottes, alles Abweichen von der Weise der Natur und alles Verkehren derselben zur Unnatur schlägt nur zum Verderben der menschlichen Gemeinschaft aus. Daher die vielen Klagen und Tränen auf dieser Welt! Durch den Brauch der Welt werden die Menschen wohl verschlagener und arglistiger, aber nicht klüger und weiser. Und was können schliefslich schwache menschliche Gesetze gegen die Flut des menschlichen Verderbens ausrichten? Die Furcht ist zu allen Zeiten ein schlechter Lehrmeister gewesen. Soviel steht für Flattich unerschütterlich fest: das Fortschrittsprinzip der Menschheit ist nicht die Furcht, sondern die **Liebe**. Können wir uns nun heute nach 100 Jahren erheben und den gewiegten Praktiker meistern, eines Besseren belehren? Als Antwort möge dienen der Ausspruch eines der bedeutendsten Ethiker unserer Zeit, der Tiefe der Erkenntnis mit Menschenkenntnis und Weltkenntnis einigt: Er redet von der überall anzutreffenden Unzufriedenheit in unserer Zeit und urteilt über den Wert unserer Kultur also: »Dafs in ihr und an ihr vieles faul und verfault, vieles korrupt und korrumpiert, hohl und nichtig, sittlich wertlos und verwerflich sei, das ist unter uns allen nur noch ein offenes Geheimnis, über die Schadhaftigkeit dieses »Wunderbaues« sind wir alle einig; in Frage steht (auch hier) nur Quantum und Mafs.« Und er meint schliefslich doch auch, dafs das »Ihr habt gehört, was zu den Alten gesagt ist; ich aber sage euch« der »Ton ist, in dem der Geist des Fortschritts zu der Menschheit redet.«

Inzwischen ist unsere Zeit auch eine recht rede- und schreibselige geworden, so dafs wir an grofsen und hochtrabenden Worten

nicht Mangel leiden. Es droht, seitdem wir auch in unseren Schulen die französische Sprache und damit das Franzosentum eingehender studieren, auch immer mehr die Macht der Phrase bei uns zur Geltung zu kommen. Da kann uns denn Flattich die Mahnung geben: Handeln, nicht reden! Er kann uns praktisch die Durchführbarkeit dessen zeigen, was der Wohlfahrt des Menschengeschlechtes not tut. Not tut vor allem für die Menschen als Glieder einer Gemeinschaft wiederum die Erziehung zur Selbstzucht. Aber daran fehlt es für die Gemeinschaft nur allzusehr. Seinen Willen brechen, meint Flattich, und nicht nach der Lust handeln, also sich verleugnen, sich selbst überwinden im Dienste anderer, sind schwere Dinge, in die will man nicht gern hinein. Darum suchte er den Schwachen am Geiste der rechten Erkenntnis zu helfen, so gut er nur immer konnte. Zu den schwierigsten sozialen Problemen gehört ohne Zweifel die Lösung der Alkoholfrage. Flattich suchte dieselbe an seinem Teile zu lösen. Einst hatte er in seiner Gemeinde einen sogenannten Säufer von Profession, welchem er wegen seiner Leidenschaft ins Gewissen redete. Aber dieser wufste, dafs in seiner Gemeinde noch ein Gewohnheitssünder sei; er erwiderte dem Seelsorger: »Er kann ja selber das Tabakschnupfen nicht bleiben lassen!« Statt nun nach der Weltweise solche Widerrede übelzunehmen oder gar als Beleidigung aufzufassen, erwidorte Flattich: »Gut! Ich will vom Schnupfen lassen, lasset Ihr von der Trunkenheit!« — Recht hart ging's einigen Frauen in seiner Gemeinde, deren Männer dem Wirtshausleben huldigten. Flattich kannte die Frauen offenbar gut; jedenfalls fafsten sie die Sache verkehrt an, denn sio gehörton nicht zu denen, die zu schweigen oder ihre Zunge zu mäfsigen wissen, sondern sie richteten durch zänkisches Dreinreden nur noch gröfseres Unheil an. Als nun die eine der Frauen zu ihm kam, um ihren Mann zu verklagen, dafs er sie oft, wenn er angetrunken nach Hause komme, schlage, sagte or: »Ich weifs Ihr ein gutes Mittel. Geh Sie nur an den Bach und lese sich einen Kieselstein aus. Ganz glatt mufs er sein und gerade so grofs, dafs Ihr ihn unter die Zunge legen könnt, ohne dafs man es merkt. Wenn dann Ihr Mann wieder betrunken nach Hause kommt, lege Sie nur das Kieselsteinchen unter die Zunge und nehme sich recht in acht, dafs er hübsch auf seinem Platze liegen bleibt. Geb Sie nur acht, das hilft.« Dem Weibe kam das etwas sonderbar vor, sie konnte die Sache nicht begreifen und meinte sicher, es stecke ein Geheimnis, so eine Art Zauber dahinter. Kurz und gut, sie macht es ganz gewissenhaft genau so, wie es der Herr Pfarrer ihr gesagt hat. Sie kann die Zeit gar nicht abwarten;

daher probiert sie das Mittel gleich am nächsten Abend. Richtig, es hilft, sie kommt ungeprügelt ins Bett. Am zweiten Tage geht es wieder so, am dritten Tage auch. Der Mann seinerseits wundert sich ob des neuen Ehefriedens nicht wenig und erzählt dieses Wunder am vierten Abend im Wirtshause seinen Genossen. »Da wollen wir doch mal sehen«, sagte einer der Kumpane, »wie weit ihre Geduld reicht. Wir wollen heute zusammen in dein Haus kommen und trinken!« Der Ehemann geht darauf ein, befiehlt seiner Frau Wein zu bringen und ein Nachtessen herzurichten. Schliefslich wird das wüste Treiben dem armen Weibe doch gar zu arg, es wird ihr angst und bange, und in dieser ihrer Not schiebt sie das glatte Steinchen unter ihre Zunge und folgt nun ohne Widerspruch den Befehlen ihres Mannes. Da geht endlich dem Manne das Herz auf und sein Gewissen fängt an zu schlagen. Er läfst seine Zechgenossen gehen. Scham und Reue lassen ihn schliefslich in die Worte ausbrechen: »O Weib, wie geduldig bist Du?« Er bittet seine Frau um Vergebung, gibt sein wüstes Leben auf und läfst seine Saufbrüder laufen. Von diesem erfreulichen Wandel erzählt nun die Frau dem Herrn Pfarrer. Dieser erklärt ihr dann seine Absicht mit dem Kieselstein. Was hätte bei ihr alles Reden geholfen? Sie hätte ja doch den Mund nimmer gehalten. Darum habe sie nun der Stein zum Schweigen gebracht. Jetzt aber habe sie die gute Regung im Herzen ihres Mannes erkannt; jetzt sei es an ihr, mit ihrem Manne in christlicher Liebe verträglich zu leben. Welche schöne Ausbeute gewährt doch diese köstliche Erziehungsgeschichte, welche die soziale Tugend der Geduld verherrlicht, für den Erzieher der Jugend! Sie kann nachhaltiger wirken als lange gelehrte Abhandlungen. Ein Geduldiger ist besser, denn ein Starker, und der seines Mutes Herr ist, denn der Städte gewinnet (Spr. 16, 32).

Einen anderen Ehehandel legte er auf folgende Weise bei. Eine Frau verklagte bei ihm ihren Mann. Flattich hörte nicht nur gelassen zu, sondern forderte sie sogar auf, ihm vertrauensvoll alles zu erzählen, was sie gegen ihren Mann auf dem Herzen habe. Jetzt zog sie die »Schleufsen ihrer Rede« vollends auf. In gelassenem Schweigen verharrte der Pfarrer. Endlich fragte er sie: »Wifst Ihr nun nichts mehr? Habt Ihr mir nun alles Böse von Eurem Manne erzählt?« »Ja, Herr Pfarrer, jetzt habe ich alles gesagt.« Flattich: »Do han i do jetzund, hat denn Euer Mann gar nichts Gutes an sich?« »Das will ich gerade nicht sagen, Herr Pfarrer, einiges Gute hat mein Mann doch auch noch.« »Nun will ich Euch den guten Rat geben«, fügte Flattich hinzu, »denket

immer zuerst an das Gute, das Euer Mann noch an sich hat, dann werdet Ihr sein Böses eher ertragen und ihn durch sanftmütige Bestrafung nach und nach davon heilen können.« — In der Tat ein sehr probates Mittel für viele derartige Fälle, das von tiefer psychologischer Erkenntnis zeugt. Wenn wir bei unseren Widersachern nur einen Zug finden können, den wir achten müssen, so wird unserem Zorn- und Rachegefühl schon durch den Gedanken daran ein bedeutender Stofs versetzt und die Möglichkeit friedlichen Ausgleiches wird uns erheblich näher gerückt. Wie viele Händel zwischen Nachbaren liefsen sich auf diese Weise gänzlich beseitigen oder gar vermeiden, wenn die Leute wirklich klug wären. Durch die Anrufung des weltlichen Gesetzes werden sie zumeist doch nicht aus der Welt geschafft, sondern nur unterdrückt, so dafs sie sich oft auf andere Weise Luft zu verschaffen suchen und den Beteiligten auf schreckliche Weise das Leben verbittern. Die Anrufung äufserlicher Gesetzeshilfe ist nur zu oft nicht der Weg zum wirklichen Heile. Sie ist und bleibt immer nur ein Notbehelf. Zu unserem wirklichen Heile dient in allen Lebenslagen immer nur das Festhalten an der untrüglichen Wahrheit des Wortes Gottes. Und gegen diese vermag alle Täuscherei der Menschen nichts auszurichten; auch die sogenannten voraussetzungslose Wissenschaft kann mit nichten dagegen ins Feld geführt werden, wie die Widersacher einer idealistischen Weltanschauung es möchten. Der Idealismus ist als Ausfluss der »gottgedachten Idee des Menschen« in aller Mafse normativ und daher auch stets das umgestaltende und fortschrittbildende Ferment in der Entwicklung der Kulturmenschheit gewesen. Mit Recht sagt ein hervorragender Denker (Univ.-Prof. Dr. O. Willmann, zweifellos der bedeutendste katholische Pädagoge unserer Zeit): »Nur die ideale Ansicht ist dem sozialen Probleme gewachsen, und sie ist mit nichten eine verstiegene und träumerische. Das Zarterscheinende ist hier das Starke. Das Ideale mag uns zeitweise wie ein luftiges Gewebe erscheinen, aber es hat die Festigkeit eines Ankertaues; ist es doch wirklich das Tau, welches das Schifflein des menschlichen Lebens an seinen Anker bindet.« Mangel an Idealismus, idealem Sinn ist es, dafs man heutzutage von so vielen Seiten den Ruf nach Staatshilfe erschallen läfst, und von dieser alles Heil erwartet, während sie doch nur ein Notbehelf sein kann, dafs man gar zu sehr die Gerichte und sonstigen Behörden mit Klagen und Anzeigen gegen die Mitmenschen überläuft. Der tiefdenkende und praktische Flattich, der nur in gründlicher Heilung der sozialen Schäden die Rettung erblickt

und die gefährliche Natur der Rückfälle konnt, hält es für viel geratener, in die Schule des grofsen sozialen Wohltäters zu gehen und auf Weckung des Goistes der Selbsthilfe im weitesten Sinne bedacht zu sein. Gottes Gesetz geht über alle menschlichen Gesetze, sagt er. Gottes Gesetz aber ist die Billigkeit, Liebe und Barmherzigkeit. Das ist das anvertraute Pfund, mit dem wir hier auf Erden zu wuchern haben. So oft man also etwas durch Vergleich ausmachen kann, soll man sich der Strafe enthalten. Man mufs der Obrigkeit untertan sein, die Gewalt über uns hat, es sei denn, dafs sie wider Gottes Gesetz geht. Die Obrigkeit mufs unter Beobachtung des Gesetzes Gottes uns schützen. Aber es ist geraten, sich solange als möglich an Gottes untrügliches Gesetz zu halten, durch die richtige Betrachtung desselben sich zu ertüchtigen, um sich in allerlei Not leiblicher wie ideeller Art nachhaltige Hilfe selbst verschaffen zu können. Die Gründe, weshalb solche durchgreifende bis an den Kernpunkt der Wohlfahrtsfrage dringende Hilfe jeder äufseren weltlichen Hilfe vorzuziehen ist, sind zu einem nicht geringen Teile in der mangelhaften Natur der letzteren begründet. Der Träger des obrigkeitlichen Amtes ist ein Mensch und menschlicher Schwachheit unterworfen. Trotz alles Untersuchens kann er irren, und, wie es auch die heilige Schrift rügt, der Träger des obrigkeitlichen Amtes kann böse handeln. Wenn aber der Träger des obrigkeitlichen Amtes Böses tut, so wird nicht leicht oder gleich ein Urteil über ihn gefällt. »Weil ihm nun das Böse so lange hingeht, so wird er desto frecher, Böses zu tun, und achtet Gott und sein Wort gering. Und auch geringere Leute werden dadurch irre an Gottes Wort und lernen dasselbe gering achten.« Das Urteil des Inhabers der obrigkeitlichen Gewalt ist ferner sehr den jeweiligen Anschauungen der Zeitrichtung unterworfen. Flattich hatte offenbar aus seiner Zeit nicht sehr gute Erfahrungen zu verzeichnen, wie u. a. der folgende Ausspruch beweist. Den alten Flattich, welcher wegen seiner vorzüglichen Lebens- und Amtsführung in weiten Kreisen bekannt geworden war, besuchte einst ein junger Verwaltungsbeamter, der damalige Stadtschreibereisubstitut Hoffmann, der nachmalige berühmte Gründer der Gemeinden Kornthal und Wilhelmsdorf und Vater zweier berühmter Söhne, des Berliner Oberhofpredigers Hoffmann und des Begründers der deutschen Tempelgemeinden in Palästina Christoph Hoffmann. Letzterer berichtet, dafs der Amtssubstitut Hoffmann in seiner Jugend in der Gesellschaft von lustigen Beamten ein ziemlich lockeres Leben geführt habe. Als er Flattich sagte, dafs er ein Amtssubstitut sei, meinte dieser: »Sie

dauern mich, Sie gehören zur Obrigkeit. Die hat's mit den bösen Leuten zu tun. Wer aber so viel mit bösen Leuten zu tun hat, wird am Ende selber bös.« Für unsere Zeit sei erinnert an das Wort unseres grofsen Staatsmannes v. Bismarck: »Die alten Regierungsbeamten hinterliefsen den Eindruck, dafs sie ehrlich und gewissenhaft bemüht waren, gerecht zu sein. Dasselbe läfst sich von den Organen der heutigen Selbstverwaltung in Landstrichen, wo die Parteien einander schärfer gegenüber stehen, nicht in allen Stufen voraussetzen; das Wohlwohlen für politische Freunde, die Stimmung bezüglich des Gegners werden leicht ein Hindernis unparteiischer Handhabung der Einrichtungen.« Wie schwankend und reich an Abgründen unser heutiger Kulturboden ist, mögen die, welche vermeinen, ohne Besorgnis auf demselben wandeln zu können, aus der Kritik eines unserer scharfsinnigsten deutschen Gelehrten ersehen: »Kein Unbefangener kann sein Auge der Wahrnehmung verschliefsen, dafs die Verhältnisse des Besitzes und des Arbeitsverkehrs, wie sie die moderne Kultur geschaffen, im höchsten Mafse dazu angetan sind, den Motiven des Unsittlichen eine wachsende Macht und Ausdehnung zu geben. Der Zustand der heutigen Gesellschaft tendiert zur Erzeugung zweier Gesellschaftsklassen, welche die Lebensbedingungen der Immoralität nach ihren entgegengesetzten Seiten in sich vereinigen: einer besitzenden und berufslosen, deren Lebenszweck im Genufs besteht, und einer besitz- und beruflosen, die sich im Streben nach versagtem Genufs erschöpft. Was sollen Reformen der Erziehung, so lange diese sozialen Schäden fortdauern? Nur eine neue Rechtsordnung, welche die Gesellschaft selbst reformiert, kann hier allmählich Wandel schaffen. Die Überzeugung, dafs sie kommen mufs, darf sich aber nicht zum wenigsten auf die Tatsache stützen, dafs unser heutiger Gesellschaftszustand das Erzeugnis zweier Faktoren ist, die einander nicht entsprechen, einer Rechtsanschauung, die in jetzt zum Teil überlebten sozialen Verhältnissen ihre Quelle hat, und eine Menge neuer Kulturelemente, die den alten Begriffen nur gewaltsam unterzuordnen sind« (W. Wundt, Ethik. 2. Aufl. 1892. S. 528). Von unserem Standpunkte aus meinen wir, es kommt immer mehr auf den inneren Gerichtshof an, wie Kant ihn genannt hat, als auf die äufseren staatlichen Ordnungen, und unser Menschenkenner Flattich hält von der reformatorischen Kraft der »Hilfsnormen«, welche mehr die äufseren Bedingungen des sittlichen Lebens zu regulieren bestimmt sind, nicht so sehr viel. Nicht so sehr gesetzgeberische Mafsnahmen als vielmehr sittliche Persönlichkeiten! Das ist die Forderung des Menschenfreundes. Denn die Menschen bleiben,

auch wenn sie konfirmiert sind oder ein Staatsexamen bestanden haben, immer noch in einer öffentlichen Schule, und auch in dieser bedarf es immer noch der Vorbildlichkeit der Erzieher und Lehrmeister viel mehr, als der Schärfe der zwangsvollstreckenden Zuchtmeister. Ein Fichte, ein Schleiermacher, ein Bentham, ein Mill hielten die ethische Ausbildung der eigenen Persönlichkeit gerade deswegen für höchst wichtig, »weil dadurch die für andere und die Allgemeinheit nützlichen Eigenschaften verstärkt werden«. Es existiert ein Gesetz des Einflusses, nach welchem wir denen »ähnlich werden, die wir dauernd verehren«. Darum erweckt das erziehliche Vorbild Leben, Geist, Begeisterung und dadurch wirklichen inneren Fortschritt. Dagegen zielt das Gesetz in erster Linie auf Legalität, und das eigentlich ethische Moment tritt hinter dem utilitarischen zurück. Welche Kraft des Einflusses aber dem rechten Volkserzieher eigen ist, können wir an dem Erziehungsgeiste Flattichs deutlich wahrnehmen. Noch in unseren Tagen, drei Menschenalter nach seiner Blütezeit, finden sich Dankbare, die sein Vorbild im Herzen tragen, in seinem Geiste wandeln und wirken, um laut zu bekennen, was er ihnen auf ihrem Lebenswege gewesen ist und bleiben wird, und dadurch andere zu gewinnen, dafs sie schauen, prüfen, zugreifen und ihres Berufes froh werden. Einen der besten und tüchtigsten unserer Nation, den grundgescheiten und praktischen Friedrich Wilhelm Dörpfeld, dringet es, nachdem er den Flattichschen Erziehungsgeist kennen gelernt hat, es seinen Berufsgenossen und den Freunden der Jugend zu verkünden, was er gefunden hat (Gesammelte Schriften, Band VI, S. 30): »Wir müssen sagen: Wie viele grofse und kleine pädagogische Schriften durch unsere Hände gegangen sind, so ist uns doch noch kein erbaulicheres Wort d. h. ein solches, welches wirklich mehr erbauen, was mehr eine treibende Liebe zum Schuldienst und ein innerliches Wachstum in demselben erzeugen kann, vor die Augen gekommen, als der schlichte Bericht über Flattichs innere Berufung zum Jugendlehramt. Wenn alle Diener in Kirche und Schule solchen Berufes teilhaftig und gewifs wären, was fehlte dann noch?« Dem möge hinzugefügt werden: Wenn alle, die irgend ein Amt in der Gemeinde verwalten, solchen Geistes teilhaftig würden, was fehlte dann noch? Wir brauchten um einen gesunden, gedeihlichen Fortschritt nicht mehr besorgt zu sein. An einer andern Stelle bekennt der treffliche Dörpfeld: »Es drückt uns fast wie eine Sünde, dafs wir nicht schon längst (auf Flattichs Leben und Wirken) aufmerksam gemacht haben.« Er betont, dafs Flattichs Schriften »von Rechtswegen in jedem Schulhause zu finden

sein sollten«, und spricht den Wunsch aus, »dafs die nähere Bekanntschaft mit Flattichs Leben und Wirken den deutschen Lehrerstand dahin bringen möge, wozu Pestalozzis Geburtstagsfeier ihn leider nicht gebracht hat: Zur Besinnung über die höchsten Bildungsziele und die höchsten Bildungskräfte« (Ges. Schriften, Bd. VI, S. 23); diese treffliche Würdigung Flattichs durch den charaktervollen und eminent praktischen Pädagogen Dörpfeld habe ich nachträglich mit grofser Freude kennen gelernt; ich verweise hier zugleich auf eine unter dem Titel: »Vom täglichen Brot für die Jugenderziehung« von mir veröffentlichte Schrift Flattichs (Gütersloh, Bertelsmann, 1903). Dankbaren Herzens gesteht ein trefflicher Schuldirektor in Frankfurt am Main, der durch Herausgabe praktischer Lehrbücher bekannt gewordene C. O. Schäfer (1871): »Schon von Jugend auf hatte dieser würdige Pädagoge meine volle Zuneigung gewonnen und war mir als Vorbild eines wahrhaft christlichen Volkslehrers erschienen. Und wie manchmal hat mir sein Wort und Beispiel später, als ich mich in denselben Beruf geführt sah, belehrend und beratend, warnend und ermunternd vorgeschwebt und zur Seite gestanden; wie manche bedeutungsvollen Winke und nützlichen Fingerzeige für das praktische Amt haben mir seine gediegenen, einfachen und treuherzigen Worte und Schriften gewährt!«

(Fortsetzung folgt)

Das Problem des Buches Hiob

Von

Dr. **Nebel** - Dresden - Briesnitz

(Schlufs)

Damit schliefst die erste Gesprächsreihe. Mit geringen Abweichungen haben die drei Freunde darin gleichmäfsig den Standpunkt der alten Dogmatik vertreten; noch sind sie geneigt, Hiobs persönliche Frömmigkeit anzuerkennen — sein Unglück ist nicht sowohl Strafe als vielmehr Zuchtmittel und als solches vorübergehend —; Hiob selbst kann letztere Möglichkeit angesichts seiner tatsächlichen Lage nicht zugeben, an seiner Unschuld mufs er trotz alledem festhalten; so ist das Problem scharf formuliert; welches wird seine Lösung sein?

Für die zweite Gesprächsreihe, Kap. 15—21, hat sich so bereits

eine bedeutsame Wandlung des Hintergrunds angebahnt. Im ersten Redegange haben die drei Freunde wirklich die gute Absicht, Hiob zu trösten; noch halten sie fest an seiner Frömmigkeit und betrachten daher sein Unglück als pädagogisches Zuchtmittel, das Jahwe nur solange anwenden wird, bis sein Zweck erfüllt ist. Da jedoch Hiob diese Auffassung entschieden abgelehnt hat, so werden sie mehr und mehr in eine gegnerische Stellung ihm gegenüber gedrängt. Bleibt doch nach ihrem fixen Dogma für den Fall, dafs der gezüchtigte Mensch sich Jahwes Mafsregeln nicht willig beugt, nur noch die Möglichkeit übrig, dafs der Betreffende dann eben doch ein versteckter Sünder sein mufs. Wir werden sehen, dafs sie jetzt, wenn auch zunächst noch behutsam, allmählich immer offener mit dieser Unterstellung gegen Hiob herausrücken. Und dem Verhalten der Freunde entsprechend hat, wie bereits angedeutet, auch in Hiob eine Wandlung begonnen. In seinen ersten Reden, solange er noch an den guten Willen seiner Freunde glaubt, hält er Jahwe für seinen Feind, der sich gerade ihn zum Wurfziel erlesen; jetzt, da er merkt, wie er von seinen Freunden schmählich im Stich gelassen wird und wie ihre Theorien der Wahrheit ins Gesicht schlagen, jetzt »tränt sein Auge zu Eloah«, jetzt wird er immer mehr und mehr zu dem gedrängt, der trotz alledem des Unschuldigen Freund sein mufs, auch wenn sein Verfahren zunächst so sonderbar und unbegreiflich erscheint.

Der eigentliche Inhalt der neuen Rede des Eliphas gleicht beim ersten Blicke aufs Haar seinen früheren Darlegungen in Kap. 4 und 5. In fast denselben Worten redet er von der allgemeinen Sündhaftigkeit der Menschen und vom schrecklichen Geschicke der Gottlosen. Wenn er aber im Eingange Hiob die Worte entgegenschleudert: »Denn deine Schuld unterweist deinen Mund« (15,5) und weiterhin:

Ist dir zu gering der Gottestrost,
Das Wort, das sanft mit dir verfuhr?
Was reifst dich fort die Leidenschaft
Und warum rollen deine Augen?
Dein Mund verdammt dich und nicht ich,
Und deine Lippe klagt dich an;
Denn wider Gott kehrst du den Zorn
Und bringst aus deinem Munde Aufruhr (15, 11—13 inkl. V. 6),

so läfst er damit durchblicken, dafs er sich inzwischen ein neues Urteil über Hiob gebildet hat, nach welchem sein Unglück schon nicht mehr blofs als pädagogisches Zuchtmittel erscheinen möchte; ist es doch gewifs kein Zufall, dafs er auf diese direkten Anschuldigungen gegen Hiob diesmal nur noch eine Schilderung des gräfs-

lichen Schicksals der Bösen folgen läfst, während die Kehrseite, die Rückkehr der Gnade Jahwes, in deren Verherrlichung seine erste Rede triumphierend auslief, hier ganz fehlt.

In bitterem Sarkasmus kritisiert Hiob zunächst die billige Art solcher Redensarten, die auf seinen Fall eben gar nicht passen, da er sich aufs entschiedenste dagegen verwahren mufs, dafs er um etwaiger Vergehungen willen solche Strafe verdient habe:

Er bricht mich Bresch' auf Bresche nieder,
Reunt wie ein Kriegsheld wider mich,
Obgleich an meiner Hand kein Frevel
Und meine Rede lauter war. (16, 14. 17.)

Dann aber nimmt er den ersten Anlauf, Gott, den er bisher für seinen Feind gehalten, diesen Gott selbst, der ihm all das Leid geschickt hat und den er nicht verstehen kann, zum Rächer gegenüber seinen Freunden, die ihm seinen guten Namen nehmen wollen, anzurufen. Er tut dies in Ausdrücken, die er dem Brauche der Blutrache entlehnt. Wie das Blut eines unschuldig Erschlagenen nicht von der Erde aufgenommen werden sollte, sondern solange zu Jahwe gen Himmel schrie (vergl. Gen. 4, 10), bis der Mörder durch den Bluträcher zur Strafe gezogen worden war, so soll hier angesichts des Mordes seiner Ehre und des Rufes seiner Frömmigkeit Jahwe selbst nicht ruhen — selbst wenn Hiob jetzt sterben wird —, bis er als Rächer seiner Ehre doch wenigstens seinen guten Namen wieder hergestellt und ihm ein ehrenvolles Andenken gesichert hat:

Erde, nicht verbirg mein Blut!
Nicht finde Ruhe mein Geschrei!
Im Himmel, siehe, ist mein Zeuge,
Mein Eideshelfer in den Höhen.
Ach, lasse finden sich mein Freund!
Es tränt mein Auge zu Eloah.
Recht woll' er schaffen dem Mann bei Gott
Und zwischen dem Menschen und seinem Freunde!
(16, 18—21.)

Die zweite Rede Bildads bewegt sich in derselben Richtung wie die des Eliphas. Nachdem er in kurzen Eingangsworten Hiobs unverbesserlichen Starrsinn getadelt hat, beschränkt auch er sich darauf, das schreckliche Los des Frevlers, der sich vor Jahwe nicht beugt, nach allen Seiten hin in mannigfaltigen Bildern vorzuführen, dabei wird er aber in noch höherem Grade als Eliphas anzüglich gegen Hiob; Wendungen wie

Kurz wird sein Schritt im besten Alter. (18, 7.) —
Schrecknisse ängstigen ihn ringsum
Und scheuchen ihn auf Schritt und Tritt,

Auf ihn ist hungrig das Verderben,
Unheil bereit zu seinem Sturz.
Des Todes Sohn frifst seine Glieder
Und treibt ihn zu des Schreckens König;
Unheilbarkeit bewohnt sein Zelt. (18, 11—15.) —
Er stöfst ihn aus dem Licht ins Dunkel
Und schencht ihn aus der Welt hinweg;
Nicht Schofs noch Sprofs hat er im Volke
Und keinen, der zum Freund entkam. (18, 18. 19.) —

bedürfen keines weiteren Kommentares, um erkennen zu lassen, dafs dem Sprecher Hiob selbst als der zu zeichnende Frevler vorgeschwebt hat.

Auf diesen Höhepunkt der Anklage hin erhebt sich in dem berühmten Kap. 19 auch Hiob auf den Höhepunkt seiner Rede. Er ist sich völlig bewufst, dafs es für ihn jetzt nichts mehr zu verlieren gibt. In ergreifenden Worten beteuert er nochmals den lieblosen, aus der Luft gegriffenen Unterstellungen seiner Freunde gegenüber seine Unschuld, fafst noch einmal in erschütterndem Realismus die furchtbare Wucht seines ganzen Unglücks zusammen und klagt bitter über das erbarmungslose Verhalten seiner Freunde. An diesem Punkte aber, wo die ganze Schwere seines Geschicks mit verdoppelter Gewalt auf seiner Seele lastet — auf Erden hat er nur noch einen elenden Tod in Schmach und Verlassenheit zu erwarten —, da bricht plötzlich auch seine Frömmigkeit leuchtend hervor und erhebt sich siegreich über allen Zweifel an Jahwes Gesinnung, wenn auch scheinbar alles gegen ihn spricht:

Und doch, ich weifs, ein Rächer lebt mir,
Ein Stellvertreter überm Staube,
Ein anderer steht mir auf als Zeuge,
Der richtet dann sein Zeichen auf!
Aufser dem Leibe seh ich Gott,
Den Ich, für Mich ich sehen werde!
Ich selber werd' ihn sehn, kein Fremder —
Es vergehn meine Nieren in meinem Busen!

Auch diese so oft mifsverstandenen Verse bewegen sich im Sprachgebrauche der alten Sitte der Blutrache. Hiob ist felsenfest überzeugt, dafs, wenngleich er jetzt einem unschuldig Erschlagenen gleich von der gräfslichen Seuche dahingerafft werden wird, ohne dafs sich auf Erden jemand seiner erbarmt, dafs dann Jahwe noch nach seinem Tode auf seinem Grabe als Rächer seiner Ehre auftreten und irgendwie seine Unschuld ans Licht bringen wird, so zwar, dafs auch Hiob diesen Augenblick seiner Freisprechung mit Bewufstsein erlebt; schon kann er den Zeitpunkt kaum erwarten, wo sich Jahwe

ihm deutlich als sein Freund offenbaren wird. Wann und wie dies geschieht, danach fragt er nicht weiter; genug, dafs es für ihn jetzt felsenfest steht, dafs es geschieht.[1])

Während aber Hiob im Bewufstsein seines guten Gewissens, im Bewufstsein seines freundschaftlichen Verhältnisses zu Gott jener Stunde mit heifser Sehnsucht entgegenharrt, haben die Freunde — davon ist er ebenso fest überzeugt — alle Ursache, diese Abrechnung zu fürchten; sind sie es doch, die seine Ehre gemordet haben und daher nun der Strafe durch den Bluträcher Jahwe gewärtig sein müssen.

So hat Hiobs Frömmigkeit doch den Sieg davongetragen, er hat sich in gewaltigem inneren Kampfe hindurchgerungen durch alle Zweifel und Skrupel; zwar kennt er den Grund von Jahwes Verfahren immer noch nicht, doch ist dies für ihn jetzt bedeutungslos geworden, da er weifs, dafs Jahwe doch auf seiner Seite steht und ihn nicht fallen lassen wird. Es ist genau dieselbe Stimmung wie in Psalm 73; die berühmten Verse 23—26 passen aufs Haar in die Lage Hiobs und könnten diesem ohne jede Änderung in den Mund gelegt werden:

---

[1]) Zur exegetischen Erläuterung dieses locus classicus nur einige wichtigste Bemerkungen; eine textkritische Besprechung, besonders von V. 26, liegt aufserhalb des Rahmens unserer Aufgabe, dafür sind die Kommentare einzusehen. Das von Luther mit »Erlöser« übersetzte Wort ist der allgemein übliche terminus technicus für den Bluträcher; dafs der Dichter nur an diesen gedacht hat, ist schon aus sprachlichen Gründen ganz zweifellos. Die Übersetzung »Erlöser« ist an sich richtig, sofern der Bluträcher neben der Bestrafung des Mörders zugleich den Zweck hatte, die Ehre des Gemordeten wieder einzulösen. »Ein getöteter Mensch würde, wenn er nicht gerächt wird, dadurch als tötenswert hingestellt, während die Blutrache ihm seine Ehre wiedergibt. In unserem Falle kommt es gerade hierauf an: wenn Hiob stirbt, wird er als todeswürdiger Verbrecher gelten (Jes. 53, 4. 9), die Blutrache hat die Aufgabe, seine Unschuld und Ehre zu retten. Wer ist nun sein nächster Anverwandter und Freund, der verpflichtet ist, für seine Ehre einzutreten? Das kann nur Gott sein; denn dafs alle menschlichen Verwandten und Freunde sich zurückgezogen haben, ist ja soeben V. 13—20 ausgeführt« (Duhm a. a. O. 102). Ebenso hat in V. 26, einer crux interpretum, Luthers Übersetzung zu exegetischen wie dogmatischen Mifsverständnissen Veranlassung gegeben; auch die revidierte Bibel gibt hier den richtigen Wortlaut wenigstens in einer Fufsnote wieder. Welche Rolle das V. 26 erwähnte Zeichen bei der Blutrache gespielt hat, können wir nicht mehr sagen; Duhm vermutet, »dafs der Bluträcher an der Leiche des getöteten Mörders ein Zeichen hinterlassen mufste, ähnlich wie es die Vollstrecker der Vehme taten, um die Tötung von einem gemeinen Mord zu unterscheiden (trägt doch andrerseits ein Kain ein Zeichen an sich, das ihn vor der Blutrache schützt). Ein solches Zeichen ist dann zugleich eine Genugtuung für den Getöteten, geradeso wie jene Felseninschrift V. 24« (a. a. O. 103).

Aber ich bleibe stets bei dir; du hältst mich bei meiner rechten Hand.
Nach deinem Ratschlusse wirst du mich leiten und mich darnach zu Ehren annehmen.
Wen habe ich im Himmel? und aufser dir begehre ich nichts auf Erden.
Wäre gleich mein Fleisch und mein Herz dahingeschwunden — Gott ist immerdar meines Herzens Fels und mein Teil.

Mit Recht bemerkt Duhm, dafs die innere Konsequenz es eigentlich erforderte, dafs der Dichter seinen Helden auf seinem Aschenhaufen hätte sterben lassen, und zwar kurz nach diesem Höhepunkte in Kap. 19, nachdem vielleicht Jahwe vorher noch seine Unschuld ans Licht gebracht hatte. Das wäre ein echt tragischer Abschlufs des Werkes gewesen. Der Held geht zu Grunde, seine Sache aber, die Idee, für die er gekämpft hat, gelangt zum Siege, seine Gegner sind moralisch vernichtet. Um des Ausgangs in dem allbekannten Volksbuche willen hat sich auch unser Verfasser zu der Konzession des vorliegenden Schlusses bequemt; übrigens ist er jedoch in Kap. 19 noch gar nicht am Ende, sondern läfst nach diesem vorläufigen Abschlusse, der Erledigung der persönlichen Seite der Frage, das Streitgespräch nochmals anheben, gibt ihm aber nunmehr eine Wendung ins Allgemeine; von hier an steht nicht mehr Hiobs persönliches Geschick, sondern die gesamte moralische Weltordnung zur Debatte, so zwar, dafs die einmal zur Einkleidung verwendete gegenwärtige Situation Hiobs nicht aufser acht gelassen wird.

Den Übergang bildet die Rede Zophars, die im übrigen nichts Neues bietet, sondern nur in andern Wendungen und Bildern das schon so oft gezeichnete Gemälde vom Unglück des Frevlers ausführt, wodurch sich der Dichter die Möglichkeit schafft, Hiob auch auf dem Gebiete der allgemeinen Weltordnung, unter vorläufiger Absehung von seinem persönlichen Geschick, ein gerechtes Prinzip in der Verteilung von Glück und Unglück vermissen zu lassen.

In Kap. 21 schildert dieser, in schärfstem Gegensatz zu den blofs auf dem Papiere stehenden Theorien der Freunde, die Verhältnisse so, wie er sie vielmehr aus der Erfahrung des Lebens kennt. Nur zu oft hat er es da mit angesehen, wie notorische Frevler ein nach jeder Richtung hin glückliches Leben führen.

Ja, denk' ich dran, bin ich bestürzt,
Erschütterung fafst meinen Leib:
Warum denn dürfen Frevler leben,
Alt werden, gar an Kraft noch wachsen?

Ihr Haus hat Frieden vor dem Schrecken,
Und Gottes Rute trifft es nicht;
Ihr Stier bespringt und nicht umsonst,
Es kalbt die Kuh und wirft nicht fehl.
Ihr Sam' ist wohlbestellt vor ihnen,
Ihre Sprößlinge vor ihren Augen;
Sie lassen wie Schafe die Buben springen,
Und ihre Kinder tanzen froh.
Sie stimmen an bei Pauk' und Zither,
Ergötzen sich beim Klang der Flöte,
Vollenden ihre Tag' im Glück
Und sinken zu Scheol in Ruhe.
Und sagen zu Gott doch: fort von uns,
Wir mögen deinen Weg nicht kennen!
Was ist der Herr, daſs wir ihm dienten,
Was nützt es uns, wenn wir ihn angehn? (21, 6—15.)

So muſs er auch den Ausweg zurückweisen, daſs durch ein plötzliches, jähes Ende mit Schrecken jenen Gottlosen das unverdient genossene Glück vergällt wird.[1]) Ja bis über das Grab hinaus bleiben sie geehrt von ihren Mitmenschen:

Wird solch ein Mensch zum Grab geleitet,
Da hält man noch am Grabmal Wache!
Süſs sind für ihn des Tales Schollen,
Und hinter ihm zieht jedermann. (21, 32 f.)

Daher kann er nur konstatieren, daſs ein gerechtes Prinzip in der Weltordnung und Verteilung von Glück und Unglück nirgends zu entdecken ist.

Der eine stirbt im Wohlsein selbst,
Ganz sorgenfrei, im tiefsten Frieden,
Gefüllt mit Milch sind seine Tröge
Und seiner Knochen Mark getränkt;
Und der da stirbt mit bitterer Seele
Und hat vom Glücke nichts gekostet:
Zusammen legen sie zum Staub sich,
Und Moder deckt sie beide zu. (21, 23—26.)

In der nun folgenden Entgegnung des Eliphas ist es wohl zu spüren, daſs es für den Dichter nicht leicht wird, den Freunden, die ja doch nur die eine fertige Theorie vorzubringen wissen, immer wieder etwas Neues in den Mund zu legen. Dazu hatte ja Hiob offenbar ein Bild nach dem Leben gezeichnet, dessen Wahrheit nicht wohl einfach geleugnet werden konnte. Eliphas ergeht sich daher jetzt in den haltlosesten Anschuldigungen gegen Hiob, um ihm sein Geschick plausibel zu machen, Anschuldigungen, die für den Leser

[1]) Vergl. Ps. 73, 16—20.

freilich zunächst ganz ohne Bedeutung sind, da er ja weifs, dafs Hiob absolut nichts damit zu tun hat, die es aber motivieren, dafs dieser sich zu immer rückhaltloserer Selbstverteidigung seiner Unschuld fortreifsen läfst. Im übrigen wärmt Eliphas immer noch einmal die alte Legende vom jähen Falle der Gottlosen auf und mutet Hiob immer wieder zu, von seiner »Bekehrung in Demut« die Rückkehr seines Glückes zu erhoffen.

Dieser kann in Konsequenz seiner einmal gewonnenen festen Position solchen haltlosen Unterstellungen gegenüber nur immer von neuem auf Jahwe verweisen, dessen Freundschaft er nunmehr ganz sicher ist, wenn auch sein Regiment ihm immer noch ein Rätsel bleibt; nichts wäre ihm jetzt lieber, als vor seinem Richterstuhle sich rechtfertigen zu dürfen.

Auch Bildad kann nur wieder den Satz von der gewaltigen Erhabenheit Jahwes über den Menschen, die Made, über den Sterblichen, den armen Wurm, aufs neue auflegen, ein Satz, den zu leugnen Hiob wahrlich der letzte gewesen wäre.

Ebenso bringt Kap. 27, möge es nun von Hiob oder, wie Duhm sehr wahrscheinlich macht, von Zophar gesprochen zu denken sein, keinen neuen Gedanken. In Hiobs Munde könnte die vorliegende Schilderung vom Unglück des Gottlosen natürlich nur ironisch gemeint sein.

Kap. 28 übergehen wir als späteren Einsatz; zumal vom psychologischen Standpunkt aus ist ein derartiges Kunstpoem über den Wohnsitz der Weisheit, so schön es an sich ist, der gegenwärtigen Situation ganz gewifs nicht entsprechend.

Um so schöner und passender reihen sich besonders im Hinblick auf die schmählichen Beschuldigungen des Eliphas in Kap. 22, die Kap. 29—31 an, die uns in meisterhafter Darstellung zunächst ein rührendes Bild von dem früheren ungetrübten Glücke Hiobs geben, sodann in schroffem Gegensatz dazu sein gegenwärtiges Leiden malen, endlich aber in dem berühmten Kap. 31 eine Selbstverteidigung bringen, die, durch all die vorhergegangenen Kränkungen Hiobs motiviert, nun auch jeden Schein eines selbstgerechten Eigenlobs verloren hat. Ich kann mir nicht versagen, diese höchste alttestamentliche Ethik in nuce im Wortlaut der Übersetzung Duhms folgen zu lassen:

Wenn ich mit der Lüge ging
Und mein Fufs zum Truge eilte —!
Wäg' er mich mit rechter Wage,
Gott mufs einsehn meine Unschuld!

Wenn mein Schritt vom Wege abbog,
Und mein Herz dem Auge nachging —!
Will ich sä'n, ein andrer esse,
Ausgerottet sei mein Nachwuchs!
Wenn mein Herz zum Weib verlockt ward,
Ich an Nachbars Tür gelauert —!
Schandtat wäre das und Abfall,
Eine Schuld fürs Halsgericht!
Wenn ich des Knechtes Recht mifsachtet
Und der Magd, die mit mir stritten —!
Schuf doch ihn im Schofs, der mich schuf
Bildet' uns im Leib doch Einer!
Wenn ich Armen Bitten abschlug,
Liefs der Witwen Augen schmachten,
Afs allein ich meinen Bissen
Und die Waise afs nicht mit —!
Was zu tun, wenn Gott aufstände,
Wenn er nachsäh', was antworten?
Zog er doch mich grofs von Kind auf,
Führte mich von Mutterleib an!
Wenn ich einen nackt verderben,
Ohne Decke sah den Armen,
Mir nicht dankten seine Hüften,
Er von meiner Schur sich wärmte —
Wenn ich mich vergriff an Guten,
Weil im Tor ich Helfer wufste,
Fall' aus dem Gelenk die Schulter,
Brech' aus seinem Rohr der Arm mir!
Wenn ich Gold zum Horte machte,
Feingold mein Vertrauen nannte,
Froh war, dafs mein Reichtum grofs sei,
Meine Hand gar viel erreichte —!
Wenn das Licht ich sah, wie's leuchtet,
Und den Mond in Pracht daherziehn,
Und mein Herz geheim betört ward,
Meine Hand den Mund dann küfste —
Schuld fürs Halsgericht auch das,
Untreu wär' ich Gotte droben,
Gottes Schrecken träfe mich,
Führ' er auf, ich müfst' erliegen.
Wenn ich Hassers Unglück gern sah,
Jauchzte, weil ihn Böses traf —!
Sündigen liefs ich nicht den Gaumen,
Seine Seel' im Fluch zu fordern.
Wenn nicht sprach der Zeltgenosse:
Jedem gibt er Fleisch genug —!
Draufsen nächtigte kein Fremder,
Wandrern öffnet' ich die Tür.
Wenn um mich mein Acker klagte,
Sämtlich seine Furchen weinten —

Dornen sollen statt des Weizens,
Statt der Gerste Unkraut sprossen!
Wenn ich Schuld verdeckt vor Menschen,
Weil die grofse Meng' ich scheute,
Mich des Clans Verachtung schreckte,
Und ich schwieg, nicht vor die Tür ging —!
Hätt' ich einen, der mich hörte!
Hier mein Kreuz! antworte Gott mir!
[Könnt' ich haben doch die Rolle]
Und die Schrift, verfafst vom Gegner!
Auf die Schulter höb' ich sie,
Legte sie mir um als Krone,
Wollt' all meine Schritte nennen,
Ihn empfangen wie ein Fürst.

Das Kapitel bildet zugleich den Abschlufs der Reden Hiobs. Wir sehen, wie er im zweiten Teile des Wechselgesprächs, dank der unerschütterlich festen Sellung, die er sich in heifsem innern Ringen erkämpft hat, mit vollkommener Ruhe des Herzens zwar das Rätselhafte und ihm absolut Unverständliche der Weltregierung Jahwes der einmal erkannten Wahrheit entsprechend furchtlos konstatiert, dabei aber jeden bittern Gedanken gegen Gott siegreich fernhält. Infolge dieser Anordnung hat es sich der Dichter zwar, wie wir bereits gesehen haben, versagt, unmittelbar auf den Höhepunkt in Kap. 19 in rascher Umkehr den Abschlufs folgen zu lassen, er hat aber eben dadurch erreicht, dafs das ganze Problem von Hiob jetzt in völliger Ruhe, ungetrübt durch die im Innern tobenden Leidenschaften, betrachtet und behandelt werden kann.

Kap. 32—37 übergehen wir vorläufig; es folgt nunmehr das persönliche Eingreifen Jahwes in den Streit.

In gewaltigen Zügen führt Jahwe einige Ausschnitte aus seiner Schöpfung und Regierung des Weltalls vor Hiobs Augen vorüber. Zunächst aus der Schöpfung. Der mafsgebende Gesichtspunkt dabei ist offenbar, dafs Hiobs Aufmerksamkeit auf die riesigen Dimensionen, die hier in Betracht kommen, gelenkt werden soll sowie gleichzeitig — und das ist die eigentliche Hauptsache — auf die ebenmäfsige Ordnung, die trotz dieser immensen Gröfsenverhältnisse im Ganzen des Weltalls zu finden ist, in dem sich kunstvoll und weise eins ins andere fügt, eins dem andern Platz machen mufs, wenn seine Zeit abgelaufen ist. Meer und Land, Licht und Finsternis, Regen und Schnee, all dies hat Jahwe in die rechte Ordnung, in einen regelmäfsigen Wechsel gebracht, und nicht nur auf Erden, sondern vor allen Dingen auch im weiten Himmelsraume hat er den Gestirnen ihre Bahn vorgezeichnet, sendet er die Blitze und führt

zur rechten Zeit Wolken und Winde herauf. Was soll sich Hiob aus alledem entnehmen? Er soll daraus lernen, dafs Jahwe wohl ein Gott der Ordnung und sein Verfahren kein prinziploses ist, dafs aber der Mensch nicht im stande ist, ihm dabei nachzurechnen; für ihn, der immer nur einen ganz beschränkten Teil des Geschehens sehen und fassen kann, mufs die letzte Absicht Gottes ewig ein Rätsel bleiben. In den folgenden Ausführungen tritt noch ein weiterer Gesichtspunkt hinzu. Bereits 38, 26 war darauf hingedeutet, dafs Jahwe bei seinem Weltregiment durchaus nicht etwa nur für den Menschen zu sorgen hat; untersteht doch vielmehr alle Kreatur seiner Fürsorge:

Zu regnen auf menschenleeres Land,
Die Trift, in der kein Sterblicher weilt,
Zu sättigen Wüste und Wüstenei
Und durstig Land frisch sprossen zu lassen. — (38, 26 f.)

Dieser Gedanke wird von 38, 39 an weiter ausgeführt. Selbst für die wilden Tiere, die Feinde des Menschen, hat Gott zu sorgen. Dem Löwen erjagt er seine Beute, das Kreifsen der Hindin überwacht er. Hat er auf der einen Seite den Tieren Eigenschaften verliehen, aus denen der Mensch seinen Nutzen zieht, so hat doch derselbe Gott auch den wilden Tieren ihre Natur gegeben und mufs sie ihrer Eigenart nach versorgen, auch wenn der Mensch davon nicht den mindesten Nutzen hat; mit einem Worte, der Mensch soll sich doch nicht einbilden, dafs er der einzig wertvolle Mittelpunkt des Weltalls und damit der Fürsorge Jahwes sei und dafs sich um ihn alles drehen müsse. Er soll vielmehr erkennen, dafs er im grofsen Getriebe des Weltalls nur einen ganz, ganz kleinen Teil darstellt und dafs er daher nicht verlangen darf, dafs alles Geschehen nach seinem persönlichen Bedürfen sich richten soll. Das sind kühne Gedanken im Munde eines Gliedes des Volkes Israel, das doch vielmehr glaubte, es sei in der Tat als auserwähltes Volk der Mittelpunkt der Welt, alle andern Völker aber, geschweige denn die unvernünftige Kreatur, seien nur dazu bestimmt, als Glücksbeiträger für Jahwes Schofskinder zu fungieren, — Gedanken, die daher auch ziemlich vereinzelt dastehen im Alten Testament. Psalm 104, 10—18 und besonders V. 20—21 vergl. V. 26 ist noch am ehesten zu vergleichen. Es sind aber auch, nur in derselben Richtung etwas weiter ausgeführt und in unsere Sprache übersetzt, fast moderne Gedanken, die da sagen, dafs der Mensch mit seinem Wohl und Wehe als Glied des Weltalls eben auch den allgemeinen Gesetzen des Weltalls unterliegt, und die Naturgesetze fragen bekanntlich nicht, ob ihre Wirkungen dem Gerechtigkeits-

gefühle der Menschen entsprechen. Es sind Gedanken, die so gar nicht weit entfernt sind von den Erwägungen, wie sie Goethe in den Versen ausdrückt:

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Über Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.
Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg
Und ergreifen
Vorübereilend
Einen um den andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faſst bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, eh'rnen,
Grofsen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Es sind aber endlich auch Gedanken, die sich berühren mit den Aussprüchen Jesu Luc. 13, 1—5: Es waren aber zu derselbigen Zeit etliche dabei, die verkündigten ihm von den Galiläern, welcher Blut Pilatus samt ihrem Opfer vermischet hatte. Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Meinet ihr, dafs diese Galiläer vor allen Galiläern Sünder gewesen sind, dieweil sie das erlitten haben? Ich sage: Nein; sondern, so ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen. Oder meinet ihr, dafs die achtzehn, auf welche der Turm in Siloah fiel, und erschlug sie, seien schuldig gewesen vor allen Menschen, die zu Jerusalem wohnen? Ich sage: Nein; sondern u. s. w.

Eine ganz befriedigende Lösung ist das für Hiob nun zwar auch nicht; denn die Frage: warum mufste das alles gerade über mich hereinbrechen? wird dadurch trotzdem nicht ausgelöscht worden sein in seinem Herzen, aber soviel geht doch für ihn mit Bestimmtheit daraus hervor: da eben Jahwe nach grofsen, allgemeinen Gesichtspunkten seine Weltregierung einrichten mufs, so ist etwaiges Unglück, das den Menschen trifft, nicht von dem engumgrenzten Horizont seines Lebens aus zu beurteilen und daher nicht als Strafe für seine Vergehungen aufzufassen, mithin braucht er auch Jahwe deswegen nicht als seinen Feind anzusehen; mafsgebend für sein Verhältnis zu Gott ist nicht sein persönliches Geschick, sondern sein Gewissen, seine Herzensstellung zu ihm.

So ist das Ergebnis des Buches Hiob zunächst zwar lediglich ein negatives, nämlich der Satz: Unglück und Leiden sind nicht ohne weiteres als Strafe Jahwes oder auch nur als pädagogisches Zuchtmittel aufzufassen, sie können vielmehr ganz andere, wenn auch dem

Menschen unbegreifliche Ursachen haben, jedenfalls können sie auch dort eintreten, wo die Voraussetzungen zu Strafe oder Zucht gar nicht vorhanden sind. Mithin — und das ist eine wichtige Folgerung — darf auch die Frömmigkeit und der sittliche Wert des Menschen nicht nach dem gröfseren oder geringeren Mafse seines Glücks oder Unglücks, überhaupt nicht nach seinen äufseren Lebensschicksalen beurteilt werden. Und doch ist dieses Resultat nicht so unbedeutend wie es oft hingestellt wird. Denn was uns heute als selbstverständlich erscheint,[1]) das war vor mehr als 2000 Jahren ein gewaltiger Fortschritt, ein absolut Neues. Vergegenwärtigen wir uns nur die scharf formulierten Sätze etwa des Propheten Hesekiel: Die Seele, die sich verfehlt, die soll sterben. Ein Sohn soll nicht die Schuld des Vaters mittragen, und ein Vater soll nicht die Schuld des Sohnes mittragen. Die Frömmigkeit des Frommen soll auf ihm ruhen, und die Gottlosigkeit des Gottlosen soll auf ihm ruhen! Wenn sich aber der Gottlose von allen seinen Sünden, die er begangen hat, bekehrt und alle meine Satzungen beobachtet und Recht und Gerechtigkeit übt, so soll er am Leben bleiben und nicht sterben. Alle seine Abtrünnigkeiten, die er begangen hat, sollen ihm nicht angerechnet werden; wegen seiner Frömmigkeit, die er geübt, soll er am Leben bleiben. — — Wenn aber der Fromme von seiner Frömmigkeit abläfst und Frevel verübt gleich allen den Greueln, die der Gottlose verübt hat, so wird aller seiner frommen Taten, die er getan, nicht gedacht werden; infolge seines Abfalls, den er verübt, und seiner Sünde, die er begangen hat, — infolge derer soll er sterben! — — Wenn ein Frommer von seiner Frömmigkeit abläfst und Frevel verübt, so mufs er sterben deswegen; wegen seines Frevels, den er verübt hat, mufs er sterben! — — Und wenn das Haus Israel spricht: das Verfahren des Herrn ist nicht in Ordnung! — sollte wirklich mein Verfahren nicht in Ordnung sein, Haus Israel? Ist's nicht vielmehr euer Verfahren, das nicht in Ordnung ist? Deshalb werde ich einen jeden von euch nach seinem Wandel richten, Haus Israel! ist der Spruch des Herrn Jahwe (Hes. 18, 20 bis 30).

Das sind die Gedanken, die auch die Freunde Hiobs vertreten, weil sie eben Gemeingut der Zeit sind. Welch gefährliche Konsequenzen ergeben sich aber unmittelbar daraus für die sittliche Beurteilung eines vom Unglück heimgesuchten Menschen! Wie leicht lassen sie sich umkehren zu dem Satze: Wenn der (scheinbar) Fromme

[1]) Und doch fragen auch heute noch gerade fromm gesinnte Leute bei einem Schicksalsschlage oft, womit gerade sie so etwas verdient hätten.

wirklich bis zum Tode von Unglück und Leid verfolgt wird, so mufs er eben doch von seiner Frömmigkeit abgelasson und Frevel verübt haben. In den lieblosen Beschuldigungen der Freunde Hiobs hat uns der Dichter ein abschreckendes Bild davon gezeichnet. Für seine Zoit bedeutet daher das Ergobnis, zu dem er gekommen ist, einen ganz ungeheuren Fortschritt, und wir können nur bewundernd anerkennen, dafs der Dichter sich davon nicht hat blenden lassen, sondern trotz alledem auch der Grenzen und des immer noch Mangelhaften seiner Erkenntnis sich klar bewufst bleibt.

So bekennt denn Hiob in seinem Schlufswort, dafs er wohl einsehe, wie verkehrt es sei, Jahwes Weltregiment nach dem engumschränkten Gesichtskreise menschlichon Verständnisses messen zu wollen:

Ich hab' erkannt, dafs du gesiegt hast
Und dafs für dich kein Ding zu hoch ist;
Drum hab' ich vorgebracht ohn' Einsicht,
Was mein Verständnis überstieg.
Von Hörensagen kannt' ich dich,
Doch jetzt hat dich gesehn mein Auge!
Darum verwerf' ich und bereu' es
Auf Staub und Asche.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei diesem Resultate des Buches Hiob. Eine durchaus befriedigonde, vor allem eine erschöpfende Lösung bietet es, wie gesagt, nicht für Hiob, wir wissen aber heute auch, dafs es eine solche, falls wir uns, wie das Buch Hiob, aufs Diesseits beschränken wollten, überhaupt nicht wohl gibt. Immerhin können wir konstatieren, dafs von dem hier gewonnenen Ergebnis nur noch ein Schritt ist bis zu einem wichtigen, ja zentralen Gedanken des Neuen Testaments. Wir sahen, dafs das Buch Hiob in dem Satze gipfelt, dafs die äufseren Lebensschicksale des Menschen, sein Glück und Unglück, nicht mafsgebend sind für seine Stellung zu Gott. Das ist aber erst ein negatives Resultat, die positive Soite dazu ist der Sache nach zwar auch bereits deutlich in den Dichtungen enthalten, ihre ausdrückliche klare, Formulierung war freilich einer gröfseren, der neutestamentlichen Zoit vorbehalten, es ist dor Satz: mafsgebend für das Glück des Menschen ist überhaupt nur seine Herzensbeschaffenheit, seine innere Stellung zu Gott, der Bund eines guten Gewissens mit Gott. Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden. Dafs dies Ergebnis in Hiobs innern Kämpfen und in dem endlichon siegreichen Gewinne einer festen Position Jahwe gegenüber tatsächlich in unserm Buche zu finden ist, bedarf keiner weiteren Darlegung; dafs es der Dichter indessen mehr

ahnt als mit vollem Bewufstsein durchschaut, dafs es für ihn mehr ein unmittelbarer Ausdruck seines feinen religiösen Taktes als das Resultat kühler Verstandeserwägungen ist, geht eben daraus hervor, dafs eine präzise Formulierung noch fehlt. Eine solche müfste klar unterscheiden zwischen den beiden Gebieten äufseren Geschehens, d. h. äufserer Lebensschicksale, und inneren Erlebens, d. h. rein geistigen Empfindens. Jenes berührt in erster Linie den Körper des Menschen und überhaupt seine nach aufsen gerichteten Lebensverhältnisse, dieses ist die Domäne des Geistes, die völlig unbeeinflufst bleiben kann von allen äufseren Vorgängen. Nur diese letztere aber ist für den religiösen Menschen wichtig und mafsgebend; alles, was sich auf ersterem Gebiete abspielt, ist für ihn untergeordneter Art und braucht seinen innersten Kern gar nicht zu berühren.[1]) Wir bemerken, dafs wir uns mit diesen Gedanken, die sich doch als die allernächsten Konsequenzen aus dem Buche Hiob ergeben haben, bereits völlig auf neutestamentlichem Gebiete befinden. Vergl. Matth. 6, 25—33. 8, 20. 10, 38. 39. 16, 24—26. Luc. 14, 26—33. Besonders Joh. 6, 63. Röm. 14, 17.

So steht das Buch Hiob da als ein gewaltiges Zeugnis tiefer, echter alttestamentlicher Frömmigkeit eines Mannes, der seiner Zeit um Jahrhunderte voraus war; ist es da zu verwundern, dafs er das Geschick so vieler grofser Männer teilen mufste, von seiner Zeit nicht verstanden zu werden? In seinem Werke aber hat sich dieser unbekannte religiöse Heros ein Denkmal gesetzt, vor dem wir heute staunend stehen, in Wahrheit ein monumentum aere perennius.

III.

Bei der vorstehenden Darstellung haben wir die Elihureden ganz aufser acht gelassen, und soviel ist wohl ohne weiteres klar, dafs das Gesamtbild des Buches Hiob auch ohne diese ein geschlossenes Ganzes darstellt. Es ist denn heute auch wohl fast allgemein die Meinung, dafs die Elihureden nicht in organischer Verbindung mit den übrigen Dichtungen stehen; schon rein äufserlich deutet darauf der Umstand, dafs Elihu weder in den Eingangs- noch in den Schlufskapiteln erwähnt wird; mit einem Male ist er da; aus seiner Ein-

[1]) Vergl. das Lied Luthers:

Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib,
Lafs fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich mufs uns doch bleiben

führung in 32, 1 ff. geht aber hervor, dafs er auch während der vorausgegangenen Gespräche als anwesend zu denken ist. Und ebenso plötzlich wie er auftaucht, so schnell ist seine Spur verloren, nachdem er seine Weisheit an den Mann gebracht hat. Die Frage ist daher jetzt vor allem so zu formulieren, ob diese Reden zwar noch vom Verfasser der übrigen Dichtungen herrühren und nur nicht organisch eingefügt sind in sein Werk, so dafs blofs die letzte ordnende Hand fehlen, das Buch also nicht völlig abgeschlossen hinausgegeben sein würde, oder ob sie einen späteren Nachtrag darstellen von einem ganz andern Verfasser, bestimmt vielleicht, eine andere, bessere Lösung des Problems zu geben. Wie verschieden die Ansichten darüber sind, dafür seien als Beleg nur die Urteile Cornills und Duhms, zweier Gelehrter, die prinzipiell auf demselben Boden stehen, angeführt. Cornill sagt in seiner »Einleitung in das alte Testament« S. 233: »Es gibt in der gesamten heiligen Schrift wenig Stücke, welche sich an Tiefe des Gedankens und Hoheit der Gesinnung mit den Elihureden messen können: inhaltlich sind sie die Krone des Buches Hiob und bieten die einzige Lösung des Problems, welche der Dichter von seinem alttestamentlichen Standpunkte aus geben konnte, da die wahre und endgültige ihm noch verschlossen war. — — Mit den Elihureden wird dem ganzen Buche das Herz ausgerissen, und es bleibt ein Leib übrig, dessen Formschönheit man anstaunen und bewundern kann, dem aber die lebendige und belebende Seele fehlt, zu dem wir nicht in ein persönliches Herzensverhältnis treten können.« — Und weiter unten S. 234: »Und ist es nicht ein Griff von überraschender Wirkung, dafs Hiob, der den Allmächtigen selbst siegesgewifs vorgefordert hatte, nun verstummen mufs vor einem Menschen, den der Dichter mit feinster Absicht und wunderbarer Kunst als den Jüngsten von allen charakterisiert, der nicht die Erbweisheit des Alters, nicht die imponierende Erfahrung eines langen Lebens in die Wagschale zu werfen hat? Immer aufs neue und von neuen Gesichtspunkten aus bestätigt sich uns die Unentbehrlichkeit und Authentie der Elihureden.« — Die noch bleibenden Schwierigkeiten erklärt er dadurch, dafs — S. 235 — »der Dichter selbst verhindert wurde, die letzte Feile an sein Werk zu legen, dafs es uns nicht in der Gestalt erhalten ist, welche er selbst ihm abschliefsend gegeben haben würde: und mit diesen Erscheinungen läuft auch die etwas befremdliche Art der Einfügung der Elihureden parallel.«

Dem gegenüber urteilt Duhm in seinem Kommentar zum Buche Hiob S. XI: »Der Verfasser dieser auffallend leeren Reden, der den

Leser durch seine kindliche Eitelkeit unfreiwillig ergötzt, ein offenbar noch sehr junger, jedenfalls unreifer Schriftsteller, mufs ziemlich viel später gelebt haben, als der Dichter u. s. w. Die Unechtheit dieser Reden ist denn auch allgemein erkannt und anerkannt, und die letzte Rettung ihrer Echtheit ist so ungemein schwach ausgefallen, dafs sie das Gegenteil ihrer Absicht bei jedem Leser bewirken mufs, der nicht ganz unfähig ist, die eigenartige Dichtung von Hiob zu verstehen.« Oder S. 152: »Leider müssen wir — — erst die Kindlichkeiten eines schwülstigen Rabbi über uns ergehen lassen. — — Seine Einführung weist dieselbe leere Weitschweifigkeit, denselben schlechten Stil, dieselbe Unfähigkeit, den Dichter zu verstehen, auf, die die Reden selber charakterisieren.« Und auch an vielen andern Stellen der Erklärung dieser Kapitel ergiefst er die volle Schale seines bekannten satirischen Spottes über den unglücklichen Poeten aus. »Der unfreiwillige Humor, den seine kindliche Eitelkeit und sein schwülstiger Eifer zu Tage fördert, entschädigt ein wenig für die Fadheit und Plattheit seiner ebenso weitläufigen, wie ungeschickten Ausführungen.« [1])

Es kann hier natürlich nicht unsere Aufgabe sein, ein entscheidendes Wort in dieser Frage sprechen zu wollen; nur einige Bemerkungen darüber seien hinzugefügt. Betrachten wir zunächst kurz den Inhalt der Reden.

Kap. 32, 6 bis 33, 5 bringen eine derartig breite und phrasenhafte Ankündigung und Anpreisung der Weisheit des Redners, dafs jedes weitere Wort der Beurteilung überflüssig wird; diese Verse sprechen am besten gegen sich selbst. Ziehen wir dazu das jugendliche Alter des Sprechers im Vergleich zu Hiob oder auch etwa Eliphas in Betracht, so kann ein solch anmafsender Ton von vornherein auf die Sympathie des Lesers nicht rechnen. Auch Cornill gibt bereitwillig zu, dafs diese Selbsteinführung als nicht besonders glücklich anerkannt werden mufs. Indessen darf sich unser Urteil natürlich nicht durch diese wenig ansprechende Einleitung bestimmen lassen; prüfen wir daher weiter. Elihu führt da zunächst einige Worte Hiobs an, die ihm besonders anstöfsig erschienen sind:

Rein bin ich, ohne ein Vergehen,
Schier bin ich, habe keine Schuld;
Vorwände erfindet er gegen mich,
Er achtet mich für seinen Feind;
Sieh, wenn ich schrie, er gab nicht Antwort,
Eloah verbirgt sich vor den Menschen. (33, 9. 10. 12.)

[1]) Metrische Übers. S. XVIII.

Gewifs, Hiob hatte in den V. 10 u. 12 zitierten kühnen Worten das Unverständliche und Rätselhafte des Verhaltens Jahwes zusammengefafst; wir wissen aber, wie er dazu gekommen ist; da die althergebrachte Theorie auf seine Lage nicht pafst, da er in sich selbst den zureichenden Grund seines Leidens nicht finden kann, so bleibt eben nur diese zweite Möglichkeit übrig, gegen die sich übrigens sein eigenes Inneres offenbar trotzdem noch sträubt; zudem ist er bereits in Kap. 19 denn doch schliefslich selber zu einem ganz andern Ergebnis gekommen. Was aber vollends V. 9 anlangt, so mufs jeder ehrliche Mensch gegen eine derartige Verdrehung der Worte Hiobs protestieren. Aus Hiobs Reden geht, wie wir gesehen haben, mit Evidenz hervor, dafs er dergleichen Behauptungen nie und nimmer im Sinne einer völligen Sündenreinheit aufgestellt hat, sondern eben nur in der Meinung, dafs sein gutes Gewissen eine dem Mafse seines Unglücks entsprechende Schuld im Sinne der alten Vergeltungstheorie entschieden ablehnen müsse. Wie aber widerlegt Elihu diesen »frevlen Spott« Hiobs? Zunächst in 34, 7. 8 damit, dafs er aus seinen Worten, da er wahrscheinlich sonst nichts finden kann, eine schlimme Sündhaftigkeit Hiobs ableitet — mit welchem Eindrucke wohl auf einen Leser, der aus dem Prolog Hiobs wahres Wesen und Jahwes wirkliches Urteil über ihn kennt?! Durch diese scheinbare Widerlegung ist also die Sache um nichts gefördert; der Dichter hätte damit höchstens die Absicht verfolgen können, zu zeigen, auf welch gefährliche Irrwege bezüglich der Beurteilung seiner Mitmenschen man auf Grund der alten Theorie geraten konnte. Und wodurch erklärt er weiter das Unglück Hiobs? Durch eine längere Erörterung über Träume und Nachtgesichte in 33, 14—18 sowie über die pädagogische Wirkung solcher Leidenszucht mit — glücklichem Ausgang. Dafs der springende Punkt im vorliegenden Falle gerade die Unmöglichkeit eines glücklichen Ausganges ist — hat doch der Dichter bei der Formulierung seines Problems gerade die vielen aus dem Leben geschöpften Fälle im Auge, wo er Fromme bis zu ihrem Ende im Elend gesehen hat —, das scheint, gleich den andern Freunden, auch Elihu nicht verstanden zu haben. Übrigens enthält, bei Licht besehen, die ganze Ausführung eigentlich weiter nichts als die Weisheit des Eliphas in etwas anderm Gewande. Auch in der Art und Weise, wie er in 34, 10 ff. die von Hiob gerade angezweifelte Gerechtigkeit Jahwes als feststehende und gar keines Beweises bedürftige Tatsache einfach dekretiert, erhebt er sich durchaus nicht über das Niveau der Freunde, auf die er für seine Person so überlegen glaubt herabschauen zu dürfen. Die weiteren Ausführungen

in 34, 18 ff. erinnern bisweilen sogar im Wortlaut an die Rede des Eliphas und bringen sachlich jedenfalls nichts Neues bei, sondern sind im Gegenteil nur Wiederholung zum Überdrufs oft gehörter Theorien. Und wenn er vollends V. 31 ff. Hiob die Meinung unterschiebt, er verüble es Jahwe, wenn dieser einen wirklichen Frevler, falls er sich bekehrt, begnadige, so ist dies wieder Unterstellung einer Behauptung, die Hiob nie getan hatte, wogegen im Namen der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit protestiert werden mufs. In Summa: Kap. 32—34 fördern die Sache um keinen Schritt, enthalten vielmehr gröbliche Irrtümer und Mifsverständnisse und erinnern nach Inhalt und Form in fast unangenehmem Grade an die Ausführungen des Eliphas.

Die ersten Verse von Kap. 35 heben zunächst wiederum ein Wort Hiobs heraus, das dem Elihu vor allem der Widerlegung bedürftig erscheint, das Wort nämlich, dafs bei einem derartigen Verfahren Jahwes, das jedes gerechte Prinzip sowie irgend welchen Unterschied in der Behandlung Frommer und Gottloser vermissen lasse, der Frevler sich jedenfalls besser stehe als der Fromme, der sich den Zwang auferlege, bei all seinem Tun immer ängstlich nach Jahwes Willen zu fragen. Wir sind natürlich gespannt, wodurch Elihu diese These Hiobs zu entkräften weifs. Indessen auch hier müssen wir uns gewaltig enttäuscht sehen. Denn die Entgegnung weist zunächst lediglich auf die hohe Erhabenheit Gottes über den Menschen hin, der Jahwe mit seinem Tun weder nützen noch schaden könne — ein Satz, den Hiob nie bestritten hatte —, und führt dann in Kap. 36 in bewundernswerter Unermüdlichkeit immer wieder die Theorie aus, dafs die Frevler eben doch in Elend und Schrecken untergehen und dafs das Unglück der Frommen eben doch den Zweck verfolge, sie auf ihre Sünden aufmerksam zu machen, um dann, wenn dies geschehen, neuem Glücke Raum zu geben. Auch Hiob habe durch die langen Jahre, die er im Wohlsein zugebracht, den rechten Mafsstab der Selbstbeurteilung verloren; möge er daher sein Herz der Leidenszucht Jahwes nicht verschliefsen! Schade nur, dafs wir wiederum aus dem Prolog wissen, dafs dieses wohlgeschlossene System in der Anwendung auf Hiob eine petitio principii bedeutet, wodurch es zur Lösung der vorliegenden Frage völlig hinfällig wird.

Die noch folgenden Worte Elihus enthalten eine weitere Ausführung des Gedankens der Erhabenheit Jahwes, und zwar in grofsen Zügen, entnommen der Weltregierung Gottes vornehmlich in seinem Walten in der Natur. Zweifellos ist der poetische Wert dieser Verse

nicht gering anzuschlagen, es sind gewaltige Bilder, die in lebendiger Anschaulichkeit vor unserm Auge vorüberziehen und wohl geeignet sind, einen deutlichen Eindruck von der Nichtigkeit des Menschen gegenüber Jahwes Allmacht hervorzurufen. Nur müssen wir auch hier konstatieren, dafs diese Ausführungen, so wie die voraufgehenden Kapitel an die Reden des Eliphas erinnerten, eine ebenso fatale Ähnlichkeit mit den Jahwereden der Dichtungen zeigen, nur dafs sich Elihu gänzlich auf die rein physikalischen Machterweisungen Jahwes beschränkt, während der springende Punkt der Jahwereden, die fürsorgende Güte Gottes gegenüber aller Kreatur, in deren Durchführung eben auch der Mensch bisweilen wohl einmal ihm nicht genehme Schicksale mit hinnehmen mufs, vollständig fehlt.

Aus alledem scheint sich mir mindestens soviel zu ergeben, dafs die Elihureden gegenüber den übrigen Dichtungen des Buches Hiob keinen einzigen neuen Gedanken bringen, mithin auch keineswegs eine bessere Lösung des Problems enthalten, als sie etwa in den Jahwereden zu finden ist. Das Buch Hiob als geschlossenes Ganzes kann durch ihre Ausstofsung jedenfalls nur gewinnen. Das Urteil Cornills über die Jahwereden: »Zu einer Widerlegung oder Überführung Hiobs wird nicht der leiseste Versuch gemacht, sondern mit einer Brutalität ohne Gleichen, die man meistens beschönigend »göttliche Ironie« nennt, die aber unter solchen Umständen und Verhältnissen viel eher als teuflischer Hohn zu bezeichnen wäre, wird ihm einfach der Mund gestopft« [1]) — ist ohne Zweifel zu hart. Dafs auch der Fromme nur ein verschwindendes Glied im grofsen Organismus des Weltganzen ist und als solches den rein physikalischen Weltgesetzen untersteht, die sich nur zu leicht in den schroffsten Gegensatz zu seiner moralischen Weltordnung stellen können, die rücksichtslose Durchführung dieses Satzes wird jederzeit den Schein der Brutalität erwecken müssen. [2]) Und soviel ist jedenfalls gewifs, dafs

[1]) A. a. O. 232.

[2]) Vergl. z. B. »Im Kampf um die Weltanschauung«. Bekenntnisse eines Theologen. S. 21: Ein Schiff brennt auf dem Meere. Mit furchtbarem Ernst blickt der Tod auf alle, die in ihm über dem grofsen Wassergrabe schweben. Es sind Gute und Böse. Einer hat Weib und Kinder schändlich verlassen, ein anderer zieht in die Ferne, um für die Seinen zu sorgen. Der eine trägt einen Raub davon, der andere will im Schweifse seines Angesichts sich ein neues Heim gründen. Dieser sucht der Strafe für ein Verbrechen zu entfliehen, jener steht im Dienste seines Berufs. Hier ist eine gemeine Seele, die nur nach Befriedigung ihrer Lüste trachtet, dort ein hoher Geist, der im Erhabenen lebt; hier ein Gotteslästerer, dort ein Frommer; hier ein Menschenfeind, dort ein liebendes Gemüt.

selbst unter Voraussetzung der Richtigkeit dieser Sätze Cornills auch die Elihureden die Lösung des Rätsels nicht bringen. Was Cornill an ihrem Inhalt so rühmlich hervorhebt, dafs Elihu vor allem eine teleologische Erklärung des Leidens des Gerechten gebe, »indem er in demselben ein Erziehungsmittel in Gottes Hand erkennt: das Leiden führt den Menschen zur Selbsterkenntnis und die Versuchung führt ihn zur Erkenntnis der auch in ihm schlummernden Sünde, die vielleicht nur noch keine Gelegenheit hatte, sich zu betätigen« u. s. w.,[1]) gerade diese Gedanken hatten doch bereits die Freunde Hiobs ausgesprochen, wir mufsten aber anerkennen, dafs sie gerade auf den vorliegenden Fall nicht anwendbar waren.

Was die übrigen Ausscheidungen anlangt, die Duhm vornimmt, so mag man immerhin betreffs einzelner Verse verschiedener Meinung sein, im grofsen und ganzen wird sich niemand des Eindrucks erwehren können, dafs er dabei eine glückliche Hand gehabt hat und dafs auf jeden Fall dasjenige, was er als ursprünglichen Inhalt des Buches Hiob gibt, ein wohlgeschlossenes Ganzes darstellt, das eines gewaltigen Eindrucks auf jeden unbefangenen Leser nicht verfehlen kann.

Einer steht allein, und niemand wird seinen Tod beweinen; für eines anderen Leben steigen täglich heifse Gebete zum Himmel auf.

Aber die Flamme wütet, der Sturm braust, und nirgends zeigt sich ein rettendes Schiff. Ein Boot stöfst ab ins Ungewisse hinaus, bemannt mit Bösen und Guten, und erreicht die bergende Zuflucht. Ein anderes, überfüllt, schlägt um und schüttet die Insassen in die Flut, Gute und Böse. Zuletzt sinkt das Schiff und nimmt, was noch übrig ist, Gute und Böse, mit in sein Grab hinab. Da gedachte ich an das Wort: Die Güte des Herrn währt von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, welche ihn fürchten. Und von schmerzendem Zweifel bewegt, fragte ich: Wo ist hier die Güte des Herrn? — —

Ich wollte meine Augen vor diesen Tatsachen verschliefsen, aber ich hörte die Stimme meines Gewissens, die sprach: Du sollst nicht lügen! Ja, wenn ich Gottes Ehre durch eine Lüge retten zu müssen glaubte, würde ich sie aufs schlimmste schänden.

[1]) A. a. O. 233.

MITTEILUNGEN

Prof. Dr. Moritz Lazarus

ist in Meran in Tirol im 79. Lebensjahre gestorben. Als Professor der Philosophie und zwar im Sinne der Herbartschen Richtung war er an den Universitäten Bern und Berlin und an der Kriegsakademie in Berlin tätig. Seine sehr zahlreichen Schriften sind in Kürschners Schriftstelleralbum verzeichnet. Die meisten davon sind unsern Lesern bekannt und werden von ihnen hochgeschätzt. Aus dem Nachlafs ist noch manches auch für die Pädagogik zu erwarten.

---

2. Zur Herbartischen Pädagogik

R. Rifsmann-Berlin hält es für nötig, in seiner »Deutschen Schule« 1903, Heft 1—3 die Frage zu beantworten: »Warum ich die Herbartsche Pädagogik ablehne.« Er tut dies 1. ihres Individualismus wegen, 2. ihres Moralismus wegen, 3. ihres Intellektualismus wegen, oder bestimmter ausgedrückt: weil bei ihr 1. die erziehende Tätigkeit in dem einzelnen ihren Ausgangspunkt, ihren Verlauf und ihr Ende hat, 2. Tugend der Name für das Ganze des pädagogischen Zweckes ist und 3. die Willensbildung vornehmlich auf die Bildung des Gedankenkreises gegründet ist. Das klingt wie ganz richtig zusammengefafst. Wenn aber die der Ausführung reichlich beigemischten Schiefheiten alle richtig gestellt werden sollten, würde jeder der drei Vorwürfe eine ausführliche Gegenarbeit erfordern. Trotzdem verdienen die drei Artikel die Beachtung derer, welche »die Herbartsche Pädagogik nicht ablehnen«. Bei dem dritten Punkte

beruft sich der Verfasser vielfach auf Ostermanns Schrift über die Irrtümer der Herbartschen Psychologie und ihre Konsequenzen (ohne die Gegenarbeiten Flügels zu erwähnen und zu beachten). Von Ostermanns Schrift ist nun richtig gesagt worden, sie gebe von dem, was bei ungenügender Erwägung gegen Herbarts Psychologie zu sprechen scheint, eine nützliche Übersicht. Dasselbe tun die drei Artikel Rifsmanns bei den drei Fragepunkten, welche durch die Ablehnungsgründe bezeichnet werden, und da der Verfasser jedenfalls sein Publikum zu kennen glaubt, so sind die vorgebrachten Ausstellungen und die Art, wie er besonders von den Arbeiten Zillers glaubt reden zu dürfen, auch über den einzelnen Autor hinaus als Wetterzeichen beachtenswert. Vor zwei bis vier Jahrzehnten war im Streite der Meinungen die dominierende Stimme die, Ziller folge seinem Meister zu sklavisch, und seine wie des Meisters Gedanken seien für die Anwendung in den öffentlichen Schulen zu neu. Heute tadelt der Verfasser Ziller dafür, dafs er in wesentlichen Punkten die Bahnen Herbarts verlassen habe (auch den Verein für wissenschaftliche Pädagogik dafür, dafs er die echten Zillerschen Ideen nicht festgehalten habe); und das tut er, ohne im zweiten Falle Zillers echte Ideen und ohne im ersten Falle Herbarts ursprüngliche Gedanken zu den seinigen zu machen, denn er findet, dafs Meister und Jünger Gedanken nachhängen, die nicht neu genug, nicht modern sind. Auf diese historischen Unterscheidungen legt er scheinbar ein grofses Gewicht. »Wo eine Pädagogik in einem joner drei Punkte (siehe oben) abweicht, da ist keine Weiterentwicklung, sondern ein Abweichen von Herbarts Doktrin und ein Aufgeben von Fundamentalsätzen derselben zu konstatieren.« Was sollen sie aber hier, da sie doch nicht dazu dienen, die »Ablehnung« abzuwenden, indem der Verfasser sowohl Herbarts »ursprüngliche« Lehren als auch Zillers »Umbiegungen derselben« ablehnt? Und wozu überhaupt diese ganze Erörterung? Wo die erkenntnismäfsigen Gründe für eine Handlungsweise dünn werden, ist man versucht, an Willensmotive zu denken — also hier z. B. zu mutmafsen, es sei dem Verfasser nicht angenehm, weil seinen eigenen Bestrebungen hinderlich, dafs sich trotz aller offenen und versteckten Anfeindungen unter Herbarts Namen ein Teil der Pädagogen noch immer zusammenhält und dafs dieser Teil in einzelnen Landschaften ein bedenkliches Wachstum zeigt. Dann wäre obige sonst zwecklose Unterscheidung zweckvoll; denn ein Teil jener Leute wird tatsächlich mehr durch »Herbart selbst«, ein anderer Teil mehr durch Ziller u. a. angezogen und gehalten. Es erklärte sich auch, warum der Verfasser die Klassenmerkmale des Herbartianismus so eng zu beschränken sucht; warum er die Entwicklungsfähigkeit seiner Fundamentalgedanken leugnet und so eifrig verkündet, diese Grundgedanken seien bei den Anhängern verblafst oder aufgegeben. So würde mit Umsicht dem Anhänger jeder Richtung und Schattierung nahe gelegt, dafs er abspringen müsse, und S. 170 werden Bemerkungen gemacht, die dem Verfasser derselben geeignet erschienen sein könnten, den pädagogischen Leiter der Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik mit Hilfe des Originalitätsdünkels abtrünnig zu machen (vergl. Päd. Studien 1884, 2 H. S. 58). Gegen Willensmotive, die bereits in solchen Handlungen Ausdruck gefunden haben,

ist mit bloſsen erkenntnismäſsigen Darlegungen nicht bei allen Naturen etwas auszurichten. Auf der andern Seite aber ist nur dieses Mittel vorhanden, und es handelt sich auch nicht um den Einen allein. Man kann also dem Verfasser immerhin antworten wie einem, dem nicht ein äuſserer Zweck, ein Willensziel, sondern nur das wissenschaftliche Interesse an der Wahrheit die Feder in die Hand gedrückt hat. Dann hat es vielleicht einen Sinn, ihm hier noch bemerklich zu machen, daſs seine Aufzählung der Ablehnungsgründe durch ihre Dispositionsziffern das logische Verhältnis der Gedanken, die gegeneinander abzuwägen waren, verdeckt und daſs das Entweder-Oder nicht tief genug gefaſst ist. In den Ausdrücken »Individualismus« und »Sozialismus«, wie er mit vielen andern sie handhabt, ist zweierlei enthalten: 1. Theoretisches (im Sinne der Herbartschen Philosophie), d. h. eine solche oder entgegengesetzte Art, vorliegende psychische Erscheinungen, z. B. den Anschauungskreis eines Zeitalters, einer Standesgruppe u. s. w., auch eines einzelnen aufzufassen und kausaliter zu erklären; 2. Praktisches (im Sinne Herbarts), d. h. eine solche oder andere Art, dem einzelnen, auch sich selbst, einer Berufsgruppe u. s. w., zuletzt auch der Menschheit im ganzen Ziele zu setzen bezw. die Ziele, welche in der Wirklichkeit gesetzt werden, urteilend zu billigen oder zu verwerfen. Die beiden Fragen, welche durch die Ausdrücke Moralismus und Intellektualismus bezeichnet werden, sind also nebst ihren Gegensätzen in der ersten Ablehnung schon mit enthalten. So läſst sich der Abschluſs der Arbeit Rifsmanns, welcher doch auch wertvolle Leistungen des Herbartianismus in der Vergangenheit und Gegenwart anerkennt, mit den eigentlichen Ausführungen in die Worte zusammenfassen: Aber übel steht es doch, denn du bist kein — Sozialpädagog. Doch da die Pädagogik nach der Herbartschen Auffassung nicht eine völlig selbständige Bearbeitung der Erfahrung, sondern ein Teil der Philosophie, also ein bestimmtes Glied im ganzen ist, so sind damit die eigentlich fundamentalen Gegensätze noch nicht ausgesprochen, denn der Verfasser ist bis zu den Stellen, wo es wirklich nur das Entweder-Oder gibt, gar nicht hinabgestiegen. Auf dieses Resultat wollten diese Zeilen nur hinführen. Daneben wollen wir nicht auszusprechen unterlassen, daſs der Verfasser in pädagogischen Einzelheiten mancherlei vorgebracht hat, was uns richtig scheint — aber die weitherzig angelegte Herbartische Bibliographie leistet doch gerade dadurch gute Dienste, und die tadelnswerten Präparationswerke muſste Rifsmann nennen —, oder was geeignet ist, bei dem weiteren Suchen nach den zweckmäſsigsten Maſsnahmen das Auge zu schärfen — dahin rechnen wir seine Ausführungen über die Eigenart der Unterrichtsfächer, obwohl uns in denselben Herbart wie Ziller nicht genügend aufgefaſst zu sein scheint. — e.

---

3. Paul Barth. Die Stoa

In die bei Frommann erscheinende Sammlung der Klassiker der Philosophie ist jetzt eine Darstellung der Stoa von P. Barth aufgenommen,

die sich den übrigen trefflichen Arbeiten — wir nennen vor allen Plato von Windelband, Kant von Paulsen, Schopenhauer von Volkelt — würdig zur Seite stellt. Die Sammlung ist ja nicht blofs für den Fachmann bestimmt, sie will durch Darstellungen, die auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung stehen, die Teilnahme der Gebildeten für die wichtigsten Erscheinungen der alten und neuen Philosophie wecken. Bezüglich der Stoa war diese Aufgabe doppelt interessant, weil sie bei ihrer überwiegend praktischen Richtung gerade auf die edelsten Geister der römischen Kaiserzeit eine sittlich stählende Wirkung und auch auf die Ideen und Gebräuche der christlichen Kirche einen hervorragenden Einfluſs ausgeübt hat. Aber sie war auch doppelt schwer, weil uns von der älteren Stoa keine vollständigen Werke erhalten und wir meist auf die aus dem Zusammenhang herausgerissenen, zum Teil entstellten Mitteilungen anderer Schriftsteller angewiesen sind. Barth hat durchaus nach den Quellen gearbeitet; die kürzlich erschienene Sammlung der Fragmenta Stoicorum von Arnim war ihm leider noch nicht zugänglich. Er ist bestrebt gewesen, die Quellen meist selbst reden zu lassen und hat dadurch der Darstellung eine gröfsere Unmittelbarkeit gegeben und zugleich die Schwierigkeiten, die sich bei dieser Behandlungsweise einer leicht lesbaren Erörterung entgegenstellen, mit Geschick zu überwinden gewufst. Man wünscht jedoch, er hätte noch eine zusammenfassende, besondere Darstellung des Gegensatzes zwischen der griechischen und römischen Stoa gegeben, wenn er auch diese Punkte im einzelnen hervorgehoben hat, und hätte das ganze Wesen der römischen Stoa im Zusammenhange mit den Kulturverhältnissen der Zeit erörtert. Gerade die römische Stoa weckt in manchen Beziehungen mehr unser Interesse als die griechische. Freilich sind alle ihre Vertreter von dem, wie es mir scheint, von Barth zu wenig berücksichtigten Cicero bis Marc Aurel mehr oder weniger dem Eklectizismus verfallen. Das spekulative Interesse an physischen und metaphysischen Fragen tritt bei ihnen noch mehr als in der älteren Stoa gegen das praktische zurück; aber sie sind dafür auch frei von den dialektischen Spitzfindigkeiten der Griechen. Das Konstruieren sittlicher Begriffe von einem Zentrum aus ohne Rücksicht auf das Leben und psychologische Tatsachen führt ja diese zu Übertreibungen, die sie selbst nicht durchführen können, wie sich dies namentlich in dem Verhältnis von Tugend und Lust, in dem völligen Unwert der äufseren Güter, in der Schilderung der Persönlichkeit des Weisen zeigt, aber es verleitet sie auch ebenso zu hohlem Pathos und zu laxen Zugeständnissen an die Volksmoral, die mit ihrer Theorie in vollem Widerspruch stehen. Welch erhabenes Bild bietet dagegen der Sklave Epiktet, der mit dem Gedanken der Gleichberechtigung aller Menschen zuerst wirklich Ernst gemacht hat, und der Philosoph auf dem Thron Marc Aurel. Der Kreis des Helvidius Priscus und Thrasea mit ihren Frauen, die auch durch ihre äufsere Haltung der verderbten Gesellschaft Opposition machen, erinnert an die Jansenisten von Port-Royal, die in gleicher Weise dem Pariser Hofe entgegentreten.

Ein weiterer Vorzug von Barths Schrift liegt darin, dafs er nach dem Vorbild, das Gomperz in seinem vortrefflichen Buche »griechische Denker« gegeben hat, vielfach die Lehren neuerer Philosophen, so Descartes,

Bakon, Leibniz, Kant, Wundt zum Vergleiche heranzieht. Treffend ist z. B. das S. 116 gesagte: »So abstrakt wie die Ethik Kants ist die Ethik der Stoiker nicht. Und wie sehr auch Kant ihre Ethik rühmt wegen der Würde der menschlichen Natur und der Freiheit, als Unabhängigkeit von der Macht der Neigungen, von der sie das sittliche Prinzip nehmen, so sehr trennt er sich von ihnen in der Auffassung der Glückseligkeit, die nach ihnen mit der Tugend unzertrennlich verbunden, nur durch ein analytisches Urteil von ihr zu sondern ist, während Kant die Glückseligkeit mit der Tugend nicht notwendig verbunden findet, und dieses Verhalten beider zum Ausgangspunkt transzendenter Postulate macht.«

Leider hat der zugemessene Raum dem Verfasser nicht gestattet, die Nachwirkungen des Stoizismus auf die Entwicklung des Christentums und der neueren Philosophie so ausführlich darzustellen, wie er gewünscht hätte, ein Abschnitt, der gerade für die gröfsere Zahl der Gebildeten ein besonderes Interesse gehabt haben würde. Vielleicht geht er bei einer zweiten Auflage auf diesen Punkt ausführlicher ein. Auch die allgemeinen Kulturverhältnisse, aus denen die Besonderheiten des Stoizismus, das Vorwiegen des praktischen über das theoretische Interesse, der Materialismus, der doch im Grunde auf das Streben nach einem Monismus zurückgeht, die Verquickung von Philosophie und Religion, die Überwindung des Nationalismus durch den Gedanken der Humanität und ähnliches sich erklären, würde der Verfasser, wenn ihm nicht der Raum beschränkt gewesen wäre, wohl eingehender besprochen haben. Ebenso die Abhängigkeit der Stoa von früheren Schulen. Wenn auch der Vorwurf, den die mittlere Akademie erhebt, dafs Zeno eine ignobilis verborum opifex sei, der die Begriffe von andern entlehnt und nur in neue Worte gekleidet habe, töricht ist, so sind doch die Stoiker bezüglich der Physik, wie namentlich Siebeck gezeigt hat, in hohem Grade, vielfach auch in der Ethik von Aristoteles beeinflufst.

Gut ist der Nachweis, wie verschieden der Materialismus von den einzelnen Stoikern gefafst wird, treffend und, soviel ich weifs, neu die Bemerkung, dafs die Stoiker zuerst den Fleifs (εὐπονία) auch bezüglich körperlicher Arbeit als Tugend einführen. Es ist dann charakteristisch, dafs Panaetius und Posidonius wohl unter dem Einflufs römisch-aristokratischer Anschauungen sich wieder der Geringschätzung körperlicher Arbeit zuwenden, während der Sklave Epiktet ihre Bedeutung voll würdigt.

Schon das Lückenhafte unserer Quellen bringt es mit sich, dafs in manchen Fragen die Ansichten über ihre Lehre auseinander gehen. Wir wollen zum Schlufs ein paar Punkte berühren, wo wir trotz aller Anerkennung im übrigen Barth nicht zustimmen können. Mit Recht hebt er im Gegensatz zu Zeller die Verdienste der Stoiker um die Logik hervor, dafs sie schärfer als frühere zwischen der Rezeptivität der Sinnlichkeit und der Spontaneität des Verstandes geschieden haben; aber wenn er (S. 76 vergl. 180) sagt, dafs keine philosophische Schule mehr für die Wissenschaft getan habe, als die Stoa, so geht er zu weit und unterschätzt die Verdienste des Aristoteles und der Peripatetiker.

Auch darin kann ich ihm nicht beistimmen, wenn er S. 52 be-

hauptet, die römische Stoa habe dieselbe weitsichtige Teleologie wie Leibniz, der den Satz, dafs alles um des Menschen willen gemacht sei, energisch bekämpft, während die griechische Stoa der alten engherzig anthropozentrischen, in der Ausführung oft kindischen Teleologie gefolgt sei, die Chr. Wolff später aus der Leibnizschen sich zurecht macht. Anthropozentrisch war auch die römische Stoa und auch die griechische erhob sich über die Engherzigkeit durch die Erklärung, dafs nur das Ganze vollkommen und Selbstzweck sei, der Mensch nur als Teil des Ganzen seine Bedeutung habe und alles auch für ihn gut sei, was dem Ganzen diene. Freilich von den Geschmacklosigkeiten, die Chrysipp vorbrachte, um zu zeigen, dafs das, was man gemeinlich als Übel ansehe, auch seinen guten Zweck habe, hat sich die römische Stoa wie von andern subtiles ineptiae fern gehalten.

Mit Recht sagt Barth, die bowufste Tendenz der stoischen Ethik sei intellektualistisch, nicht voluntaristisch. Dafs der Wille auch von der Gewöhnung und Übung abhängig ist, haben die Stoiker zu wenig beachtet. Darauf weist schon die Definition der einzelnen Tugenden hin, wie sie wenigstens seit Chrysipp im Gebrauch geblieben ist, z. B. der Tapferkeit als das Wissen von dem, was man wählen oder meiden soll. Aber man mufs doch berücksichtigen, dafs die ἐπιστήμη bei den Stoikern wie schon bei Sokrates kein blofses Wissen ist, sondern ein auf Selbsterkenntnis beruhendes Handeln einschliefst, und das Wollen ebenso nach sich zieht wie in der christlichen Ethik der wahre Glaube.

Auf andere Einzelheiten will ich nicht eingehen, und nur noch den Wunsch aussprechen, dafs dies Buch ebenso wie die andern der Sammlung die verdiente weite Verbreitung finden möge.

Weimar Otto Heine

4. Rezensionen Pestalozzischer Schriften von Herbart

Schulrat A. Israel hat im »Praktischen Schulmann« mehrere kritische Anzeigen aus Herbarts Feder, die anonym erschienen und bisher von den Herausgebern der Schriften Herbarts übersehen worden sind, genau nach den Originalen veröffentlicht und mit trefflich orientierenden Bemerkungen begleitet. In den »Göttingischen gelehrten Anzeigen«, 206. Stück, S. 2049 bis 2062, vom 25. Dez. 1802, bespricht Herbart im Zusammenhange:

1. den Amtlichen Bericht über die Pestalozzische Anstalt in Burgdorf und die neue Lehrart derselben von Johann Ith[1]) 1802;

2. Postalozzis Schrift: Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. 1802. (Prakt. Schulm. 1903, S. 45—54.)

Aus dem Bericht werden umfangreiche Stellen wörtlich ausgehoben, andere Partien dem Inhalt nach angegeben, »um möglichst kurz und treu

[1]) Von diesem Berichte, der nach Herbarts Angabe »125 Seiten in Oktav« umfafst, ist ein Sonderdruck nach dem 8. Band der Helvetischen Aktensammlung in Kommission bei Schultheifs & Comp. in Zürich erschienen.

. . . eine Schilderung der neuen Methode zusammenzustellen«. Die Beurteilung aber »wird am bequemsten der nächstfolgenden Anzeige von Pestalozzis eigenem Buche beigefügt«.

In Iths Bericht heifst es u. a.: »Auf drei Fundamenten beruht die ganze Methode: Wort (Naturanschauung, verbunden mit Sprache), Form und Zahl. Für jede der drei Elementarübungen liegt ein eigenes Elementarwerk fertig.« Gemeint sind damit Pestalozzis drei Methodenbücher, welche 1803 herausgegeben wurden, nämlich: 1. Buch der Mütter. Erstes Heft. 2. ABC der Anschauung oder Anschauungslehre der Mafsverhältnisse. Erstes Heft. 3. Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse. Erstes Heft.

Herbart schrieb darüber wieder in den Göttingischen gel. Anz., und zwar im 28. Stück, vom 18. Febr. 1804, S. 265—276 (Prakt. Schulm. 1902, S. 197—210). Die Besprechung betrifft vorwiegend das Buch der Mütter; mit den beiden andern beschäftigt sie sich »blofs als mit Teilen eines pädagogischen Ganzen.«

Die Anzeigen gehören somit zusammen mit dem Aufsatz über: Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, mit der Gastvorlesung: Über den Standpunkt der Beurteilung der Pestalozzischen Unterrichtsmethode, und mit Herbarts ABC der Anschauung. Wir erfahren demgemäfs in der Hauptsache nichts Neues; aber es werden die einzelnen Punkte vielfach in ein helleres Licht gerückt. In Bezug auf das allgemeine Verhältnis Herbarts zu Pestalozzi tun sie, wie Israel sagt, dar, »dafs Herbart von Haus aus Pestalozzis Bedeutung, seine geniale Art vollständig erkannt hat, dafs er aber weder ein blinder Bewunderer der Burgdorfer Anstalt war, noch dafs er die durch den eigentümlichen Entwicklungsgang Pestalozzis bestimmten Schwächen der Anstalt und der Schriften Pestalozzis, auf die andere mit Geschrei hinwiesen, für mehr gehalten hat, als sie uns erscheinen: vorübergehende, unwesentliche, mit der Zeit von selbst sich berichtigende Begleiterscheinungen.« Bei Herbart heifst es z. B. hierüber, es sei notwendig, »den allmählichen Gedankengang des Erfinders der neuesten Methode aufzuforschen, um zu sehen, was in ihm seit langen Jahren feste Überzeugung oder doch feste Sinnesart, was hingegen schwankender Versuch, zufällig aufgegriffenes Verfahren, und Resultat der besonderen Umstände sei, worein der Mann versetzt war, indem er mit seinen Ideen in die Wirklichkeit eintrat. Ohne dies aufs sorgfältigste zu unterscheiden, wird man nie einsehen, inwiefern Pestalozzis Verfahren Muster der Nachahmung heifsen dürfe.«

Über die Frage, ob die Besprechungen wirklich von Herbart herrühren, hat A. Israel wohl alles Nötige gesagt. Sie gehören in Zukunft in die Ausgaben der Pädagogischen Schriften Herbarts.

Noch mag bemerkt werden, dafs A. Israel a. a. O. 1903, S. 40—45 auch einen Brief mitteilt, den Pestalozzi als Mitglied des Illuminatenordens »an Epiktet« geschrieben hat. Er betrifft ein an Kaiser Josef II. zu richtendes Schreiben, worin dargelegt wird, dafs sowohl öffentliche Kinder (Waisen) als Züchtlinge und Verbrecher für den Staat nützlicher versorgt werden können, als es gewöhnlich geschieht (Manns Biographie Pestalozzis, 4. Aufl. S. LVIII). —e.

5. Programm des Pädagogischen Ferienkurses in Steinheim a. M.

vom 3.—8. August 1903

I. Zucht und Regierung von Seminardirektor Conrad in Chur. (6 St.)

II. Spezielle Methodik mit Lehrproben (10 St.).

Die Darstellung im Unterricht. (Der Unterzeichnete.) (2 St.)

III. Die Frage der Lehrbarkeit der Religion von Pfarrer Jung in Ölbronn. (3 St.)

IV. Über Kinderpsychologie von Mittelschullehrer Glück in Stuttgart. (5 St.)

V. Behandlung der Propheten in der Oberklasse (Lehrprobe, 2 St.) und Einführung in Kant (fakultativ) von Oberlehrer Westermayer in Haubinda. (5 St.)

Ein Teil, meist die Hälfte, der für die Gegenstände vorgesehenen Stunden ist für die den Vorträgen sich anschliefsenden Besprechungen bestimmt. Näheres enthält der Stundenplan, welcher jedem Teilnehmer zugestellt wird. Bei Beginn des Kurses ist zur Bestreitung der entstehenden Unkosten eine Teilnahmegebühr von 5 M zu entrichten. Die Vorträge sind unentgeltlich. Den sich rechtzeitig Anmeldenden wird für ein Logis gesorgt. Die Auslagen hierfür, sämtliche Nebenausgaben für Verköstigung, Ausflüge, Zusammenkünfte belaufen sich insgesamt auf ca. 25 M die Woche.

Nach Schluſs der Vorträge findet jeden Tag entweder ein gemeinsamer Ausflug in die interessante Umgebung Steinheims (Marbach mit Schillermuseum und Elektrizitätswerk; Wunnenstein, Oberstenfeld) oder eine gesellschaftliche Abendunterhaltung statt. — Anmeldung bei dem Unterzeichneten.

Steinheim a. d. Murr J. L. Jetter

---

6. Verein für wissenschaftliche Pädagogik

Die diesjährige Pfingstversammlung des Vereins f. w. P., welche in Weimar stattfinden sollte, ist der Vermählungsfeierlichkeiten wegen nach Leipzig verlegt worden. Die Vorversammlung am zweiten Pfingsttage abends $^1/_2$8 Uhr wie die Hauptversammlung an den beiden folgenden Tagen früh 8 Uhr finden im Lehrervereinshause, Kramerstr. 4, statt. Das von Ostern erschienene 35. Jahrbuch des Vereins enthält folgende Aufsätze: Friedrich, Die Aegineten (Schluſs). Th. Franke, Grundzüge der deutschen Wirtschaftspädagogik. Fack, Zur Psychologie im Lehrerseminar. Fack, Denkende Naturbetrachtung. Fritzsch, Briefe Herbarts an Drobisch (Fortsetzung). Wilk, Das Werden der Zahl und des Rechnens im Menschen und in der Menschheit auf Grund von Psychologie und Geschichte. — Mit Rücksicht auf die neuen Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preuſsen bespricht Thrändorf den Religionsunterricht, Vogt das Latein und das Griechische, Wilk die Mathematik und Just das Deutsch.

BESPRECHUNGEN

I Philosophisches

Busse, Ludwig, Geist und Körper, Seele und Leib. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1903. X u. 488 S. 8°.

Der Verfasser, der verschiedentlich zur vielumstrittenen Frage des Verhältnisses von Körper und Seele das Wort ergriffen, unternimmt es in vorliegendem Werke die Standpunkte und Theorien in umfassender Weise darzulegen, zu prüfen und die eigene Stellung fest zu begründen, um womöglich eine endgiltige Entscheidung in dieser wichtigen Frage herbeizuführen.

Innerhalb des Materialismus unterscheidet der Verfasser vier Typen: 1a. Das Psychische ist ein Stoff, 1b. Bewegung. 2. Es ist ein Produkt, 3. eine Begleiterscheinung materieller Prozesse. In Bezug auf 2. stimmt Busse der Ansicht nicht bei, dafs die Unvergleichlichkeit materieller und psychischer Vorgänge an sich schon genüge, jede Möglichkeit einer kausalen Verknüpfung beider in dem Sinne, dafs das Psychische eine Wirkung materieller Vorgänge sei, auszuschliefsen und sieht den entscheidenden Punkt darin, dafs die aus den ineinandergreifenden Wirkungen seiner Teile auf naturgesetzlichem Wege im Ganzen des Systems oder in einem bestimmten Teile desselben entstehenden psychischen Zustände dann als Bestimmtheiten eben dieses materiellen Systems betrachtet werden müssen, was nun allerdings die Unvergleichlichkeit des Physischen und Psychischen verbietet. 3. ist ein Pseudomaterialismus, in Wahrheit Parellelismus.

Dadurch, dafs in dem für die Naturwissenschaft unentbehrlichen Materialismus als Forschungsprinzip derselbe als Weltanschauung latent enthalten, sei stets die Möglichkeit gegeben, dafs er — trotz momentaner Ablehnung von seiten der Naturwissenschaft[1]) — wieder in universeller

[1]) z. B. L. Edinger in Ztschr. f. Psychol. und Physiol. d. Sinnesorg. Bd. 24 (Lpz. 1900), p. 447: die Bewufstseinsfrage ist nicht gelöst, wenn auch einmal der allerfeinste Mechanismus der Nervenvorgänge erkannt sein sollte.

Bedeutung geltend gemacht werde, eine Gefahr, der gegenüber man aufmerksam sich zu verhalten. Die Entscheidung zu gunsten des psychophysischen Parallelismus oder der psychophysischen Wechselwirkungstheorie bildet die Hauptaufgabe des Busseschen Buches.

An den verschiedenen Formen, in denen der parallelistische Gedanke aufgetreten, übt der Verfasser zunächst immanente Kritik: er untersucht, ob sie alle mit dem Grundprinzip des Parallelismus vereinbar sind und wir nicht einige als unecht auszuscheiden haben. Die drei Gesichtspunkte, unter denen Busse den Parallelismus betrachtet, bezeichnet er als solche der Modalität, Quantität und Qualität.

In Bezug auf die Modalität, wo es sich um die Stellung handelt, die dem Parallelprinzip in der Rangordnung unserer Erkenntnisse zuzuweisen, stehen sich zwei Auffassungen gegenüber, indem einmal im Parallelismus nur eine Maxime empirischer Forschung gesehen, die Fixierung des Verhältnisses von Körper und Seele aber der Metaphysik überlassen wird, oder andrerseits in ihm diese Frage als beantwortet gilt, wodurch ihm der Stempel einer metaphysischen, resp. von der Metaphysik zu berücksichtigenden Lehre aufgedrückt wird.

Unter dem Gesichtspunkte der Quantität sind partieller und universeller Parallelismus zu unterscheiden, indem der erstere zwar allen psychischen Vorgängen auch physische, aber nicht umgekehrt entsprechen läfst, sondern die psychischen Parallelglieder auf die Erscheinungen des bewufsten tierischen und menschlichen Seelenlebens einschränkt, der universellen Parallelismus dagegen an der durchgängigen Korrespondenz der Reihen festhält und die Lücken der psychischen Reihe durch hypothetische unterbewufste oder unbewufste psychische Prozesse ausfüllt.

Nach der Qualität endlich sind der materialistische, realistisch-monistische, idealistisch-monistische und dualistische Parallelismus zu unterscheiden. Der erstere, der Standpunkt der »materialistischen« Psychologie, erkennt nur eine Kausalität der Glieder der physischen Reihe untereinander an, während er die Kausalität ihrer psychischen Begleiterscheinungen untereinander leugnet, wodurch die psychologische Forschung eine gänzlich physiologische wird, von der aus Licht auch in die psychischen Epiphänomene fällt. Nach der realistisch-monistischen Form des Parallelismus sind beide Arten von Vorgängen gleichberechtigte Seiten eines unbekannten Realen, nach der idealistisch-monistischen ist das Psychische das Reale, während die Glieder der physischen Reihe in den Rang von Erscheinungen treten, wodurch ein Parallelismus physischer Phänomene und psychischer Realitäten statuiert wird. Der dualistische Parallelismus endlich betrachtet die physische und psychische Reihe als zwei gleich reale, jederzeit einander entsprechende Faktoren der Wirklichkeit. Es sind, wie Busse bemerkt, Unterschiede der metaphysischen Weltanschauung, die den verschiedenen Fassungen des Parallelprinzips unter dem Gesichtspunkte der Qualität zu grunde liegen und sie bedingen. Der materialistische Parallelismus neigt, indem er der physischen Reihe gröfsere metaphysische Realität und ihr allein Kausalität zuschreibt, zu einer materialistischen Metaphysik, der realistisch-monistische Parallelismus stellt sich als metaphysische Identitäts-

lehre dar, der idealistisch-monistische Parallelismus repräsentiert eine spiritualistische Metaphysik und der dualistische einen metaphysischen, absoluten Dualismus. — Auch die Kombinationsmöglichkeiten der einzelnen unter den verschiedenen Gesichtspunkten sich entwickelnden Auffassungen werden vom Verfasser nicht aufser acht gelassen.

Was nun also die Frage der Konformität dieser verschiedenen Typen mit dem Geiste des Parallelismus anlangt, so ist mit diesem unvereinbar, den Parallelismus lediglich zu einem empirischen Prinzip der Forschung zu machen, was z. B. von Wundt mehr in dem Sinne geschehe, dafs die Tatsachen es nahe legen, sie uns an der Hand dieses Prinzips zurechtzulegen, von Münsterberg in demjenigen Sinne, dafs erkenntnistheoretische und methodologische Gründe uns veranlassen, der psychologischen Forschung das Parallelprinzip als eine für die Zwecke derselben unentbehrliche Fiktion zu grunde zu legen; vielmehr ist der Fortschritt von einem blofs »regulativen« Prinzip zu einem dogmatischen, für die Ausgestaltung unserer metaphysischen Ansichten konstitutiven Prinzip unvermeidlich, wie tatsächlich Wundt zu einer dogmatischen Bedeutung des Parallelprinzips, Münsterberg zu einer dogmatischen naturphilosophischen Geltung seiner pluralistisch-mechanistischen Psychologie und des mit ihr verknüpften psychophysischen Parallelismus Fortgang nehmen. — In metaphysischem Sinne vertreten den Parallelismus Fechner und Paulsen.

Der universelle Parallelismus dieser Forscher ist eine echte Form des Parallelismus, während der partielle, der einen Rückfall in den Materialismus bedeutet, indem er in der Struktur des Gehirns den Grund für die Entstehung psychischer Vorgänge zu sehen genötigt wird, ein Pseudoparallelismus ist. Busse zeigt, dafs der Panpsychismus die notwendige Konsequenz des Parallelismus ist, wie diese Theorie Fechner und Paulsen aufs entschiedenste vertreten. Die Abneigung gegen das unbewufst Psychische ist es, welche Wundt und Jodl zur Ablehnung des universellen Parallelismus veranlassen, den sie doch schliefslich acceptieren, da sie dem Panpsychismus nicht entgehen können: indem Wundt zwar einerseits den Hylozoismus ablehnt, das Unbewufste nicht gelten lassen will, andererseits z. B. betont, dafs »die stetige Entwicklung des geistigen Lebens, wie sie uns empirisch in den Unterschieden der Bewufstseinsgrade entgegentritt, verlangt, dafs nicht blofs gewisse materielle Substanzverbindungen, sondern dafs schon die letzten begrifflich erreichbaren Einheiten der Materie gleichzeitig als Ausgangspunkte der geistigen Entwicklung gedacht werden« (System der Philosophie ²570, nicht 569), und Jodl in gleicher Weise einesteils das Unbewufste nicht psychisch sein läfst, anderenteils erläutert, dafs in dem ursprünglichen Zustande der Welt das Psychische als Anlage, und zwar eine nicht materielle, bereits enthalten gewesen: wodurch der Standpunkt des universellen Parallelismus ausgesprochen ist. Dasselbe gilt von Riehl. Häckels im Grunde auch universeller Parallelismus ist materialistisch gefärbt.

Als ein verkappter Materialismus und ein Pseudoparallelismus entpuppt sich der materialistische Parallelismus. Entsprechende Form innerhalb des Materialismus s. o. p. 335. Echt sind dagegen die drei übrigen Formen.

Der dualistische Parallelismus, der als die eigentlich schulmäfsige Formulierung des parallelistischen Grundgedankens anzusehen, vertritt den Dualismus von Geist und Materie als metaphysische, endgiltige Theorie, zerbricht aber unser Verlangen, die Welt als ein einheitliches Ganze zu begreifen und hat kaum einen namhaften Vertreter gefunden. Aus der unteilbaren Welt macht er zwei durchaus verschiedene und getrennte Welten, dio aber doch auf ganz unverständliche, mysteriöse Weise in allen Einzelheiten genau sich entsprechen sollen. Seine Annahmen erklärt er entweder gar nicht oder weist auf eine aus dem Absoluten stammende prästabilierte Harmonie hin. Dem Bestreben, einen Grund für die durchgängige Übereinstimmung jener beiden so heterogenen Welthälften anzugeben, verdanken der realistisch-monistische (Bain, Jodl, Spencer, der übrigens nach seiten der Wechselwirkungstheorie schwanke, Carus etc.) und der idealistisch-monistische Parallelismus (Paulsen, Fechner, der zum realistischen Monismus nicht ohne Beziehung, Wundt, Ebbinghaus, dessen Ansichten verschiedene Schattierungen zu erkennen geben, Heymans etc.) ihre Entstehung. Der »kritische« Monismus (Riehl) bedeute ein Schwanken zwischen realistischem und idealistischem Monismus. Hinsichtlich des angeblichen Parallelismus Kants (Riehl, Paulsen) resultiert Busse, dafs Kant in metaphysischem Sinne die (mögliche) Gleichartigkeit der transcendenten Grundlagen der körperlichen und psychischen Phänomene, nicht aber ihre Identität, in empirischem Sinne die Wechselwirkungstheorie (zumal in der 2. Aufl. der Kritik und in den Metaph. Anfangsgr.) lehre.

Speziell in den Kreisen der Naturwissenschaft mufs dem Parallelismus, wenn man den Materialismus fallen gelassen, freudige Aufnahme sicher sein. Man sieht sich einer Anschauung gegenüber, welche den Forderungen, die die Naturforschung zu stellen pflegt, gerecht wird. Die Idee einer ausschliefslich materiellen Begründung aller materiellen Vorgänge ohne die Annahme des Eingreifens einer Seele scheint gesichert. Dabei bleibt das idealistische Weltbild, an das man sich, seit einem Helmholtz zumal, zu gewöhnen begonnen, gerettet, indem die Selbständigkeit des Geistigen anerkannt wird. Es scheint endlich der Boden gefuuden, auf dem die Aussöhnung von Spekulation und Erfahrung erfolgen kann. Es scheint, als ob die Forderungen der Wissenschaft mit den Bedürfnissen des Gemüts — Glauben und Wissen sich vereinigen lassen, indem die Originalität geistiger Organisation dem Physischen gegenüber in strengster Abgeschlossenheit sich auftut, und gleichzeitig die Bahn forschenden Denkens von jeder Alteration psychischer Gewalten bewahrt bleibt. Für den Naturforscher eröffnet sich die unendliche Perspektive rein mechanischer Naturerklärung, eines lückenlosen, stetigen, in sich geschlossenen, rein physischen Kausalzusammenhanges, der alle Dinge und Vorgänge der Natur umfafst und sie zum Ganzen des physischen Weltalls verbindet. Ausgeschieden für immer ist aus dieser Welt jede nichtphysische Kraft. Unberührt bleibt auch das Gesetz der Erhaltung der Energie, dessen Durchführung bei der Annahme einer Wechselwirkung von Körper und Geist Schwierigkeiten, wenn nicht unbesiegbarer, so doch schwer zu überwiudender Natur sich entgegenstellen. Die Weltansehauung, die sich unter Integrität des Energieprinzips

projiziert, malt der Verfasser aus und bezeichnet sie als eine poetische, die, in Verbindung mit einer idealistischen Grundansicht, sogar etwas Grandioses, ja Berauschendes hat. Aber der nach Wahrheit Suchende hat nicht den Zauber eines Weltbildes auf sich wirken zu lassen, sondern unerbittlich streng und kritisch mufs er prüfen, ob auch die Stützen des idealen Baues allseitig wissenschaftlich gesichert sind.

Der Verfasser sucht zu erweisen, dafs zunächst in realistischer Form der Monismus des Parallelitätsgedankens, Geist und Körper als zwei Seiten eines und desselben identischen Realen X anzusehen, logisch unfafsbar und undurchführbar ist. Alle Vorstellungen und Bilder, die man sich davon gemacht, Fechners berühmtes Beispiel des Kreisbogens und seiner beiden untrennbar zusammengehörenden Seiten, desselben Philosophen Bild von unserem Sonnensystem (das Heymans für vortrefflich hält), Höffdings Beispiel eines in zwei Sprachen ausgedrückten Gedankens, Lafswitz' Bild eines sich verzinsenden Kapitals vermögen nicht zu leisten, was sie ausgeben. Die Schwierigkeit wird auch nicht gehoben, wenn man das hinter Geist und Körper stehende »Dritte«, das X, ablehnt (Carus). Die Formel: Denken und Bewegung sind ein und derselbe identische Vorgang, sei um nichts besser als die materialistische Formel: Denken ist Bewegung. Mit Rehmke und Wundt wird darauf hingewiesen, dafs das Identischdenken von Körper und Geist die Identität oder die Verschiedenheit abschwäche, was zum Dualismus und Spiritualismus, resp. Materialismus führe. In allen Fällen bleibe es völlig unbegreiflich, wie etwas, das zweierlei, dadurch, dafs man es unter einen gemeinsamen Oberbegriff bringe, aufhören soll, zweierlei zu sein, und eins, una cademque res werden soll: auch unter Lafswitz' Gesichtspunkte des »Gesetzes« (»kritischer« Parallelismus s. o. p. 338).

Hinsichtlich des idealistisch-monistischen Parallelismus, der nur eine geistige Wirklichkeit lehrt, uns aber psychisch so organisiert sein läfst, dass wir dieselbe geistige Wirklichkait, die wir in der inneren Erfahrung als eine solche unmittelbar erleben, in unserer äufseren Wahrnehmung mittelbar als eine körperliche auffassen, setzt der Verfasser auseinander, dafs man auf idealistisch(-spiritualistischer) Basis zunächst sowohl das psychophysische als das Prinzip der Identität der beiden Reihen fallen lassen mufs. Es müssen nämlich einerseits die Glieder der physischen Reihe zu Bestandteilen der psychischen werden, da es ja nur psychische Realität gibt — womit aber überhaupt ein Parallelismus noch nicht unmöglich wäre, da eine Reihe psychischer Vorgänge, die der Wahrnehmungen oder Vorstellungen, deren Inhalte die physischen Phänomene bilden, anderen, gleichfalls psychischen Vorgängen, sei es in demselben, sei es in verschiedenen Individuen, parallel gehen könnte, so dafs bestimmten Gliedern der einen immer bestimmte Glieder der anderen Reihe entsprechen, Kausalität aber immer nur zwischen Gliedern derselben Reihe stattfindet. Andererseits hat es auf idealistischem Standpunkte keinen Sinn mehr zu sagen, die beiden Reihen, die Vorstellungen der körperlichen Phänomene und die ihnen in demselben oder in einem anderen Individuum entsprechendem psychischem Vorgänge, seien identisch, vielmehr haben

wir nun zwei völlig getrennte Reihen psychischer Vorgänge — Dualität. — Ebbinghaus verwechselt Wesensgleichheit mit Wesensidentität, während Heymans eine andere Identität, die der Vorstellung und des Vorstellungsinhaltes, im Sinne hat. Aber schliefslich läfst sich auch das Parallelprinzip nicht ohne Änderung in die idealistische Konstruktion mit hinübernehmen: die Parallelität würde eine sowohl unerklärliche als unmögliche parallelistische Harmonie bedingen; die realen physischen Prozesse verwandeln sich idealistisch in Vorstellungen solcher Prozesse, sie treten als solche zu den übrigen psychischen Vorgängen in ein Verhältnis kausaler Abhängigkeit, das zugleich ein solches zeitlicher Aufeinanderfolge ist. Will man dies Verhältnis in ein solches gleichzeitiger Parallelität verwandeln, so mufs man die Vorstellungen, welche sich auf physische Vorgänge beziehen, objektivieren und ihnen eine Gesetzmäfsigkeit und einen kausalen Zusammenhang beilegen, den sie an sich nicht besitzen (eine Konseqnenz, die sich Verworn nicht klar gemacht), — man mufs sich auf den Boden des Realismus stellen und den physischen Vorgängen denselben Realitätswert zuschreiben als den psychischen. Dieser (vorläufige) Standpnnkt ist die Voraussetzung sowohl des Parallelismus als der psychophysischen Wechselwirkungslehre. Mufs man den Parallelismus aber auf metaphysischem Gebiet auch durch eine andere Konstruktion ersetzen, so darf man doch nicht behaupten, dafs er mit einer idealistischen Metaphysik unvereinbar ist, was Busse durch Zurückweisung der darauf hingehenden Polemik Erhardts gegen Heymans und Paulsen zu begründen sucht. Wichtig ist jedesfalls, dafs er nicht die notwendige Konsequenz des Idealismus ist, während bei unbefangener Betrachtung die Wechselwirkungstheorie als die natürliche Konsequenz einer idealistischen oder spiritualistischen Metaphysik erscheint. Besser und natürlicher stimmt auch die kausalistische Interpretation des Verhältnisses von Körper und Seele mit dem Kausalitätsprinzip überein, so dafs der Parallelismus dem gegenüber geradezu als eine künstliche Hypothese zu bezeichnen. Selbstverständlich ist, dafs der Begriff der physischen Kausalität nicht auf das Verhältnis von Leib und Seele anwendbar ist: hier haben wir physiopsychische und psychophysische Kausalität. Willkürlich wäre, die physische, mit dem Energieprinzip verknüpfte Kausalität für die einzig mögliche zu halten und so die psychophysische abzulehnen, indem Physiker wie P. Volkmann gerade für das Naturgeschehen den Begriff der Kausalität ablehnen und ihn nur für das Gebiet menschlicher Handlungen gelten lassen wollen (Kritik der Anschauungen Volkmanns über Notwendigkeit des Naturgeschehens). Die physikalische Tendenz, im Kausalitätsbegriffe lediglich die blofse gesetzmäfsige Succession zu sehen, befriedigt auf philosophischem Gebiete nicht, wo sich mit ihm der Begriff des Wirkens, der Kraft verbindet. Verfehlt ist. Vorstellungen der mechanischen Naturerklärung ohne weiteres auf psychologisches Gebiet zu übertragen. Psychophysische Kausalität abzulehnen, weil diese Kausalität nicht in Form einer Kausalgleichung sich ausdrücken lasse, ist falsch, weil wir es hier tatsächlich mit einer anderen Kausalität zu tun haben. Die Annahme psychophysischer Kausalität ist die natürliche Konsequenz der Kausalitätsidee. Es müssen drei Arten

des Kausalitätsbegriffes unterschieden werden: 1. physische (eine physische Ursache mit physischer Wirkung verknüpfende) Kausalität, 2. psychische (eine psychische Ursache mit psychischer Wirkung verknüpfende) Kausalität und 3. physiopsychische, resp. psychophysische Kausalität.

Die parallelistische Forderung, jedem psychischen Vorgang ein physisches Analogon entsprechen zu lassen, hat zu Anschauungen über die Reduzierung der psychischen Phänomene auf chemische und physikalische Vorgänge geführt, die Busse nicht viel mehr als physiologische Mythologien nennt. Dennoch vermag der Verfasser nicht beizustimmen, dafs gewisse gegnerische Einwürfe die Unmöglichkeit der Annahme physischer Repräsentation erwiesen hätten. Ladds Einwand gegen diese Hypothese sei unberechtigt. Ein Irrtum ist es, zu meinen, dafs die inhaltliche Bedeutung der psychischen Vorgänge physisch ausgedrückt werden müfsten, dafs man aus der Form der Gehirnvorgänge die inhaltliche Bedeutung der psychischen Akte »ablesen« könnte. Schon Spinoza hat da Verwirrung angerichtet. Zahlreiche Forscher werden dem »Abbilder-Parallelismus« zugetrieben. Es kommt nur auf ein Analogon der Veränderung im Physischen an. Wundts Inkonsequenzen lassen ihn den Parallelismus durchbrechen — er erscheint auf dem Wege des Abfalls von ihm. Für das beziehende Denken und seine Synthesen kann kein physisches Analogon angegeben werden. Es macht sich die transcendentale Apperzeption, die Ureigentümlichkeit des psychischen Lebens (vgl. Thiele, D. Philosophie d. Selbstbewufstseins, Berl. 1895, p. 247, 279, 334) geltend, für die sich niemals ein Analogon im Gehirn finden läfst. Hier liegt der Punkt, wo der Parallelismus hinfällig wird: in der Unmöglichkeit, für die Einheit des Bewufstseins das physische Korrelat aufzuweisen.

Ebenso undurchführbar ist die fernere Konsequenz des Parallelismus, alle Handlungen und Verrichtungen der lebenden Wesen rein mechanisch, ohne psychische Faktoren zu erklären. Biologie und Kulturgeschichte lassen sich nicht in automatisch-mechanische Vorgänge auflösen. Im Begriffe des »Kampfes ums Dasein« ist, wie u. a. auch Thiele ausführt,[1]) das Psychische der treibende Faktor. Die materialistische Geschichtsauffassung, zu der wir getrieben würden, bildet den Gipfelpunkt des Unerhörten. Busse weist den Versuch idealistisch denkender Parallelisten, durch Verweis auf die idealistisch-metaphysische Grundlage den Absurditäten der Automatentheorie zu entgehen (Paulsen, Heymans), als erfolglos nach und betont, dafs der Kampf nur auf empirischem Boden, auf den man sich gestellt, auch ausgefochten werden darf, wie das die Vertreter der Wechselwirkungslehre tun. In Bezug auf Riehls Versuch, auf den kritischen Standpunkt sich zu berufen, ist insbesondere hervorzuheben: daraus, dafs ein Prozefs X der parallelen Erscheinungsseiten a nnd α, der ihre Identität in metaphysischem Sinne darstellen soll, die Ursache des Vorganges Y der Seiten b und β in gleichem Sinne ist, folgt nicht eine Kausalität $\alpha \longrightarrow$ b oder a $\longrightarrow \beta$. Vielmehr übersetzt sich die metaphysische Kausalität X $\longrightarrow$ Y in phänomenaler Projektion nur in die paral-

[1]) a. a. O. p. 248 ff.

lelen Kausalitäten a → b und $\alpha \rightarrow \beta$. Die innere Unmöglichkeit, Biologie und Geschichte in mechanische Naturwissenschaften verwandeln zu können, führt die Parallelisten zu Inkonsequenzen und läfst sie in die kausalistische Auffassung zurückfallen. Schopenhauers prinzipiellem Parallelismus stehen seine Anschauungen über den Willen als Agens, die Immaterialität der Ursache beim Bewegungsmotiv des Tieres etc. gegenüber. Bei Jodl ist der bewufste denkende Wille nicht nur Produkt, sondern auch Faktor, während doch die höchsten Leistungen der Intelligenz Cerebrationen, mechanische Auslösungs- und Umschaltungsverhältnisse des Gehirns, sein sollen. Häckel läfst durch psychische Kräfte das Plasma mit aufbauen, und bei Wundt haben die psychischen Kräfte eine mit dem strengen Parallelismus nicht vereinbare Aktivität. Aus der Zahl der physiologischen Theorien hebt Busse zwei Typen hervor. Die physiologische Assoziationstheorie (Ziehen) vermag das Moment des Willkürlichen nicht zu eliminieren, wie insbesonders das Meynertsche Schema die Notwendigkeit und Naturgesetzlichkeit der Konstruktion nicht erweisen kann, während durch Ziehens Annahme, dafs die latente Erregung Rl einer Zelle in Rv abgeändert werden müsse, damit die Vorstellung wieder lebendig werde, der Begriff einer dauernden Disposition oder Spur, auf der die Theorie beruht, hinfällig wird. Auch der v. Kriessche Gedanke einer intracellulären Begründung psychischer Prozesse, die Vorstellungen, die sich an eine Interferenz der Erregungen knüpfen, von Erhebung und Herabsetzung des Neuronenschwellenwertes vermögen das Problem nicht zu lösen. Münsterbergs Aktionstheorie, welche besonders den Begriff der Entladung verwertet, gelingt es gleichfalls nicht, die tier- und menschheitliche Entwicklung als blofs physikalisch-chemischen Prozefs zu begreifen: die Fehler, die er begeht, z. B. die Annahme, dafs das Entgegengesetzte, die Aufmerksamkeit Hindernde immer dasjenige sei, das zu antagonistischen Handlungen führt, deutet der Verfasser an. Suggestion und Hypnose lassen sich nicht rein physiologisch erklären. — Das Verständnis, das wir durch Heranziehung psychischer Faktoren gewinnen, repräsentiert eine cognitio rei, während die naturwissenschaftliche Erklärung eine cognitio circa rem ist.

Die psychologische Konsequenz des Parallelismus, die pluralistische Psychologie, erweist sich als mit den Tatsachen des psychischen Lebens unvereinbar. Eine Mannigfaltigkeit von Psychomen oder Psychosen vermag die Einheit des Bewufstseins nicht entstehen zu lassen, eine Unmöglichkeit, die James mathematisch illustriert hat. Die Versuche, die Einheit als ein Summationsphänomen zu begreifen, verwechseln die absolute Einheit des Bewufstseins mit der blofs relativen eines physischen Aggregats (Ebbinghaus, Wundt). Dafs der Substanzbegriff für die Naturwissenschaft sehr brauchbar und notwendig, für die Psychologie unbrauchbar (Wundt), vermag Busse nicht einzusehen, statuiert vielmehr seine sekundäre Bedeutung in der Physik und seine Fruchtbarkeit für die psychologische Erklärung. Den Begriff des Seelenwesens vermögen auch die Pluralisten nicht zu bannen, was in Wundts und Paulsens »Wille« sich dokumentiere; andererseits gelangen sie zu einer Einheitsidee des Absoluten, die mit dem Parallelismus nicht vereinbar, der es nur als Summations-

begriff fassen darf: substanzielle Wesenseinheit des Absoluten bedingt aber solche individuellen Bewufstseins. Die weitere Konsequenz des Parallelismus, die psychologische Atomistik, setzt sich gleichfalls mit den Tatsachen des Bewufstseins in Widerspruch, wie auch eine Mechanik der Psychosen auf dem Gebiete des höheren Seelenlebens undurchführbar.[1])

Die beiden Grundsätze, die ebenso unanfechtbar wie mit der Annahme psychophysischer Wechselwirkung unvereinbar sein sollen, das Prinzip der geschlossenen Naturkausalität und das Gesetz der Erhaltung der Energie, unterzieht Busse einer näheren Betrachtung und kommt zu dem Resultate, dafs ersteres Prinzip, wie es kein denknotwendiger Satz, auch keine Tatsache der Erfahrung (Heinrich), noch auch ein durch rechtmäfsiges Induktionsverfahren zur Allgemeingiltigkeit erhobener Satz sei, da es nur auf unorganischem Gebiet ausnahmslos bestätigt. Die Übertragung seiner Giltigkeit auf das Gebiet des Organischen sei deshalb nicht ohne weiteres gestattet, weil hier psychische Faktoren, die dort fehlen, vorhanden sind und schwerwiegende Gründe für ihr Einwirken auf das materielle Geschehen sich geltend machen. Mit dem Äquivalenzprinzip stimmt die Wechselwirkungstheorie aufs beste zusammen, während das Konstanzprinzip als eine subjektive, im Energieprinzip als solchem nicht notwendig enthaltene Annahme von problematischem Werte sich erweist. »Die Sätze von der Geschlossenheit der Naturkausalität und der Konstanz der Gesamtsumme der physischen Energie sind weder Naturgesetze noch metaphysische Weltgesetze, sondern — Vorurteile, Sätze, die nicht die Welt, sondern nur das Denken einer Anzahl Naturforscher regieren.«

Schon die hervorgehobenen Punkte werden die Bedeutung des Werkes nicht nur als systematische Darstellung — es eignet sich seiner vorzüglichen Lehrmethoden wegen ganz besonders auch zur systematischen Einführung in die ganze Streitfrage —, sondern auch hinsichtlich seiner vielfach neuen kritischen Resultate erkennen lassen. Die Entscheidung der Frage bedingt unsere Weltanschauung in empirischem wie metaphysischem Sinne. Auf empirischem Standpunkte treten sich Körper- und Geisteswelt als zwei spezifisch verschiedene Selbständigkeiten gegenüber, die sich aber gegenseitig beeinflussen. Die physische Welt erweist sich in mechanischer Abgeschlossenheit, bis das Seelische weder als Eigenschaft oder Produkt der Materie, noch als Summation oder Integration psychischer Keime, die die innere Seite der Atome darstellen, sondern als neuer Faktor auftritt, an das Vorhandensein bestimmter physischer Bedingungen zwar gebunden, aber nicht daraus erklärbar.[2]) Das gilt auf unserem Planeten

[1]) Zur Ablehnung des Parallelismus auf naturwissenschaftlicher Seite s. z. B. Edinger a. a. O. p. 447 fg.: er acceptiert diese »Hypothese« nicht und bezeichnet sie als »nur anscheinend so einfach« u. L. Hermann, Lehrb. d. Phys. 10454.

[2]) Vgl. Thiele a. a. O. p. 216 ff., 242 ff., 505; — Konsequenzen hinsichtlich der Unsterblichkeit 497—510; Unmöglichkeit dieser auf parallelistischem Standpunkte Busse p. 371 ff.

sowohl wie auf anderen, von der Entstehung des Psychischen überhaupt, wie von der höherer psychischer Wesensarten, speziell der menschlichen. Die menschliche Psyche ist so nicht die Fortbildung der Affenseele oder der Seele eines affenähnlichen Tieres, sondern eine zwar in zahlreichen Zügen ihrer Organisation mit den übrigen Wesen übereinstimmende, in anderen von ihnen verschiedene, neue und wesenseigentümliche Repräsentation der Gesamtgeistigkeit. Der sowohl in phylogenetischer wie ontogenetischer Hinsicht stetigen Entwicklung auf physischer Seite tritt eine beidemal unstetige auf psychischer Seite gegenüber, wie Stumpf darauf hinweist, dafs die mathematische Funktionlehre Fälle lehrt, wo der stetigen Veränderung eines x unstetige Veränderungen eines zu ihm im Verhältnis funktioneller Abhängigkeit stehenden y entsprechen. In metaphysischem Sinne bildet die Wechselwirkungslehre eine symbolische Darstellung, eine Projektion aus dem Absoluten ins Empirische.

Zum Schlusse mag die Hindeutung am Platze sein, dafs es nicht in der Tendenz des Busseschen Werkes liegt, historisch weiter zurückzugreifen, sondern dafs es dem Verfasser in erster Linie darauf ankommt, in dem gegenwärtigen Streite der Meinungen eine feste Position einzunehmen und zu seiner Entscheidung beizutragen. Demzufolge sind die Erörterungen über Kants Parallelismus in eine Anmerkung verwiesen, ist auf Herbarts Parallelismus nicht eingegangen,[1]) ist Schopenhauers Zwitterstellung von Parallelismus und Willensaktualität, sowie sein Materialismus (wir gewinnen unsere Vorstellung der Welt, die doch unser Geist frei schöpferisch setzt, aus dem Produkte des Gehirns) nur berührt.

Der Ansicht des Autors, dafs ein Inhaltsverzeichnis — auch noch so ausführlich — ein Sachregister entbehrlich mache, vermag ich, zumal bei dem Umfange des Werkes, mich nicht anzuschliefsen.

Königsberg i. Pr. Dr. Rudolf Schade

Scheler, Dr. **Max F.**, Die transszendentale und die philosophische Methode. Eine grundsätzliche Erörterung zur philosophischen Methodik. Leipzig, Dürr, 1900.

Der Verfasser vertritt mit Recht die Ansicht, dafs die Wissenschaft und insbesondere die Philosophie eine Erörterung methodologischer Fragen nicht ablehnen dürfe, weil sonst Willkürherrschaft von Sonderbestrebungen und Zersplitterung der Kräfte eintreten müfste. Auch seien Fortschritte in der Erkenntnis regelmäfsig unter dem Einflusse gewisser leitenden Ideen zustande gekommen und vollends könne die von der Neuzeit betonte Selbständigkeit des Denkens erst durch sein methodisches Vorgehen zur Geltung kommen, insofern dieses den menschlichen Gedanken etwas von schöpferischer Kraft verleihe.

Es wird nun ein kurzer Überblick über die wesentlichen Züge der philosophischen Verfahrungsweisen gegeben, die sich seit dem Ende des

[1]) Dies ist sehr zu bedauern, denn die Lehre Herbarts wird gegenwärtig noch in zahlreichen Schriften vertreten und hat zu all den oben genannten Richtungen Stellung genommen und eingehende Kritik geübt. O. F.

Mittelalters und namentlich seit Kants Auftreten in der Geschichte der Philosophie entfaltet haben, und dann zur ausführlichen Behandlung der zwei in der Gegenwart vorherrschenden Methoden übergegangen.

Zuerst wird die transszendentale in dem Sinne gekennzeichnet, dafs sie zu feststehenden Wahrheiten meist mathematisch-naturwissenschaftlicher Art reduktiv Gründe sucht, und zwar objektiv logische Gründe, die für alle mögliche Wissenschaft gelten, also formalen Charakter tragen, Erkenntniskriterien sein und mit zur Wissenschaft gehören sollen. Nachdem diese Art von Entwicklung der Prinzipien an den Problemen des Raumes, der Zeit, des Ichs oder der Persönlichkeit und der Kausalität im einzelnen ersichtlich gemacht ist und die grofse geschichtliche Mission, welche diese Methode erfüllte, die verdiente Anerkennung gefunden hat, wird gezeigt, dafs ein rein reduktives Verfahren undurchführbar und wohl eine kausale, aber nicht eine blofs logische Zurückführung für den wirklichen Erkenntnisvorgang praktisch förderlich ist. So gewonnene Prinzipien seien für die Anwendung auf Probleme des Menschenlebens zu arm an Inhalt und doch wieder zu reich für Prinzipien aller möglichen Erfahrung, deren systematische Ableitung man überhaupt aufgeben sollte. Kriterien könnten solche Prinzipien, die weder auf der Geschichte der Erkenntnis noch auf einem Studium aller ihrer Mittel beruhen, nicht sein, und zwar weder für die Erkenntnisse, auf denen sie beruhen, noch für andere. Überdies seien sie weder selbst Axiome noch aus solchen abgeleitet, daher auch keine wissenschaftlichen Urteile.

Nach des Verfassers eigener Überzeugung sei nicht von den Ergebnissen einzelner wissenschaftlicher Disziplinen oder dem vagen Begriff der Erfahrung, sondern von einer breitern Grundlage, nämlich von dem auszugehen, was Eucken Arbeitswelt genannt hat und nach den wirklichen Gründen dieser, nicht aber nach der Möglichkeit der Erfahrung überhaupt zu fragen. So könne man durch die Tätigkeit aller Teile unserer Arbeitswelt den Begriff des Geistes als einer nicht einfachen, aber einheitlichen Potenz gewinnen und die Philosophie davor bewahren, entweder zu einem geschlossenen System zu werden oder für immer zu zersplitterter Detailarbeit verurteilt zu bleiben. Der Abschnitt schliefst mit einer Reihe von Andeutungen über eine im Sinne des Verfassers gehaltene Behandlung der Probleme des Raumes, der Zeit, des Ichs und der Kausalität.

Die zweite philosophische Methode, die nun zur Darstellung kommt, ist die psychologische, welche die Seelenlehre als die Grundwissenschaft aller philosophischen Disziplinen oder diese geradezu als Teile der Psychologie betrachtet. Ihr weifs der Verfasser auffallend mehr Gutes nachzusagen. Sie betrachte das Denken und Erkennen in lebendiger Wechselwirkung mit den übrigen seelischen Vorgängen und vermeide den vorzeitigen Abschlufs in der Bestimmung des Erkenntnisvermögens durch Ablösung der mathematischen Naturwissenschaft von den übrigen Kulturpotenzen. Sie zeige sich aufmerksam für die in den einzelnen Wissenschaften angewandten Erkenntnisformen und betätige ein feines Verständnis für Überzeugungen und für psychische Kräfte nicht intellektueller Art, vor allem aber schneide sie die künstliche Unterscheidung zwischen Wahr-

heiten, die der Erfahrung angehören und solchen, die Normen oder Ideen seien, einfach durch die Erklärung ab, alle Wissenschaft habe es nur mit Wirklichem, mit Tatsachen zu tun. Während der Verfasser diese Elemente der psychologischen Methode in die von ihm selbst vertretene Verfahrungsweise aufnimmt, gewinnt er andere aus der Blofslegung der Schattenseiten des Psychologismus. So sei es ein Irrtum, wenn der Psychologe glaube, die Seele als konstantes Objekt vor sich zu haben oder Werkzusammenhänge, wie Wissenschaft, Staat u. dergl. nicht von dem lebendigen Bewufstsein ablösen zu können, vor allem aber, wenn er vermeine, das geistige Leben als Teil des psychischen Seins beobachten zu können, während dort, wo die Lebensform des Geistes beginne, die Selbstbeobachtung aufhöre, und die Probleme der Philosophie nur unter gegenseitiger Determination von Arbeitswelt und geistiger Lebensform zu lösen seien.

Schliefslich stellt der Verfasser in zwölf scharf formulierten Thesen das positive Ergebnis seines kritischen Werkes als Programm einer philosophischen Methode dar, welche zwischen den Ansprüchen der Mathematik und wie der mathematischen Naturwissenschaft einerseits und denen der geschichtlichen Wissenschaften andrerseits einen inneren Ausgleich herbeiführen und die noologische Methode heifsen soll. Ihre Durchführung wird wohl mit grofsen Schwierigkeiten verbunden sein, gewifs ist aber ihr Plan in dem vorliegenden Buche auf Grund eingehender Kenntnis der Geschichte der Philosophie und der einschlägigen Literatur in ebenso geistreicher als umsichtiger Weise entworfen. Ignaz Pokorny

Stern, Dr. **L. William**, Theorie der Veränderungsauffassung. 37 S. Breslau, Preufs & Jünger.

Auf Grund seiner früher veröffentlichten Abhandlungen über die psychische Präsenzzeit und über die Wahrnehmung von Bewegungen, Helligkeits- und Tonveränderungen hat der Verfasser unter eingehender Berücksichtigung der einschlägigen Literatur eine Psychologie der Veränderungsauffassung geschrieben, von der die vorliegende Habilitationsschrift zwar nur die Einleitung und die beiden ersten Paragraphen enthält, aber gleichwohl eine entschieden gute Meinung zu begründen geeignet ist.

Während man nämlich früher gewohnt war, alles von der Vergleichung zeitlich getrennter Momente zu erwarten, wird uns hier wirksam nahe gelegt, dafs die Veränderungsauffassung auch durch einen einzigen Wahrnehmungsakt zustande kommen könne.

Einmal gebe es Vorstellungsakte, die zeitlich ausgedehnt und dabei innerhalb der psychischen Präsenzzeit (von höchstens zwei Sekunden) doch einheitlich sind und die direkte Wahrnehmung wie des Beharrens oder der Konstanz, so auch der Veränderung gestatten.

Zweitens sei oft eine momentane Übergangswahrnehmung gegeben, ein durch die Veränderung hervorgebrachter Eindruck, der in einem Augenblicke fertig ist und sich nicht nur bei Messungen, sondern auch bei der schlichten Selbstbeobachtung von der Auffassung allmählicher Veränderungen scharf unterscheidet. Der Verfasser nimmt daher bei den Sinnen, wo solche Wirkungen rascher Veränderungen zu bemerken sind, d. i. beim

Gesicht, Gehör, Getast und Muskelsinn (neben einem Konstanz- auch) einen Übergangscharakter der Empfindung an und erörtert dessen physikalische und physiologische Bedingungen unter der Voraussetzung eines zeitlich ausgedehnten Reiz- und Anpassungsvorgangs. Es wird auch gezeigt, dafs der Übergangscharakter der Empfindung für sich allein über die Richtung der Veränderung keine Auskunft gebe, aber bei dem Eindrucke der Neuheit, bei Bewegungsempfindungen und den Erscheinungen der Intermittenz (Flimmern, Prickeln, Rauhigkeit) eine wichtige Rolle spiele, obgleich man nie aufser acht lassen dürfe, dafs auch die Gleichzeitigkeit oder die rasche Aufeinanderfolge mehrerer Empfindungen oder sonstiger psychischer Elemente — ohne oder mit ihrer Verschmelzung — zur Erklärung konkreter Bewufstseinserscheinungen herangezogen werden können.

Ignaz Pokorny

II Pädagogisches

Braasch, A. H., Der Wahrheitsgehalt des Darwinismus. Weimar, H. Böhlaus Nachfolger, 1902. 182 S.

»Man kann in den Naturwissenschaften über manche Probleme nicht gehörig sprechen, wenn man die Metaphysik nicht zu Hilfe ruft, aber nicht jene Schul- und Wortweisheit; es ist dasjenige, was vor, mit und nach der Physik war, ist und sein wird.«

Goethe, Wilh. Meisters Wanderjahre.

Das Buch von Braasch kommt zur rechten Zeit. Des groben Materialismus, der mehr Rätsel aufgibt als löst, ist man gründlich überdrüssig, nicht nur in philosophischen, sondern auch in den naturwissenschaftlichen Kreisen. Dem modernen Menschen drängt sich die Tatsache mit zwingender Notwendigkeit auf, dafs, so grofs und weit auch unser Weltbild geworden ist, der unaufgeklärte Rest in gleicher Gröfse und Wucht verharrt, wie ehedem. Hier liegt der grenzenlose Erdteil des menschlichen Glaubens, wie vor Zeiten. Hier ist Platz für den Anbau und die Einwurzelung unserer religiösen Gefühle; dort, in den Schranken der menschlichen Erkenntnis, Raum für die Ausdehnung des Wissens. So beschränkt diese Grenzen sein mögen, so liegt in ihnen doch der unauslöschliche Drang, sie immer weiter hinauszuschieben, die Gebiete nach Umfang und Inhalt zu erweitern und im Streit der Meinungen immer mehr Erkenntnisgehalt zu gewinnen.

Auch im religiösen Gebiet gibt es keinen Stillstand; auch hier von jeher lebhafte Bewegung, so lebhaft, dafs die Menschen darüber alles vergafsen, ja sich gegenseitig ans Leben griffen. Das haben sie in der Wissenssphäre nicht getan. Sie haben sich hier gegenseitig kritisiert, gescholten, wohl auch verdammt — aber gefoltert, geköpft und verbrannt haben sie sich deshalb nicht. Das war dem Glaubensgebiet vorbehalten, ein Zeichen dafür, dafs nichts den ringenden Menschen so tief ergreift, als die Angelegenheiten des Glaubens; dafs er hier eine Heimat sucht, die das Wissen nicht bietet; dafs ihm diese Heimat das Teuerste ist, wofür er Leib und Leben gibt.

Und dafs hier alles so schwer, so tragisch genommen wird, hängt auch damit zusammen, dafs der Inhalt des Glaubens nicht aus eigener Kraft stammend gewertet, sondern auf eine übernatürliche Offenbarung zurückgeführt wird.

Alles Wissen aus menschlicher Anstrengung, durch eigene Arbeit errungen — aller Glaube aus Gnade von Gott — durch Offenbarung den Menschen gegeben.

Wunderbar! Worauf die Erdenkinder Mühe und Arbeit verwendet haben, das halten sie als Menschenwerk gering gegenüber dem, was sie glaubten direkt von Gott empfangen zu haben. Darum haben sie blutige Kämpfe geführt, und darum dreht sich noch heute der heftigste Streit.

Es würde ihm sofort die Schärfe genommen, wenn der Gedanke durchschlüge, dafs alles, was der Mensch glaubt, ebenso sein eigenstes Werk sei, wie das, was er weifs; dafs die Glaubens-Überzeugungen ebenso eine Entwicklung durchlaufen haben und noch durchlaufen, wie die Wissensdinge. Wie hier grofse Entdecker bahnbrechend gewirkt haben, so dort grofse Propheten, unter ihnen Jesus, der gröfste. Und die Menschheit ist ihnen willig gefolgt. Während aber die wissenschaftlichen Entdecker alles der eigenen Kraft verdankten, sind die religiösen Pfadfinder nur Werkzeuge in der Hand eines Höheren. Wenigstens denkt man vielfach so.

Ich nicht. Ich vermag auf beiden Gebieten nur eine natürliche Entwicklung zu sehen, auf menschlicher Anstrengung ruhend; und auf beiden Seiten des Wunderbaren genug, das man als Offenbarung, als wissenschaftliche und religiöse, deuten kann. Und diese Entwicklung geht durch die Jahrtausende hindurch, nicht geradlinig aufwärts steigend, sondern in den angegebenen zwei Kurven, die noch zu berechnen sind, die sich in der Unendlichkeit schneiden.

Anfangs gab es nur eine. Wissen und Glauben bildete eine einzige in sich geschlossene Gedankengruppe. Aber das Wissen trennte sich vom Glauben und schlug eigene Bahnen ein, mit Gott oder wider Gott? Und die beiden Bahnen entfernten sich immer weiter von einander, wenn auch die römische Kirche immer wieder Anstrengungen macht, die Einheit herzustellen, durch Unterwerfung der Wissenschaft unter den Glauben.

Die protestantische Kirche hat dieses Bemühen längst aufgegeben. Sie läfst der Wissenschaft freie Bahn, und mit Recht. Daraus aber entsteht das Problem, das so viele Geister schon beschäftigt hat: Das Verhältnis zwischen Glauben und Wissen zu bestimmen. Sind es unversöhnliche Gegensätze, oder lassen sie sich friedlich in einer Brust vereinen?

Letzteres ist möglich und wird durch die Tatsache bewiesen, dafs tausende diese innere Einheit finden und sich ihrer freuen — allerdings unter Aufgabe von Glaubenssätzen, die die Kirchenlehre noch festhält, die aber für viele leblos geworden sind. Deshalb werden sie verworfen als unnützer Ballast längst entschwundener Zeiten.

Dieser Prozefs ist ohne Zweifel durch die gewaltige Entwicklung der Naturwissenschaften beschleunigt worden. Immer dringender wurde die Auseinandersetzung mit ihnen, als sie sich anmafsten, des Glaubens entbehren und alles menschlich Wertvolle allein in die Bahn des Wissens

einbeziehen zu können, gegenüber dem Bestreben der römischen Kirche, die kein Wissen gelten lassen will, das dem Bekenntnis zuwider läuft.

So ist das Buch von Braasch höchst willkommen zu heifsen als ein Versuch, vom Boden der Naturwissenschaften wie vom Standpunkt der evangelischen Kirche aus eine Grenzregulierung der beiden Gebiete vorzunehmen und ihre vermeintliche Feindschaft in ein friedliches Zusammenwirken aufzulösen.

Dieser Versuch mufs als ein gelungener bezeichnet werden. Deshalb ist das Buch namentlich den Lehrern aufs wärmste zu empfehlen, die bei ihrem Religionsunterricht von dem inneren Zwiespalt gepeinigt werden, dafs das moderne Wissen sich mit dem alten Glauben nicht vereinigen lasse. Es läfst sich vereinigen, unter der Bedingung, dafs der alte Glaube eine Erneuerung erfährt. Das Buch von Braasch zeigt den Weg dazu, wie der Lehrer einen inneren, einheitlichen Standpunkt gewinnen kann, von dem aus der Religionsunterricht mit Wahrheit, Tiefe und Leben durchdrungen wird.

So kann das Buch, das zunächst dem theoretischen Bedürfnis der nach innerer Einheit gegenüber der herrschenden Zwiespältigkeit dürstenden Menschenseele entgegen kommen will, zugleich eine eminent praktische Spitze für die gesamte Lehrerwelt erhalten. Darum begrüfsen wir die Schrift als ein gutes Werk, das der Verfasser geleistet, und wünschen ihr viele eifrige Leser.

Die moderne Wissenschaft arbeitet rastlos daran, das Irrtümliche aus dem überlieferten Erkenntnisgehalt auszuscheiden, nur die bleibenden Wahrheitsmomente festzuhalten und neue Ergebnisse dem vorhandenen Wissensschatz hinzuzufügen. Auch die Theologie sehen wir bemüht, das Überlebte aus dem Glaubensinhalt auszuscheiden, und nur das bleibend Wertvolle zu bewahren und neue religiöse Begriffe zu erarbeiten. Aber wie viel schwieriger ist ihre Arbeit! Auf ihrem Gebiet kann von strikten Beweisen keine Rede sein. Wo aber ein Theologe von heute auf göttliche Eingebung sich berufen wollte, wer würde ihm Glauben schenken?

Darum kommen wir hier so schwer weiter. Aber weiter kommen müssen wir, wenn unsere christliche Religion nicht verloren gehen soll. Das Buch von Braasch steht auf dieser Linie des Fortschritts. Es ist geeignet, Klarheit über das Verhältnis von Glauben und Wissen zu verbreiten und dabei die wesentlichen Grundlagen unseres religiösen Gefühlslebens von neuem zu stützen, ohne sich den Fortschritten des naturwissenschaftlichen Denkens zu verschliefsen.

Jena W. Rein

FACHPRESSE

Aus der philosophischen Fachpresse

Buhmann's Wartburgstimmen. I. 1.

Buhmann, Deutscher Gruſs. — Religiöse Kultur. — Künstlerische Kultur des deutschen Volkstums. — Staatspädagogische Kultur der germanischen Völker. — Wissen und Weisheit. — Singen und Sagen. — Redehalle.

Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik. Dresden, Kämmerer, 1903. XXXV.

Friedrich, Die Ägineten. — Franke, Wirtschaftspädagogik. — Foik, Psychologie im Seminar. — Fritzsch, Briefe Herbarts an Drobisch. — Wilk, Das Werden der Zahlen und des Rechnens im Monschen und in der Menschheit auf Grund von Psychologie und Geschichte. — Vogt, Latein und Griechisch im Gymnasium. — Wilk, Bemerkung zum preuſs. Lehrplan in Mathematik. — Jost, Deutsch im preuſs. Lehrplan. — Thrändorf, Religionsunterricht im preuſs. Lehrplan.

Die Kinderfehler. Zeitschrift für Kinderforschung mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Pathologie. Im Verein mit Medizinalrat Dr. J. A. Koch und Prof. Dr. theol. et phil. Zimmer herausgegeben von Institusdirektor J. Trüper u. Rektor Chr. Ufer. VIII, 3.

A. Abhandlungon: A. König, Die Entwicklung des musikalischen Sinnes bei Kindern (Schluſs). — Dr. L. Scholz, Abnorme Kindesnaturen (Schluſs). — B. Mitteilungen: Adolf Rude, Psychologische Beobachtungen an einem Kinde (Forts.). — Rud. Brohmer, Über die Verwertung der Gehörreste bei Taubstummen. — Anna Bock, Ethische Anschauungen japanischer Mädchen. — Verein für Kinderforschung. — Zur Nachricht. — C. Literatur.

Gutberlets Philosophisches Jahrbuch. 16. Jahrgang. 2. Heft.

I. Abhandlungen: A. Straub S. J., Die Aseität Gottes. — C. Gutberlet, Die natürliche Erkenntnis der Seligen. — E. Hartmann, Die sinnliche Wahrnehmung nach Pierre d'Ailly (Schluſs). — St. Schindele, Die aristotelische Ethik (Forts.). — B. Adlhoch O. S. B., Glossen zur neuesten Wertung des Anselmischen Gottesbeweises. — II. Rezensionen und Roferate. — III. Zeitschriftenschau. — IV. Philosophischer Sprechsaal. — V. Novitätenschau. — VI. Miszellen und Nachrichten.

Vaihinger's Kantstudien. VIII. 1.

F. Staudinger, Cohens Logik der reinen Erkenntnis und die Logik der Wahrnehmung. — Frank Thilly. Kant and Teleological Ethics. — Fr. Heman, Kants Platonismus und Theismus, dargestellt im

Gegensatz zn seinem vermeintlichen Pantheismus. — E. Sänger, Die neue Kantausgabe: Kants Briefwechsel. — Fr. Paulsen, Kant nnd die Metaphysik. Bemerkungen zu einer Vorrede Vaihingers. — Rezensionen. — Selbstanzeigen.

Aus der pädagogischen Fachpresse

(1902.) Von einer nenen Seite tritt Dr. Bauer an das Problem der »Ermüdnng« heran, indem er (D. Schulmann 7) don experimentellen Nachweis führt, dafs mit der Ermüdung auch die Hörschärfen abnehmen und die Werte nm so mehr sinken, je mehr mit dem Talente Fleifs gepaart ist. M. Lobsien betrachtet in umfassender Weise (Päd.-ps. Stud. 6/7). »Die Schwankungen in dor Muskelkraft und in der Aufmerksamkeit bei Schulkindern.« Danach bedarf der Körper im März nnd April dor Schonnng, während er im Juni und Jnli das höchste zu leisten vermag. Die psychische Leistungsfähigkeit zeigt zwei Jahreswellen, eine höhere im Frühling nnd Sommer, eine niedere im Herbst nnd Winter. »Über verschiedeno für die Erziehnng wichtige Formen der Suggestion« verbreitet sich Prof. O. Shea (Päd.-ps. Stud. 8). Ebenda teilt H. Grünewald die Ergebnisse seiner Untersuchungen übor »Die Arten der Denkbeziehungen in den Fragen von Schulkindorn« mit, aus denen hervorgeht, »dafs in den kindlichon Fragen der Regrefs den Progefs in räumlicher, zeitlicher nnd kausaler Beziehnng überwiegt.« Einen »Versuch eines Schemas für Intelligenzhandlnngen« gibt Dr. Birnbaum (Ebenda 9/10), und »Nene psychologische Untersuchungen über die Enstehung der ersten Zahlvorstellungen und Zahlbegriffe« Rnd. Knilling (Ebenda 11/12). Dieser kommt zu dem Schlufs, dafs nur die Zahlen 1—3 dnrch Anschanung, allo andern dagegen nnr durch Zählen erfafst werden können. Eine Untersuchung über »Die ursprüngliche Gewifsheit nnd Allgemeingültigkeit der sittlichen Stammurteile« veröffentlicht Dr. Gille (D. Bl. f. erz. U. 50. 51). Unter der Überschrift »Goethe und die Kinderforschung« gibt A. Walther (Leipz. Lehrerztg. 10—13) eine gedrängte Theorie der Kindesnatur nach Goethes Anschanung.

Aus dem Gebieto der allgemeinen Unterrichtslehre greift W. Picker dio »Konzentration« heraus (D. Bl. f. erz. U. 30—32): Die Unterrichtsgebiete, welche ihrer Natur nach wesentlich voneinander verschieden sind, werden in parallelen Reihen nebeneinander geordnet, und eine Verknüpfung geschieht nur da, wo zwischen denselben eine begriffliche oder kansale Beziehung gefunden wird. Über dasselbe Problem spricht sich H. Wiehr aus (Allg. D. Lehrerztg. 46—49), ohne nene Momente anzuführen. »Meinungen und Wünsche zur Formalstnfentheorie« spricht Rektor Schmidt aus (D. Schulmann 8. 9), er wendet sich im besondern gegen die Zillersche Umgestaltung der Herbartschen Theorie. »Das sittliche Handeln als oberstes Erziehungs- und Unterrichtsziel« belenchtet H. Wigge (D. Schulm. 7): den Unterricht unter den Leitstern des sittlichen Handelns zu stellen, ist ein noch ungelöstes pädagogisches Problem. In diesen Zusammenhang gehört auch die Arbeit: Die Bildung des sittlichen Urteils durch den Unterricht (Allg. D. L. 34—37). Die Beziehnngen zwischen Hypnotismus und Pädagogik behandelt ansführlich eine Arbeit »Suggestion und Hypnose« (D. Bl. f. erz. U. 24—29), sie weist die Anwendung der Hypnose entschieden znrück. Zu der Frage der künstlerischen Erziehung bringen neue Beiträge Allg. Schnlbl. 20—22, Päd. Ztg. 28—30; 29. 34, Allg. D. Lehrerztg. 33. A. Übel, »Verhaltnis des Knnstbildes zum Anschauungshilde« (Leipz. Lehrerztg. 7—9). Er beantwortet znnächst die Frage: Wie entsteht ein Kunstbild und in welcher Weise ein Anschanungshild? und zeigt dabei, dafs das Kunstwerk lediglich Befreiung der ringenden Künstlerseele ist,

Digitized by Google

während beim Anschauungsbild der Künstler nur das »Wie«, der Pädagoge das »Was« bestimmt; stellt sodann die verschiedenen Zwecke beider nebeneinander, beleuchtet die verschiedenen Anforderungen an beide und zeigt die daraus folgende verschiedenartige Behandlung beider. Die Kunsterziehungsfrage ist ihm wesentlich eine Lehrerbildungsfrage. »Ist der Lehrer nicht empfänglich für das Schöne, so wird es ihm nicht gelingen, seine Kinder zum Kunstgenufs zu erziehen.« Den »Wandschmuck in der Schule« bespricht L. Pretzel (Deutsche Schule 10). Der gefährlichste Irrtum, auf den er hinweist, ist der, dafs man glaubt, man habe den Raum schon geschmückt, wenn man nur überhaupt Bilder an den Wänden aufgehängt hat.« Gegen die ungebührliche Bevorzugung des Farbigen wendet sich A. Grüttner in einer »kunstpädagogischen Betrachtung Schwarzweifs« (Päd. Ztg. 47). Wie man auf dem ästhetischen Gebiete die »Heimat-Kunst« proklamiert hat, so erfreut sich auch in der Pädagogik zur Zeit des Heimatliche einer starken Pflege. E. Linde betrachtet darum einmal »Die Kehrseite des Heimatlichen« (Frankf. Schulzt. 23) und kommt dabei zu folgendem Ergebnis: »Eine Bevorzugung der heimatlichen Stoffe ist berechtigt, und das Ziel, dem Schüler Heimat und Vaterland lieb und wert zu machen, löblich und gut. Aber in dieser Tendenz liegt eine Gefahr, die dreifache Gefahr nämlich, dafs wir am natürlichen Interesse der Schüler vorbeizielen, dafs wir das erziehlich Wertvollere hinter das erziehlich Minderwertige, blofs weil dieses heimatlichen Charakter trägt, zurückstellen, und dafs wir den besten Weg zur Entwicklung des Heimatsinnes, nämlich den Umweg über die Fremde, verfehlen.« Mit den Schmerzenskindern der Volksschule beschäftigen sich zwei treffliche Arbeiten: »Die Fürsorge der Volksschule für ihre nicht schwachsinnigen Nachzügler« von R. Weise (D. Bl. f. erz. U. 41. 42) und »Schwachbefähigte Schüler — ein Segen für die Schule« von Hildner (Sächs. Schlztg. 51. 52). »Das Ziel der Mädchenbildung« beleuchtet Dr. Kornberger (Deutsche Schule 11. 12). Z.

Grundfragen der Mädchenschulreform behandelte Helene Lange in einem längeren Artikel des Aprilheftes der von ihr geleiteten Monatsschrift »Die Frau« (Verlag W. Moeser, Berlin S.). Der Artikel, der gerade jetzt besonders aktuell sein dürfte, leitet aus den Grundaufgaben der Schulbildung überhaupt ein geschlossenes Programm der höheren Mädchenbildung ab. Die Verfasserin behandelt von den verschiedenen in Betracht kommenden Gesichtspunkten aus die Frage, inwiefern sich eine Verschiedenheit der höheren Mädchenbildung und der der Knaben rechtfertigen lasse, und kommt am Schlufs ihrer Ausführungen zu folgender Forderung: Die der gegenwärtigen Lage der Frau entsprechenden Bildungsanstalten wären neben der Volksschule mittlere und höhere Mädchenschulen, die den Realschulen und Oberrealschulen der Knaben etwa gleichstehen, d. h. einen gleich langen und in seinem Aufbau ähnlichen Bildungsgang umfassen würden. Den besonderen Aufgaben, die das Leben der Frau und Mutter stellt, müfste zugleich in stärkerem Mafse als bisher Rechnung getragen werden. Zu diesem Zweck wäre der mathematisch-naturwissenschaftliche Unterricht der Oberrealschule, dessen Ausdehnung durch die besondere Rücksicht auf die technischen Berufe bestimmt ist, soweit zu beschränken, dafs für diese Fächer (Pädagogik, Gesundheitslehre u. s. w.) Raum gewonnen würde. — Der sozialpolitische Teil der Zeitschrift ist durch Beiträge von Dr. phil. Elisabeth Gottheimer (Die wirtschaftliche Lage der gebildeten Arbeiterin) und Alice Salomon (Die Jugendlichen in der Sozial- und Kriminalpolitik) vertreten; der belletristische durch eine von Leo Tolstoi umgedichtete russische Sage und eine feinsinnige Erzählung von Elisabeth Siewert.

Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.

AUFSÄTZE

Experimentelle Studien zur Individualpsychologie nach der Additionsmethode

Von

Marx Lobsien, Kiel

(Fortsetzung)

Das Ergebnis der Ablenkungsversuche in Bezug auf die Gesamthöhe der Leistung beziffert sich:

Name	Gg	Str	Gd	Durchschnitt
Höhe	998	490	790	$\frac{2278}{4} = 759$

Vergleicht man diese Daten mit den oben gezeichneten Energiehöhen, dann ergeben sich als Ablenkungswerte:

Name	Gg	Str	Gd	Durchschnitt
Höhe	257	632	497	$\frac{1396}{3} = 465$

Es offenbart sich also deutlich, neben persönlichen Unterschieden, eine recht bedeutende Ablenkbarkeit bis zu $^1/_3$ der Anfangsenergie, genauer bezw. $^1/_6$, $^1/_2$ und $^5/_{12}$.

Für die zweite Gruppe der Versuchspersonen gestalten sich die zugehörigen Werte folgendermafsen:

A. Pausenversuche:

1. Viertelstundenpause

Name	L	B	Dg	Pe	Str	J	Durchschnitt
Höhe	787	1059	1055	1169	618	1061	$\frac{5749}{6} = 958$

Vergleich mit der Normalenergie:

Name	L	B	Dg	Pe	Str	J	Durchschnitt
Norm	737	909	877	1132	534	1006	
Pausenvers.	787	1059	1055	1169	618	1061	
+	50	+ 150	+ 178	+ 37	+ 84	+ 55	$\frac{554}{6} = 92$

Hier zeigt sich ausnahmslos bei den minder Begabten ein günstiger Einfluſs der Pause, die infolge derselben erzielte Mehrleistung schwankt zwischen 50 und 178 und beträgt im Mittel 92. Der Vergleich mit den zugehörigen Daten der Begabten ist bezeichnend. Doch darf man — und das möge hier gleich auch für die ferneren Untersuchungen klargestellt werden, — dabei niemals aufser acht lassen, dafs die Pausen und Ablenkungsversuche den ununterbrochenen Arbeitsversuchen nachfolgten. Es mufs also an den Werten für die Pausen- und Ablenkungsversuche eine Subtraktion vorgenommen werden. Das folgt ohne weiteres aus der Tatsache des Übungsgedächtnisses. Die Einflüsse der Übung verlieren sich nicht von einem Versuchstage zum andern; am nächsten Tage arbeitet die Versuchsperson, wenn nicht bedeutende Störungen der Aufgelegtheit sich besonders geltend machen, unter günstigeren Voraussetzungen. Die Pausen- und Ablenkungsversuche wurden also unter soviel günstigeren Umständen unternommen, als das Übungsplus wert ist. Die Gröfse dieses Plus liefs sich aus meinen Versuchsergebnissen nicht bestimmen. Das verboten auch versuchstechnische Umstände.

B. Ablenkungsversuche:

Name	L	B	Dg	Pe	Str	J	Durchschnitt
Höhe	710	826	—	848	516	1253	$\frac{4153}{5} = 831$

Vergleich mit der Normalenergie:

Name	L	B	Dg	Pe	Str	J	Durchschnitt
Norm	737	909	—	1132	534	1006	—
Ablenkung	710	826	—	848	516	1253	831
—	27	83	—	284	18	+ 247	78

Die eine Ausnahme bildende Versuchsperson J habe ich aus naheliegenden Gründen aus der Durchschnittsrechnung ausgeschlossen. Ich hoffe die Deutung des eigenartigen Verhaltens hernach geben zu können.

Zum Schlufs dieser einleitenden Ausführungen möchte ich noch eines meiner Ergebnisse mit solchen, die gewonnen wurden aus Versuchen mit Erwachsenen, vergleichen. Axel Oehrn fand als durchschnittliches Ergebnis seiner Versuche eine durchschnittliche Leistung für die Stunde von: 3050 addierte Zahlen, also als durchschnittliche Additionszeit 1244 σ = 1,24 Sek. Die mittlere Schwankungsbreite betrug 219,0 σ, offenbarte also mit der Erfahrung übereinstimmende grofse persönliche Differenzen. Im einzelnen zeigte sich eine Differenz von 4769—2347 der addierten Zahlen. Auch den Minimalleistungen seiner Versuche gegenüber zeigt sich eine lehrreiche Differenz der Untersuchungen mit begabteren Kindern. Es stehen sich gegenüber:

Kinder, begabt	Erwachsene: Minimal-	Maximalleistungen
1287	2347	4769
Kinder, weniger begabt		
534	2347	4769
Im Durchschnitt:		
1214		3050
813		3050
$\frac{2027}{2} = 1013$		3050

Die Durchschnittswerte weisen also ein Verhältnis auf von

1 : 3

Bei der Wertung desselben mufs man allerdings bedenken, dafs es sich bei den Untersuchungen Oehrns um wissenschaftlich gebildete Versuchspersonen handelt. Ähnliche Verhältnisse offenbart ein Vergleich mit den Versuchsergebnissen Amberos (Über den Einflufs von Arbeitspausen auf die geistige Leistungsfähigkeit), Versuchspersonen

also, die planmäfsig geübt sind, sich zu konzentrieren auch auf Arbeiten von nicht besonderem oder sehr geringem Interesse.

Übung und Ermüdung

Übung und Ermüdung stehen bezüglich ihrer Wirkung, bemerkt Oehrn mit Recht, in einem Gegensatze zueinander. Die eine ist geeignet — natürlich innerhalb bestimmter Grenzen — die Leistungsfähigkeit zu erhöhen; das bezieht sich sowohl auf die Qualität, wie die Quantität der Arbeit. Die Ermüdung andrerseits zehrt an dem Werte der Arbeit. Beide sind gleichsam feindliche Kräfte, die aber nicht im stande sind, sich gegenseitig zu zerstören, sondern nur ihre Wirkungen auf gegenseitige Kosten momentan auszugleichen oder zu binden. Sie machen sich bei jeder Arbeit von dem Momente an geltend, da sie beginnt. Es hängt offenbar aber von dem Verhältnis ihrer Wirkungsenergie ab, wo und wann sie sich binden. Dabei besteht aber weiter das eigentümliche Verhältnis, dafs im momentanen Zusammentreffen bei fortdauernder Arbeit die Übungswirkung dem Einflusse der Ermüdung stets unterliegt. Während aber die Ermüdungswirkungen durch hinlängliche Erholung zumeist ganz ausgeglichen wird, ist der jeweilige Übungszuwachs eine latente Kraft, die in gleichem Mafse frei wird und bei einer Erneuerung der Arbeit als bessere Ausrüstung des Ermüdungsfeindes sich darstellt.

Versuchen wir zunächst die Übung auf Grund der Experimente genauer zu messen und zu deuten. Es liegt auf der Hand, dafs sie auf doppelte Weise in Erscheinung tritt und zwar, worauf es hier ankommt, reinlich gesondert von den Einflüssen der Ermüdung. Am klarsten tritt sie zu Tage in den Unterschieden der Leistungen zu Beginn der Versuchsreihen an den aufeinanderfolgenden Tagen. Es ist dann zu erwarten, dafs sie die Ermüdungswirkungen des voraufgehenden Tages gänzlich ausgeglichen haben — wenn nicht andere störende Momente eingreifen, wie besondere Indisposition u. dergl. Zeigen sich nun, wie zu erwarten, immer höhere Leistungen zu Beginn der Versuche von Tage zu Tage, dann werden wir darin ein Mafs erblicken dürfen für den Übungszuwachs — und zugleich werden wir aus dem Verlauf des Übungszuwachses Staffelwerte erblicken zu der möglichen Übungswirkung überhaupt. Die zweite Form, in der die Versuche die Einwirkung der Übung — wenn auch nicht ganz so eindeutig offenbaren, ist der Verlauf der Leistungskurve. Die Arbeitsforderung ist ja dieselbe, eine Erstarkung der Übungswirkung von Versuch zu Versuch mufs nach den obigen Ausführungen eine Schwächung des Ermüdungseinflusses zur Folge haben.

Es wird sich mithin notwendig die Lage des Kulminationspunktes der Leistung nach rückwärts verschieben. Wir müssen, wenn keine anderen störenden Einflüsse sich geltend machen, ein langsames Wandern des Kulminationspunktes von links nach rechts als Wirkung der erstarkenden Übung bezeichnen und erblicken in den zurückgelegten Wegstrecken ein Mafs für deren Wachstum.

Ich möchte zunächst die Ergebnisse meiner Experimente herstellen.

1.—3. Versuchsreihe:

Versuchspersonen: Gg, Str, Stg, Gd

Vergleich der Anfangswerte

Personen	Werte					
	1	2	3	4	5	6
Gg	290	358	374	311	315	369
Str	174	134	225	254	249	248
Stg	225	254	335	—	—	—
Gd	265	267	292	250	326	365

1.—4. Versuchsreihe:

Versuchspersonen: L, B, Dg, Pe, Sth, J

Personen	Werte					
	1	2	3	4	5	6
L	103	145	166	199	217	188
B	139	242	210	229	287	278
Dg	128	209	212	230	277	—
Pe	135	188	273	283	284	276
Sth	45	149	121	120	169	193
J	150	219	219	272	287	309

Ich habe überall die Ergebnisse $^1/_4$stündiger Arbeit verzeichnet. Deutlich offenbart sich ein gesetzmäfsiger Einflufs der Übung. Um denselben jedoch klar zu erkennen ist notwendig, die absoluten und relativen Differenzwerte herauszuheben. Unter den ersteren sind die Abstände gegen das erste Ergebnis, unter den letzteren die gegen den je voraufgehenden Wert zu verstehen.

Personen		Werte				
		1 : 2	2 : 3	3 : 4	4 : 5	5 : 6
Gg	abs.	+ 68	+ 84	+ 21	+ 25	+ 79
	rel.	+ 68	+ 16	+ 63	+ 4	+ 51
Str	abs.	— 40	+ 51	+ 80	+ 75	+ 74
	rel.	— 40	+ 91	+ 29	— 5	— 6
Stg	abs.	+ 29	+ 110	—	—	—
	rel.	+ 29	+ 81	—	—	—
Gd	abs.	+ 2	+ 27	— 10	+ 76	+ 100
	rel.	+ 2	+ 25	— 42	+ 91	+ 39
L	abs.	+ 42	+ 63	+ 96	+ 114	+ 85
	rel.	+ 42	+ 21	+ 33	+ 18	— 29
B	abs.	+ 103	+ 71	+ 90	+ 148	+ 139
	rel.	+ 103	— 32	+ 19	+ 58	— 11
Dg	abs.	+ 81	+ 84	+ 102	+ 149	—
	rel.	+ 81	+ 3	+ 18	+ 47	—
Pe	abs.	+ 53	+ 138	+ 148	+ 149	+ 141
	rel.	+ 53	+ 85	+ 10	+ 1	— 8
Sth	abs.	+ 104	+ 76	+ 76	+ 125	+ 149
	rel.	+ 104	— 28	— 29	+ 49	+ 24
J	abs.	+ 69	+ 69	+ 122	+ 137	+ 159
	rel.	+ 69	± 0	+ 53	+ 15	+ 22

Noch übersichtlicher gestaltet sich der Vergleich, wenn man die Werte in die Sekunden umrechnet, die durchschnittlich zur Lösung einer Addition notwendig waren:

Personen	1	2	3	4	5	6
Gg	3,01"	2,51	2,40	2,89	2,81	2,41
Str	5,18	6,71	4,00	3,57	3,19	2,01
Stg	4,00	3,51	3,37	—	—	—
Gd	3,44	3,34	3,12	3,6	2,76	2,46
L	8,73	6,54	5,32	4,52	4,14	4,57
B	6,49	3,72	4,28	3,93	3,14	3,23
Dg	7,03	4,30	4,24	3,91	3,24	—
Pe	6,67	4,57	3,29	3,18	3,17	3,25
Sth	20,00	6,97	7,01	5,32	4,32	4,12
J	6,00	4,12	4,12	3,30	3,14	3,09

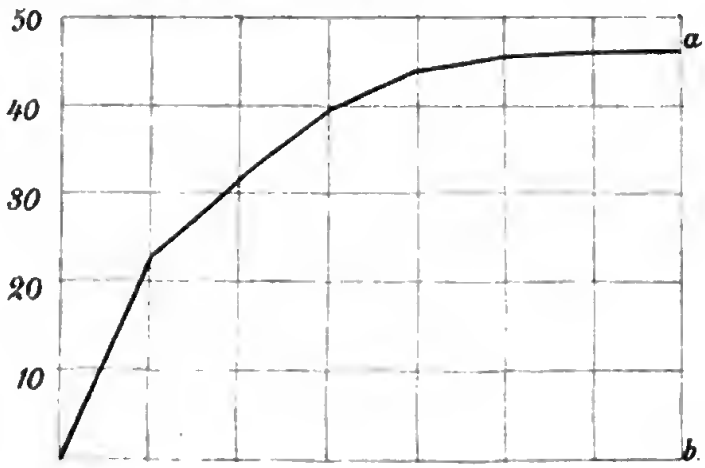
Um aus dieser Tabelle die Annäherungswerte bis zum Nullpunkte, d. h. dem rein theoretischen Punkte zu bestimmen, da die Übungsfähigkeit bis an ihre naturnotwendige Grenze gelangt ist, kann man einen doppelten Weg einschlagen: Entweder man bestimmt auf Grund einfacher Proportionsrechnung aus den voraufgegangenen beiden Zeiten die zu erwartende Durchschnittszeit für den Beginn der folgenden Versuchsreihe, oder man rechnet die Differenz zwischen den Zeitangaben für die erste Viertelstunde der ersten und zweiten Versuchsreihe, als Normaldifferenz, also als Übungsersparnis für alle fernsren Versuchsreihen an. Fehler wird man in beiden Fällen nicht vermeiden können. Ich zog den ersteren Weg vor und berechnete folgende Übungswerte:

Personen	1	2	3	4	5	6
Gg	3,01	— 0,50	— 0,61	— 0,12	— 0,20	— 0,64
Str	5,18	+ 1,53	— 1,18	— 1,67	— 1,99	— 3,17
Stg	4,00	— 0,49	— 1,39	—	—	—
Gd	3,43	— 0,09	— 0,21	+ 0,17	— 0,67	— 0,97
L	8,73	— 2,19	— 3,41	— 4,21	— 4,59	— 4,16
B	6,49	— 2,97	— 2,21	— 2,56	— 3,35	— 3,26
Dg	7,03	— 2,73	— 2,79	— 3,12	— 3,79	—
Pe	6,67	— 2,10	— 3,38	— 3,49	— 3,41	— 3,42
Sth	20,00	— 13,03	— 12,99	— 14,68	— 15,38	— 15,88
J	6,00	— 1,88	— 1,88	— 2,70	— 2,86	— 3,09

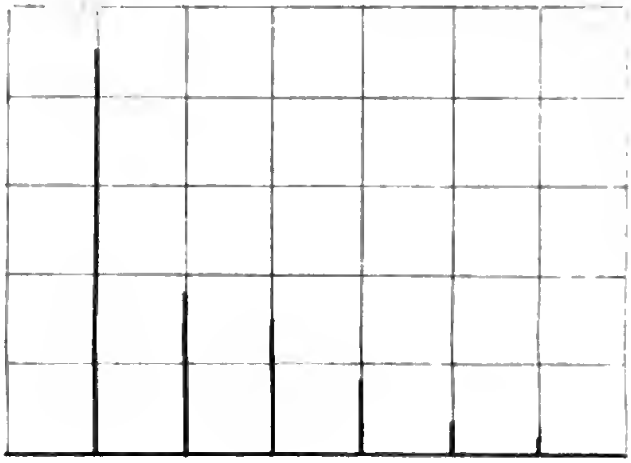
Hebt man aus dieser Tabelle diejenigen Werte heraus, welche einen übereinstimmenden Verlauf zeigen — es sind von allen zehn Reihen sieben, — dann läfst sich unschwer nachstehende Reihe durchschnittlicher Übungswerte berechnen:

2,28 0,90, 0,76, 0,40, 0,15, 0,06, 0,01

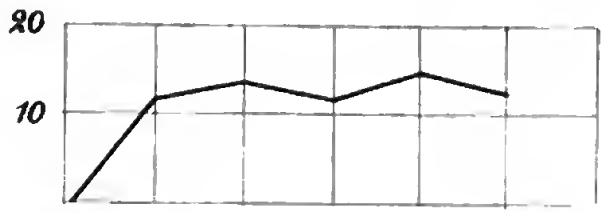
und auf Grund derselben folgende Normalkurve der aufeinanderfolgenden Übungsersparnisse entwerfen:



Die Kurve zeigt deutlich eine Zunahme des Übungsgewinnes (man vergleiche die letzte Ordinate a, b), aber während sie gleich zu Anfang einen kühnen Anlauf nimmt, flacht sie sich hernach immer mehr ab, der relative Übungswert der einzelnen aufeinanderfolgenden Versuche veringert sich stetig, wie auch nachstehende Zeichnung veranschaulicht:



Die Senkrechten deuten den Übungswert der aufeinanderfolgenden Versuche an. Die Konstruktion der obigen Figuren setzt ein konstantes Übungsgedächtnis voraus. Dieses ist nur theoretisch und so bieten die Kurven ein zwar richtiges, aber doch nur allgemeines Bild. Über das Übungsgedächtnis sollen gleich einige Bemerkungen angeschlossen werden. Zunächst aber einiges über persönliche Unterschiede gegenüber der eben gezeichneten Normalkurve. Es ist selbstverständlich, dafs der Unterschied des Übungsgedächtnisses für individuelle Abweichungen hier, wo nur die Anfangswerte der einzelnen Versuchsreihen berücksichtigt wurden, eine nicht unwesentliche Rolle spielen mufs. Man vergleiche zunächst den Ersparniswert der aufeinanderfolgenden Übungen bei den Begabten und den minder Fortgeschrittenen. Im allgemeinen zeigen die ersteren einen viel unregelmäfsigeren Verlauf. Die einzelnen Übungen zeigen sprunghafte Veränderungen:



Im grofsen und ganzen halten sich die Übungswerte auf gleicher Höhe. Diese Erscheinung erklärt sich leicht im Zusammenhange mit den weiter oben angegebenen Maximalleistungen. Weil die Schüler der Grenze der Leistungsfähigkeit von vornherein nahe waren, konnte nur die erste Versuchsreihe in der ersten Viertelstunde einen nennenswerten Übungszuwachs bringen, während sich die übrigen mit einer Differenz von 0,08—0,15 Sekunden annähernd das Gleichgewicht halten.

Ein ganz eigentümliches Verhalten zeigen: Die schwankende Kurve B'^{s}, die hohen Werte Sth'^{s} und teilweise auch die Ergebnisse bei J. Bei J verläuft die Kurve ganz regelmäfsig, nur zeigt sie in den beiden ersten Abzissen vollkommene Übereinstimmung. Sth gehört weitaus zu den schwächsten der Schüler. Bei Str ist der wesentliche Rückgang der Leistungsfähigkeit zu Beginn der zweiten Übung auffallend. Dieselbe Erscheinung zeigte die ganze fortlaufende Übung, so dafs eine persönliche Indisposition irgend welcher Art dafür verantwortlich gemacht werden mufs.

Der Einflufs der Übung zeigt sich aber zweitens, wenn auch nicht unberührt durch Ermüdungserscheinungen, in der Lage des Maximums. Bei jeder abgeschlossenen fortlaufenden Arbeit sind zwei Minimalpunkte zu unterscheiden, der eine liegt zu Beginn derselben, der andere am Ende. Die Lage des letzten wird bestimmt durch die Wirkungen der Ermüdung, die Lage des ersten durch den Grad der Übung und die Energie des Übungsgedächtnisses. Dazwischen liegt, bald weiter vorn, bald weiter zurück das Maximum. Je weiter nach vorn das Maximum liegt, desto bedeutender ist der Einflufs der vorigen Übung, desto kräftiger die Treue des Übungsgedächtnisses. Wird z. B. in der letzten Versuchsreihe eine Maximalleistung nach gleich langer Arbeit erreicht, wie in den ersten, dann ist eben die Übungswirkung und der Wert des Übungsgedächtnisses nicht besonders hoch.

Ich möchte die Untersuchung über diese Angelegenheit nicht nur bei den viertelstündlichen, sondern auch bei den fünfminutlichen Notierungen vornehmen, um dann an die letzteren weitere Betrachtungen anzuknüpfen.

1. Versuchspersonen: Gg, Str, Stg, Gd

Reihe	Viertelstunde			
	1.	2.	3.	4.
1	—	—	2	2
2	1	2	1	—
3	4	—	—	—

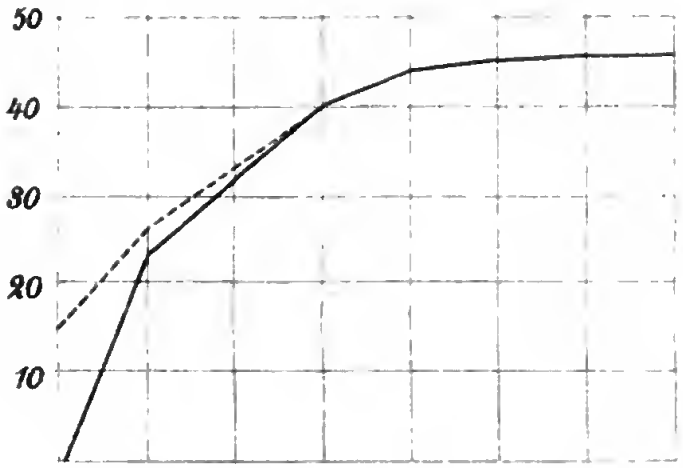
2. Versuchspersonen: L, B, Dg, Pe, Sth, J

Reihe	Viertelstunde			
	1.	2.	3.	4.
1	—	1	—	5
2	2	1	1	2
3	1	2	2	1
4	2	4	—	—
5	5	1	—	—

Die Tabellen offenbaren deutlich, wie das Maximum in allmählicher Wanderung begriffen ist von der letzten bis zur ersten Viertelstunde. Entsprechend dem oben gewonnenen Ergebnis findet dieses Wandern ungleich langsamer statt bei den tüchtigeren Schülern als bei den weniger Begabten. Das Maximum der Leistung rückt also allmählich in die erste Viertelstunde hinein; die einzelnen Additionen derselben erfordern immer weniger Zeit. Offenbar haben wir in dieser wichtigen Erscheinung ein bedeutsames Instrument, die eben auf Grund der Anfangsleistungen konstruierten Kurven einer schärferen Betrachtung und vielleicht einer Korrektur zu unterziehen.

Nehmen wir das Wandern des Maximums nach dem ersten Minimum hin als konstant an, dann erfahren die eben entworfenen Ordinaten fortschreitend eine Verkürzung. Mit andern Worten: Die Kurve der jeweiligen Maximalleistungen neben die der Anfangswerte gerückt mufs in den Ordinatendifferenzen oder in den Anpassungswerten an die Maximalkurve einen neuen Mafsstab für den Übungswert fortlaufender Arbeit bieten und zwar nach der Regel:

Je schneller die Maximalleistung erreicht wird, desto bedeutender ist der Übungswert; der Übungswert ist der Differenz umgekehrt proportional.



Die Annäherungswerte an die Maximalleistung, die Werte für die wachsende Energie des Gedächtnisses, variieren bis zur vierten Versuchsreihe in den Abständen:

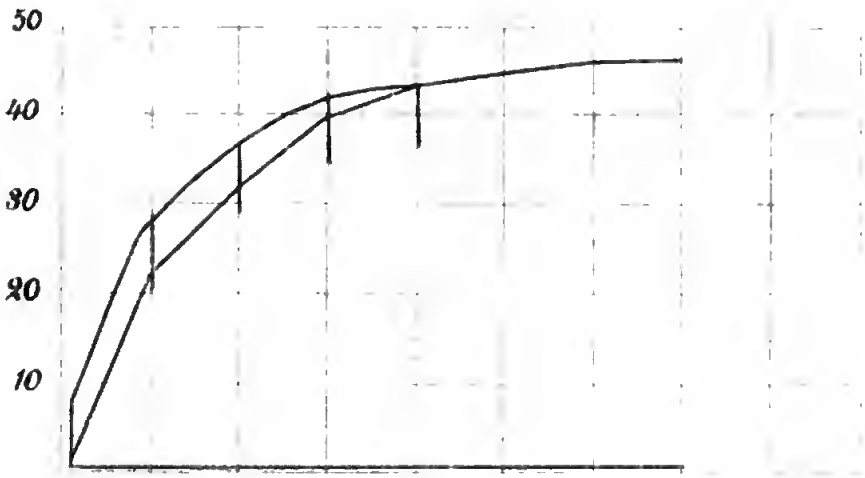
16 : 3 : 1 : 0

und fallen dann mit den Anfangsdaten zusammen.

Vielleicht ist eine nähere Erläuterung nicht ganz unerwünscht: Erst in der Maximalleistung zeigt sich die Übungsenergie auf der vollen Höhe. Die oben gezeichnete Kurve verbindet nur die Anfangsleistungen. Weil nun das Arbeitsmaximum bei der fortlaufenden Arbeit langsam von der Gegend des letzten Minimums, das durch die Ermüdung bedingt ist, zu dem Anfangsminimum wandert und erst in den letzten Versuchsreihen mit der Anfangsleistung sich deckt, so muſs notwendig die Kurve der Maximalleistungen höher entworfen werden als die andere. Ich kann sie nun schematisch folgendermaſsen darstellen: Auf der Kurve entwerfe ich Senkrechte von beliebiger Länge. Sie stellen in idealem Durchschnitt den Verlauf je einer fortlaufenden Arbeit dar; entsprechend den vier Reihen, die oben für die Minderbefähigten in Betracht kommen, sind sie in vier Teile eingeteilt und das Maximum auf dem Anfangs-, dem zweiten und dritten Teilungs- und dem Endpunkte fortschreitend gedacht. Dann gestaltet sich der Verlauf der Kurve folgendermaſsen:

(Siehe Zeichnung der Kurve S. 364.)

Die nachstehende Übersicht soll teils zur Bestätigung des Gesagten dienen, besonders aber über eine neue Erscheinung Aufschluſs bringen, für die Kraepelin und seine Schüler den Namen »Anregung« bestimmt haben. Bei Untersuchungen über die Erholung durch Emil Ambero offenbarte sich das eigentümliche Ergebnis, daſs bei leichter und nicht sehr lange andauernder Arbeit längere Pausen



ungünstiger wirkten als kurze. Der Grund für diese auffallende Erscheinung ist zweifelsohne in einer durch die Arbeit bewirkten rasch eintretenden, aber auch rasch wieder verschwindenden Erregbarkeitssteigerung zu suchen, in Erregbarkeitserscheinungen, die neben der Übungswirkung und von derselben unabhängig einherlaufen. Es unterliegt kaum einem Zweifel, »dafs es sich hier um eine gewisse Erregung der körperlichen Träger unseres Seelenlebens handelt. Es liegt nahe, diese Anregung in Parallele zu stellen mit jener Arbeitserleichterung, welche jede beliebige Maschine darbietet, sobald dieselbe einmal in Gang gesetzt worden ist« (Amberg a. a. O. S. 374). Durch die Arbeit werden eine Menge von ruhenden psychophysischen Einheiten in Erregungszustände versetzt, und dieser Übergang von der Ruhe zur Bewegung erfordert einen gröfseren Aufwand von Kraft, als die Fortführung einer laufenden Arbeit. Es würde sich somit nicht eigentlich um eine Steigerung der Arbeitsmenge handeln, die überhaupt geleistet wird, sondern nur um eine Vergröfserung ihres Nutzeffekts zu Gunsten der vorliegenden Aufgabe. Sobald die Trägheit überwunden ist, kommt der ganze psychophysische Antrieb der bestimmten Tätigkeit zu gute, welche gerade erfordert wird. So kommt es, dafs die Besserung der gemessenen Arbeitsleistung schon nach verhältnismäfsig kurzer Zeit ihre Höhe erreicht und durch die Anregung nicht mehr weiter gesteigert werden kann. Dieser Punkt ist erreicht, wenn die Trägheit sämtlicher psychophysischer Gebiete beseitigt ist, welche für die vorgeschriebene Arbeit in Betracht kommen. Daher erlischt auch der Nutzen der Anregung sehr bald nach dem Aufhören der Arbeit.

Ich stelle die durchschnittlichen Additionszeiten für die aufeinanderfolgenden Fünfminuten nebeneinander:

1. Versuchspersonen: Gd, Str, Stg, Gd

1. Reihe:

Personen	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
Gd	**208**	351	300	259	339	291	293	260	301	279	248	270
Str	639	440	509	370	449	415	393	**389**	435	366	441	393
Stg	370	349	384	339	405	375	326	308	389	393	333	**297**
Gd	308	301	422	244	289	297	238	**228**	329	300	301	273

2. Reihe:

Personen	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
Gg	228	250	280	259	323	309	294	**238**	300	279	340	297
Str	769	697	597	**428**	435	566	449	463	909	484	769	769
Stg	403	345	334	**300**	308	319	463	385	375	370	449	435
Gd	385	316	**279**	393	361	400	357	405	312	365	289	579

3. Reihe:

Personen	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
Gg	**183**	301	269	309	319	329	370	367	300	310	329	309
Str	**359**	419	435	454	405	509	493	469	529	500	638	556
Stg	**244**	284	291	303	361	314	333	287	295	317	333	349
Gd	**270**	363	322	349	362	359	329	349	375	349	811	728

2. Versuchspersonen: L, B, Dg, Pe, Sth, J

1. Reihe:

Personen	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
L	1009	938	691	793	769	938	968	545	**435**	484	694	517
B	704	741	517	517	484	491	454	441	**417**	444	445	386
Dg	857	740	536	566	491	**435**	577	578	556	475	536	536
Pe	694	740	613	837	**435**	475	536	750	734	613	515	1000
Sth	1429	2308	2797	2308	2000	2308	2154	**740**	1000	1009	740	938
J	909	517	515	525	613	**441**	454	476	447	454	491	454

Digitized by Google

2. Reihe:

Personen	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
L	740	688	435	667	**428**	491	577	491	484	428	484	435
B	400	366	352	476	350	381	536	370	411	370	411	**333**
Dg	435	419	**400**	693	400	441	476	428	491	491	570	525
Pe	403	419	750	449	430	449	428	475	475	428	**400**	449
Sth	612	468	833	**447**	740	748	545	938	750	652	734	685
J	441	449	341	476	403	**329**	403	410	408	475	475	411

3. Reihe:

Personen	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
L	659	435	461	411	518	509	651	474	**403**	659	600	427
B	474	361	377	449	411	**324**	385	385	475	475	324	413
Dg	474	444	391	**379**	391	475	475	483	417	441	391	385
Pe	353	**291**	393	341	333	428	518	441	428	475	454	441
Sth	667	889	730	**574**	691	889	937	612	833	1004	619	1034
J	476	484	**344**	425	405	391	386	349	417	475	347	417

4. Reihe:

Personen	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
L	444	435	500	535	**412**	461	515	454	730	444	600	461
B	359	**329**	417	365	411	408	400	400	382	443	440	435
Dg	400	**359**	417	400	400	422	408	448	417	435	428	428
Pe	324	303	319	301	294	**273**	293	339	301	339	393	355
Sth	667	714	909	**577**	667	675	667	714	901	639	767	659
J	411	351	**261**	334	322	300	339	359	422	414	454	436

Die Maximalleistungen sind unterstrichen. Einem oberflächlichen Blick scheinen sie ganz regellos verteilt zu sein, trotzdem bestätigen sie deutlich die oben gezeichnete Rückwärtsbewegung. Unter Streichung der individuellen Differenzen gestaltet sich der Durchschnittsverlauf für die einzelnen Versuchsreihen folgendermafsen:

1. Begabtere

Reihe	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
1	381	337	437	303	370	369	312	299	358	334	331	311
2	446	402	372	345	357	396	391	373	474	374	462	520
3	364	342	379	354	362	378	381	368	375	369	552	520

2. Minderbegabte

Reihe	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
1	634	316	574	495	558	550	598	558	518	495	534	478
2	486	562	622	640	612	568	593	622	604	569	613	567
3	620	601	527	514	559	603	670	549	594	706	547	603
4	521	498	562	502	502	508	532	543	630	543	616	559

Der Gesamtdurchschnitt der Begabten gegen die Minderbegabten ist in folgender Übersicht dargestellt:

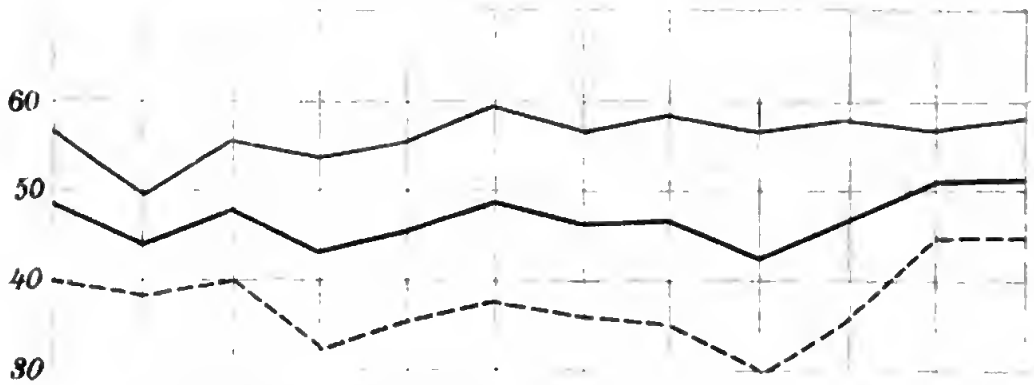
Reihe	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
Begabte	397	393	396	334	363	381	361	346	302	359	448	450
weniger Begabte	565	494	559	538	557	598	568	589	573	578	577	581

Es war für die vorliegende Absicht unerläfslich, das ganze Material zusammenzustellen.

Das Moment der Anregung mufs sich in einer erheblichen Leistungssteigerung vom ersten zum zweiten Fünfminutenversuch offenbaren. Wir sehen das oben auch durchgehends bestätigt. Es zeigt sich deutlich, dafs die Arbeit nicht gleich in voller Frische gelingt, dafs es vielmehr mancherlei Organeinstellungen bedarf, bevor die Maschine im rechten Gange ist. Dafs es sich dabei wesentlich um physische Einstellung handelt, folgt daraus, dafs das psychische Moment, der auslösende Willensimpuls, zu Beginn des Versuchs stärker betont ist, als je nachher. Wenn das nicht theoretisch klar wäre, so würde man sofort davon überzeugt werden bei der praktischen Ausführung des Versuchs. Die Versuchspersonen nehmen sich aufs schärfste zusammen, eine möglichst grofse Arbeit zu leisten und stürzen sich mit gröfstem Eifer in dem Augenblicke, da das Klingelzeichen ertönt, auf die Arbeit. Die Tatsachen der Anregung bestätigen zweifelsohne auch die vorliegenden Versuche, aber sie liefern zu derselben eine sehr wesentliche Ergänzung. Ein weiterer Blick auf die obigen Daten zeigt nämlich eine wellengleiche Wiederholung der Arbeitssteigerung, eine Wiederholung in solcher Regelmäfsigkeit, dafs hier ein gesetzmäfsiges Verhalten zu Grunde liegen mufs. Für diesen Wechsel mufs auch die Anregung verantwortlich gemacht werden. Die wechselnden Energieschwankungen sind ein Beleg dafür, dafs die Anregung immer wieder einsetzt, immer wieder nach einem Niedergange eine Steigerung der Arbeitsleistung ver-

anlafst. Dabei zeigt sich auch, wo der Vergleich mit der Maschine hinkt. Diese mufs, entsprechend dem Trägheitsgesetze in unveränderter Geschwindigkeit fortarbeiten, so lange die treibende Kraft von gleicher Gröfse ist. Hier aber ist der Gang der Arbeit wechselnd, immer neue Antriebe greifen ein. Diese sind in erster Linie nicht physischer, sondern psychischer Natur; sie betonen das Interesse, die Aufmerksamkeit. Die eben bezeichneten Schwankungen sind in erster Linie Aufmerksamkeitsschwankungen. Je gröfser das Interesse, das wir an einer Sache nehmen, je gröfser die Fähigkeit ist, unsere Aufmerksamkeit zu konzentrieren, oder was dasselbe bedeutet, je energischer die Willensimpulse sind, zu denen wir uns in längerer Folge aufzuraffen vermögen, desto geringer werden die Aufmerksamkeitsschwankungen sein. Wir besitzen also in der Kurve der angedeuteten Schwankungen einen Mafsstab für das Interesse, die Arbeitsenergie, die Sammlungskraft.

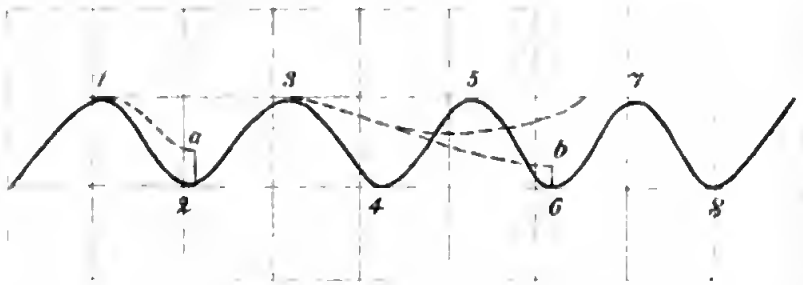
Versuchen wir auf Grund des Experiments über das Wesen der Energieschwankungen weitere Aufschlüsse zu erlangen.



Die Energieschwankungen zeigen sich in der Mitte relativ schwach, stärker am Anfang und am Ende. Zu Beginn entsprechen starken Anregungswirkungen auch stärkere Niedergänge. Vergleicht man die Werte untereinander, so entsprechen deutlich zu Beginn der fortlaufenden Arbeit stärkeren Willensimpulsen schwächere Niedergänge. Gegen Ende ist das Umgekehrte der Fall und in der Mitte halten sie sich annähernd das Gleichgewicht. Zu Anfang des Versuchs wirken eben Anregung und Übung in gleichem Sinne, gegen Ende macht sich die Ermüdung immer mehr geltend; gegen sie mufs die Anregung immer mehr unterliegen, während in der Mitte ein Kampf annähernd gleicher Waffen stattfindet.

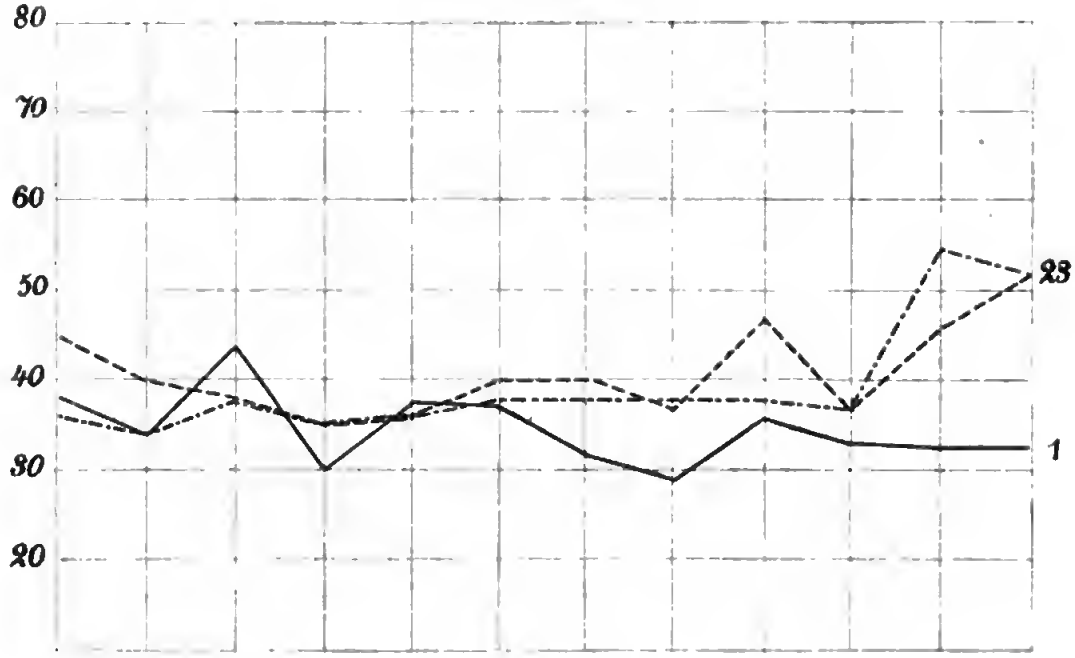
Eine Ergänzung bringt die Tatsache der Energieschwankungen auch der eigentümlichen Erscheinung, dafs bei fortlaufender Arbeit

eine Pause von fünf Minuten eine günstige, eine längere von fünfzehn aber eine ungünstige Wirkung auf die Leistungsfähigkeit ausübte, dafs nach fünf Minuten Ruhe die Anfangsleistung eine höhere war als nach dem längeren Zwischenraum. Genauere Aufschlüsse werden erst hernach die Pausenversuche bringen, hier möchte ich nur auf folgendes aufmerksam machen: Ich stelle den Verlauf der fortgesetzten Arbeit schematisch dar:

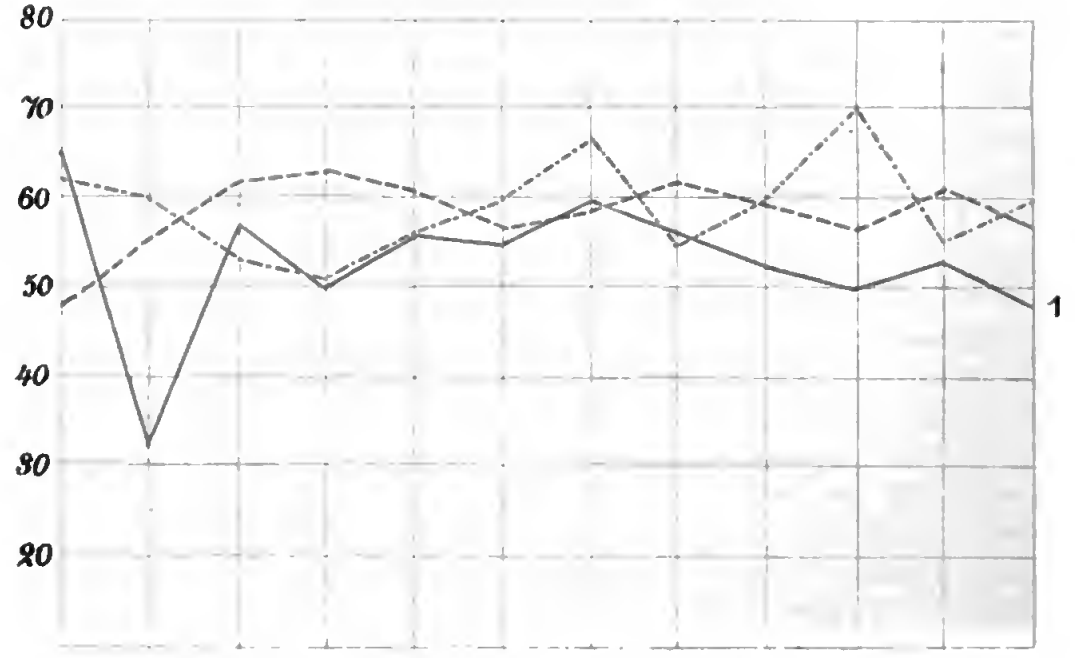


Angenommen, es wechseln immer je fünf Minuten Arbeit und fünf Minuten Pause miteinander ab. Während der ersten Arbeitsperiode bewirkt die Anregung eine Maximalleistung 1. Eine Fortsetzung der Arbeit würde eine Unterschwankung nach 2 veranlassen. Die Tendenz zu derselben liegt schon in dem Maximum bei 1. Nun aber wird die Arbeit unterbrochen. Diese Unterbrechung kann zwar die absteigende Tendenz nicht aufheben, jedenfalls wird sie dieselbe mindern, etwa zu 1—a. Die notwendige Folge davon ist, dafs die positive Seite der Anregung einen günstigeren Boden vorfindet und trotz des abnehmenden Übungseinflusses mindestens dieselbe Höhe der Leistung wie bei 1, nämlich 3 bewirken mufs. Das Ergebnis der Fünfminutenpause ist also das Gleiche, wenn nicht gar eine höhere Leistungsfähigkeit als vor der Ruhe. (Natürlich vollzieht der Einflufs der Ermüdung und die abnehmende Übungsfähigkeit die entsprechende Korrektur.) Bei einer längeren Ruhezeit, wie etwa 3—6 hingegen, wird die absteigende Tendenz überwunden und es mufs notwendig ein niederer Anfangswert dann sich zeigen, wenn die Erholung so vollständig ist, dafs sie dem Maximum der Anregungswirkung annähernd gleich ist, d. h. wenn die Pause so lang war, dafs der Wiederbeginn der Arbeit mit dem Höhepunkte der Anregungswirkung sich deckte. Man wird zwar einwenden, dafs während der Pausen füglich von einem Steigen und Fallen nicht geredet werden kann; sicher aber bleibt, dafs es keineswegs gleichgültig ist, ob die Pause auf dem Höhe- oder Tiefpunkte der Schwankung beginnt und ferner, dafs eine längere Ruhe die absteigende Tendenz gründlicher zu überwinden vermag als eine kurze.

1. Die Begabteren:



2. Die Minderbegabten:



Die Kurven bestätigen deutlich die oben gewonnene allgemeine Regel, bieten aber im einzelnen übereinstimmende charakteristische Unterschiede, die nur auf die Übungswirkung zurückgeführt werden können. Die Übereinstimmung besteht in einer Abflachung der

Schwankungen gegenüber der ersten Arbeitsreihe in den Anfangsgliedern und einer wesentlich schärferen Ausprägung der Schwankungen der letzten Glieder, während die Mitte sich annähernd auf gleicher Höhe hält. Das sind zweifelsohne Erscheinungen, die eng mit der oben näher angedeuteten Tatsache des Wanderns der maximalen Leistung vom zweiten Minimum zum ersten rückwärts zusammenhängen. Je näher die Leistung zu Beginn des Versuchs ihrem Maximum sich befindet, desto geringer sind zweifelsohne die Schwankungen, während gegen Schluſs die sich immer mehr geltend machende Ermüdung der Anregung die Flügel hemmt.

Vergleicht man endlich diese Kurven mit den für die einzelnen Individuen gewonnenen Werten, so zeigen sich charakteristische Unterschiede sowohl in der Lage wie in der Energie der Schwankungen. Hier offenbart sich ein stärkerer Einfluſs der Anregung zu Anfang, dort am Ende der Arbeit, hier ist das mittlere Schwankungsgebiet ein gröſseres, dort von geringerem Umfange u. s. w. Von besonderem Einfluſs auf die Energieschwankungen muſs sich die Ablenkung zeigen. Die Ablenkung muſs notwendig ein Abflachen der Kurven zur Folge haben, eine bedeutende Subtraktion an der Energie der Anregung ausführen. Das soll später näher erörtert werden. (Schluſs folgt)

Der Idealismus als Bildungs- und Lebenselement

Eine sozialpädagogische Studie auf historischer Grundlage

von

Dr. **Rudolf Heine**, Realschul-Direktor i/R.

(Fortsetzung)

Unser Welt- und Menschenkenner vertraut auf die praktische Kraft des christlichen Idealismus. Es ist die Kraft, die Berge versetzen kann, wenn man sie nur in der rechten Weise zu pflegen und zu verwerten sich ernstlich bemüht. Er weiſs es als rechter Bibelchrist schon längst, was heute die Psychologen und Ethiker lehren, daſs »die Menschen immer nach Gefühlen handeln«, daſs die Wirkung derselben auf das Bewuſstsein von wesentlicher Bedeutung für das Handeln ist; daher scheint ihm denn auch für die sittliche Entwicklung des Menschen die richtige Pflege derselben nötig. Licht und Klarheit in die Welt der Gefühle zu bringen ist ein wichtiges Ding, und namentlich ist hier der Geist der heiligen Schrift von vortrefflicher Wirkung, um einen festen Damm gegen das Überwuchern des zur Verblendung führenden schrankenlosen Egoismus,

dieser Entartung des Selbstgefühls, aufzurichten und den Einzelwillen in den Dienst des Gesamtwillens einzufügen. Es kommt eben alles darauf an, die Stimme Gottes zu vernehmen und sich nicht von dem Lügengeiste der Selbstsucht und des Grofsmachtkitzels berücken zu lassen, der da meint, ohne Gott und ohne Glauben nach seinen eigenen Ideen mit den Dingen in der Welt fertig werden und mit sich ins Reine kommen zu können. Ein Muster praktischer Lebensweisheit unserer Tage, der schon erwähnte scharfsinnige Denker Fr. W. Dörpfeld, hat zu den Naturphilosophen gesagt: »Könnte die rationalisierende Vernunft einmal auf den Gedanken fallen, dafs der Glaube — nicht wie er in diesem oder jenem Menschen sich zeigt, sondern wie ihn die heilige Schrift lehrt, wesentlich etwas anderes ist, als ein theoretisches Produkt aus so und so viel Vordersätzen, dafs es vielmehr den sinnlichen Wahrnehmungen analog ist, ein Schmecken und Sehen, wie freundlich der Herr ist, ein Vernehmen der Stimme Gottes, ein Hinschwinden vor seiner Majestät, so würde diese Vernunft anfangen, eine vernünftige Vernunft zu werden.« Und dann hat er in sehr fafslicher und lehrreicher Weise auseinander gesetzt, was das heifst: Die Stimme Gottes vernehmen? Zunächst mag man es im weiteren Sinne von Psalm 19 fassen: Ihr Klang gehet aus in alle Lande und ihre Reden an der Welt Ende; es ist keine Mundart noch Klima, da man nicht ihre Stimme höre. Aber in der Letzte dieser Tage hat Gott geredet durch einen, der da zeugte: »Ich bin vom Vater ausgegangen und gekommen in die Welt. Ich bin der gute Hirte, und meine Schafe hören meine Stimme.« Gesetzt den Fall, jemand träfe zum ersten Male die Worte: »Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken;« und: »Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben;« und: »Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben, ohne mich könnet ihr nichts tun;« und: »Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.« Was wird er von diesen sonderbaren Reden denken? Offenbar wird er sich fragen? »Woher stammen sie? von einem Irrsinnigen? aber sie klingen doch wieder nicht irrsinnig; wie kommen sie denn in eines Menschen Gehirn und Mund?« Sollte aber einer nicht auch beim ersten Klange dieser Stimme ahnen können, dafs sie nicht von unten her ist? sollte er nicht bei sich selbst denken: so hat noch kein Mensch geredet wie dieser Mensch? Gesetzt den andern Fall, man fände irgendwo eine bisher unbekannte geniale Komposition Bachs, jedoch ohne den Autor zu kennen. Wer soll nun über die Urheberschaft dieses Kunstwerkes entscheiden? Wer wird das Genie Bachs zuerst erraten? Etwa die Klavierbauer

und Geigenmacher? Ohne Zweifel hilft hier nicht Mathematik und nicht Juristerei, nicht Baukunst und nicht Malerei, sondern lediglich ein hörend Ohr, ein Sensorium, das dem Genie des Komponisten verwandt ist. Und wer soll nun über die obigen rätselhaften Worte des rätselhaften Bethlehemiten, über ihren Vollwert, ihre Herkunft, ihre Tragweite Auskunft geben, — ein endgültiges Urteil fällen? Etwa die Musikanten oder die Astronomen oder die Chemiker, oder weil es sich zunächst um Reden handelt, etwa die Philologen und Literaturhistoriker? Werden sie als ehrliche Leute nicht offenherzig gestehen müssen: »Soweit wir die Literatur und Geschichte kennen, hat noch nie ein Mensch geredet wie dieser Mensch?« Stehen sie nicht alle eben auf derselben Linie mit dem schlichtesten Hörer, der dasselbe urteilt? Freilich gibt es ja viele Hindernisse im Kopfe, im Herzen und im Leben, welche den Menschen, der zu dem vorstehenden Urteile über die Rede und Person Jesu vorgedrungen ist, abhalten, um auch noch weiter vorzudringen. Darum mag neben der Lebensführung, die in Gottes Hand steht, auch die Apologetik das Ihrige tun, damit solche Hemmungen weggeräumt werden: aber in letzter Instanz handelt es sich bei der Entscheidung doch um ein sehend Auge und ein hörend Ohr, gerade wie dort bei dem Urteile über die Bachsche Komposition. Denn wie jedes geniale künstlerische Werk für sich selbst zeugt, und seinen Meister lobt, — aber nur dem faſsbar ist, der ein Sensorium dafür besitzt; — so hat auch Christus auf die Frage: wer bist Du? geantwortet: »Erstlich der, der ich mit euch rede; — — wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.« — Und wie jemand die liebe Stimme seiner Mutter, auch wenn er sie seit seinen Kinderjahren nicht mehr gehört hätte, unter tausend anderen Stimmen sicher unterscheiden kann, so weiſs auch ein Christ, dem die Worte des Wortes durchs Herz gegangen sind, kaum Treffenderes zu sagen als: Sie sind mir in und durch sich selbst gewiſs; sie stillen mein innerstes und mein ganzes Bedürfen; wäre dieser Menschensohn mit diesen Worten nicht da, so würde ich mich nicht freuen können, ein Mensch zu sein, aber Gott Lob, ich erkenne in ihnen die Stimme meines Heilandes, der gekommen ist, mich und alles, was sich verloren fühlt, zu sich zu rufen. Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren.

Es steht für unseren Menschenfreund fest, daſs es für die menschliche Gemeinschaft stets das Wichtigste bleibt, die Stimme Gottes, wie sie in den göttlichen Ordnungen für dieselbe sich kundgibt, nicht zu überhören. Er stimmt darin ganz mit den heutigen Warnern im

Streite überein, die vor aller Überstürzung im Denken und Handeln warnen und vor Schädigung die heilsamsten Güter der Menschheit bewahren wollen: »Das soziale Leben verlangt christlich-sittliche Gesichtspunkte und das Christentum will alles, auch das soziale Leben, durchdringen und gestalten, es verlangt zum Schutz des inneren Lebens der Christen Ordnungen, in denen der Kampf um die Bewahrung des inneren Heilsbesitzes geführt wird, und es bietet solche Ordnungen an in dem göttlichen Gesetz. Christlich-soziale Tätigkeit ist danach erstens die Arbeit des Volkswirtes und Staatsmannes, der die zu schaffenden sozialen Ordnungen und Gesetze in christlichem Geiste beurteilt und Gottes Gebote, soweit es in diesem Weltleben möglich ist, den Ordnungen des öffentlichen Lebens zu Grunde legt.« Zweitens nennen wir die Arbeit des Volksfreundes so, der an das Zusammenleben der Menschen, das Familien-, Arbeits- und Erwerbsleben, den Mafsstab der göttlichen Gebote legt und die Gemeinschaften zu beeinflussen sucht, dafs sie für ihren Verkehr und für ihre Rechtsordnungen immer mehr diese christlichen Grundsätze geltend sein lassen« (Univ.-Prof. M. von Nathusius: Was ist christlicher Sozialismus? 2. Abdr. Berlin, 1896. S. 17). Aber das ist nun die Frage: Wie sollen sie glauben, wovon sie nichts gehört haben? Wie sollen sie hören ohne Prediger? Es weifs freilich ein mancher, die Staatswissenschaft und die Sozialistik und andere Wissenschaften können unendlich viel aus der heiligen Schrift lernen, »zumal aus dem alten Testament«. »Aber wo sind die Juristen und Sozialisten, die dort lernen wollen?« fragen wir mit Dörpfeld, und »wieviel, — so mufs man doch auch fragen — haben ihnen die Theologen vorgearbeitet und dadurch zum Lernen Lust gemacht? Haben sie nicht — die gelehrten und die praktischen — durch ihr Streiten über die Bibel und neben der Bibel die Laien vor diesem Buche zurückgeschreckt? Es ist ein Grofses um die Wahrheit, dafs die heilige Schrift die Grundlage der Volksbildung sein solle, aber eben darum wird ihre Verwirklichung auch durch hundert hindernde Haken aufgehalten; den gröfsten dieser Haken aber haben wir noch nicht einmal genannt: es ist die Heuchelei und der Selbstbetrug derer, welcher vor der Bibel alle möglichen Komplimente machen, aber, wo mit ihrer Geltung Ernst gemacht werden soll, sich still beiseite drücken oder sich wiederum durch ein Ahas-Kompliment zu helfen suchen« (Dörpfeld, Ges. Schriften VI. S. 187). Wer aber wirklich aus der Schrift lernen will, der lernt auch sehr viel daraus und zwar jedenfalls soviel als genug ist, um ein ganzer Mensch zu

werden, der im Denken und Handeln sich vor jeder Einseitigkeit zu sichern weifs und eine gewisse innere Festigkeit und Zufriedenheit zu seines Wesens Teil rechnet. Ja, es gibt sogar solche, die dort gar nicht lernen wollten und doch gelernt haben. Von diesen mag einer hier erzählen, wie es ihm dabei ergangen ist. Der medizinische Schriftsteller Dr. Fränkel, der in einer rheinischen Grofsstadt praktizierte, erzählt in einer seiner Schriften: Er war im Begriff ein Buch über die Hautkrankheiten zu bearbeiten. Beim Forschen nach den ältesten literarischen Zeugnissen über diesen Gegenstand ward er wieder daran erinnert, dafs in dem ältesten biblischen Buche eine Beschreibung des Aussatzes vorliege. Er war ein sogenannter aufgeklärter Jude und hatte seit sehr langer Zeit kein hebräisches Testament mehr in die Hand genommen. Nunmehr las er das betreffende Kapitel im Leviticus; er las es abermals und zum dritten Male. Das hatte er gar nicht geglaubt, so etwas dort zu finden. Wie war doch mit so wenigen einfachen Worten alles Wesentliche deutlich hervorgehoben! Er dachte, wie viele Worte, ja wie viele Druckseiten unsere jetzige medizinische Wissenschaft dazu gebrauchen und doch schliefslich nicht mehr sagen würde, als hier auf so knappem Raum steht. Und es blieb nicht beim Lesen dieser Stelle; unwillkürlich las er weiter, er las immer wieder und immer weiter. Der gelehrte Jude Dr. Fränkel ist beim Bibellesen geblieben, er hat es nicht lassen können, er ist ein Christ geworden. Diesem aufgeklärten Juden möge sich noch ein anderer anreihen. Er war ein sehr intelligenter und reicher Kaufmann, längere Zeit Konsul eines europäischen Handelsstaates. Er hat die Welt nach allen Richtungen durchfahren, alle Grofsstädte der Erde gesehen, alle Erdenfreuden kennen gelernt. Vor einiger Zeit (1897) kam er zu mir und suchte sich bei mir Rat zu holen, indem er mir offen seinen Lebenslauf und seine Erfahrungen darlegte. Er hatte in der Welt die Wahrheit und den Frieden der Seele nicht gefunden, vielmehr sehr grofse Enttäuschungen erlebt und suchte nun schon seit geraumer Zeit nach etwas Dauerndem. Nunmehr brachte er mir sein Anliegen vor und versicherte, er habe nach einigen Unterredungen mit mir das Zutrauen gefafst, dafs ich ihm eine offene Anfrage gestatten und eine offene Antwort nicht versagen werde. Neulich habe er sich lebhaft seines früheren Rabbiners erinnern müssen, und er sei nun zu dem Entschlufs gekommen, zu dem Gebetsbuche dieses Mannes und zum Testamente zu greifen. Da er nun soviel Enttäuschungen in der Welt erfahren habe und man bei den heutigen Forschungen gar nicht mehr wissen könne, was und wem man glauben dürfe, so komme er vertrauensvoll mit seinen

Zweifeln zu mir. Unwillkürlich mufste ich an das Wort des Grafen Zinzendorf denken: »Doch, Sem, wir haben dich auch lieb und säh'n dich gerne leben.« Ich bestärkte ihn daher in seinem Entschlusse und sagte: Jeder brave Geistliche meint es herzlich gut mit seinen Mitmenschen und ist ein Menschenfreund, wie er nicht besser zu finden ist. Das sehen sogar bald die Wilden ein, unter denen unsere Missionare wirken. Jüngst fragte ich einen Missionar (aus Ostindien) nach der Sicherheit des Lebens auf den Missionsstationen. Dieser versicherte mich, die Wilden merkten bald genug, dafs die Missionare es nur gut mit ihnen meinten, dagegen seien sie gegen die Handeltreibenden und die weltlichen Beamten vielfach mifstrauisch und auch böse gesinnt, daher denn auch von diesen den Missionaren manches verdorben und erschwert werde. Was die wissenschaftlichen Forschungen betrifft, so müssen wir ja die Gelehrsamkeit und den Scharfsinn mancher Gelehrten anerkennen, doch haben wir uns zu hüten, der Behauptung beizupflichten, dafs die Forscher Vertreter einer sogenannten voraussetzungslosen Wissenschaft sind. Die Gebundenheit des menschlichen Geistes wird niemals ohne Autorität und Glauben fertig werden. Wie sich die Geschichte mit dem Turmbau zu Babel auch verhalten mag, uns kann die auf ewigem Grunde ruhende ethische Grundlage genügen. Unsere Bibel ist eine auf untrüglichen Grundlagen ruhende ethische Schutzwehr, welche keine menschliche Wissenschaft oder Zweifelsucht jemals zu vernichten im stande sein wird. Dem Vorstehenden füge ich bei: Mögen die Forscher mit ihrem Scharfsinn noch zu Tage fördern, was sie wollen, die unerschütterlichen ethischen Grundwahrheiten der Bibel müssen sie doch stehen lassen; und darauf kommt es für die Wertbestimmung wesentlich an. Die Wertbestimmung aber ist das endgültig entscheidende Moment. Darum wird sie das Buch der Bücher bleiben, das uns unter den »Einflufs des Höchsten« bringt. Wer aber unter den Einflufs des Höchsten kommt, wird ein »Abbild des Höchsten werden, wird ein neuer Mensch.« Wenn wir nur ernstlich wollen, wird es mit uns besser werden, und durch das Gesetz des Einflusses und der Aneignung können wir dann mit wirklichem Erfolg heilsam auf unsere Mitmenschen einwirken. Keine Mafsregeln, sondern Männer! Auf dich selbst kommt es an! So schallt es zu uns in vielstimmigem Chor aus dem Lande der praktischen, nüchternen und tatkräftigen Engländer herüber, die fast eine halbe Welt sich untertan gemacht haben.

In allen Lebenslagen läfst sich die praktische Kraft, wie sie in dem christlichen Idealismus steckt und wie sie von Flattich verwertet wurde, zur Beseitigung von vielem Übel in der

Welt in Anwendung bringen. Zur Bekräftigung dieser Wahrheit will ich aus meiner eigenen Praxis einige Fälle anführen, die zugleich zeigen, wie unendlich verkehrt und unpraktisch die einschlägigen weltläufigen Auffassungen sind. Man soll auch nicht sagen, das ging wohl zu Flatticus Zeiten, aber heute steht die Sache anders. Die Verhältnisse sind vielmehr im letzten Grunde genau dieselben. Als ich vor Jahren Mitglied eines Kirchenrates war, kam der Austritt einer gröfseren Anzahl Personen aus der Landeskirche zur Sprache. Es waren alsbald etliche Mitglieder mit dem Rate bei der Hand, noch einmal einen gesetzlichen Schritt durch ein amtliches Anschreiben zu tun. Dagegen trat ich auf und sagte: Meine Herren, die Motive liegen zu tief, um eine so äufserliche Mafsregel zu rechtfertigen. Mit dem Akte einer äufserlichen Gesetzlichkeit werden sie nichts ausrichten bei diesen Leuten. Derartige amtliche Schreiben wirken auf sie wie ein roter Lappen auf einen Puter. Die Leute werden immer mehr dadurch abgestofsen und schlimmer werden. Wir müssen ihnen vielmehr ein gutes Herz und eine aufrichtige Gesinnung zeigen; wir müssen mit unseren Taten für unsere Worte einstehen, müssen zu ihnen gehen, ihnen die Hand reichen und sie durch besonnene und geeignete Belehrung zu gewinnen suchen. Nur so werden wir einen Eindruck auf die harten Herzen machen und Aussicht auf einigen Erfolg haben. Ich schlage daher vor, dafs unser hochverehrter Herr Vorsitzender gebeten wird, in diesem Sinne zu wirken. Als nun dieser die Befürchtung aussprach, er möchte dadurch in eine sehr peinliche Lage geraten und schweren Beleidigungen ausgesetzt werden, erwiderte ich: Den Herrn Vorsitzenden können diese Leute überhaupt nicht beleidigen. Die Situation ist für ihn durchaus keine peinliche und gefährliche. Wer in solcher Sache in der angegebenen Weise vorgeht, ist durch Christum und seine Apostel gedeckt und gefeit. Es freute mich sehr, dafs ich die Zustimmung eines Geistlichen und der Mehrzahl der Versammlnng fand. Natürlich kommt es nicht allein auf den Beschlufs einer Mafsregel an, sondern auch darauf, wie die Sache zur Durchführung gebracht wird. Ich selbst habe einmal ähnliche widerstrebende Elemente für eine von mir gemachte Vorlage auf ähnliche Weise vollständig gewonnen, obwohl mir Verwaltungsbeamte versicherten, dafs es kaum möglich wäre, diese Leute unter einen Hut zu bringen. — Einstmals bekamen zwei meiner wissenschaftlichen Lehrer Händel und verklagten einander bei mir. Ein jeder wünschte die Anwendung des Gesetzes gegen den anderen. Ich sah, dafs beiden mit äufserer Gesetzlichkeit nicht gedient war, denn beide hatten Fehler begangen. Auch

würde ein solches äufseres Verfahren zum Schaden der Sache den gegenseitigen Groll nur verstärkt haben. Daher verhandelte ich mit jedem der Lehrer unter vier Augen. Dem jüngeren gab ich folgenden Rat: Sie sind der jüngere und ein Kollege des von Ihnen Verklagten. Wenn Ihr Kollege auch eine etwas leicht empfindliche Natur ist, so meint er es doch nicht so böse, wie Sie es auffassen. Er hat auch seine guten Seiten, ist namentlich ein sehr gewissenhafter und ernst gerichteter Mann. Halten Sie seine guten Seiten fest und gehen Sie nur getrost als jüngerer Kollege zu ihm, machen Sie ihm einen Besuch und fordern Sie ihn zu einem Spaziergange auf. So werden Sie feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln; Sie werden mit Ihrem Erfolge zufrieden sein und sich nicht weiter das Leben verbittern. Wohl stand ihm der Zweifel auf der Stirn geschrieben, so dafs ich selber noch zweifelhaft war, ob es zu der nötigen Selbstüberwindung kommen würde. Aber nach einiger Zeit kam derselbe Lehrer wieder auf mein Amtszimmer und teilte mir mit, dafs er meinen Rat befolgt habe. Ich war sehr erfreut, versicherte ihn meiner Hochachtung und hatte ihn lieber als zuvor. Von einer Klage habe ich nichts mehr vernommen. — In ähnlicher Weise mufste ich einmal mit einem befreundeten höheren Verwaltungsbeamten (Jurist) verhandeln. Er kam auf mein Amtszimmer, um einen meiner Lehrer zu verklagen. Dieser sei in seiner Stellung verpflichtet, ihn zu grüfsen und habe es unterlassen; er werde bei meiner vorgesetzten Behörde Beschwerde führen. Ich entgegnete ihm: Wie in aller Welt können Sie um solcher Bagatelle willen ernstlich ein grofses Feuer anblasen? Wollen Sie denn unnützer Weise die Aktenhaufen noch häufen, die bei unserem aktenmäfsigen Schablonenwesen doch wahrlich schon hoch genug sind? Glauben Sie wirklich durch das Beschreiten des Gesetzesweges an Ehre in den Augen des betreffenden Lehrers und der anderen Leute zu gewinnen? Wenn durch eine wirkliche Ehrvergessenheit das Gesetz übertreten wäre, würde ich für ernstliche Bestrafung sein. Aber in diesem Falle liegt nur eine gewisse eitele Selbstüberhebung vor, die Sie nicht wirklich gefährden kann und daher am besten durch Ignorierung bestraft wird. Denken Sie doch, bitte ich recht sehr, zunächst an die Schattenseiten der Stellung der Lehrer der Ihrigen gegenüber, und an das grofse Mafs idealer Gesinnung, welches im allgemeinen bei ihnen zu finden ist; dann werden Sie schon eher über einen kleinen Anstofs eines einzelnen Mitgliedes jenes Standes hinwegkommen. Er liefs sich dann auch beruhigen und die Anklage unterblieb.

Gottes Gesetz ist die Billigkeit, Liebe und Barmherzigkeit. Die

Beobachtung dieses Gesetzes stellt Flattich als oberste Norm für die Handlungsweise der Menschen im Gemeinschaftsleben auf. Dieses Grundgesetz mufs daher auch in dem gesamten Gebiete der Erziehung seine Geltung haben. In der nachdrücklichen Betonung dieser Forderungen berühren sich hervorragende Pädagogen und Sozialethiker der neuesten Zeit mit Flattich. Die vortrefflichen Ausführungen des Gymnasial-Direktors Prof. Dr. Fischer-Wiesbaden in seiner lehrreichen Schrift: »Grundzüge einer Sozialpädagogik und Sozialpolitik (1892)« sind ganz im Sinne und Geiste eines Flattich gehalten: Gottes Wille ist die Liebe; nimmt der Mensch diese in sich auf und unterwirft ihr seinen Willen, so kann es keinen Zwiespalt mehr geben zwischen göttlicher Allmacht und menschlicher Freiheit, zwischen gut und böse. Erkennen die Menschen, dafs das christliche Erkenntnisprinzip die Liebe ist, so gibt es keinen Kampf mehr zwischen Wissen und Glauben; dann erst kann es klar und harmonisch im Herzen werden, dann erst kann die Kraft gesammelt und recht verwandt werden für den Kampf, der zur Ordnung dieses Lebens gehört, für die Zweifel und Furcht, welche in dieser Welt die Äquivalente der Sünde sind, denn sie sind die Wächter und Warner auch in der Welt des Glaubens. Seitdem aber der »moderne Götzendienst der Wissenschaft« sein Werk getan hat, ist der Zweifel wieder Herr der Welt, ihr Allzernager und Allzerstörer geworden. Da es sich immer mehr herausstellt, dafs es eine voraussetzungslose Wissenschaft nicht gibt, so mufs sich die Wissenschaft wieder dem Zweifel unterwerfen oder in der Liebe den Nährboden des Glaubens wie des Wissens anerkennen. Man vergleiche auch desselben Verfassers scharfsinnige Abhandlung: »Glauben oder Wissen? Eine Untersuchung über die menschliche Geisteseinheit auf biologischer Grundlage (1890).« Die Grundsätze eines Flattich glauben wir zu vernehmen, wenn wir Fischer also argumentieren hören: Wie Familie, Gemeinde und Staat ist auch die Schule ein Organismus. Sie hat es mit Minderjährigen zu tun. Sie mufs die Beziehung der Glieder zueinander und zum Ganzen durch eine bestimmte Ordnung regeln. Dazu bedarf es aber keiner sogenannten »Gesetze«, keiner »gedruckten Schulordnungen« oder gar »Schulgesetze«. Die Schule braucht nur in seltenen Fällen Gehorsam zu erzwingen, wenn sie in der Regel zu ihm zu erziehen weifs. Der ohne Not erzwungene Gehorsam sinnt in der Regel auf Rache, der anerzogene auf Folgsamkeit; dort ist der Krieg, hier ist der Friede, dort Mifstrauen und Eigensucht, hier Vertrauen und Altruismus. Die durch mündliche Überlieferung und Einschärfung zur Geltung gebrachte Schulordnung mufs in dem Bewufstsein gehandhabt

werden, dafs durch sie Unmündige zum Gehorsam erzogen werden sollen. Die Lehrer haben also vor allem die Aufgabe, die persönlichen Gründe zu erkennen, die den Schüler zur Verletzung der Ordnung geführt haben, sowie welcher Art der Anlafs dazu war. Beruhen sie, wie es in der Regel ist, auf Schwächen, wie sie nicht blofs Unmündigen ankleben, z. B. auf Furcht vor Strafe, augenblicklichem Übermut, leidenschaftlichem Naturell — denn Charakter ist gewöhnlich noch nicht vorhanden —, ist der Anlafs ein solcher, der von den Schülern nicht absichtlich herbeigeführt ist, sondern in allgemeinen, örtlichen oder persönlichen Beziehungen seinem Wesen nach ruht, so wird die Strafe sich auf eine kurze und nachdrückliche Mahnung beschränken können. Ist der Lehrer über die Qualität der Gründe bezw. des Anlasses des Vergehens im Zweifel, so mufs er als Erzieher in melius deuten, was der Kriminalist in pejus zu deuten pflegt. Denn irrt er sich zu Gunsten des Schülers, so schlägt diesem das Gewissen, irrt er aber zu seinen Ungunsten, so entwickelt sich Groll in ihm und die Gewinnung bezüglich Erhaltung des Vertrauensverhältnisses, das unbedingt erforderlich ist, wird gefährdet. Es gibt kein Gebiet der Erziehung, auf dem die Milde, wohl zu unterscheiden von unbegründeter Schwäche — schneller gute Früchte zeitigt, als dieses.

Unsägliches Elend entsteht im menschlichen Gemeinschaftsleben durch die Zungensünden. Über das wichtige Kapitel der Behandlung derselben kann man bei Flattich gute Belehrung finden. Ihre Zahl ist bekanntlich Legion, und sie richten selbst in ihrer harmloseren Gestalt gröfseren Schaden an, als man gemeiniglich meint. Die heilige Schrift wie das deutsche Sprichwort verdammen sie daher in der gebührenden Weise. In der heiligen Schrift heifst es: »Ein Dieb ist ein schändliches Ding, aber ein Verleumder ist viel schändlicher.« »Die Zunge ist ein kleines Glied und richtet grofse Dinge an. Siehe, ein kleines Feuer, welch einen Wald zündet es an? Und die Zunge ist auch ein Feuer, eine Welt voll Ungerechtigkeit. Also ist die Zunge unter unseren Gliedern und befleckt den ganzen Leib und zündet an allen unseren Wandel, wenn sie von der Hölle entzündet ist.« »Die Zunge kann kein Mensch zähmen, das unruhige Übel voll tödlichen Gifts.« »Wer leben will und gute Tage sehen, der schweige seine Zunge, dafs sie nichts Böses rede, und seine Lippen, dafs sie nicht trügen.« Der Psalmist sagt: »Deine Zunge trachtet nach Schaden und schneidet mit Lügen, wie ein scharfes Schermesser.« Auch das deutsche Sprichwort, welches als ein beredter Zeuge gelten kann, dafs im deutschen Volke ein idealer Grund-

zug zu finden ist, redet manch treffendes Wort: »Böse Zunge ein bös Gewehr.« »Die Zunge hat kein Bein, schlägt aber manchem den Rücken ein.« »Eine gezähmte Zunge ist ein seltener Vogel.« »Es ist auf Erden kein besser List, als wer seiner Zunge Meister ist.« »Hütet eure Zungen, ist gut Alten und Jungen.« »Wäre die Zunge ein Spiefs, so tät mancher mehr als zehn andere.« »Böse Zunge und böses Ohr sind beide des Teufels.« »Geredt ist geredt; man kanns mit keinem Schwamm abwischen.« »Wer viel schwatzt, lügt viel.« Sehr treffend weifs auch ein tüchtiger Kenner der menschlichen Gesellschaft (Realschuldirektor Dr. Curtmann in seinem geistreichen, von grofsem Scharfsinn zeugenden Buche: »Stimmen der Minorität«) von den schlimmen Folgen dieses Übels in unseren Zeiten zu berichten: »Wenn man Zeugnis über seinen Nächsten ablegen will, so braucht man sich ja nicht vor Gericht zu stellen und die Hand zu erheben; die Zeugnisse, welche man auf dem Sofa einer Theegesellschaft oder in dem tête à tête eines Kabinets ablegt, sind weit weniger anstöfsig und verfehlen ihr Ziel weniger als injuriöse Prozesse. Seit die römischen Zensoren abgeschafft sind, fehlt es in der Tat an einer Behörde, welche dafür sorgt, dafs die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und dafs die Pfauen ihre Füfse nicht vergessen. Wir haben den Frauen zu danken, dafs sie zu ihrer Unterhaltung und zum allgemeinen Besten solche Schöppenstühle der öffentlichen Meinung errichtet haben, woran eine gute Anzahl witziger und galanter Herren die Beisitzer spielen. Diese männlichen Beisitzer bilden zugleich für eklatante Gerichtsfälle eine Art Rächer des Vehmgerichtes, denn sie wissen die Pfeile der Journalistik so trefflich zu richten, dafs ein Rächer der heiligen Vehme mit seinem Dolch nicht tiefer verwunden konnte.« Und nun führt er einige typische Fälle an, wie die Zunge anscheinend so ganz harmlos ihr Spiel treibt: »Warum weint das Mädchen in ihrer Kammer? Ach, es ist gar nichts. Einige wohlgesinnte Verwandtinnen waren besorgt um die Aufführung des guten Kindes. Ihre Phantasie hat das, was sie befürchteten — als geschehen dargestellt, und nun weint das einfältige Ding, weil die Welt glaubt, der Engel, welcher an ihrem Lager wacht, sei von ihr gewichen. Wie wütig knirscht der Jüngling mit den Zähnen! Wie ballt er die Faust in ohnmächtigem Zorn! Der Tor! Wie konnte er sich einbilden, dafs man ihm blofs wegen einiger miserabelen Kenntnisse ein Amt geben würde, das für einen solchen Fant gar nicht pafst! Glücklicherweise hat die neuliche Soiree den Herrn Minister, der sich von ihm hatte einnehmen lassen, eines Bessern belehrt. Unser dicker Vottor wird nun die Stelle bekommen. Die Witwe eines deutschen Seneka trauert an dem Grabe

ihres Frühverblichenen. Wenn doch die Frau nur von den Verdiensten ihres einfältigen Mannes selig schwiege! meint die Assemblee. Man weifs recht gut, dafs er ein Schusterssohn war, fügt eine ehrwürdige Matrone hinzu, und deshalb immer wissen wollte, wo andere Leute der Schuh drückt. Nein, spricht die fromme Frau Kommerzienrätin, nein, wir wollen ihm nicht fluchen, er hat genug an seinen Sünden zu tragen. Gott sei seiner armen Seele gnädig! Die Zeitungsschreiber übersetzen dergleichen Abendgespräche in diplomatische oder politische, die Kritiker in gelehrte Ausdrücke und haben ihr Honorar verdient; in Frankreich können sie sogar auf diesem Wege Minister werden.« Die Bekämpfung dieses sehr schlimmen menschlichen Übels liefs sich Flattich wie in seiner Erziehungsanstalt, so auch in der Gemeinde auf alle Weise angelegen sein. Selbst in Hochzeitspredigten machte er wohl die Hochzeitsleute darauf aufmerksam, dafs zu einem fröhlichen Herzen »die Berechnung der Zunge« gehöre. Es ist jedermann bekannt, hat er einmal Hochzeitsleuten gesagt, was die Zunge für Unheil anstiften kann, was für Verdrufs, Uneinigkeit und Zank oft nur durch ein paar Worte entstehen kann. Schon das kann unser Leben verdrieflich machen, wenn wir etwas, das oft gut gemeint ist, zur Unzeit reden, wenn wir beim Reden die so nötige Weisheit und Vorsichtigkeit nicht beobachten, ob wir schon nichts Unrechtes und Liebloses reden. Aber noch weit gröfserer Schaden wird bei uns und anderen angerichtet, wenn unsere Lippen mit Lügen und Falschheit umgehen. Wenn wir mehr auf die übeln Folgen merkten, dafs wir durch schlimme Reden und durch falsche Worte, wo nicht immer andere, doch gewifs allemal uns selbst um unser fröhliches Herz brächten, würde auch mehr der Wunsch und Seufzer in uns aufsteigen: Ach, dafs ich könnte ein Schlofs an meinen Mund legen, dafs ich dadurch nicht zu Fall käme und meine Zunge mich nicht verderbte. Übten wir uns fleifsig darin, so könnten wir ein fröhliches Herz haben. Weil aber der Mensch sich am meisten vergeht, wenn er in der Finsternis ist, wenn es ihm an der Liebe fehlt, so müssen wir uns doppelt hüten zu reden, wenn wir in der Finsternis sind und unsere Worte wieder hinunterschlucken. Mancher glaubt, wenn er sein Herz durch ausgestofsene Worte ausgeleert habe, so sei es ihm wieder wohl. Aber das ist lauter Betrug. Man verliert sein fröhliches Herz, weil die Liebe des anderen gekränkt wird. Wer also ein gutes Leben begehrt, der behüte seine Zunge. Es werden freilich manche denken: Wenn ich es nur so könnte! Darauf antworte ich: Du kannst es freilich nicht aus dir, aber probiere es einmal im Glauben an das Wort Gottes, so wirst du lernen, was du

noch nicht kannst. Es ist ja der Mühe wert, sich alle Gewalt anzutun, um ein fröhlich Herz und gute Tage zu bekommen.

In ganz vorzüglicher Weise wufste Flattich sich bei bösen Zungen in Respekt zu setzen. Zeugte das Vergehen nur von dem fahrlässigen Leichtsinn eines harmlosen Schwätzers, so suchte er durch eine gutmütig humorvolle Behandlung der Sache die Lacher auf seine Seite zu bringen oder das Gefühl der Beschämung in der Seele des Sünders wachzurufen. Und er war dann weit davon entfernt, ein Gefühl gekränkter Ehre zur Schau zu tragen. Immer aber war er darauf bedacht, durch Selbstbeherrschung und sittliche Überlegenheit die Besserung des Sünders anzustreben, also das Böse durch das Gute zu überwinden. Um in eine möglichst enge Verbindung mit seinen Gemeindemitgliedern zu kommen, pflegte er fleifsig Hausbesuche zu machen. Als er einstmals auch einen solchen machte und bereits vor der Stubentür stand, um anzuklopfen, hörte er, wie drinnen die Hausfrau mit einer Nachbarin gerade über ihn redete. In nicht sehr liebreicher Weise waren die Weiberzungen mit ihm beschäftigt, seine Eigenheiten gehörig durchzuhecheln. Flattich liefs diese Weiberkritik ruhig über sich ergehen. Nach Beendigung derselben ging er unbemerkt wieder heim und sagte zu seiner Magd: »Du mufst gleich der Frau N. einen Laib Brot und eine Schüssel voll Mehl bringen und ihr ausrichten: ‚Einen schönen Gruls und da sei der Wäscherlohn'«. Das war damals in Münchingen der übliche Lohn für die Wäscherinnen. Die Magd konnte sich zwar nicht erinnern, dafs jene Frau jemals im Pfarrhause gewaschen habe, richtete aber den Befehl des Hausherrn ohne Einrede aus. Der Frau N. schien die Sache schier unbegreiflich, es mufste jedenfalls ein Irrtum vorliegen; sie hatte bei dem Pfarrer niemals gewaschen. Daher eilt sie in das Pfarrhaus und versichert, den Wäscherlohn nicht verdient zu haben. Aber Flattich erwiderte ihr: »Do han i do jetzund, freilich habt Ihr ihn verdient. Ich bin mein Lebenlang noch nie so schön gewaschen worden als von Euch und Eurer Nachbarin.« Dieser Aufschlufs wird den nötigen Eindruck auf die Weiberzunge gemacht haben. Jedenfalls erreichte er auf solche Weise mehr als in ähnlicher Lage die sogenannten weltklugen Leute, welche unter dem Einflufs eines übertriebenen äufserlichen Ehrstandpunktes Groll und Hafs und Rache in ihrem Herzen aufkeimen lassen oder wohl gar die Gerichtssäle und Gefängnisse bevölkern helfen. Flattich beklagte es überhaupt, dafs man in der Welt so wenig auf die Kraft des Wortes gibt und lieber gleich mit allerhand Strafen und Tätlichkeiten dreinfährt. Da mich der Hauptmann von Kapernaum, sagt er

einmal, welcher dem Worte eines Menschen soviel Kraft zuschreibt, zum Nachdenken bewog, nahm ich mir vor, darauf zu achten, was ich mit den Worten würde ausrichten können. Es hat mich nie gereut, eine Probe gemacht zu haben, da ich immer tiefere Einsicht in diesen Gegenstand erhalten habe. Ein Pferd kann ausschlagen, ein Ochse kann stofsen, ein Hund kann beifsen. Da aber die Sprache keinem Tier, sondern nur dem Menschen zukommt, so mufs eine besondere Kraft in dem Worte des Menschen sein, was auch vornehmlich daraus abzunehmen ist, dafs der Mensch nach dem Ebenbild Gottes erschaffen worden und Gott durch sein Wort Himmel und Erde erschaffen hat. Es hat aber das Wort eines Menschen mehr oder weniger Kraft, je nachdem der Mensch beschaffen ist oder je nachdem er auch das Recht oder den Beruf hat, etwas zu sagen. Es sind aber verschiedene Ursachen, warum man von der Kraft der Worte wenig Gebrauch macht: teils will das mörderische Herz nur dreinschlagen, teils will man unmögliche Dinge und unbillige Dinge befehlen, teils möchte man, dafs es nirgends fehlen sollte, teils will man etwas nur ein- oder zweimal sagen, und wenn es dann nicht geschieht, so fährt man mit Gewalt zu. Gott sagt uns etwas vielmal in seinem Wort und hat Geduld mit uns, warum nun denn wir nicht auch also? Wie Flattich nun mit seinen Grundsätzen in seinem Hause und bei seinen Pensionären die besten Erfolge gehabt hatte, so suchte er auch in seinem Amte in sogenannten Kirchenkonventen sich vor weltlichen Strafen zu hüten und anstatt deren die Worte zu gebrauchen. Die Bürgermeister aber meinten, das helfe gar nichts, die Leute müfsten eben gestraft werden. Allein Flattich meinte, sie möchten nur erst einmal warten lernen und nicht so schnell urteilen, das sei eben der verkehrte Brauch in der Welt, sehr voreilig zu urteilen und abzusprechen. Mit grofser Genugtuung konnte er schliefslich berichten: »Endlich kam es bei beiden Bürgermeistern, die sonst in ihrem Amt scharf waren, dahin, dafs sie vor Kirchenkonvent mir klagten, dafs einige Leute so widerspenstig und unbescheiden gegen sie seien; ich möchte ihnen beistehen, da sie sonst ihr Amt nicht behalten könnten. Da ich nun diese Leute vorforderte, und ihnen als Pfarrer blofs mit Worten befahl, dafs sie ihrer Obrigkeit Ehrfurcht und Gehorsam beweisen sollten, so war solcher Schwierigkeit begegnet. Ein Geduldiger ist besser als ein Starker.« Es ist hochbedeutsam, dafs der vortreffliche Menschenkenner und feine psychologische Beobachter Flattich in dem, was er von der Macht des Wortes, des Beispiels, der Liebe u. s. w. sagt, auf Grundlage der heiligen Schrift sowie eigener Beobachtungen zu ganz ähnlichen Resultaten gelangt ist,

wie die neueste moderne Wissenschaft der Suggestion. Die Psychologie der Suggestion lehrt: Alle Erziehung beruht auf Suggestion d. h. Einwirkung auf das Vorstellungsvermögen eines Menschen durch einen anderen, wodurch in dem ersteren ein bestimmter Gedankengang erweckt wird, der entsprechende Handlungen zur Folge hat. Jeder Mensch ist nach irgend einer Seite suggerierbar. Die Psychologie der Suggestion bestätigt, dafs der Glaube eine Kraft ist, mit der man Berge versetzen kann, dafs die Liebe eine Lebens- und Erziehungsmacht ohnegleichen ist, dafs das Beispiel des Erziehenden durch Nachahmung, Sympathie und Faszinierung eine unermefsliche Wirkung haben kann. Mit Recht sagt daher der scharfsinnige Kritiker unserer sozialen Zustände Gymnasialdirektor Professor Dr. Fischer-Wiesbaden: Die physiologische Psychologie, die eine Seelenlehre ohne Seele vorbringt, wird sich jetzt endlich mit dem gofsen X abfinden müssen, das sie bisher ignoriert hat. Von der grofsen Kraft des Wortes können alle Schulleiter, welche in dem rechten Geiste der Liebe und der Gerechtigkeit ihres Vorsteheramtes walten, Zeugnis ablegen. Öfter sind mir Zöglinge begegnet, deren Herz durch verkehrte Behandlung, durch Härte und Schläge seitens der Eltern und Lehrer sich verstockt hatte, dafs sie nichts mehr mit ihnen anfangen konnten. Durch mein einfaches, ernstes und grades Wort habe ich wiederholt solche auf bessere Wege gebracht.

Auf die Kraft des Wortes vertraute Flattich auch in dem Falle, wo er wirklich boshaften Angriffen oder niederträchtigen Spöttern entgegentreten mufste. Allerdings wufste dann seine kraftvolle und schlagfertige Persönlichkeit eine tüchtige Einreibung mit Pfeffer und Salz vorzunehmen, um ein weiteres Eindringen der Fäulnis zu verhüten. In den besseren Kreisen der Gesellschaft hat er öfter dieses Mittel mit Erfolg angewandt, z. B. als ein gerngesehener Gast im Schlosse des Generals von Harling, der ihn beständig zu seinen Gastmählern einlud. Denn Flattich war keineswegs ein weltflüchtiger Mann, sondern wufste zur rechten Zeit auch mit den Fröhlichen fröhlich zu sein, wie denn ja überhaupt das wahre Christentum nur zufriedene und frohgesinnte Leute macht, denen es eine würdige Geselligkeit nicht versagt. Dem Weisen von Münchingen ward es auch nicht schwer, in allen Dingen das rechte Mafs zu halten. Bei einem Gastmahle machten sich einige vornehme Herren, die auf eine elegante Kleidung grofse Stücke hielten, über Flattichs abgetragenen Rock ganz offen lustig. »Euer Rock, Herr Pfarrer«, spottete einer, »ist sehr fadenscheinig und hat allerlei Farben. Es scheint, Ihr liebt das Bunte.« »Ihr seid wohl ein Raritätenkrämer?« fragte höhnend ein

anderer, »und handelt mit Galanteriewaren? »Mit überlegenem Lächeln erwiderte Flattich: »Ein Kaufmann bin ich allerdings, und was gilt's, Ihr könntet mir etwas abkaufen, was Ihr wohl brauchen könntet?« Verwundert riefen die Herren: »Das wäre?« Flattich: »Ja, Ihr Herren, ich merke, Euch fehlt's an Verstand, darum möchtet Ihr Euch jetzt den Schnabel wetzen.« Das safs ganz vorzüglich, und Flattich konnte den Spöttern den Gedanken auf dem Gesichte ablesen: Den dürfen wir nicht weiter reizen oder seine Schlagfertigkeit haut uns alle in die Pfanne. Bei einer ähnlichen Gelegenheit kam der unscheinbare einfache Pfarrer einem jungen adeligen Leutnant sehr despektierlich vor. Den glaubte er schon einmal necken und auf die Probe stellen zu dürfen. Er kam auf den Einfall, sich dazu eines Trinkglases zu bedienen, welches auf der Tafel stand und die Inschrift trug: »Mit der Zeit!« »Habe mit Vergnügen gehört, Herr Pfarrer,« sagte er, »Sie sind ein grofser Dichter. Aber auf diese Inschrift werden Sie doch nicht gleich einen Reim machen können?« Schlagfertig Flattich: »Do han i do jetzund! Warum denn nicht? Mit der Zeit, Wird man gescheit!« Da safs der junge Naseweis bescheiden stille und konnte als klingenden Lohn das Gelächter der Umstehenden einstreichen. Tüchtige Zurechtweisungen liefs er auch denen zuteil werden, welche sich herausnahmen, mit heiligen Dingen Spott zu treiben. In einem Stuttgarter Gasthause traf er mit einigen Offizieren bei Tisch zusammen. Als Flattich leise sein Gebet für sich sprach, begannen die Weltleute darüber ihren Spott zu treiben. Einer derselben konnte sich nicht zurückhalten und fragte: »Nun, Herr Pfarrer, betet alles in Ihrem Hause wie Sie?« Halt, dachte Flattich, auf diese Impertinenz gehört etwas: »Nein, meine Schweine beten nicht.« Mit diesen wenigen Worten brachte er die Herren zur Ordnung. Mit einem Generale wurde er einmal in ein Ewigkeitsgespräch verwickelt. Derselbe sagte: In seiner Jugend habe er öfter über den Zustand nach dem Tode nachgedacht und auch andere um ihre Meinung befragt. Da er aber darüber verlacht sei, habe er sich vorgenommen, über diesen Gegenstand nicht mehr zu reden. Doch wünsche er von Flattich zu erfahren, ob man wirklich etwas Gewisses davon wissen könne. »Glauben Sie, Herr General, dafs Sie nach dem Tode nicht mehr General sind und dann Ihr zeitliches Vermögen nicht mehr haben werden?« fragte Flattich. »Ja« antwortete der General. »Glauben Sie es auch ganz gewifs?« »Ich zweifle nicht daran.« Flattich: »So wissen Sie also etwas Gewisses von dem Zustande nach dem Tode. Mithin fangen Sie zunächst bei dem an, was Sie jetzt wissen, dafs Sie nach dem Tode nicht mehr sind, was Sie jetzt sind.«

(Schlufs folgt.)

MITTEILUNGEN

1. Ferienkurse in Jena für Damen und Herren

(Sekretariat im Pädagogischen Universitäts-Seminar, Grietgasse 17a)

I. Naturwissenschaftliche Kurse

1. Über Bau und Leben der Pflanzen

mit besonderer Berücksichtigung der für den botanischen Schulunterricht wichtigen Zweckmäfsigkeitseinrichtungen in der Organisation der Gewächse

Professor Dr. **Detmer**

Einleitung

Der botanische Schulunterricht früher und jetzt. Aufgabe der Biologie. Typische, rudimentäre, reduzierte und metamorphosierte Pflanzenorgane. Goethes Metamorphosenlehre.

I. Das Blatt

1. Funktionen des Laubblattes: Wasserkultur. Bau des Blattes. Neuere Forschungen auf dem Gebiete der Zellenlehre. Nachweis der Assimilate. Wesen der Assimilation. Biologie der Assimilationsorgane. Bedeutung der Assimilation für den Haushalt der Natur.
2. Wesen der Transpiration des Blattes. Methodisches. Bedeutung der Verdunstung. Äufsere Einflüsse. Biologisches. Xerophyten. Hygrophyten, Tropophyten, Erfahrungen des Vortragenden über diese Pflanzenformen auf seinen Reisen im tropischen Brasilien, in Lappland, Turkestan und der Sahara.
3. Eiweifsbildung im Blatt. Synthese der Proteïnstoffe. Theorie des Prozesses.
4. Metamorphosierte Blätter. Blätter der insektenfressenden Pflanzen, der Succulenten u. s. w.

II. Die Wurzel

Bau der Wurzel. Wasseraufnahme derselben. Theorie des Turgors. Wurzeldruck. Metamorphosierte Wurzeln. (Luftwurzeln, Säulenwurzeln, Atemwurzeln, die Knöllchen der Papilionaceenwurzeln und die stickstoffsammelnden Bakterien derselben, neuere Forschungen über die Mycorhiza u. s. w.)

III. Die Stammgebilde

Bau des Stammes. Mechanisches Gewebe. Neuere Theorien über Wasserleitung im Stamm. Metamorphosierte Stammgebilde. (Cacteen, Ameisenpflanzen, Ranken u. s. w.)

Literatur

Detmer, Das kleine pflanzenphysiologische Praktikum. Jena 1903.
Haberlandt, Physiologische Pflanzenanatomie. 2. Aufl. Leipzig 1896.
Kerner, Pflanzenleben. 2. Aufl. Leipzig.
Schimper, Pflanzengeographie auf physiologischer Grundlage. Jena 1898.
Strasburger, Lehrbuch der Botanik. 5. Aufl. Jena 1902.

2. Anleitung zu botanisch-mikroskopischen Arbeiten und pflanzenphysiologischen Experimenten

Prof. Dr. **Detmer**

Versuche über Assimilation, Pflanzenatmung und Turgorerscheinungen, Pilzkulturen, Experimente mit dem Klinostaten, Untersuchungen über Reizvorgänge und Wachstum u. s. w.

3. Die Tierwelt des Meeres

Mit Demonstrationen Prof. Dr. **Ziegler**

I. Allgemeines; Hochseetiere, Strandtiere, Tiefseetiere, Anpassungen, Verbreitungsmittel. II. Protozoen (Urtiere), hauptsächlich Kammerlinge (Thalamophoren, Foraminiferen) und Strahllinge (Radiolarien). III. Spongien (Schwämme). IV. und V. Polypen und Quallen, Röhrenquallen, Rippenquallen. VI. Würmer (Strudelwürmer, Schnurwürmer, Pfeilwürmer, Borstenwürmer). VII. Krebstiere. VIII. Echinodermen (Stachelhäuter). IX. Muscheln, Schnecken und Kopffüfser (Cephalopoden). X. Ascidien (Seescheiden). Salpen. XI. Amphioxus, Fische. XII. Reptilien und Säugetiere.

Literatur

C. Keller, Das Leben des Meeres. Leipzig 1895. 20 M.
C. Chun, Aus den Tiefen des Weltmeeres. 2. Aufl. Jena 1903. 20 M.
W. Marshall, Die deutschen Meere und ihre Bewohner. Leipzig 1895.
W. Marshall, Die Tiefsee und ihr Leben. Leipzig 1888. 7,50 M.

4. Praktischer Kursus der Zoologie

Prof. Dr. **Ziegler**

Betrachtung und Zerlegung folgender Tiere: I. Protozoen (Urtiere), hauptsächlich Infusorien. II. Süfswasserpolyp (Hydra) und andere Hydro-

iden. III. Plattwürmer und Rundwürmer. IV. Regenwurm und andere Ringelwürmer. V. und VI. Flufskrebs und andere Krebse. VII. Anatomie der Insekten. VIII. und IX. Muscheln, Schnecken und Kopffüfser (Cephalopoden). X. Fisch. XI. Frosch. XII. Taube.

Literatur

W. Kükenthal, Leitfaden für das zoologische Praktikum. 2. Aufl. Jena 1902. 6 M, geb. 7 M.

B. Hatschek und C. J. Cori, Elementarkurs der Zootomie. Jena 1896. 6,50 M, geb. 7,50 M.

5. Physiologie des Gehirns

Mit Demonstrationen Privatdozent Dr. **Noll**

1. Ausbildung des Gehirns in der Tierreihe. Entwicklung des menschlichen Hirns.
2. Das entwickelte menschliche Gehirn. Bedeutung seiner einzelnen Teile. Zusammensetzung der Gehirnsubstanz.
3. Begriff des Neurons. Verknüpfung des Gehirns mit den Bewegungs- und Empfindungsorganen.
4. Physiologie der Nervenzelle und Nervenfaser.
5. Die Reflexe.
6. Das Zustandekommen willkürlicher Bewegungen.
7. Beziehungen zwischen Reiz und Empfindung. Das Webersche Gesetz.
8. Die Haut- und Organempfindungen. Geruchs- und Geschmacksempfindungen.
9. Gehörs- und Gesichtsempfindungen.
10. Lokalisationen in der Grofshirnrinde.
11. Sprache und Sprachstörungen.
12. Der zeitliche Verlauf der psychischen Prozesse.

Literatur

Die Abschnitte über Gehirn und Sinnesorgane in:

Johannes Ranke, Der Mensch (I. Band). Leipzig u. Wien 1890.

Steiner, Grundrifs der Physiologie des Menschen. 8. Aufl. 1898.

Tigerstedt, Lehrbuch der Physiologie des Menschen. 2. Aufl. 1902.

Ferner:

Helmholtz, Vorträge und Reden. Braunschweig 1884.

Flechsig, Gehirn und Seele. Leipzig 1896.

Ziehen, Leitfaden der physiologischen Psychologie. 5. Aufl. Jena 1900. 5 M.

Derselbe, Über die allgem. Beziehungen zwischen Gehirn- u. Seelenleben. 2. Aufl. 1902. 1,80 M.

Mach, Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen. 4. Aufl. 1903. 5 M.

Flügel, Die Seelenfrage mit Rücksicht auf die neueren Wandlungen gewisser naturwissensch. Begriffe. 3. Aufl. 1902.

Digitized by Google

6. Die Geologie in der Schule

Prof. Dr. **Johannes Walther**

An der Hand von Naturbeobachtung und einfachen Schulversuchen sollen die Vorgänge und Wirkungen der Verwitterung und Bodenbildung, die Lagerung und Zusammensetzung der Gesteine, Wesen und Bedeutung der Leitfossilien, Schichtenstörung und Gebirgsbildung, plutonische und vulkanische Kräfte, Erdbeben, die Tätigkeit des Wassers und Windes, die Gestaltung der Meeresküste und die Gesteinsbildung am Meeresgrund, die Entstehung von Kohle, Salz, Gips, Sandstein und die Dauer der geologischen Zeiträume erläutert werden. — Die gewonnenen Erfahrungen sollen dabei auf Heimatskunde, Ackerbau, Bodengestalt, Siedelungsgeschichte, Pflanzen- und Tierverbreitung angewandt werden.

Literatur

J. Walther, Geologische Heimatskunde von Thüringen. Jena 1903. (Mit Abbildungen von Leitfossilien und Wörterbuch der Fachausdrücke.)

7. **Anwendung optischer Instrumente** zum Zwecke chemischer Untersuchungen: Spektralanalyse, Mikroskopie, Polarisation, Refraktion

Dr. **Gänge**

1. Spektralanalyse. Wesen und Zweck derselben. Die Apparate und ihre Handhabung. Zubereitung der Stoffe. a) Emissionsspektra. Diejenigen der anorganischen Stoffe, welche in Gasflammen, solcher, welche im elektrischen Lichte erkennbar sind. b) Absorptionsspektra. Diejenigen der anorganischen Stoffe in allen drei Aggregatzuständen. Die Absorption durch organische Stoffe, insonderheit die Farbstoffe, die Rotweine, das gesunde und vergiftete Blut. 2. Mikroskopie zur Erkennung solcher Strukturformen anorganischer und organischer Gebilde, aus welchen die chemische Natur derselben bestimmt werden kann. Das Polarisationsmikroskop. Das Spektralokular. 3. Polarisation. Wesen derselben. Erkennung der Krystallsysteme. Interferenzfarben. Achsenbilder. Cirkulare Polarisation als Mittel zur quantitativen Bestimmung lichtdrehender Stoffe. Saccharimetrie. 4. Refraktometer und ihre Verwendung, um aus dem Grade der Lichtbrechung und Farbenzerstreuung die Reinheit oder den Gehalt an bestimmten Stoffen zu ermitteln.

Literatur

Gänge, Angewandte Optik in der Chemie. Braunschweig 1886.
Ders., Anleitung zur Spectralanalyse. Leipzig 1893.
Ders., Polarisation des Lichtes. Leipzig 1894.
Krüss, Colorimetrie und quantitative Spectralanalyse. Hamburg und Leipzig 1891.
Landauer, Spectralanalyse. Braunschweig 1896.
Formánek, Qualitative Spectralanalyse anorganischer Körper. Berlin 1900.

8. Wahrscheinlichkeits-Rechnung mit Anwendungen auf unser Leben

Dr. F. **Haft**

Die Grundsätze von Laplace mit Beispielen aus Glückspielen (Würfel, Karten, Lotterie). Das Problem von Buffon. Mathematische Hoffnung und Furcht. Moralische Hoffnung. Wahrscheinlichkeit von Ursachen und zukünftigen Ereignissen. Lebens-, Renten- etc. Versicherung. Mittlere Ehedauer. Wachstumsgeschwindigkeit der Bevölkerung. Wahrscheinlichkeit von Zeugenaussagen, Urteilen und Ahnungen. Fehlerausgleichung bei Beobachtungen. Sicherheit der Statistik.

II. Pädagogische Kurse

1. Grundzüge des erziehenden Unterrichts

Professor Dr. **W. Rein**

Einleitende Betrachtungen

1. Die Bedeutung des Unterrichts für die Kultur-Arbeit des Volkes.
2. Teilung des Unterrichts in zwei Gruppen: a) Fach-Unterricht. b) Erziehender Unterricht. Verhältnis zwischen beiden Gruppen.
3. Aufbau der Schul-Organisation nach diesen Bestimmungen.
4. Frage des Kaisers: »Sind für die neue Lehrmethode wenigstens die Hauptpunkte aufgestellt?« (Berliner Dezember-Konferenz.)
5. Begriff der Methode. Methode und Persönlichkeit des Lehrers. Geschichtlicher Rückblick: Die Hauptstadien der methodischen Entwicklung.
6. Die Didaktik ein Teil der Pädagogik. Ihre Stellung im System; ihr Verhältnis zur Hodegetik.

I. Teil

Lehre vom Ziel des Unterrichts in den Erziehungsschulen

1. Das Unterrichts-Ziel muſs abgeleitet werden aus dem Erziehungsziel.
2. Welches Erziehungsziel soll maſsgebend sein?
   a) Die Geschichte der Erziehung zeigt sieben Hauptziele auf.
   b) Die Analyse des Erziehungsbegriffs gibt keine bestimmte Antwort.
   c) Das Erziehungsziel wird von der Ethik bestimmt.
   d) Welche Ethik soll für den Erzieher maſsgebend sein?
3. Formulierung des Erziehungs-Zieles: Bildung des sittlichen Charakters auf religiöser Grundlage.
4. Was kann der Unterricht zur Erreichung dieses Zieles beitragen?
   Problem: Die Erziehung zielt auf die Bildung des sittlichen Willens, der Unterricht auf Überlieferung des Wissens. Wie kann der Unterricht durch Überlieferung des Wissens zur Kultivierung des Willens beitragen?
5. Psychologischer Exkurs: Zusammenhang zwischen den Vorstellungen und den Strebungen. Unter welchen Bedingungen gestaltet sich das Wissen zum Wollen? Der Begriff des Interesses.
6. Formulierung des Unterrichts-Zieles: Bildung eines unmittelbaren, vielseitigen Interesses.

II. Teil

Lehre von den Mitteln des erziehenden Unterrichts

(Die Theorie des Lehrplans und die Theorie des Lehrverfahrens)

A Die Theorie des Lehrplans

I. Von der Auswahl der Unterrichts-Stoffe

1. Die Normalität des Lehrplans.
2. Die gruppenweise Anordnung der Lehrfächer.
3. Die Auswahl der Bildungselemente.
   a) nach dem Formal-Prinzip (Entwicklungs-Stufen des Kindes, Psychologie des Kindes: Organisch-genetischer Aufbau).
   b) nach dem Material-Prinzip (Historisch-genetischer Aufbau, Kulturgeschichte).
4. Beispiel eines Lehrplans für eine achtklassige Thüringische Volksschule. (Entwurf für die Übungsschule des Pädag. Universitäts-Seminars zu Jena.)
5. Stellung zu der Auswahl nach »Konzentrischen Kreisen«.

II. Von der Verbindung der Lehrfächer

(Konzentration)

1. Geschichtliche Darstellung der Konzentrations-Versuche.
2. Die Fortbildung der Zillerschen Konzentrations-Idee mit Beziehung auf den vorliegenden Lehrplan-Entwurf. (Konzentrations-Tabellen.)
3. Förderungen und Hindernisse bei der Durchführung.

B Die Theorie des Lehrverfahrens

1. Die psychologischen Grundlagen: Apperzeption und Abstraktion.
2. Der Begriff der methodischen Einheit.
3. Die Ziel-Angabe.
4. Besprechung der einzelnen Unterrichtsstufen: Vorbereitung, Darbietung, Verknüpfung, Zusammenhang, Anwendung.
5. Hinweis auf einzelne Beispiele (Präparations-Entwürfe).
6. Schlufsbetrachtung.

Literatur

Zur Ethik:

Nahlowsky, Allg. Ethik. 3. Aufl. Leipzig, in Vorbereitung. 7 M.
Hilty, Glück. 3 Bde. à 3 M. Frauenfeld-Leipzig 1899.
Paulsen, System der Ethik. 4. Aufl. Berlin 1897. 11 M.
Rein, Ethik. Osterwieck 1901. 2,50 M.

Zur Psychologie:

Lange, Apperzeption. 7. Aufl. Leipzig 1902. 3 M.
Dörpfeld, Denken und Gedächtnis. 5. Aufl. Gütersloh. 2 M.
Drobisch, Empir. Psychol. 2. Aufl. Leipzig 1898. 6 M.
Ziehen, Physiol. Psychologie. 5. Aufl. Jena 1900. 5 M.
Preyer, Die Seele des Kindes. 5. Aufl. Leipzig 1900. 8 M.
Compayré-Ufer, Die Entwicklung der Kindesseele. Altenburg 1900. 8 M.

Zur Didaktik:

Ziller, Allg. Pädagogik. 3. Aufl. Leipzig 1892. 6 M.
Ziller, Grundlegung zur Lehre vom erz. Unterricht. 2. Aufl. Leipzig 1874. 8 M.
Willmann, Didaktik als Bildungslehre. 3. Aufl. Braunschweig 1903. 2 Bde. 14 M.
Dörpfeld, Ges. Schriften. Gütersloh, Bertelsmann.
Wiget, Die Formal-Stufen. 7. Aufl. Chur 1901. 2 M.
Rein, Pickel, Scheller, Theorie und Praxis des Volksschulunterrichts. 1. Bd. 7. Aufl. Leipzig 1903. 4 M.
Rein, Encyklopäd. Handb. der Pädag. 2. Aufl. 8 Bände. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), 1902. 120 M.
Rein, Pädagogik. 1. Bd. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), 1902. 10 M.
Flügel-Rein, Zeitschr. für Philos. u. Päd. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann). 6 M.

2. Spezielle Didaktik

Vorlesungen, Probelektionen, Debatte

Oberlehrer **Lehmensick** und **Landmann**

1. Die pädagogische Theorie, eine Wissenschaft; die pädagogische Praxis, eine Kunst. Ihre Schwierigkeit im Vergleiche mit anderen Künsten. Die beiden grofsen Lehrmeister des Menschen: Erfahrung und Umgang. Die Ergänzungsbedürftigkeit der durch sie gewonnenen Erkenntnisse und Gemütseindrücke. Ihre Ergänzung und ihre Verwertung durch den Unterricht.
2. Was ist spezielle Didaktik? Die vier Hauptpunkte der speziellen Didaktik als vier Probleme. Abgrenzung unserer Aufgabe. Was sollen unsere Probelektionen? Charakter der Übungsschule. Erweiterung unserer Aufgabe: der freie Meinungsaustausch in den Debatten.
3. Das Problem der Aneignung des Lehrstoffes: Er soll ein Teil der Persönlichkeit des Schülers werden. Die zwei Hauptmomente des Bildungsstoffes: konkret und abstrakt. Die zwei Hauptziele: Wissen und Können. Die zwei Hauptgedankengruppen: Menschenleben und Naturleben. Die drei Hauptstufen des Unterrichts: Anschauung, Begriffsbildung, Anwendung. Der Plan unserer Stunden.
4. Geschichtliche Stoffe. Das Problem der Aneignung von Verklungenem und Vergangenem. Heimatausflüge als Unterrichtsgrundlage. Erzählen als Unterrichtsform. Vorteile und Mängel. Gewinnung des Neuen durch Entwicklung des konkreten Stoffes aus dem Gedankenkreise des Zöglings. Wesen und Wert des entwickelnd-darstellenden Unterrichtsverfahrens. Bedingungen und Geltungsgebiet. Schwierigkeiten und Gefahren.
5. Die Hauptformen des Unterrichts. Sinnenfällige Unterrichtsstoffe. Die Anschauungsstufe. Eigentümliche Schwierigkeit der Erregung von Interesse und der Erzeugung fruchtbarer Erkenntnisse bei Behandlung konkreter Objekte. Welche Veranstaltungen sind zu treffen, damit die das Neue verdeutlichenden Vorstellungen mit einem Schlage ins Be-

wufstsein des Zöglings kommen? Der vorzeigende Unterricht. Naturkunde, Naturlehre.

6. Anschauungen ohne Begriffe sind blind. Vorbereitungen der Begriffsbildung in den unteren drei Schuljahren. Genetische Stufenfolge in den Begriffen des Zöglings: Typen, Individualbegriffe und Verdichtungssätze, allgemeine Gesetze. Notwendigkeit eines Lehrplans der Begriffe. Der Weg, auf dem Begriffe gebildet werden: Entwickeln des Abstrakten. Beispiele, Vergleich, Verknüpfung, Herausstellung des Allgemeinen. Wie wird die begriffliche Arbeit eingeleitet? Das Abstraktionsziel.
7. Warum ist mit der Einprägung des anschaulichen Stoffes und der begrifflichen Ergebnisse die Unterrichtsarbeit noch nicht abgeschlossen? Umwandlung des Wissens in Können. Haupt-Formen der Anwendung: Durchlaufen, Übertragen, phantasierendes Handeln, Darstellen, Selbstfinden und Produzieren.
8. Das Wesen der Kunst. Kunst und Volk. Kunst und Jugend. Künstlerische Erziehung. Kunst und Schule. Die Kunst der Didaktik und die Didaktik der Kunst. Bildschmuck und Bildbetrachtung. Künstlerisches Empfinden und Knnstfertigkeit. Kunstunterricht und Unterrichtsstufen.

Übersicht

	Montag	Dienstag	Mittwoch	Dounerstag	Freitag	Sonnabend
10—11	Vorlesung: Unterrichtslehre	Probelektion: Anschauungsstufe. Entwickelnd-darstellender Unterricht Nibelungen	Probelektion: Vorzeigend entwickelnder Unterricht (Naturkundlicher Stoff)	Vorlesung: Lehre von der Bildung der Begriffe	Debatte	Probelektion: Anwendungsstufe Betrachtung eines Bildes und Modellieren
11—12	Vorlesung: Darbietungsformen	Debatte	Debatte	Probelektion: Begriffsbildungsstufe Nibelungen	Vorlesung: Theorie der Anwendung	Debatte

Literatur

A. Unterrichtsform

Lehmensick, Wesen, Bedingungen und Gefahren des entwickelnd-darstellenden Unterrichts. (Bündner Seminarblätter VII. 1 u. 2.)

B. Psychologische Grundlage: Drobisch, Empir. Psychologie. (Leipzig 1898.) Lehmensick, Psychologische Beobachtungen an Kindern d. 1. Schuljahres. (Praxis d. E. Altenburg 1888.) Lazarus, Leben der Seele. (Berlin 1883/85.)

C. Unterrichtsgebiete
1. Religion: Thrändorf und Meltzer, Präparationen zum Rel.-Unt. Unter-, Mittel-, Oberstufe. (Dresden.) Reukauf und Heyn, Präparation. f. d. evang. Rel.-Unt. (Leipzig.) Just, Abschliefsender Katechismus-Unt. (Altenburg.)
2. Geschichte: Fritzsche, Deutsche Geschichte. Präparationen und Entwürfe. (Altenburg 1903.) Fritzsche und Hase, Lehr- u. Lesebuch f. d. d. Gesch. Unt. (Halle 1902.)
3. Singen: Stiehler, Das Lied als Gefühlsausdruck. (Altenburg 1890.)
4. Zeichnen: Itschner, Über künstlerische Erziehung. (Langensalza 1901.)
5. Deutsch: Lehmensick, a) Das Prinzip des Selbstfindens in seiner Anwendung auf den ersten Sprachunterricht. (Dresden 1900.) b) Lesen, Lesenlehren, Lesenlernen (Handbuch von Rein, Langensalza). c) Der Lese-Unterricht auf der Oberstufe der Volksschule nach Ziel und Methode. (Päd. Studien. Dresden 1892.) Lütge, a) Der stilistische Anschauungsunterricht, 2 Teile. b) Beiträge zur Theorie und Praxis des Sprachunterrichts. (Leipzig.)
6. Geographie: Fritzsche, Handbuch für den erdkundlichen Unterricht. (Altenburg 1902.) Harms, Vaterländische Erdkunde. (Braunschweig.) Prüll, a) Deutschland, b) Europa. (Leipzig.) Tischendorf, Präparationen f. d. geogr. Unterricht. 5 Teile. (Leipzig.)
7. Naturkunde: Beyer, Die Naturwissenschaften in der Erziehungsschule. (Leipzig 1885.) Seyfert, a) Der gesamte Lehrstoff. b) Arbeitskunde. (Leipzig.) Schmeil, a) Lehrbuch der Zoologie. b) Lehrbuch der Botanik. (Stuttgart.) Partheil und Probst, Naturkunde. 3 Teile. (Dessau.) Conrad, Präparationen f. d. Physik-Unt. 2 Teile. (Dresden.)
8. Geometrie: Martin und Schmidt, Raumlehre nach Formengemeinschaften. (Dessau 1899.) Pickel-Wilk, Geometrie der Volksschule. (Dresden 1901.) Zeissig, Formenkunde.
9. Rechnen: Teupser, a) Methodische Lehrgänge für den Rechenunterricht. b) Anleitung zur Bildung heimatlicher Rechenaufgaben. Hartmann, Rechen-Unterricht. (Hildburghausen.) Knilling, Naturgemäfse Rechenmethode. (München.)
10. Turnen: Frohberg, Handbuch f. Turnlehrer. 2 Teile. (Leipzig 1883.)
11. Praktische Beschäftigungen: Barth und Niederley, Des deutschen Knaben Handwerksbuch. (Bielefeld 1894.)
12. Schulgarten: Missbach, Der Schulgarten im Dienste der Volksschule. (Dessau 1899.)

D. Zeitschriften: Praxis der Erziehungsschule. (Altenburg.) — Schulpraxis. (Leipzig.) — Päd. Studien. (Dresden.) — Philosophie und Pädagogik. (Langensalza.) Deutsche Blätter. (Langensalza.)

E. Encyklopädie: Handbuch der Pädagogik. (Langensalza.)

3. Psychologie des Kindes

Dr. **Alfred Spitzner**-Leipzig

I

A Allgemeine Orientierung

1. Geschichtliche Einleitung

Gruppierung der kinderpsychologischen Literatur:

a) die philosophisch-pädagogische,

b) die biologisch-medizinische,
c) die exakt-pädagogische Richtung.

2. Begriff und Aufgaben
   a) Die Psychologie des Kindes als Wissenschaft von dessen geistiger Entwicklung. Handelt es sich nur um die Erforschung des kleinen Kindes (bis zum 4. Lebensjahre)?
   b) Verhältnis zu den analytischen und synthetischen Aufgaben der allgemeinen Psychologie. Anteil am wissenschaftlichen Aufbau der Pädagogik.

3. Methode
   Verhältnis von Beobachtung und Experiment a) bei wissenschaftlichen Forschungen, b) bei praktischen Untersuchungen. Gibt es fundamentale pädagogische Erfahrungen auf psychogenetischem Gebiete? Verschiedenheit und gegenseitige Ergänzung der pädagogischen und der medizinischen Methoden. Das gemeinsame (binoculare) Arbeitsfeld.

II

B Schilderung des Verlaufes der geistigen Entwicklung des Kindes nach Art, Chronologie und kausalem Zusammenhang der Entwicklungserscheinungen

α) Die Lehre von der Entwicklung des psychischen Mechanismus beim kleinen Kinde (bis zum 4. Lebensjahre). Erstes Kindheitsalter

1. Der auf normaler Vegetation, Sensation und Motation beruhende angeborene Reflexmechanismus als Ausgangspunkt und Grundlage der geistigen Entwicklung des Kindes.
2. Der Aufbau der Vorstellungs-, Stimmungs- und Strebungsmechanik im Bereich der Entwicklung
   a) der Bewegungen,
   b) der Sprache,
   c) des Selbstbewufstseins des Kindes.
3. Die Gesetze, welche bei diesen Vorgängen wirksam sind.

III

β) Die Lehre von der Entwicklung der Bildungstriebe im zweiten Kindheitsalter (5. bis 8. Lebensjahr)

1. Die ersten Ansätze eines spontanen Bildungsbedürfnisses des Kindes auf Grundlage des ausgebildeten Selbstbewufstseins im Bereiche der Interessen und Triebe des Kindes.
2. Differenzierung 5 fundamentaler Bildungstriebe auf Grund
   a) der empirischen,
   b) der spekulativen,
   c) der religiösen,
   d) der darstellenden (spielenden, künstlerischen),
   e) der sozialen Regsamkeit des Kindes.
3. Die Grundtatsachen und die Grundgesetze ihrer Bildsamkeit.

IV

γ) Die Lehre von den Normiernngsprozessen der Bildungstriebe des Kindes im dritten Kindheitsalter (9. bis 12. Lebensjahr)

1. Die Übergänge vom mechanischen zum normierten Vorstellen und Handeln des Kindes. Das Gefühlsbewufstsein als Entwicklungspotenz.
2. Die Entstehung
   a) der logischen,
   b) der ethischen,
   c) der ästhetischen Normierungsprozesse beim Kinde.
3. Die Grundtatsachen und die Grundgesetze ihrer Bildsamkeit, bezogen auf die Zwecke der Erziehung.

V

δ) Die Lehre von der Entwicklnng der Selbstbestimmnngsfähigkeit des Kindes im vierten Kindheitsalter (13. bis 15. Lebensjahr)

1. Die beginnende Verknüpfung des Wertbewufstseins mit dem Selbstbewufstsein des Kindes.
2. Die Entstehung der einheitlichen und harmonischen Zusammenwirkung der Normierungsprozesse in Form der vollendeten freien Willenshandlung.
3. Die beginnende freie Selbstbestimmung nach logischen, ethischen und ästhetischen Werten auf allen Gebieten der fundamentalen Bildungstriebe. Ihr Einfluſs auf die Bildsamkeit des Kindes. Abschluſs des Kindheitsalters, Übergang zum Jugendalter.

VI

ε) Die Lehre von der Verschiedenheit der Kindesnatnren

1. Klassifikation der Kindesnaturen nach den Merkmalen der normalen Bildsamkeit und der einzelnen Entwicklungsstufen
2. Doppelsinnigkeit des pädagogischen Fehlerbegriffs. Ihre Bedeutung für die Auffassung des Pädagogisch-Normalen und Pädagogisch-Pathologischen der einzelnen Individualitäten.

Literatur

1. Übersichten über die verschiedenen Zweige der kinderpsychologischen Literatur in Reins Encyklopädie, in Ufers Tiedemann-Ausgabe und in der Zeitschr. f. pädag. Psychol. u. Pathol. von Kemsies, 1. Jahrg., 3. Heft ff.
2. Stand der amerik. und engl. Literatur: Tracy, Zeitschr. »Die Kinderfehler« 2. Jahrg., S. 33; Stimpfl, Zeitschr. f. päd. Psych. u. Path., I. Jahrg., 6. Heft; Mac Donald, ebend. II. Jahrg., 2. Heft.
3. Über italienische Kinderforschung s. Lombroso, Kinderfehler 1. Jahrg. 1. Heft.
4. Anfser den angeführten Zeitschriften vergl. noch Prof. F. M. Wendt, »Die Kindesseele«, Blätter für päd. Psych. n. Path., und Dr. M. Brahn, Pädagogisch-psychologische Studien.
5. Psychische Alterstypen. Artikel von A. Hartmann in Reins Encykl. II. Aufl.
6. Natur und Naturgemäfsheit bei Rousseau, dargestellt von Spitzner. Leipzig 1892.
7. Beob. üb. die Entw. der Seelenfähigk. b. Kindern von Tiedemann, herausgegeben von Ufer, Altenburg 1897.

8. Die pädag. Pathologie i. d. Erziehnngskunde d. 19. Jahrh., dargestellt von Közle, Gütersloh 1893.
9. Beneke als Vorläufer der päd. Pathol., bearb. von Gramzow, Gütersloh 1896.
10. Über die kinderpsychologischen Momente dor Fröbelschen Pädagogik vergl. Steglich, Die pädagog. Idee Friedrich Fröbels in ihrer philosophischen Begründung durch Frohschammer, Bern 1898.
11. Sioismund, Kind und Welt, herausgeg. von Ufer, Braunschweig 1897.
12. Preyer, Die Seele des Kindes, 5. Aufl. Leipz. 1900.
13. Strümpell, Die Verschiedenheit der Kindernaturen, Dorpat 1844, neue Bearbeitung Lpz. 1894; — Erziehnngsfragen, Lpz. 1869; — Die Geisteskräfte des Menschen, verglichen m. d. der Tiere, Lpz. 1878; — Psychol. Pädag., Lpz. 1880; Psychologie als Lehre v. d. Entwicklung des Seelenlebens im Menschen, Lpz. 1884; — Abhandl. aus dem Wissensch.-pädag. Praktikum an der Univers. Lpz., 1874—1887.
14. Strümpell-Spitzner, Die pädag. Pathologie, III. Aufl., Lpz. 1899.
15. Spitzner, Die pädag. Bedeutung der Lehre v. d. psychopath. Minderwertigkeiten, Lpz. 1894; — Die psychogenen Störungen der Schulkinder, Lpz. 1899; — Die pädag. Pathologie im Seminarunterricht. Gotha 1902.
16. Jahn, Psychologie als Grundlage der Pädag., II. Aufl., Lpz. 1899.
17. Lindner, Aus dem Naturgarten der Kindersprache, Lpz. 1898.
18. Ament, Die Entw. von Sprechen nnd Denken beim Kinde, Lpz. 1899.
19. Stimpfl, Übersotzung von Sully, Untersuchungen über die Kindheit, Lpz. 1897; — Übersetzung von Tracy, Psychologie dor Kindheit, Lpz. 1899.
20. Ufer, Übersetzung von Compayré, Die Entwicklung der Kindesseele, Altenburg 1900; — v. Colozza, Psychologie und Pädagogik des Kinderspiels, Altenbnrg 1900; andere Übersetzungen und psychopathologische Beiträge im Verlage von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), Langensalza.

4. Neue Aufgaben und neue Wege im Religionsunterrichte

Dr. **Thrändorf**-Auerbach

I. Warum neue Aufgaben?

1. Das Weltbild, mit dem die traditionellen Glaubensvorstellungen verwachsen waren, ist unhaltbar geworden.
2. Die religionsgeschichtlichen Forschungen haben das Inspirationsdogma beseitigt (Babel- und Bibel-Streit).
3. Auf äufsere, durch den Wunderglauben gestützte Autorität läfst sich keine Überzeugung mehr bauen.
4. Der Einflufs des Hauses und der Kirche auf den religiösen Entwicklungsgang der Jugend ist geringer geworden.
5. Die sittliche und religiöse Bildung des einzelnen hat gröfsere Bedeutung für das Gesamtwohl bekommen.

II. Worin bestehen die neuen Aufgaben?

1. Wer hat das Hauptinteresse am Gelingen der religiösen Jugenderziehung? Staat, Kirche, Familie, Zögling?
2. Welches ist das letzte Ziel, dem alle Erziehertätigkeit zustrebt? — Warum kann aber die Heranbildung eines sittlich-religiösen Charakters nicht als Unterrichtsziel gelten?

3. Was kann der Unterricht zur Annäherung an das Endziel der Erziehung beitragen? Interesse für die klassischen Zeugen der Offenbarung und die Geschichte des Reiches Gottes.
4. Welche besondere Forderungen ergeben sich aus der gegenwärtigen Lage? a) Reinere Erfassung des Wesentlichen im Christentume (nicht Lehrgesetz, sondern dynamischer Glaube). — b) Anbahnung einer religiöses Leben und wissenschaftliches Denken vereinigenden Gesamtweltanschauung. — c) Selbständigkeit des sittlichen Urteilens und religiösen Fühlens. — d) Verständnis und Teilnahme für die Vorgänge des sozialen Lebens.

III. Welche Wege sind einzuschlagen?

1. Die Mängel des traditionellen Verfahrens: Der Glaube als Lehrgesetz, Verbalismus und Memoriermaterialismus.
2. Wesen und Bedeutung der sittlichen und religiösen Erfahrung. Schwierigkeiten bei der Gewinnung dieser Erfahrungsgrundlage (Lehrerpersönlichkeit und Lehrstoff).
3. Notwendigkeit einer Ergänzung durch den »idealen Umgang«.
4. Historisch-genetischer Aufbau des Lehrplanes als Bedingung für die Entstehung wirklicher Erfahrungen.
5. Notwendigkeit eines auf Wirkung der Selbsttätigkeit abzielenden Lehrverfahrens (die Formalstufentheorie in ihrer Anwendung auf den Gesinnungsunterricht).
6. Die Lehrplantheorie und die gegebenen Verhältnisse: a) in der Volksschule, b) in den höheren Schulen.

IV. Schulregiment und pädagogischer Fortschritt

1. Das historisch gewordene Verhältnis von Schule, Kirche und Staat.
2. Wodurch ist die Bürokratie die Herrin der Schule geworden? (Teilnahmlosigkeit der Familie, falsche Stellung der politischen Parteien, mangelnder Einfluss der pädagogischen Fachwissenschaft).
3. Wie kann eine Besserung herbeigeführt werden? Kritik des Bestehenden, gut begründete Besserungsvorschläge, Einwirkung auf die Familie (Elternabende, Benutzung der Presse), Umbildung des Geistes der Lehrerschaft durch Universität und Seminar.

Literatur

Herbart, Allgemeine Pädagogik. (Reclamausgabe 1902.)
Ziller, Grundlegung. (Leipzig 1884.)
Dörpfeld, Zur Ethik. (Gütersloh 1895.)
Rein, Encyklopädisches Handbuch. (Langensalza 1902.)
Zange, Didaktik und Methodik des evangelischen Religionsunterrichts. (München 1897.)
Reukauf, Evangelischer Religionsunterricht, 1. Bd. (Leipzig 1900).
Thrändorf, Der Religionsunterricht nach Herbart-Zillerschen Grundsätzen. 4. Aufl. (erscheint im August 1903 in Langensalza).
Jahrbücher des Vereins f. w. Päd., Bd. 20—30 u. 34. (Dresden 1888—1898 u. 1902.)
Thrändorf, Der Religionsunterricht im Lehrerseminar. (Gotha 1901.)

Hennig, Das Ziel und die Aufgabe des evangelischen Religionsunterrichtes auf dem Gymnasium. (Leipzig 1901.)
Meltzer, Das Alte Testament im christlichen Religionsunterrichte. (Gotha 1899.)
Gunkel, Israel und Babylonien. (Göttingen 1903.)

5. Frauenfrage und Mädchenerziehung

Professor Dr. theol. et phil. **Zimmer**-Zehlendorf

Einleitung

Übersicht über die Frauenfrage, ihre treibenden Kräfte, ihre Aufgaben.

1. Geschichtliches: Die Stellung der Frau in der vorgeschichtlichen Zeit; die Entwicklung der Ehe. Die Stellung der Frau bei den Alten (Orientalen, Griechen und Römern, Germanen). Der Einfluſs des Christentums. Wirtschaftliche Lage und Frauenbildung im Mittelalter und in der Reformationszeit. Die Frauenemanzipation.
2. Gemeinsames und Gegensätzliches in der gegenwärtigen Frauenbewegung. Die bürgerliche Frauenbewegung: Grundsätzliches; die treibenden Kräfte; der Kampf um Arbeit und Beruf. Die proletarische Frauenbewegung; Die wirtschaftliche Lage der arbeitenden Frauen; Frauenorganisationen; die sozialpolitische Gesetzgebung.

Die Aufgaben für die Mädchenerziehung

I. Geschichtliches: Agrippa von Nettesheim. Luther. Comenius. Mary Astell und Daniel Defoe. Fénelon. Rousseau. Basedow. Talleyrand. Hippel. Karoline Rudolphi. Fröbel. Neuere Bestrebungen.

II. Grundfragen: Das Erziehungs- und Bildungsziel, ob einheitlich?
   1. Der Unterschied der Geschlechter in körperlicher und geistiger Beziehung. Der Einfluſs der Geschlechtsfunktionen auf Berufsbildung und Berufstätigkeit.
   2. Der allgemeine Beruf des Gatten, Mutter und Hausfrau und ein selbständiges Berufsleben; ihr Verhältnis zueinander und ihre Vereinbarkeit als Erziehungsziel.
   3. Erziehungsgrundsätze. Coeducation?

III. Einzelfragen.
   1. Die Weiterbildung des Mädchenschulwesens.
      a) Der Kindergarten, an sich und als Ausgangspunkt einer neuen Erziehungsmethode.
      b) Die Mädchenschule.
         1. Gemeinsamer Unterricht für Knaben und Mädchen.
         2. Reformfragen und Bestrebungen für die Mädchenschule. Haushaltunterricht und »Wissenschaft der Mutter« in der Schule.
         3. Die Fortbildungsschule für Mädchen.
         4. Das Mädchenpensionatwesen und -Unwesen.
         5. Mädchengymnasien und Real- und Gymnasialkurse für Mädchen.
      c) Frauenstudium und Frauenfachschulen (Seminare u. s. w.).
   2. Der Freiwilligendienst der erwachsenen Frau als Erziehungs- und Bildungsmittel. — Forderungen und Erfolge.

3. Die Frauenorganisationen (Vereinigungen, Schwesternschaften, Zimmersche Mädchenheime) in ihrer erziehlichen Bedeutung.
4. Sittlichkeitsfragen.

Die Literatur,

grofsenteils Broschüren- und Zeitschriftenliteratur, ist fast unübersehbar. Ein grofser Teil ist in der Bibliothek zur Frauenfrage, Berlin W., Kleiststr. 11, Gartenhaus pt., gesammelt, deren Katalog nebst Benutzungsordnung für 0,40 M durch die Bibliothekarin zu erhalten ist. Von umfassenden und grundlegenden Werken seien hier nur genannt:

Helene Lange und Gertrud Bäumer, Handbuch der Frauenbewegung. Berlin, Möser, 1900.

Lily Braun, Die Frauenfrage. Leipzig, Hirzel, 1901.

6. Die Lebensanschauungen der grofsen Pädagogen seit der Renaissance

Privatdozent Dr. **H. Leser**-Erlangen

Einleitung

I. Bedeutung unseres im Zusammenhang mit der jeweiligen Welt- und Lebensanschauung zu gebenden Durchblicks durch die Geschichte der pädagogischen Bewegungen — für die gerechte Würdigung ihrer charakteristischen Ausprägungen im allgemeinen und für ihre gegenwärtige Lage im besonderen. Emanzipation des Unterrichtswesens zu einem selbständigen Zweig der Kulturarbeit (in Praxis und Theorie) eine moderne Leistung; mit immer entschiedenerem Vorgang der Ideen, der Theorie: Selbständigkeit der Pädagogik als Wissenschaft. Gründe für die Wichtigkeit des Zusammenhangs mit der Lebensanschauung; Beispiel aus der Lage der Gegenwart. Bestimmung der Aufgabe.

II. Die allgemeine geistige Situation der neueren Zeit und ihre pädagogische Bedeutung im Gegensatz zum Mittelalter. Passivität, Fertigsein, blofs stoffliches Interesse — Aktivität, Mikrokosmosgedanke (formale Bildung). Begriff der »Bildung«.

Erste Periode. Die Übergangszeit: Renaissance (Humanismus) und Reformation. 15. bis Anfang des 17. Jahrh.

I. Humanismus

Allgemeines. Positive Charakteristik seines Wesens im Verhältnis zum Mittelalter und zur Reformation. Wesentliche Merkmale des Bildungsideals: eigene Tätigkeit und Tendenz auf die rein menschliche Seite unseres Wesens. Jedoch Abhängigkeit von fremder Kultur (der klassischen) und damit Scheidung zwischen Gebildeten und Ungebildeten. Wurzel des gelehrten Schulwesens von heute. Gegensatz zur Reformation.

Persönlichkeiten. Petrarca und Erasmus. Einseitige, sprachlich-dichterische Ausprägung des Bildungsideals. Darstellung und Kritik.

II. Reformation

Allgemeines. Fragen der Weltanschauung. Bedeutung und Schwäche für die Pädagogik, beleuchtet am Verhältnis und Gegensatz zum Humanismus: Abzweigung vom bisherigen weltgeschichtlichen Gang durch Ankettung ans Moralisch-Religiöse. Pädagogische Konsequenzen. Kulturaufgabe des Christentums; Erziehung eines jeden zur Selbständigkeit; Sinn für Volksunterricht. Doch zuviel Sprachbildung und religiöses, nicht allgemein menschliches Bildungsideal.

Persönlichkeiten. Luther. Entwicklung und Kritik seiner pädagogischen Ideen. Historische, nicht psychologische Orientierung; Beispiel sein Katechismus. Melanchthon. Moderne Verschmelzung des Klassischen mit dem Reformatorisch-Christlichen. Grundlage des modernen Gymnasiums; Verhältnis zur modernen Universität. Seine Schriften.

III. Anhang

Nach der Reformation. Einiges über Schulorganisation und Persönlichkeiten. Pädagogik der Jesuiten.

Zweite Periode. Die Aufklärung. Erziehung auf reine Vernunfterkenntnis und reale Bildung. 17. bis tief ins 18. Jahrh.

Einleitung. Allgemeine geistige Art. Vernunft-Natur. Das spezifisch Moderne in der Emanzipation des persönlichen Individuums: Unabhängigkeit, Autonomie, Selbsttätigkeit nicht nur gegenüber der mittelalterlichen Autorität, sondern auch gegenüber der geschichtlich-gesellschaftlichen Lebensführung (Frankreich) und Einsetzen einer eignen, selbst aufgebrachten — realen — Kultur (England). Hierfür zwei charakteristische Anfangstypen: Montaigne und Bacon in ihrer geistigen und pädagogischen Bedeutung.

I. Beginnende Bewegung

Ratichius. Interessante und bedeutende Persönlichkeit, in den allgemeinen modernen Konzeptionen (absolute! Konzentration, »Vernunftgemäfs«, »nach der Ordnung der Natur«) tiefer und origineller als Comenius. Dieser gröfser in der systematischen Durchführung und Organisation. — Modern ist die Methode (Anschauung, Konzentration, Kontinuität der Erziehung wie der natürlichen Entwicklung), nicht so der Stoff (Sprache und Gehalt). Schola materna! Schriften. — Organisationsdaten.

II. Höhepunkt der Bewegung

Sinken des klassischen Geistes im 17. Jahrh. im gelehrten Unterricht unterstützt das siegreiche Vordringen neuer Ideen. Die neue geistige und soziale Atmosphäre und die ihnen entsprechenden charakteristischen Ausprägungen zu bestimmten Bildungsidealen in England (der freie Bürger) und Frankreich (der elegante Hofmann).

1. Locke. Die neuen Faktoren. Erste, wesentlich psychologische Orientierung; Individualpsychogenese in ihrer geschichtlich-bedeutsamen Vereinigung mit den pädagogischen Fragen; Individualerziehung. Beginn der Emanzipation der Pädagogik zu einer selbständigen wissenschaft-

lichen Gedankenwelt. Die pädagogischen Konsequenzen in ihrem Wert und in ihrer Schwäche der Aufklärung.

2. Der Zeitraum bis Rousseau: Pietismus, Realschulwesen und Wiedererwachen des Humanismus.
3. Wendepunkt in Rousseau. Geistiger und sozialer Hintergrund, auf dem Rousseau steht, und von dem er sich abhebt. Leben, Schriften und Allgemeines seiner Ledensanschauung. Worin liegt das Neue der mit Rousseau anhebenden Bewegung? — Beziehungen und Gegensatz zur Aufklärung, Naturoptimismus — radikaler Gesellschaftspessimismus. Zentrale Stellung der Pädagogik als der Seele der Lebensarbeit zur Entwicklung des persönlichen Wesens im rein menschlichen Sinne. Schriften, besonders Emil, etwas genauer analysieren. Laisser faire la nature. Kritik. Was versteht Rousseau unter Natur?
4. Ausläufer der Aufklärung. (Basedow.)

Dritte Periode. Überwindung der Aufklärung; neues grofses Humanitätsideal. Ende des 18. bis Mitte des 19. Jahrh.

I. (Einleitung). Grofse Renaissance des Klassischen, Neuhumanismus. Besonders Fr. Aug. Wolf und Goethe. Allgemeine Lebensanschauung und ihre pädagogische Bedeutung als charakteristische Zeichen der neuen Zeit.

II. Pestalozzi. Leben. Geistige Fassung der Welt und des Lebens (»Abendstunden eines Einsiedlers«) im Zusammenhang mit dem neuklassischen Geist beleuchtet. Natur und Geist, Notwendigkeit und Freiheit. Stufen der Seele. »Entwicklung der reinen Menschlichkeit«. Charakteristik dieses neuen Humanitätsideals und kritische Würdigung der daraus sich ergebenden pädagogischen Ideen (»Lienhard und Gertrud«, »Nachforschungen«, »Wie Gertrud ihre Kinder lehrt«). Familienerziehuug. Methode! Elementar-, formale, Herzens-Bildung. Dynamische Fassung — dienende Pädagogik. Mifsverhältnis zwischen seiner tiefen Intuition und dem Mangel an systematischer Kraft der Ausführung. Verhältnis zu Rousseau einer- und Herbart andrerseits.

III. Herbart, Der grofse philosophische Pädagog. Prinzipielle wissenschaftliche Inangriffnahme des Gebietes der Pädagogik und damit die prinzipielle Entwicklung eines vom pädagogischen Gesichtspunkt gegebenen psychologischen Durchblicks durch die Wirklichkeit und das Leben, einer eignen pädagogischen Gedankenwelt. In dieser pädagogischen Wendung, welche hier die Philosophie (speziell die Psychologie) nimmt, liegen einorseits die Schwächen seiner Philosophie vom Standpunkt der Tendenz auf eine abschliefsende Ansicht der Dinge (Philosophie = pädagogische Wissenschaft!), andrerseits die Grölse seiner Pädagogik vom Standpunkt ihrer weltgeschichtlichen Entwicklung. Darstellung seiner Metaphysik und Psychologie, soweit sie in dieser Hinsicht in Betracht kommen. Problem der organischen oder mechanistisch-intellektualistischen Auffassung. Worin besteht hiernach Freiheit? Begriff der »Bildsamkeit«. Verhältnis zur Ethik,

Weg und Ziel der Erziehung. Dreiteilung der pädagogischen Aufgaben. »Erziehender Unterricht«. Möglichst ausführliche Analysis und kritische Würdigung seiner Theorie des »Unterrichts«.

IV. Fröbel. Lebensanschauung und pädagogische Bedeutung (»Menschenerziehung«): Pädagogik des Spiels im historischen Zusammenhang und sachlichen Wert. Kindergarten, Mutter- und Koselieder. Kritik.

Schluſs. Ergebnisse und Errungenschaften im Kampf mit den Hemmungen der Zeit (Diesterweg und Stephani). Vertiefung und methodische Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Pädagogik bis zur Gegenwart, (besonders Ziller und Rein). Konflikte in der heutigen geistigen Lage und entsprechende entgegengesetzte pädagogische Richtungen der Gegenwart.

Literatur

Zuerst kommt es auf die an den betreffenden Stellen zu nennenden Werke (sowohl diejenigen theoretischen Inhalts als auch die Schulbücher, Fibeln u. s. w.) der groſsen Pädagogen selbst an (vor allem von Ratke, Comenius, Rousseau, Pestalozzi, Herbart, Fröbel). Unser historischer Durchblick basiert wie auf der Kenntnis der Geschichte der Pädagogik auch auf der der allgemeinen geistigen und sozialen Bewegungen, wie sie die Philosophie und Kulturgeschichte erforscht. In letzterer Hinsicht — es fehlt an gröſseren, guten Gesamtdarstellungen — seien nur beispielsweise genannt: Jakob Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien, und in philosophischer Hinsicht das glänzende und tiefe Werk von Eucken, Die Lebensanschauungen der groſsen Denker (bis zur Gegenwart), in 5. Aufl. erscheinend.

Auch in der Geschichte der Pädagogik sehe ich von der zahlreichen, zum Teil sehr guten Spezialliteratur ab und nenne nur:

K. v. Raumer, Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsre Zeit. 4 Bde. 4. Aufl. 1872. (Wenn auch teilweise etwas veraltet, so doch für die groſsen Persönlichkeiten [Pestalozzi, Rousseau] gut.)

Karl Schmidt, Geschichte der Pädagogik in weltgeschichtlicher Entwicklung und im organischen Zusammenhange mit dem Kulturleben der Völker. 3. Aufl. ediert von Lange. Bd. III u. IV. 1875 f.

K. A. Schmid, Geschichte der Erziehung vom Anfang bis auf unsere Zeit. 1884 ff. Bd. II, 2—V, 3. (Sehr eingehend und besonders für die Organisation des Schulwesens gut.)

Th. Ziegler, Geschichte der neueren Pädagogik. Mit besonderer Rücksicht auf das höhere Unterrichtswesen. In Baumeisters Handbuch der Erziehungslehre. 1895.

H. Schiller, Lehrbuch der Geschichte der Pädagogik. (Für Comenius und Philanthropin gut, neuere Zeit zu kurz.) 3. Aufl. 1894.

Fr. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. 2 Bde. 2 Aufl. 1896. (Ausgezeichnetes Werk.)

— Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium. 1902. (Populär geschrieben.)

Rein, Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. 2. Aufl. 1902. (Enthält über eine Reihe von Persönlichkeiten gute Abhandlungen und immer ausführliche Literaturangabe.)

III. Theologische — geschichtliche — und philosophische Kurse

1. Religiöse Strömungen der Gegenwart

Superintendent **D. Braasch**

Einleitendes. 1. »Religiöse Strömungen«. Religion als etwas Flüssiges, nach katholischem und protestantischem Religionsbegriff. 2. Schwierigkeiten und Umfang der Aufgabe.

I. Das Erbe der Vergangenheit im religiösen Leben der Gegenwart: 1. Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholizismns. 2. Das orthodoxe Dogma. 3. Der Pietismus. 4. Der Rationalismus (Lessing, Kant).

II. Neue geistige Potenzen im religiösen Leben der Gegenwart: 1. Die politischen Gegensätze und der Sozialismus. (Solidarität von »Thron und Altar«, politische Lieder der vierziger Jahre, sozialdemokratischer Radikalismus.) 2. Die Entwicklung der Naturwissenschaft in Verbindung mit einer populären Naturphilosophie. (Umschwung im Kulturleben: Modernes Nomadentum. Grofsstadtleben. Die Maschinen und Fabriken. Wandertrieb. Negation des Wunderglaubens. Stellung zur Bibel. — Büchner, Darwin, Strauſs, Haeckel, Reinke und sich anbahnender Umschwung in der Naturwissenschaft.) 3. Die Philosophie des 19. Jahrhunderts (besonders in der letzten Hälfte desselben: Schopenhauer und Friedrich Nietzsche). 4. Moderne Literatur und Kunst.

III. Leben-Jesu-Forschung und Bibelkritik. Der Rationalist Paulus, Strauſs, Renan. Neuere: Theodor Keim, Carl Hase, Bernhard Weiss, Willibald Beyschlag, P. W. Schmidt, Harnack. — Aufgaben und Ergebnisse. — Verbreitung der Bibel und religiöser Zeitschriften. Bibelkritik: a) Wie kam es zur Bibelkritik? b) Was hat sie geleistet? (Textkritik, historische Kritik — Ferdinand Christian Baur, Wellhausen. Delitzsch, »Bibel und Babel«. Gunkel.) c) Was ist von ihr zu halten? Verinnerlichung und dadurch Befestigung der Bibelautorität.

IV. Entwicklung der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert: katholisch-ultramontane Reaktion. — Wiederherstellung des Jesuitenordens. — Kölner Kirchenstreit. — Massenwallfahrt zum heiligen Rock in Trier 1844. — Pius der IX. und das vatikanische Konzil 1869 und 1870, Unfehlbarkeit, Altkatholizismus. — Der Kulturkampf und Wallfahrt nach Trier 1891. — Macht des Ultramontanismus. — Reformkatholizismus. — Aussichten.

V. Entwicklung der evangelischen Kirche im 19. Jahrhundert. Schleiermacher. Romantik. Religiöse Charaktere: Claudius, Claus Harms, Die Stillen im Lande. — Sand, de Wette, Hengstenberg, Stahl, Tholuk u. a. — Gegenwirkungen gegen die protestantische Reaktion: Union, Vermittelungstheologie (Beyschlag), Moderne Theologie, Liberale Theologie und Protestantenverein, Albrecht Ritschl und seine Schule, Ergebnis der theologischen Entwicklung. — Vereinsleben. Innere Mission. Wichern. Christlich-soziale Bestrebungen.

Digitized by Google

Gustav-Adolf-Verein. Evangelischer Bund. Ergebnis, Aufgaben und Ausblick in die Zukunft.

Literatur

Aufser einer umfangreichen Spezialliteratur kommen hauptsächlich in Betracht: Karl Hase, Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen. III. Teil in 4 Abteilungen. 4 Bde. Leipzig 1897 f. Friedrich Nippold, Handbuch der neuesten Kirchengeschichte, 5 Bde. Berlin (bis 1903), zum Teil auch Theobald Ziegler, Die geistigen und sozialen Strömungen dee neunzehnten Jahrhunderts. A. H. Braasch, Der Wahrheitsgehalt des Darwinismus. Weimar 1902. P. Pierer, Die kirchliche Statistik Deutschlands. Tübingen 1899. Beyschlag, Aus meinem Leben. Halle 1898 f. 2 Bde. Hoensbroech, Der Ultramontanismne. Statietik, herausgegeben vom Zentralausschufs für innere Mission, Berlin 1899, und die einschlagenden Werke der oben genannten Männer, die im Verlaufe der Vorlesung angeführt werden und znr Besprechung kommen. H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des 19. Jahrh. 2 Bde. München 1901.

2. Deutsche Literaturgeschichte seit Goethes Tod

Privatdozent Dr. **M. Scheler**

I. Einleitung. Übersicht über den Gang der deutschen Literatur von Luther bis zu ihrer klassischen Blüte in Goethe und Schiller. Die allgemeine geistesgeschichtliche Situation bei Goethes Tod: Gemeinsames und innerer Gegensatz in den klassischen und romantischen Kunstanschauungen. Was an der Romantik für die gesamte folgende Literaturentwicklung typisch ist: a) Fortwährende Revolution der Form, b) Reflexion, c) Individualismus. Die Stufen der Romantik: Ältere, jüngere. Die schwäbische Schule: Uhland.

II. Die grofse Interessenwendung des deutschen Volkes von Theorie und Spekulation zu Praxis und Tatsache. Der realistische Lebenstypus: Die experimentelle Naturforschung; der politisch-militärische Geist in Zusammenhang und im Gegensatz zu den internationalen Mächten des Kapitalismus. Der Materialismus als Staatskirchentum und als Revolution: Feuerbach, Stirner, Gutzkows Wally, Laube, Straufs. Heine als das lyrische Genie der Zeit. Heines Stil als Vorbild der Feuilletonisten. Die neue literarische Form als Ausdruck eines gesteigerten Lebenstempos. Journalist und Dichter, Tendenz und Kunst. Was dieser Epoche fehlt: Vornehmheit, Ruhe, geistiger Gehalt, Universalität.

III. Die zwei grofsen Dramatiker der Zeit: Friedrich Hebbel und Otto Ludwig. Charakteristik der Personen und Werke. Otto Ludwigs Shakespearestudien und sein Angriff auf Schillers Wallenstein.

IV. Epigonen der Klassiker: Freitag, Geibel, Heyse, Graf Schack, Ebers, Bodenstedt. Verdienst dieser Gruppe um Kontinuität und Ausbau der Form. Das Professorale ihrer Art. Schwächung durch die Historie. Ihr Verhältnis zu Goethe. Goethe, falsch verstanden als Gefahr. Scheffel und seine Freunde: Die Poesie des Bummelns.

Der ältere (romantische) und der neuere Begriff des »Philisters«. Scheffel und der deutsche Student.

V. Vier bedeutende Erzähler: Gottfried Keller, Fritz Reuter, Marie von Ebner. Fontanes Bedeutung.

VI. Der Pessimismus gegen Ende der 50er Jahre: Der beherrschende Geist: Schopenhauer. Literarische Spielformen von verschiedenem Wert: Robert Hamerling, W. Raabe, E. Griesebach, H. Lorm, W. Busch.

VII. Der Pessimismus als stärkster Kunstmotor der Epoche: Richard Wagner und Friedrich Nietzsche. Paradoxie dieser Tatsache und Versuch ihrer Lösung. Nietzsche als Stilist, Künstler und Denker. Was bedeutet das Wort: »Decadence«.

VIII. Das neue Reich: Stimmung der grofsen deutschen Bildungsträger. Freude und Enttäuschung. Treitschkes und Wildenbruchs Kunstvorstellungen. Wildenbruch als Dramatiker und Erzähler. Berlin als literarisches Zentrum. Literarisches Unternehmertum: Lindau, Blumenthal u. s. w. Berlin möchte Paris ähneln. Berliner und Pariser Lustspiel. Berliner und Pariser Publikum. Berliner Literaturkritik. Literarische Spannung zwischen Süden und Norden. Die Zeitschrift »Gesellschaft«.

IX. Fremde Einflüsse und Passivität des deutschen Geistes bei gröfster politischer Aktivität. Literarische Ohnmacht und Brutalität des bewufsten, reflektierten Nationalgefühls. Zola und andere Franzosen, die Norweger und Russen werden gelesen. Der Einfluſs Ibsens, Dostoijewskys und Tolstois im besonderen.

X. Gründe des Versuches, alle historischen Voraussetzungen im Naturalismus abzubrechen. Das relative Recht dieser Bewegung. Die Bewegung selbst: Die Gebrüder Hart als Kritiker. Holz und Schlaf; Max Kretzer. Die neue Lyrik: von Lilienkron. Bedeutung. Kleinere Leute.

XI. Hauptmann und Sudermann. Genauere Charakteristik der Personen und Werke.

XII. Die Neuromantik als Symbolismus. Pan und Simplicissimus. Hoffmannsthal und Stefan George. Die Heimatkunstbestrebungen.

Literatur

P. M. Meyer, »Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts«. Berlin 1900.

3. Deutsche Wirtschaftsgeschichte

Prof. Dr. **G. Mentz**

I. Einleitung: Begrenzung und Einteilung des Stoffes. Begriffsbestimmung. Keine Erschöpfung des Themas möglich, nur Behandlung gewisser Hauptgebiete. Frage nach einem Einteilungsprinzip. Periodisierungsversuche von List, Hildebrand, Bücher, Schmoller, Lamprecht, Sombart, ihre Widerlegung durch Below.

Literatur

Fr. List, Das nationale System der politischen Ökonomie. 1843.
Br. Hildebrand, Natural-, Geld- und Kreditwirtschaft. Jahrbücher f. Nationalök. u. Statist. II. 1864.
K. Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft. 3. Aufl. Tübingen 1900.
G. Schmoller, Das Merkantilsystem in seiner historischen Bedeutung: städtische, territoriale und staatliche Wirtschaftspolitik (»Umrisse und Untersuchungen zur Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte«). Leipzig 1898.
K. Lamprecht, Was ist Kulturgeschichte? (Deutsche Zeitschr. f. Geschichtswissensch. N. F. I.)
W. Sombart, Der moderne Kapitalismus. 2 Bde. Leipzig 1902.
G. v. Below, Über Theorien der wirtschaftlichen Entwicklung der Völker. (Histor. Zeitschr. Bd. 86. 1901.)
K. Th. Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte. 3 Teile in 4 Bänden. Leipzig 1879—1901.
K. Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter. 3 Teile in 4 Bänden. Leipzig 1886.
Ashley, Englische Wirtschaftsgesch. übers. von R. Oppenheim. Leipzig 1896.
Th. Freiherr v. d. Goltz, Geschichte der deutschen Landwirtschaft. Bd. I. Von den ersten Anfängen bis zum Ausgange des 18. Jahrh. Stuttgart und Berlin 1902.
(Viele dieser Schriften kommen auch für die folgenden Vorlesungen in Betracht.)

II. Die Wirtschaft der Urzeit, Gemeineigentum und Sondereigentum. Die Quellen. Nachrichten des Cäsar und Tacitus. Viehzucht und Ackerbau. Die Art des Ackerbaus. Die Feldgraswirtschaft. Die Grundeigentumsverhältnisse. Die Art der Besiedlung. Die Gewanndörfer. Die Produkte des Ackerbaues. Handwerk und Handel.

Literatur

G. Hanssen, Ansichten über das Agrarwesen der Vorzeit (in seinen agrarhistorischen Abhandlungen. 2 Bde.). Leipzig 1880. 84.
W. Arnold, Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme. 2. Aufl. 1881.
Aug. Meitzen, Wanderungen, Anbau und Agrarrecht der Völker Europas nördlich der Alpen. I. Abteilung: Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven. 3 Bde. Berlin 1896.
Joh. Rich. Mucke, Urgeschichte des Ackerbaues und der Viehzucht. Greifswald 1898.
R. Hildebrand, Recht und Sitte auf den verschiedenen wirtschaftlichen Kulturstufen. Erster Band. Jena 1896.
Rachfahl, Zur Geschichte des Grundeigentums. (Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Bd. 74. 1900.)
Knapp, Grundherrschaft und Rittergut. Leipzig 1897.

III. Die grofsen Grundherrschaften. Streit über die Entstehung der grofsen Grundherrschaften. Beweise für die herrschende Ansicht. Charakterisierung der grofsen Grundherrschaften. Ihre Organisation durch Karl d. Gr. Wirtschaftliche Bedeutung der grofsen Grundherrschaften. Ihre Auflösung.

Literatur

K. Th. v. Inama-Sternegg, Die Ausbildung der grofsen Grundherrschaften in Deutschland während der Karolingerzeit. Leipzig 1878.

L. v. Maurer, Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung und der öffentlichen Gewalt. 2. Aufl. Wien 1896.
Ders., Geschichte der Fronhöfe, der Bauernhöfe und der Hofverfassung in Deutschland. 4 Bde. Erlangen 1862/63.
Fr. Seebohm, Die englische Dorfgemeinde, übers. von Th. v. Bunsen. Heidelberg 1885.
Fustel de Coulanges, Hist. des institutions politiques de l'ancienne France. Bd. IV. l'alleu et le domaine rural pendant l'époque Mérovingienne. Paris 1889.
W. Wittich, Die Grundherrschaft in Nordwestdeutschland. Leipzig 1896.
Kötzschke, Die Gliederung der Gesellschaft bei den alten Deutschen. (Deutsche Zeitschr. f. Geschichtswissenschaft. N. F. II. 1898.)
Alfr. Halban-Blumenstock, Entstehung des deutschen Immobiliareigentums. I. Innsbruck 1894.
Guérard, Explication du capitulaire de Villis. Biblioth. d. l'école des chartes 14. Paris 1853.
G. Waitz, Deutsche Verfassungsgesch. Bd. IV.

IV. Rodung und Kolonisation. Die Quellen: Ortsnamen und Ortsanlage. Die Rodung im Mutterlande. Die Kolonisation des Ostens, ihre wirtschaftliche Bedeutung.

Literatur

A. Meitzen, Die Ausbreitung der Deutschen in Deutschland und ihre Besiedelung der Slavengebiete. Jena 1879. (Jahrbücher f. Nationalökonomie und Statistik XXXII.)
E. O. Schulze, Die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe. Leipzig 1896.

V. Naturalwirtschaft und Geldwirtschaft. Die Entstehung der Städte. Das Geld bei den Deutschen in der bisher behandelten Zeit. Die »volkswirtschaftliche Revolution« zwischen 1150 und 1300. Streit über die Entstehung der Städte. Ihre wirtschaftliche Bedeutung. Schilderung der Stadtwirtschaft und der städtischen Wirtschaftspolitik.

Literatur

G. Schmoller, Straßburgs Blüte und die volkswirtschaftliche Revolution im 13. Jahrh. Straßburg 1875.
K. Hegel, Die Entstehung des deutschen Städtewesens. Leipzig 1898.
G. v. Below, Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum. (Monographien zur Weltgeschichte VI.) Bielefeld 1898.
Ders., Territorium und Stadt. München und Leipzig 1900.
R. Sohm, Die Entstehung des deutschen Städtewesens. Leipzig 1890.
Fr. Keutgen, Untersuchungen über den Ursprung der deutschen Stadtverfassung. Leipzig 1895.
S. Rietschel, Markt und Stadt in ihrem rechtlichen Verhältnis. Leipzig 1897.
E. Gothein, Wirtschaftsgesch. des Schwarzwaldes. I. Straßburg 1892.
K. Bücher, siehe unter I.

VI. Handel und Gewerbe. Der Handel in der älteren Zeit, die Märkte. Die Entwicklung der Gewerbe. Büchers Theorie und Belows

Einwände gegen sie. Das Handwerk in den Städten, die Zünfte. Gesellen- und Gewerbeverbände. Der städtische Handel. Die Kaufmannsgilden. Statistisches. Der süddeutsche Handel.

Literatur

K. Rathgen, Die Entstehung der Märkte in Deutschland. 1881.
W. Stieda, Artikel »Zunftwesen« im Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 2. Aufl. 1902.
G. Schanz, Zur Gesch. der deutschen Gesellenverbände. Leipzig 1877.
G. v. Below, Grofshändler und Kleinhändler im deutschen Mittelalter. (Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Bd. 75. III. F. XX. 1900.)
F. Keutgen, Der Grofshandel im Mittelalter. Hansische Geschichtsblätter. XXIX.
Al. Schulte, Gesch. des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschlufs von Venedig. 2 Bde. Leipzig 1900.
H. Simonsfeld, Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig und die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen. 2 Bde. Stuttgart 1887.

VII. Die Hanse. Der Niedergang der Stadtwirtschaft. Der norddeutsche Handel. Die Entstehung der Hanse. Ihre Politik vor allem Wirtschaftspolitik. Charakterisierung des hanseatischen Handels. Der Verfall der Hanse. Die Ursachen des Niedergangs der Stadtwirtschaft. Die grofsen Geldmächte des 16. Jahrhunderts. Die Preisrevolution. Wirtschaftliche Stagnation in Deutschland.

Literatur

D. Schäfer, Die Hanse und ihre Handelpsolitik. Jena 1885.
Th. Lindner, Die deutsche Hanse, ihre Geschichte und Bedeutung. Leipzig 1899.
G. v. Below, Der Untergang der mittelalterlichen Stadtwirtschaft. (Jahrbücher für Nationalök. und Statist. Bd. 76. 1901.)
R. Ehrenberg, Das Zeitalter der Fugger. Geldkapital und Kreditverkehr im 16. Jahrh. 2 Bde. Jena 1896.
G. Wiebe, Zur Gesch. der Preisrevolution des 16. und 17. Jahrh. Leipzig 1895.
J. Hartung, Die direkten Steuern und die Vermögensentwicklung in Augsburg von der Mitte des 16. bis zum 18. Jahrhundert. (Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft. N. F. XXII. 1898.)

VIII. Der Osten und der Westen. Die Entstehung der Gutsherrschaft. Verschiedene Entwicklung der agrarischen Verhältnisse im Südwesten, im Nordwesten und im Osten Deutschlands. Grundherrschaft und Gutsherrschaft. Die Ursachen der verschiedenen Entwicklung.

Literatur

G. v. Below, Territorium und Stadt (s. unter V.).
W. Wittich (s. unter III.).
G. F. Knapp (s. unter II.).
C. Joh. Fuchs, Der Untergang des Bauernstandes und das Aufkommen der Gutsherrschaften. Nach archivalischen Quellen aus Neu-Vorpommern und Rügen. Strafsburg 1888.
Ders., Die Epochen der deutschen Agrargeschichte und Agrarpolitik. Jena 1898.

IX. Die Entwicklung der bäuerlichen Verhältnisse. Rückblick. Einfluſs der agrarischen Dreiteilung Deutschlands. Schilderung der bäuerlichen Verhältnisse in den drei Gebieten. Die Aufgaben der Bauernbefreiung, ihre Durchführung. Die Gemeinheitsteilung und die Zusammenlegung der Grundstücke.

Literatur

Th. Ludwig, Der badische Bauer im 18. Jahrhundert. Strafsburg 1896.

G. F. Knapp, Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Teilen Preufsens. 2 Bde. Leipzig 1887.

Ders., Die Landarbeiter in Knechtschaft und Freiheit. Leipzig 1891.

Th. Knapp, Gesammelte Beiträge zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte vornehmlich des deutschen Bauernstandes. Tübingen 1902.

X. Die Territorien, der Merkantilismus. Städtische und territoriale Wirtschaftspolitik. Versuche, territoriale Wirtschaftseinheiten zu schaffen. Wirtschaftspolitik der anderen europäischen Staaten, das Merkantilsystem. Schädliche Wirkung der Zersplitterung Deutschlands, seine wirtschaftlichen Verhältnisse im 17. Jahrhundert. Die preufsische Wirtschaftspolitik.

Literatur

G. Schmoller, Das Merkantilsystem (s. unter I).

Ders., Über die wirtschaftliche Politik Friedrichs d. Gr. und Preufsens überhaupt 1680—1786. (Jahrbuch für Gesetzg., Verwaltung und Volkswirtschaft, Bd. VIII, X, XI.)

Acta Borussica. Denkmäler der preufs. Staatsverwaltung im 18. Jahrh. Berlin 1892 ff. Bis jetzt 11 Bde.

XI. Freier Verkehr und Kapitalismus. Die Gründung des Zollvereins. Der Liberalismus. Freihandel und Gewerbefreiheit. Aufschwung von Industrie und Technik. Übersicht über die Geschichte des Kapitalismus. Seine Wirkungen.

Literatur

A. Zimmermann, Geschichte der preufsisch-deutschen Handelspolitik. Oldenburg 1892

H. v. Treitschke, Die Anfänge des deutschen Zollvereins. (Preufs. Jahrb. XXX.)

W. Sombart, Der moderne Kapitalismus. 2 Bde. Leipzig 1902.

Ders., Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrh. Berlin 1903.

XII. Nationalwirtschaft und Weltwirtschaft. Die Vorbedingungen einer Weltwirtschaft. Ihre Vorteile: Die Arbeitsteilung unter den Nationen, die damit verbundene Bereicherung des Lebens. Wirkliche und angebliche Nachteile der Weltwirtschaft: Die Abhängigkeit vom Auslande, zeitweiliger und dauernder Rückgang des Aufsenhandels, Verschiebungen in den wirtschaftlichen Verhältnissen in den Nationalstaaten. Anwendung auf Deutschland, seine gegenwärtige wirtschaftliche Lage und die Aufgaben seiner Wirtschaftspolitik.

Literatur

H. Dietzel, Weltwirtschaft und Volkswirtschaft. Dresden 1900.

K. Helfferich, Handelspolitik. Leipzig 1901.

F. C. Huber, Deutschland als Industriestaat. Stuttgart 1901.
Die Handelspolitik des deutschen Reichs. Berlin 1899.
Handels- und Machtpolitik. 2 Bde. Stuttgart 1900.
Oldenberg, Deutschland als Industriestaat. 1897.
Jul. Wolf, Das deutsche Reich und der Weltmarkt. Jena 1901.
Pohle, Deutschland am Scheidewege. Leipzig 1902.
Verhandlungen und Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Leipzig 1873 ff.

4. Einleitung in die Philosophie der Gegenwart

Privatdozent Dr. **Scheler**

Allgemeine Charakteristik der gegenwärtigen Philosophie. Ihre traditionellen und neuen Bestandteile. Die positivistische, kritische und metaphysische Richtung und ihre Hauptvertreter. Kritik dieser Richtungen. Die Leistung der gegenwärtigen Philosophie in Logik, Erkenntnislehre, Psychologie, Naturphilosophie und Geschichtsphilosophie. Die bedeutendsten Ethiker der Gegenwart; die Wohlfahrtsethik; die pessimistische Ethik; die Ethik Kants und ihre Fortbildungen; die Ethik des Kulturevolutionismus; die Ethik Friedrich Nietzsches. Aufgaben und Ziele der Philosophie der Gegenwart.

Literatur

R. Eucken, »Grundbegriffe der Gegenwart«. Leipzig 1893.
O. Külpe, »Einleitung in die Philosophie der Gegenwart«. Unter »Natur und Geisteswelt«. Leipzig, Teubner, 1902.
Alois Riehl, »Einleitung in die Philosophie der Gegenwart«. 1903.

5. Joh. Friedr. Herbart und seine Gegner

O. Flügel-Wansleben

Gegner: Hegel, Trendelenburg, Lotze, Wundt, Paulsen, Lange, Dittes, Natorp, Ostermann, Ebbinghaus, Verworn, Ziehen, Falckenberg, Kinkel u. a. Die Titel der betreffenden Schriften sind genau angegeben in Reins encyklopäd. Handbuch der Pädagogik III. 489—496. Sonderabdruck: Herbart u. d. Herbartianer, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), Langensalza, 1897.

Herbart	die Gegner
I. Ziel der Philosophie	
Erkennen.	Weltanschauung.
II. Mittel der Philosophie	
Erfahrung und Denken.	Erfahrung, Denken und Phantasie (Werturteil).
III. Metaphysik	
Unsere anfängliche Auffassung der Natur ist widersprechend.	Die Natur selbst ist in sich widersprechend.

Herbart	die Gegner
1. Problem der Veränderung	
Kein Geschehen ohne Ursache.	Geschehen ohne Ursache (absolutes Werden).
Die letzten Ursachen sind absolut seiende Wesen (Atome). Mehrheit der letzten realen Elemente (Pluralismus).	Sein ist Stehen-in-Beziehungen. Relatives Sein. Einheit der Substanz (Monimus).
2. Problem des Ich (Erkenntnistheorie)	
Gegeben sind mir nur meine Vorstellungen. Diese wären ein Geschehen ohne Ursache, wenn sie nicht ihren Grund hätten in den letzten realen Wesen (Realismus).	Die Vorstellungen führen nicht über sich hinaus (Idealismus). Mindestens bleibt es unentschieden (Kritizismus).
3. Problem der Materie	
Die Kraft entspringt aus dem Zusammen einfacher, qualitativ entgegengesetzter Wesen. Innere und äufsere Zustände entsprechen einander.	Die Kraft ist ursprünglich, a) besteht nur in Bewegungen (Materialismus), b) innere und äufsere Zustände sind identisch (Psycho-physischer Monismus).
IV. Psychologie	
Die mathemathische Psychologie und die Konzentration des Unterrichts.	Einwände.
Vorstellen, Fühlen, Begehren sind Kombinationen unzähliger einfacher geistiger Zustände.	Vorstellen, Fühlen, Begehren sind seelische Urphänomene.
Substantieller Seelenbegriff.	Aktueller Seelenbegriff.
V. Zur Religionsphilosophie	
Teleologie. Theismus.	Atheismus, Pantheismus.
VI. Zur Ethik	
Absolute Ethik.	Relative Ethik (Evolutionismus).

IV. Kurse aus dem Gebiete der Kunst

1. Die Kunst im Haus und im öffentlichen Leben der Gegenwart

Mit Demonstrationen Superintendent **Rich. Bürkner**-Ostheim

1. Das Wesen der Kunst. Die Notwendigkeit der Kunst zur Kultur. Die Kunst als Bereicherung des Lebensinhalts. Kunstvölker. Künstler und Kunstpflege in Deutschland. Deutschland ein Kunstvolk?
2. Kunsterzieherische Bestrebungen zur Zeit der Klassiker und in der Gegenwart. Der Hunger nach Kunst. Die Hamburger. Der Dresdner

Kunsterziehungstag. Schriften und Kunstwerke der letzten Jahre. Der Kunstwart. Der Dürerbund. Die Erziehung zur ästhetischen Genufsfähigkeit beginnt mit der Erziehung zum Sehen und gipfelt in der Kunst des Schens. »Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt.« Kunst und Sittlichkeit.

3. Die Kunst im Hause. Körperpflege und Kleidung. Die ästhetische Beurteilung der modernen Männer- und Frauenkleidung. Gesundheitslehre und Kunst. Die Wohnungsreform eine volkswirtschaftliche und ästhetische Frage zugleich. Wider das Protzentum und die Imitation. »Stilvoll«. Der moderne Stil. Die Wände, Decken, Fufsböden. Türen und Fenster. Vorhänge und Teppiche. Möbel und Geräte. Wandbilder, Bildwerke, Zimmerschmuck. Bücher. Spielzeug und Sammlungen. Blumen und Haustiere. Garten und Hof.
4. Die Kunst der Heimat. Die Landschaft und ihre Schönheit. Die Städtebilder der Vergangenheit und Gegenwart. Strafsen und Bauten. Kunstwerke. »Heimatkunst«.
5. Praktische Übungen im Betrachten von Kunstwerken.

Literatur

Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Leipzig 1888.
W. Bode, Kunst und Kunstwerke. Berlin 1901.
W. Fred, Modernes Kunstgewerbe. Strafsburg 1901.
Ders., Die Wohnung und ihre Ausstattung. Leipzig 1903.
K. Gross, Der ästhetische Genufs. Giefsen 1902.
C. Gurlitt. Geschichte der Kunst. Stuttgart 1902.
G. Hirth, Das deutsche Zimmer der Renaissance. München 1886.
Kunsterziehung. Leipzig 1902.
K. Lange, Das Wesen der Kunst. Berlin 1901.
Ders., Das Wesen der künstlerischen Erziehung. Ravensburg 1902.
A. Lichtwark, Übungen im Betrachten von Kunstwerken. Hamburg 1897.
Ders., Palastfenster und Flügeltür. Berlin 1899.
Ders., Die Erziehung des Farbensinns. Berlin 1902.
Ders., Drei Programme. Berlin 1902.
P. Schultze-Naumburg, Häusliche Kunstpflege. Leipzig 1900.
Ders., Die Kultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung. Leipzig 1901.
Ders., Kulturarbeiten. 1. Bd.: Hausbau. 2. Bd.: Gartenbau. München 1902 u. 1903.
H. van der Velde, Die Renaissance im Kunstgewerbe. Berlin 1901.
L. Volkmann, Die Erziehung zum Sehen. Leipzig 1902.

2. **Antike Kunst und Kultur** im Lichte der neusten Ausgrabungen

Mit Demonstrationen und Lichtbildern Prof. Dr. **F. Noack**

Die Kunst in den Palästen der Heroenzeit: die kretischen Residenzen, mykenische Herrensitze in Griechenland, Troia.

Die Akropolis von Athen und die Anfänge griechischer Plastik.

Delphi und Olympia. Älteste Kultgeschichte. Die Kunst nach den Perserkriegen. Die Darstellung der männlichen Gestalt, Polyklet von Argos. Phidias und die Parthenonskulpturen.

Praxiteles, Skopas und Lysippos. Das Aphroditeideal. Die Darstellung der Affekte. Eroberung des Raumes.

Pergamon und die Kunst des Hellenismus.

Literatur

Springer-Michaelis, Handbuch der Kunstgeschichte I [6].
v. Sybel, Weltgeschichte der Kunst [2] (1903).
Woermann, Geschichte der Kunst I (1903).
Collignon, Geschichte d. griech. Plastik, übers. von Thraemer (I) u. Baumgarten (II).
Bulle, Der schöne Mensch im Altertum.
Winter, Kunstgeschichte in Bildern I (Altertum).
Furtwängler, Meisterwerke der griechischen Plastik (1893).
Dörpfeld, Troia nnd Ilion (1903).
Schuchardt, Schliemanns Ausgrabungen [2] (1889).
Perrot-Chipiez, Histoire de l'Art VI.
Tsountas-Manatt, The Mycenaean age (1897).
Annual of the British School at Athens VI (1900). VII (1901). VIII (1902).
Kern, Über die Anfänge der griechischen Religion 1902 (Rostock).
Wilamowitz, Orestie des Aeschylos, Einleitung.
Curtius, Stadtgeschichte von Athen.
Michaelis, Der Parthenon.
Puchstein, Jahrbuch des K. d. Archaeologischen Instituts V (1890).
Loewy, Die Naturwiedergabe in der älteren griechischen Kunst (1900).
Treu, Mitteilungen des Athenischen Instituts VI (1881).
Grach, Mitteilungen des Römischen Instituts IV (1889).
Loewy, Lysipp. (Hamburg 1891.)
Lange, Darstellung d. Menschen in der älteren griechischen Kunst. (Straßburg 1899.)
Pergamon, in Baumeister, Denkmäler des klass. Altertums.
— Die Ausgrabungen von Pergamon I—III.
Puchstein, Beschreibnng der Skulpturen aus Pergamon I. Gigantomachie, Berlin, Kgl. Museen (1902).

V. Sprach-Kurse

I. Deutsche Sprache

1. Sprachkursus für Anfänger: Oberlehrer H. Landmann

Der Sprach-Kursus stellt sich als Aufgabe: Mündliche und schriftliche Darstellung der Gedanken. Zahlreiche und planmäßig angeordnete Sprechübungen sind das Hauptmittel. Alle Stunden tragen daher den Charakter der fast ausschließlich deutschen Unterhaltung. Grammatische Übungen schließen sich an den gelesenen und besprochenen Stoff an. Gelegenheit zu schriftlichen Übungen. (Übungsstoff: Jena und Umgebung.)

Der Kursus umfaßt 18 Stunden (täglich eine) und sechs Spaziergänge, die zu dem Unterricht in enger Beziehung stehen. (S. die Wochentafel.)

2. Sprachkursus für Fortgeschrittene: Seminar-Oberlehrer **Fr. Lehmensick**

Die deutsche Sprache der Gegenwart

Grundzüge der deutschen Grammatik unter dem Gesichtspunkte der Eigenschaften der deutschen Sprache und der Absichten und Wirkungen des deutschen Stiles abgeleitet aus deutschen Schriftwerken.

Vorlesungen, Lektüre von Musterstücken, Übungen

1. Anschaulichkeit, Natürlichkeit und Fülle.
2. Kraft, Lebendigkeit und Knappheit.
3. Klarheit, Deutlichkeit und Schärfe.
4. Gemüt, Wärme und Stimmung.
5. Wohllaut, Eleganz und Glanz.
6. Humor, Witz und Scherz.

Anzuschaffen sind und benntzt werden:

1. Matthias, Kleiner Wegweiser durch die Schwankungen nnd Schwierigkeiten des dentschen Sprachgebranchs. Leipzig, Brandstetter, 1899. geb. 1,40 M.
2. Fürst Bismarcks Reden. Ausgewählt und erläutert von Purlitz. (Meyers Volksbücher.) Leipzig, Bibliographisches Institut. Leinenbd. —,75 M, ungeb. —,40 M.
3. Weise, Musterstücke dentscher Prosa. Leipzig, Tenbner, 1903. Leinenbd. 1 M.

Literatur

Andresen, Sprachgebranch und Sprachrichtigkeit. Leipzig, Reisland, 1892.
Ders., Dentsche Volksetymologie. Ebenda 1899.
Behaghel, Die dentsche Sprache. Leipzig, Freytag, 1886. 1 M.
Gehmlich, Der Gefühlsinhalt der Sprache. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann). 1899. 1 M.
Haggenmacher, Wahrnehmnngen am Sprachgebrauch der jüngsten literarischen Richtungen. Zürich, Speidel, 1897. 1 M.
Hahn, Poetische Mustersammlung. Erklärungen und Beispiele zu den Gattungen der Poesie. Berlin, Hertz, 1882.
Henschke, Deutsche Prosa. Ausgewählte Reden und Essays. Gera, Hofmann, 1900. 3 M.
Hildebrand, Vom dentschen Sprachnnterricht. Leipzig. Klinkhardt. 3 M.
Ders., Gesammelte Aufsätze und Beiträge. Leipzig, Tenbner, 1890.
Ders., Beiträge zum deutschen Unterricht. Ebenda 1896.
Hörtnagel, Versnch einer systematischen Darstellung der Gesetze des dentschen Stils. Wiener Neustadt, Folk, 1892.
Keller, Dentscher Antibarbarus.
Lyon, Der dentsche Stil. Leipzig 1884.
Lyon-Polack, Handbuch der deutschen Sprache. Leipzig, Teubner, 1902.
Matthias, Sprachleben und Sprachschäden. Leipzig, Brandstetter, 1897.
Ders., Aufsatzsünden.
Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte.
Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache. Leipzig, Teubner, 1898.
Sanders, Stilmusterbuch.
Schrader, Scherz und Ernst in der Sprache. Weimar, Felber, 1897. 2 M.
Ders., Der Bilderschmuck der deutschen Sprache. Berlin 1901. 6 M.

Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehrworts. Halle 1895. I. 1,50 M. II. 2,50 M.
Sutermeister, Humor in der deutschen Grammatik. Bern, Wyf, 1899. —,70 M.
Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart. Leipzig 1900. 6 M.
Vernaleken, Deutsche Sprachrichtigkeiten. Wien, Pichler, 1900. 2,50 M.
Vockeradt, Studium des deutschen Stils. Paderborn 1899.
Wackernagel, Poetik, Rhetorik und Stilistik. Akad. Vorlesungen. Halle 1873. 9 M.
Weise, Ästhetik der deutschen Sprache. Leipzig, Teubner. 2,80 M.
Ders., Unsere Muttersprache, ihr Wesen und ihr Werden. Ebenda. 2,60 M.
Ders., Deutsche Sprache und Stillehre. Ebenda. 2 M.
Wilmanns, Deutsche Grammatik. Straßburg, Trübner, 1896.
Wilpert, Sprachheiterkeiten. Leipzig, Mütze, 1896. 2 M.
Wunderlich, Die Kunst der Rede in ihren Hauptzügen an den Reden Bismarcks dargestellt. Leipzig, Hirzel, 1898. 3 M.
Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten. Leipzig, Grunow, 1903.
Zeitschrift des deutschen Sprachvereins.

II. Englische Sprache

Elementary Class in English: Miss **Catherine J. Dodd** - Manchester

Subject Matter. A fairy tale. Fables. Selections from English poets of the 19th Century, particularly Wordsworth, Tennyson and Browning. Also Selectione from Bunyan's Pilgrim's Progress.

Method. Simple narrative, spoken elowly and distinctly, interspersed with many questions, and recapitulations.

Dictation and other written exercises will be given daily, and English walke will be arranged.

If it is desired, a beginner's class will be formed, in whith the Direct-Method will be mainly employed.

III. Französische Sprache

1. Monsieur **Bastier,** Licencié-ès-lettres, de Paris, Lector à l'Université de Königsberg

1° Molière. Son époque, sa vie, ses oouvres et leur influence. Lee prédécesseurs de Molière. La comédie au XVII° siècle. Molière comédien. Molière auteur. Molière est-il un plagiaire? Doit on distinguer en lui l'auteur des farces et celui des grandee comédiee, comme l'a fait Boileau? La poétique de Molière et sa conception du théâtre. Sa langue et son style. Sa philosophie. Est-il antireligieux, sceptique ou croyant? Est-il optimiste ou pessimiete? Est-il le peintre satirique de son époque ou le Contemplateur de l'humanité? Sa place dane la Littérature française. Son influence dans la Weltliteratur.

2° Lecture, interprétation littérale et littéraire de textes français.

Les textes étudiés seront pris dans:

Les Parlers parisiens. 2e édition par Eduard Koschwitz. Marburg. Librairie Elvert.

2. Monsieur **Jules Dietz,** de Genève, Lehrer der franz. Sprache am Grofsherzogl. Sophienstift Weimar

1° La France à travers les siècles. 12 Conférences.

La physionomie de la France dans la littérature du moyen âge, en particulier dans les épopées, la Chanson de Roland.

Evolution politique, sociale et littéraire, aux 17e, 18e, 19e siècles; spécialement: tragédie de Racine, comédio d'Emile Augier, roman de moenrs: Lesage, l'abbé Prévost, Balzac, Alphonse Daudet.

Ouvrages recommandés:

Gaston Paris, Histoire de la littérature française au moyen âge (un petit volume).

Maurice Bouchor, La Chanson de Roland traduite en vers (1 franc).

Le Bidois, La vie dans la tragédie de Racine (1 vol.)

Lenient, La satire en France au moyen âge (1 vol.)

Rambaud, Histoire do la civilisation française (3 vol.)

Le Breton, Le Roman, aux 17e, 18e, 19e siècles (3 vol.)

Gaston Paris, Histoire poétique de Charlemagne (1 fort. volume).

Léon Gautier, Les Epopées françaises (4 fort. vol.) La Chevaliere (1 vol.)

Brunetière, Etudes sur la littérature française (5 vol.)

Manuels: René Doumic, G. Lanson. Histoire de la Littérature française.

2° 12 conférences, exercices pratiques (aussi pour les commençants).

Lecture, traduction, conversation, improvisation etc., s'il y a lieu, rédaction. Sujets variés, choses vues ou lues.

Lecture et traduction: Le Gendre de Monsieur Poirier (Perthes, Gotha) par E. Augier.

---

2. Bericht über die 35. Hauptversammlung des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik

Der Inhalt des 35. Jahrbuches ist S. 334 d. Z. mitgeteilt. Über den Verlauf der Vorsammlung geben wir hier kurzo Mitteilung, indem wir auf die von dem Vorsitzenden erscheinenden »Erläuterungen zum 35. Jahrbuch« verweisen, welche im Herbste d. J. an die Mitglieder verschickt werden und auch im Buchhandel zu haben sind.

Die Versammlung tagte im Hause des Leipziger Lehrervereins, und der zweite Vorsitzende desselben, Herr P. Friedemann, hiefs in der Vorversammlung die Erschienenen im Namen desselben willkommen. Er teilte dabei u. a. mit, dafs die Lehrplankommission des Leipziger Lehrervereins in ihrer bisherigen Arbeit die Forderungen des stufenmäfsigen Aufbaues und der Verbindung der Lehrfächer untereinander anerkannt habe. Aus den Mitteilungen, die dann folgten, erwähnen wir nur, dafs wie früher Altenburg und später Würzburg, so jetzt Württemberg der Schauplatz des heftigsten Ansturms gegen unsere Freunde zu sein scheine; ferner dafs in

lokalen Vereinigungen neben neueren und neuesten Werken die pädagogischen und philosophischen Schriften Herbarts immer noch den Gegenstand gemeinsamer Durcharbeitung bilden. Als eine sehr erfreuliche Erscheinung bezeichnete der Vorsitzende die in dieser Zeitschrift veröffentlichte kritische Arbeit über Psychologie von Dr. Felsch.

Am Dienstag früh kamen zuerst die vier Arbeiten an die Reihe, welche sich auf die neuen Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preufsen (Halle, Buchh. des Waisenh., 1901) beziehen. Es waren aber viel weniger »Interessenten« für das höhere Schulwesen vorhanden als voriges Jahr in Berlin solche für das Seminarwesen; Leipzigs höhere Schulen hatten sich anscheinend ganz fern gehalten. So fiel dieser Teil der Verhandlungen viel kürzer aus, als es unter andern Umständen hätte geschehen können.

1. Prof. Vogts Abhandlung: »Latein und Griechisch im Gymnasium« gibt zuerst einen Überblick über die Geschichte des klassischen Unterrichts seit der Reformation und sodann eine Kritik der wichtigsten gesetzlichen Bestimmungen vom Jahre 1837 bis zu den neuen Lehrplänen. Der Verfasser zeigt, wie der Unterricht das eine sittlich-religiöse Erziehungsideal der Reformatoren bald verlassen und seitdem zwischen verschiedenen »Bildungsidealen« hin und her geschwankt hat. Fr. A. Wolfs Humanitätsideal drängte das religiöse und nationale Element ganz zurück, und seine Ansichten über formale Bildung durch die klassischen Sprachen befestigten die grammatistische Methode. Die neuen Bestimmungen fassen die verschiedenartigen Elemente des Erziehungszieles wieder schärfer ins Auge und zeigen auch Ansätze zu psychologischer Gestaltung des Lehrplans und der Methode. Wenn sich die Hoffnung auf den »Umschwung« der Gymnasialerziehung, die Verfasser am Schlusse der Abhandlung ausspricht, erfüllt, so wird das auch den Nachbarländern zum Segen gereichen. — Daneben gab es noch Erörterungen über das Extemporale, das gar nicht ein Schreckgespenst zu sein branche, über das analytische Latein, über den pädagogischen Geist, den einzelnen Persönlichkeiten auch unter der Herrschaft falscher Gesetze und Anschauungen hervorzurufen verstanden haben; der Verein als solcher sucht aber vor allem richtige Anschauungen zu gewinnen und fruchtbar zu machen.

2. Bei Thrändorfs Ausführungen über den Religionsunterricht mufste man leider mit dem Verfasser konstatieren, dafs derselbe der rückständigste Teil der neuen Pläne ist; vielleicht weil dahinter eine Gemeinschaft steht, die gegen Änderungen des Lehrgutes und der Lehrart mifstrauisch ist. Der Verfasser hat daher dem neuen, d. h. in Wirklichkeit noch sehr alten Plane einen andern gegenübergestellt: »5 Jahre Bibel, 4 Kirchengeschichte.« Fortschritte zeigt auch die eben erschienene »Lehr- und Prüfungsordnung für die Realgymnasien in Sachsen«. Man geht auf die Benutzung der Quellenbücher seitens der Schüler ein, wobei schon die Auswahl viel Takt erfordert, und nimmt dabei Bezug auf die Sammlung des anwesenden Pfarrers Mehlhorn: »Aus den Quellen zur Kirchengeschichte«. Bezüglich der Behandlung wird gewarnt vor umfänglichem Ausbau der Systemstufe; die Schüler können nur kurze Zeit ohne Er-

müdung im Gebiete abstrakter Vorstellungen verweilen, man kommt dadurch leicht vom eigentlichen Zweck des Religionsunterrichts ab, und die Geschichte mufs nach dem Geiste unserer Pädagogik auch als Geschichte zu ihrem Rechte kommen. Die formalen Stufen regeln diesen Gang nur im allgemeinen, dürfen aber nicht benutzt werden als ein Schema, das die fortwährende Beobachtung des Schülers ersetzt. Notwendiger als das Repetitionsbuch (für die Ergebnisse) ist das Quellenbuch. — In der alten Kirchengeschichte möchte der Verfasser nach seiner jetzigen Ansicht nur das Praktisch-Religiöse behandeln, was zum Verständnis der katholischen Kirche dient (vergl. die vier Entwicklungsstufen der Kirche nach Hans v. Schubert, Jahrb. S. 272), an seiner kulturgeschichtlichen Stelle behandeln, das Theoretisch-Dogmengeschichtliche dagegen erst in Prima, wenn Plato gelesen und damit der Gedankenkreis naturgemäfs aufgebaut ist, mit dem die Kirchenväter die christlichen Ideen apperzipiert haben. — Indem wir notgedrungen den Gegenstand verlassen, möchten wir in Anlehnung an einen eben berichteten Satz der Debatte sagen: Nötiger und gewifs auch erquicklicher als die Lektüre dieser zerstreuten Mitteilungen ist die des Aufsatzes selbst!

3. Wilks Bemerkungen zu dem neuen Plane für Mathematik sind nur eine Nachlese zu seiner vorjährigen umfänglichen Abhandlung. Der Verfasser findet, dafs hier das Streben nach besserer Methode weniger glücklich gewesen ist als in dem Seminarplan. Die Absicht, jedes neue Gebiet genügend vorzubereiten, hat dazu verführt, Teile des Lehrstoffes aus ihrem natürlichen Zusammenhange herauszunehmen und an anderen Stellen einzuschieben. Ob es richtiger sei, die Bruchrechnung mit den Dezimalbrüchen einzuführen, wenn man diese als bloſse Fortsetzung des Dezimalsystems nach unten behandelt, oder sie vorerst an den gemeinen Brüchen zu lehren, liefs sich bei dieser Gelegenheit nicht ausmachen.

4. Justs Bemerkungen über das Deutsch verhalten sich im ganzen anerkennend; man findet in dem neuen Plane noch manche Lücken und Mängel, vermifst auch den Hinweis auf Hartungs Leseregeln (Jahrb. 12 und 14, Erläut. 13). Einen strittigen Punkt brachte der Verfasser selbst zur Sprache: Er meint, die nochmalige Durcharbeitung desselben Unterrichtsstoffes auf einer neuen Altersperiode, dem Jünglingsalter, sei zulässig oder geboten, weil der Schüler mit ganz anders gebildeten Geisteskräften an den Stoff herantritt. Dagegen macht man geltend: Unter neue Gesichtspunkte rückt man einen früher behandelten Stoff auch, wenn man nach den Weisungen unserer Methodik (bei der Analyse, Assoziation u. s. w.) auf ihn zurückkommt (man vergl. Ottos Behandlung der Wunder). Eine nochmalige Durcharbeitung vom konkreten Stoff aus zum System ist nicht zulässig. Thrändorfs Religionsplan für das Gymnasium enthält daher auch keine solchen Wiederholungen. Über das Seminar vergl. man die vorjährigen Verhandlungen; die Universität aber kommt auf die alten Stoffe zurück mit fachwissenschaftlichem Endzweck.

5. Mit dem Gymnasiallehrplan hängt auch Professor Friedrichs Abhandlung: »Die Ägineten« zusammen; sie will nachweisen, wie die Skulpturen am Aphiatempel auf Ägina beim Lesen des 17. Gesanges der

Ilias zu behandeln sind. Auf die philologischen Fragen i. e. S. geht man aber wenig ein, diskutiert vielmehr eifrig die vorausgeschickten allgemeinen Erörterungen über den Kunstanschauungsunterricht. Verschiedene Ausstellungen, z. B. über das Naturschöne, erledigen sich wohl dadurch, dafs der Verfasser hier doch nur eine Mafsnahme des philologischen Unterrichts einleiten und begründen will. Es wird gebilligt, dafs er ästhetische Bildung nicht blofs um des Genusses willen, sondern als Mittel der Veredlung im Sinne des Herbartschen Erziehungszieles erstrebt, daher das Schöne als Erzieher in zweite Linie stellt, auch dafs er nicht direkt über die Schüler hinaus die Erziehung des Volkes zum Kunstsinn bezweckt; die richtig gebildeten Schüler werden als Erwachsene dafür das Ihrige tun. Nötig findet der Verfasser die vertiefende Betrachtung von Kunstwerken bei der Lektüre, Geschichte, Religion u. s. w., weil ästhetische Bildung einen Beitrag zur Veredlung zu liefern vermag, der Zeichenunterricht aber die Aufmerksamkeit mehr auf das Nachbilden als auf das Vorbild lenkt und dabei der Kreis des Angeschauten zu eng bleiben würde. Eine Richtung der Beteiligten meinte nun, er schätze die Bedeutung des Zeichnens etwas zu niedrig; die Fähigkeit, nachzubilden, habe eine gröfsere Bedeutung für das Kunstverständnis, und das Verstandene, Empfundene dränge wieder zur Nachbildung; es sei daher im Gymnasium Zeichnen bis oben hinauf zu verlangen. Die andere Richtung meinte, die Empfänglichkeit für Kunsteindrücke sei tatsächlich weiter verbreitet als die Kunstfertigkeit, und ein Gymnasialprofessor verlangte auf Grund eines wohlgelungenen Versuches: für das Obergymnasium wahlfreien Zeichenunterricht, aber verbindlichen Kunstunterricht, vom Zeichenlehrer erteilt; dem hätten die andern Fächer bei Gelegenheit vorzuarbeiten, und dazu rechne er das, was nach dem Verfasser der Philolog hinsichtlich der Ägineten tun solle. In Bezug auf kunstgeschichtliche Anordnung, Episoden u. s. w. verwies man auf Professor Reins Ausführungen auf der vorigen Versammlung; die ganze Äginetengruppe verdiene vielleicht nicht so viel pädagogische Aufmerksamkeit, als der Verfasser ihr geschenkt habe.

6. Theodor Frankes »Grundzüge der deutschen Wirtschaftspädagogik« gehen von dem Gedanken aus, dafs die Stellung dos deutschen Volkes in der Weltwirtschaft sich sehr geändert hat, aber einer grofsen Gefahr ausgesetzt ist, für die dem Volke das Verständnis baldmöglichst geöffnet werden mufs, auch durch die Schule. Auf Grund dieser Ansicht hat er einen etwas ungestümen Vorstofs gemacht, der Einwände gegen die »wissenschaftliche Einrangierung« der Wirtschaftspädagogik zur Folge hatte. Erziehungs- und Bildungsideal, Moralität und Nützlichkeit erscheinen nebengeordnet. Die Naturkunde wird das leitende Fach und verwandelt sich fast ganz in Technologie, vom Zeichnen bleibt fast nur das »Gewerbezeichnen« übrig u. s. w. Diesen Einwänden gegenüber trat für die Anwesenden das Anerkennenswerte der Arbeit leider in den Hintergrund. Die wirtschaftliche Seite des Lebens, die bürgerliche Brauchbarkeit ist auch für unsere Pädagogik kein neuer Gegenstand, und der in Zillers Grundlegung gelegte Grund trägt alles, was in Frankes positiven Vorschlägen nicht über die Köpfe der Kinder hinausgeht oder in die Fort-

bildungs- und Fachschulen gehört. Die Verteilung in die Fächer wäre noch weiter zu erwägen gewesen. Der Verfasser erklärte, er habe mehr die Entwicklung des Volkes als die des einzelnen Menschen im Sinne gehabt; er habe eine Wirtschaftspädagogik gleichsam hypostasiert, um die Wichtigkeit der Sache hervorzuheben, über den Prinzipien der Pädagogik nicht ihre Geltung nehmen wollen; in der Ausführung würde sich die eine Seite zu den andern Seiten von selbst in das richtige Verhältnis gesetzt haben. — Seine drei Stufen der Wirtschaftspädagogik, Haus-, Volks- und Weltwirtschaft, dehnen, wie der Vorsitzende sagt, die Einsicht auf neue Gebiete aus, ohne dafs die vorhergehenden Stufen aufhören zu existieren und den Unterricht zu beschäftigen. Sie dürfen daher nicht verglichen werden mit den drei Stufen, welche er, der Vorsitzende, in den Erläuterungen zum 16. Jahrbuch S. 42 f. je für die Entwicklung des einzelnen und der Gesamtheit in intellektueller und moralischer Hinsicht aufgestellt hat. Denn diese Stufen bezeichnen seelische Gesamtzustände, bei welchen immer der höhere in dem Grade entsteht, in welchem der niedere überwunden wird. In dieser Weise hat auch Franke selbst (im 31. u. 32. Jahrb.) in der religiösen Entwicklung unterschieden, dafs Gott aufgefafst wird als Familiengott, als Stammes- oder Volksgott und endlich als Weltgott.

7. Seminarlehrer Fack zeigt die »Denkende Naturbetrachtung« am Dachschiefer und am Lein. In dem ersten Beispiele, so erklärt er, hat er das, was E. Haase im 32. Jahrbuch biologische Betrachtung der Mineralien genannt hat, mit Absicht übergangen und zeigen wollen, was sich ohne diese alles tun läfst, wenn man dafür das Experiment zu Hilfe nimmt. Man hält die Materialiensammlung für dankenswert, an sich und als Muster, würde aber dem Verfasser noch dankbarer gewesen sein, wenn er sie in der methodischen Formung, die er doch für seinen Unterricht vollzogen haben mufs, mitgeteilt hätte.

8. Bei desselben Autors Arbeit: »Zur Psychologie im Lehrerseminar« wird dieselbe Anerkennung und derselbe Wunsch laut. Hier erklärt der Verfasser, er habe die Unterrichtsergebnisse über einige Gegenstände (Übung der Sinne, Anschauen und Anschauung, Zeichen und Bezeichnetes u. a.), über welche er glaubte etwas Fruchtbares sagen zu können, in der Weise mitgeteilt, wie sie ein begabter Schüler etwa ausdrücken würde. Der anwesende Professor Dr. P. Barth lobt besonders die anschauliche Ausführung und wünschte, dafs noch mehr Gegenstände so behandelt worden wären, z. B. die Aufmerksamkeit, über deren Verhältnis zur Apperzeption er sich etwas verbreitet. Solche Grenzuntersuchungen wurden noch fortgesetzt. Der Verfasser erklärte, er habe nicht die Ansicht, Apperzeption sei Wille, vermeide aber im Unterricht den Ausdruck Apperzeption soweit als möglich, weil er durch seine Vieldeutigkeit viel Unheil angerichtet habe. Bei den »Begriffen« findet man, dafs Klarheit und Deutlichkeit derselben vermischt sind. Wir müssen aber nunmehr wohl auf die »Erläuterungen« verweisen und erinnern noch einmal an den Schlufssatz von Nr. 2. F.

3. Die Versammlung des Vereins für Kinderforschung

findet am 11. u. 12. Oktober d. J. zu Halle a. S. statt. Versammlungslokal: Grand Hotel Bode, Magdeburgerstr. 65 (Nähe des Bahnhofs).

I. Eröffnungsversammlung: Sonntag, den 11. Oktober, 6 Uhr Abends: 1. Eröffnungsansprache durch den Vorsitzenden, Direktor Trüper, Jena. — 2. Begrüfsung durch Stadtschulrat Brendel, Halle. — 3. Vortrag: Über die Bedeutung der Stimmungsschwankungen bei Epilektikern, Univ. Prof. Dr. med. Aschaffenburg, Halle. 4. Das Kind und die Kunst, H. Landmann, Oberlehrer des Päd. Universitätsseminars in Jena.

Nach Schlufs der Verhandlungen geselliges Beisammensein im Versammlungslokale. Dort sind auch Zimmer im Preise von 2 M an erhältlich. In der Nähe des Bahnhofs befinden sich zu weiterer Auswahl zahlreiche Hotels.

II. Vorhandlungen am Montag, den 12. Oktober, $8\frac{1}{2}$ Uhr Morgens: 1. Vortrag: Die ersten Zeichen der Nervosität des Kindesalters, Prof. Dr. Oppenheim, Berlin. 2. Vortrag: Das Werden der Zahl und des Rechnens im Menschen und in der Menschheit, Schuldirektor Dr. E. Wilk, Gotha. 3. Vortrag: Körperliche Ursachen geistig minderwertiger Leistungen, Kinderarzt Dr. Schmid-Monnard, Halle. — 4. Vortrag: Psychopathische Minderwertigkeiten als Ursachen der Gesetzesverletzungen Jugendlicher, Direktor Trüper, Jena.

---

4. Zum Kunst-Unterricht in unseren Schulen

Dafs auf dem neu erschlossenen Gebiete des Kunst-Unterrichts in unseren Erziehungsschulen eine lebhafte Bewegung herrscht, zeigen die vielfachen Artikel in unseren Zeitschriften, Programmabhandlungen und Schriften an, die sich mit diesem Gegenstand beschäftigen. Wir heben aus der jüngst erschienenen Literatur hier folgendes hervor:

C. Schubert-Lauscha: Die Werke der bildenden Kunst in der Erziehungsschule. Dresden, Bleyl & Kämmerer, 1903.

J. Zarth-Saarbrücken: Zum kunstgeschichtlichen Unterricht an der höheren Mädchenschule. Saarbrücken, Hofer, 1903.

Beide Abhandlungen fufsen auf richtigen, pädagogischen Grundsätzen und verdienen darum weite Verbreitung. In der erstgenannten Schrift findet sich zudem ein wertvoller Anhang, ein Verzeichnis der besten Kunstblätter mit Beziehung auf die Volksschule; in der zweiten aber eine Zusammenstellung der wesentlichen Kunstwerke, wie sie die engere Heimat Saarbrücken, St. Johann und die weitere Umgebung bis nach Trier hin darbietet. Das ist die beste Grundlage, dieser heimatliche Kunst-Anschauungs-Unterricht. Wo er sich ermöglichen läfst, mufs er den Ausgangspunkt für alle weitere künstlerische Erziehung bilden. Überall müfste die engere und weitere Heimat nach den Schätzen der bildenden Kunst durchforscht und dem Lehrer in einer handlichen Form dargeboten werden zur Weitergabe an unsere Jugend. Damit kommen wir auf den

rechten Weg. Wie auch der Zeichen-Unterricht hier helfend mit eingreifen kann, dafür bietet eine gute Anweisung:

H. Itschner, Über künstlerische Erziehung. Langensalza 1901.

5. Schweizerisches Land-Erziehungsheim Glarisegg am Bodensee

Der erste Jahresbericht, Frühjahr 1902/1903 umfassend, ist von den Leitern der Anstalt, den Herren Frey und Zuberbühler, ausgegeben worden. Aus ihm erkennt man, ebenso wie aus den Berichten von Dr. Lietz über Haubinda und Ilsenburg und Frau v. Petersenn über Stolp, das frische, gesunde und innerlich tüchtig machende Leben der Landerziehungsheime. Sie werden sich immer mehr, auch bei unseren Behörden, Anerkennung verschaffen, denn sie bilden eine notwendige Reaktion gegen die Unnatur, die sich in Erziehung und Unterricht vielfach in unseren höheren öffentlichen Schulen eingebürgert hat. Interessant ist auf Seite 8 die Schilderung des Besuchs des Preufsischen Konsistorialrates in Ilsenburg zwecks staatlicher Inspektion und im Vergleich hierzu die Art und Weise der Schulinspektion in der Schweiz.

Bei dieser Gelegenheit machen wir noch auf die lehrreiche Dissertation von Wilh. Frei: Landerziehungsheime, Darstellung und Kritik einer modernen Reformschule, aufmerksam. (Leipzig, Jul. Klinkhardt, 1902.) Die Schrift umfafst 3 Hauptabschnitte:

1. Die Landerziehungsheime nach ihrer Geschichte, ihren theoretischen Grundsätzen und praktischen Leistungen.
2. Kritik der Erziehungsweise in den Landerziehungsheimen.
3. Die Nutzbarkeit der Landerziehungsheime für das öffentliche Erziehungswesen.

6. Über die deutschen Landerziehungsheime in Ilsenburg und Haubinda

ist vor kurzem der Jahresbericht, das fünfte Jahr umfassend, von Dr. Lietz ausgegeben worden. (Berlin, F. Dümmler, 1903. In dem gleichen Verlag sind auch die früheren Berichte erschienen.)

BESPRECHUNGEN

I Philosophisches

Lorm's Prinzip des »Grundlosen Optimismus«.

Das tiefsinnige und schönheitstrunkene Innere des Genannten, in welchem der Philosoph mit dem Künstler verschmilzt, ist in leicht erkennbarer Weise von zwei Momenten bewegt: von Glücksdurst und von Wissensdurst. Die Sehnsucht nach Glück — die er noch in seinem Schwanengesang ausfiebert,[1]) ist bei ihm nicht blofs ein Zug, den er mit der ganzen Menschheit teilt, nein, sie ist mehr als dies, denn es ist bei ihm kein Verlangen nach irdischen Gütern, sondern es ist das Dürsten, der von allen Schlechtigkeiten und Häfslichkeiten der Welt angewiderten Seele, nach reineren und schöneren Sphären. Kurzum, es ist das Dürsten einer feinfibrierenden, vom fremden und eigenen Elend verdüsterten Seele,

[1]) Nachstehendes Gedicht, das er kurz vor seinem, am 4. Dezember, 1902 erfolgten Hinscheiden verfafste, wurde von seiner Tochter veröffentlicht:

Am Rand des Grabes

Versäumtes Glück ist unsres Lebens Ernte!
Wenn bald auf uns sich Todesschatten senken,
Das ist der Augenblick, um zu gedenken
Des Glücks, das ungenossen sich entfernte.

Der Himmel glänzt von selbst uns, der besternte,
Der Frühling läfst nicht ab, uns zu beschenken,
Wenn seine holde Gunst auf uns zu lenken,
Auch niemals unsre Seelenkraft erlernte.

Doch Freuden unerkannt vorüberrennen,
Die zu erlangen, wenn wir spät sie kennen,
Vergebens wir uns opfern Stück für Stück!

Was wir bewirken, ist nicht Glück zu nennen,
Vom Himmel fällt, wie Frühling blüht das Glück! —
Das ist die Lehr', die das Leben läfst zurück.

nach Himmelsbläue und Sonnenschein. Dem Glücksdurst, in diesem höhern Sinne, wie dem Wissensdurst, mit weiter gesteckten Zielen, sind — nach Lorms Denkweise — von Natur aus, d. i. von kosmogonischer und anthropologischer Seite aus — bittere Schranken gesetzt. Die kosmogonische Seite steht mit dem Glücksverlangen, die anthropologische mit dem Wissensverlangen — von diesem später — in Zusammenhang. Denn dem Glück in dieser Bedeutung ist schon im Schöpfungsakt die Möglichkeit der Verwirklichung genommen; im Schöpfungsbau selbst liegt ein Moment enthalten, das als eine Unseligkeit über dieselbe lagert, und dieses Moment ist der Riſs, der Natur und Geist in zwei Pole trennt. Die ganze Kulturentwicklung — somit das Wirken des Menschen — in allen ihren Distrikten: in Religion, Philosophie, Poesie u. s. w. ist in ihren tiefen Gründen, in ihren verborgenen Triebfedern, das Sehnen und Suchen des Geistes nach Vereinigung mit der Natur; es ist das Sehnen nach dem trauten Etwas, das in der Unendlichkeit verborgen ist, das uns zum Vollgefühl des Daseins fehlt, Lorm nennt so innig schön diese Wemut des Mangels »das Heimweh der Welt«. Dieses Glücksuchen des Menschengeistes, durch alle Phasen seiner Entwicklung und die endlich erlangte — allerdings imaginäre — Vereinigung mit der Natur, bildet den Inhalt von Lorms zwei philosophischen Hauptwerken: der »Philosophie der Jahreszeiten«[1]) und dem Werke mit dem Titel »Der grundlose Optimismus«[2]) — so nennt er auch das Prinzip der Versöhnung mit der Natur. Im erstern Werk verfolgt er durch den ganzen Verlauf der Kultur — vom heidnischen Altertum bis auf die Jetztzeit — die wechselnden Stellungen des Geistes zur Natur, sowie die herrschenden Tendenzen und die führenden Geister, die den Anstoſs zu diesen Stellungen gaben. Die Bilder dieses Kulturpanoramas sind durch stupendes Wissen, durch wunderbar scharfsinniges Auslösen und Verfolgeu der wirkenden Fäden, sowie durch Glanz und Vornehmheit der Darstellung — einzig und fast unerreichbar. Die neuere deutsche Literatur besitzt vielleicht nur ein einziges Kulturwerk, welches an edler Gediegenheit mit diesem verglichen werden kann, und das ist Julian Schmidts verdiente »Geschichte der Romantik«. Mit feiner, farbenvoller Charakterisierung treten die zwei Epochen der extremsten Stellung von Natur und Geist hervor: Das Hellenlum und das Mittelalter. Diese zwei sprühende Bilder gleichen Solitären in einer Diamantenreihe. Das Griechentum war die unbewuſste, harmonische Vereinigung von Natur und Geist. Und der Urcharakter des Volkes — bei dem es auch kein verdüsterndes Priestertum und keine staatliche Omnipotenz gab — war die reinste Eukolie, die unzerstörbarste Heiterkeit. Dieser Identität von Natur und Geist entstammte der Schönheitssinn, der bei diesem Volk vorherrschte, seiner ganzen Kultur das Gepräge gab, und der noch über das heutige Kunstschaffen ein Band schlingt.

»Im Christentum vollzog sich das Bewuſstsein des Zwiespalts von Natur und Geist, die bewuſstlose Identität schlug in den Kontrast der be-

[1]) Berlin, Hofmann, 1876.

[2]) Dresden, Minden, 1897.

wufsten Gegnerschaft um.« Der Geist war zur einseitigen Herrschaft über die Natur getrieben. Die Unterdrückung dieser ist nicht aus dem Worte Christi, nicht aus den Evangelien abzuleiten — dem Beweis dafür und der Schönheit dieser, widmet Lorm ein eigenes geistvolles Kapitel —, sondern sie ist von der kirchlichen Hierarchie zum Zwecke ihrer Herrschaft eingeimpft. Man könnte annehmen, dafs der extreme Geist dieser Epochen: die unbefangene, herzerhebende Seligkeit des Hellentums und sein Gegensatz: die finstere, verfolgungssüchtige Verknöcherung des Mittelalters, den Beweis liefern soll, dafs die Einheit der Weltpole das gesuchte Glück und dafs der Bruch derselben das Unheil der Welt ist. Allein, die hellenische Jugendzeit der Menschheit läfst sich ebensowenig zurückbringen als die Jugend des Individuums, und das Facit der kulturgeschichtlichen Untersuchung der Philosophie der Jahreszeiten ist, dafs der bewufste, ringende und vom Glücksstreben, »vom Heimweh der Welt« gepeinigte Geist, auf dem Wege der Wirklichkeit nie wieder zu seinem Ziel gelangen, nie mehr die Gestade von Ithaka erreichen kann. Und doch winkt dem Menschen die Versöhnung; wohl nicht eine transzendente, wie es Kirche und Theologie verheifsen, sondern eine immanente Versöhnung, denn das wissenschaftliche Denken hat es nur mit einer diesseitigen Erscheinungswelt zu tun, deren unausdenkbare, von keinem Gedanken und keinem technischen Hilfsmittel zu erreichende Ausdehnung, keinen Raum für eine jenseitige Welt übrig läfst. Worin das Wesen der Versöhnung besteht, deutet schon das erste Kapitel der Philosophie der Jahreszeiten an, und die letzte Abteilung derselben mit der Überschrift: »Die Natur im Besitz des Gemütes«, erweitert und klärt diesen Ausblick. Dieser Abschnitt ist der blütenstrahlende Hain, die hinreifsend melodische Ouvertüre, die den Eingang zu seinem hauptsächlichen philosophischen Werk, dem »Grundlosen Optimismus« einleitet. Der Nerv und Antrieb der Untersuchung in diesem ist die zweite in ihm dominierende Richtung: sein glühender Wissensdurst. Und während aus dem herzbedrängten und schmerzvollen Lechzen nach einem Glücksschein, die tiefen Schatten des empirischen Pessimismus sich ausbreiten, erwächst aus der, letzten Endes unstillbaren Wissensbegier, der wissenschaftliche Pessimismus. Und wenn im erstern Werk — der Philosophie der Jahreszeiten — der Künstler, im zweiten — Grundlose Optimismus — der Denker überwiegt, so tritt das künstlerisch Feine von Lorms Wesen ganz besonders in dem erwähnten Schlufsabschnitt hervor. Eine Betrachtung über die Einsamkeit von hoher, sinniger Schönheit, bereitet die Stimmung für das Schauen der Natur in der gesetzmäfsigen Veränderung der Jahreszeiten vor. Bei dieser ungemein stimmungsvollen und ungemein feinsinnigen Schilderung der Jahreszeiten hätte Lorm, wie Haydn, bei seinem Oratorium, der vier Jahreszeiten, sagen können: »es kam von oben«. Ja es kam von oben, denn es kam aus einem Innern, das in einem andern Element als die gemeine Erdenniederung lebte, und die Schilderung führt auch nach oben, d. h. sie führt über die graue Wirklichkeit hinweg: Bei seinem betrachtenden Verweilen im Naturleben sieht er auch im kleinsten, unscheinbarsten Ding die unabwendbare ewige, Gesetzmäfsigkeit. Als echter Dichter sieht er auch im

Gewöhnlichen und Alltäglichen eine tiefere Bedeutung und einen höheren Sinn. Der Einzelgegenstand verschwindet vor ihm, hinter seiner fortbestehenden Gattung, das Vergängliche ist ausgelöscht und das Unvergängliche bleibt. Im Schauen, in der Meditation, erfafst das Gemüt die Natur; das Gefühl, nicht das Denken nähert sich diesem unerforschbaren Schaffensquell an, aus dieser Annäherung senkt sich ein transzendentaler Silberschein der Beruhigung über das schwer bedrängte Innenleben.

Der Zentralgedanko und Focus von Lorms zweiter philosophischer Schrift, dem erwähnten »Grundlosen Optimismus«, ist Kants transzendentaler Idealismus; die Strahlenbrechungen dieses Focus dringen durch alle Absenker seines Denkens durch. Für Lorm war die Offenbarung der »Kritik der reinen Vernunft« die Enthüllung der höchsten Wahrheit, der Weisheit letzter aber auch trostloser Schlufs. Sie ist die durch Logik und Erkenntnistheorie zur Gewifsheit gewordene Tatsache vom Wissen, dafs wir nichts wissen können. Die Erscheinungen sind Effekte einer unbekannten Ursache — des Dings an sich — und die genetischen Formen, unter denen wir sie sehen, die Formen von Raum, Zeit und Kausalität, kommen ihnen nicht objektiv zu, sondern inhärieren unserem Verstande. Dafs das Eisen im Feuer liegt — also im Raum —, dafs es jetzt im Feuer liegt — also in der Zeit —, dafs es durch die Berührung mit dem Feuer glüht — also Kausalität, die Wirkung einer Ursache — das sind lediglich Verstandesformen, die unserer Beschaffenheit innewohnen, aber keine Bestimmungen, die von aufsen hinzukommen. Über den Bannkreis der Verstandesformen kann man so wenig hinaus, als man über seinen eigenen Schatten springen kann. Wir werden also niemals im stande sein, mit unserem Intellekt die transzendente Ursache der Erscheinung zu erreichen, weil wir uns niemals der dem Verstand a priori gegebenen Bedingungen von Raum, Zeit und Kausalität entäufsern werden können, was erforderlich wäre, um das ewige, reine Sein zu erkennen. Die Ergebnisse von Kants Untersuchungen, die Satzungen seines transzendentalen Idealismus, werde auch von der naturwissenschaftlichen Forschung vollauf bestätigt. Lorm führt, mit weiter Umschau der naturwissenschaftlichen Literatur, Belege von allen Matadoren der exakten Forschung an. Wohl handelt es sich bei dieser zuvörderst um das sinnlich Wahrnehmbare, nicht um das hinter den Gesetzen der Apriorität liegende Metaphysische, allein das undurchdringbare Mysterium der Materie ist die Schranke des Dings an sich für die Naturwissenschaft.

Der Schmerz, dafs die brennende Begierde nach Wissen ungestillt bleibt, dafs sie zu ewiger Hoffnungslosigkeit verurteilt ist, ist die Quelle des von Lorm selbst konstituierten wissenschaftlichen Pessimismus. — »Die Einkerkerung in die Apriorität ist die Ausschliefsung der Glückseligkeit. Diese wäre nur durch Befriedigung der erhabensten Sehnsucht nach Einigung mit dem Urquell alles Daseins denkbar. Von ihm empfinge die Glückseligkeit irdische Unwandelbarkeit. Erkenntnis und Glück wäre eins und dasselbe.« [1]) An einer spätern Stelle erweitert er noch diesen Ge-

[1]) Grundl. Optimis. S. 67.

dankengang: »die höchte Weisheit, die unerreichbare, wäre auch das höchste auf Erden unerreichbare Glück oder lehrte dasselbe freudig entbehren zu können. Selbst dem anscheinend Glücklichen dringt die Nichtigkeit und Erbärmlichkeit des Seins zu Gemüte, weil es für das Erhabenste auf Erden, für Moral und Sittlichkeit, keine Motive auf Erden selbst gibt im Bereich der Kausalität.« [1]) Das Bereich der Kausalität ist das Bereich des Irdischen, der erfahrungsmäfsigen, sinnfälligen Wirklichkeit, wir besitzen aber noch einen intelligiblen Faktor, den die Kausalität nicht tangiert, der ihr enthoben ist, es wird sich später zeigen, ob dieser Faktor — der die Vernunft ist — irgend einen Beitrag zum Eudämonismus leisten kann. Lorm präzisiert den Unterschied der Leistungen von Verstand und Vernunft im allgemeinen damit, dafs die erstere Erfahrungen, die letztere Vermutungen bietet. Die Vernunft reguliere auch die Verstandeserkenntnis. Ihre Funktion ist vornehmerer Art als die des Verstandes, und dies, weil sie nicht das Sinnfällige zur Aufgabe hat, da sie nicht blofs von der Kausalität, sondern auch von den Formen von Raum und Zeit frei ist. Sie befafst sich mit höheren, ideellen Konstruktionen, sie konstruiert Prinzipien, Begriffe und Ideen. Diese Gebilde sind zwar wegen ihres Mangels an realer empirischer Basis schwankend und widerlegbar, doch können sie eine über die gemeinen irdischen Beweggründe hinausgehende Richtung geben. Die Aufgabe der Vernunft ist sohin auf übersinnliche, transzendentale Erkenntnisse auszugehen — auszugehen! — mit dem Erreichen ist es schlimm bestellt. Die zwei spezifischen menschlichen Gaben, welche den entscheidenden Unterschied zwischen Mensch und Tier bilden: das Selbstbewufstsein und die Sprache, sind Ergebnisse der Vernunft. Gegenüber den durch Kausalität bedingten Erfahrungen, welche der Verstand liefert, liegt in der Vernunft der souveraine Zug des Unbedingten. Lorm weist der Vernunft die Stellung als Verbindungsbogen zwischen Gemüt und Geist an. Falls sie einen Schein von Glück in das menschliche Innere zu zaubern vermag, so könnte dies nur vermöge dieser Stellung sein. Lorms festwurzelnde Überzeugung: dafs das Glücksverlangen vom Forschen nach einem Vereinigungspunkt der Elemente von Natur und Geist unabtrennbar sei, veranlafst ihn in diesem Werke zu einer kritischen Geisteswanderung durch die Geschichte der Philosophie, wie er sie im früheren durch die Geschichte der Kulturentwicklung unternahm. Aus der Fülle seiner reichen Kenntnisse führt er jedes einzelne System vor und durchleuchtet es mit der ihm eigenen Geistesschärfe und Klarheit, um aus jeder wie immer gearteten spekulativen Konstruktion den einen gemeinsamen Kern blofszulegen: das Suchen nach einem Verbindungspunkt von Natur und Geist. Das traurige Resumé ist, dafs die Philosophie im allgemeinen die Welt nicht fördern kann. Und dafs es ihr nicht gelingen kann, den gesuchten Angelpunkt, an dem die Beglückung der gequälten Menschheit zu heben wäre, aufzufinden. Schon deshalb nicht, weil man nicht die Schranken der nativen Begrenzung zu überspringen vermag. Auf das Scheitern dieser beiden Forschungsrichtungen — der nach Glück und der nach Erkennen —

[1]) Ibd. S. 249.

die beide in der unstillbaren Sehnsucht nach dem Unbedingten zusammenfliefsen, baut Lorm seine Philosophie des versöhnenden Schaueus auf. Faktoren, Träger dieses Baues, sind Vernunft und Gemüt. Die Vernunft liefert die tief im Gemüt wurzelnde Idee der Unbedingtheit und der Freiheit, sohin bewirkt sie eine ideelle Aufhebung der Kausalität. »So einfach und harmlos spricht Kant die Idee der Unbedingtheit aus, als ob damit nichts weiter als eine logische Schranke des Denkens zu bezeichnen wäre. Er hat keine Ahnung, dafs dadurch eine neue welthistorische Beleuchtung auf die ganze bisherige Entfaltung des Menschengeistes fiel. In Wahrheit ist die Unbedingtheit als die höchste Sehnsucht des Gemütes der Ursprung des Gottes-Begriffes, und der Irrtum, dafs die Forderung nicht blofs berechtigt, sondern auch erfüllbar wäre, dafs der Unbedingtheit ein realer Inhalt zu geben wäre, dieser Irrtum ist die Quelle aller Theologie und aller dogmatischen Metaphysik, aller monotheistischen Religionen und aller pantheistischen Systeme.« [1]) Und der Irrtum dieser Erfüllbarkeit liegt darin, dafs die Unbedingtheit keine Wirklichkeit, sondern eine blofse Negation ist, »ohne einen auch nur zum geringsten Teile erkennbaren positiven Inhalt. Schon sprachlich eine Negation, kann es nur durch Negationen erklärt und umschrieben werden: es will über alles hinaus, was in Begriffe und Wort zu fassen ist, und folglich ist es das Unaussprechliche; es will mit der Kausalität die Endlichkeit beseitigen und folglich ist es die Unendlichkeit. Nur bis zur Negation reicht die Tätigkeit der reinen Vernunft; hier ist die Grenze, über welche hinaus keine äufsere und keine innere Erfahrung reicht.« . . . »Das letzte Wort, was gesprochen werden kann, ist: Unerkennbarkeit.« [2]) Dafs wir aber von der unbedingten Unendlichkeit wissen, dies ist der einzige unschätzbare Segen, welche die reine Vernunft der Menschheit auf ihrem Erdenwallen gewährt. Wir brauchen nur die sinnliche Empfindung, »die verstandesmäfsig konstruierte Erfahrungswelt in ihrem Werte für uns herabzusetzen, und wir leben im Gefühle der Unendlichkeit, in der unbedingten Freiheit, die unserem Erkennen versagt ist, von der wir nur die negative Bezeichnung des Unendlichen zur Verfügung haben, die aber positiv unserem Gemüte innewohnt.« [3]) Hiermit ist schon Lorms Postulat erschlossen, es fördert keine Erkenntnisse, dennoch ist das Verhalten in demselben nicht ganz passiv — wovon nachher — und beruht auf einer Idee der Vernunft und auf der Empfindung des Gemütes. In dieser Idee, in der der Friede liegt, ist »die irdische Unseligkeit in eine unaussprechliche, weil immer nur empfundene Seligkeit verwandelt.« Da diese wort- und begriffslose Seligkeit von der Kausalität frei geworden ist, so hat sie auch keine rationalen Gründe für ihr Bestehen: sie ist ein grundloser Optimismus.« [4])

Der grundlose Optimismus ist also ein Stimmungszustand beim Aufgehen in das Ewige, wie ihn Lorm schon im Naturgenufs der ersten

[1]) Ibd. S. 255.
[2]) Ibd. S. 257.
[3]) Ibd. S. 259.
[4]) Ibd. S. 259.

Schrift, in der bestrickend himmlischen Idylle der Jahreszeiten beschrieben hat.

Für die Region des grundlosen Optimismus können selbst unter hehren Geistern nur solche die Reife besitzen, für die das Leben vollständig ausgebrannt ist und die sich sagen, dafs ihr Reich »nicht von dieser Welt« sei. Man mufs, um in diesem Äthertempel zu verweilen, gänzlich selbst- und wünschelos geworden sein, aber dabei die heiligste Begeisterung für alles überweltlich Grofse und Schöne hegen. Hier steigen aus dem Innersten die höchsten und reinsten Schwingungen auf und ziehen im Unendlichen dahin, wie die Weihrauchwolken in den Lüften aufsteigen. Ein Gefühl der Befreiung und Erlösung erhöht die Pulse — der Befreiung! — denn man ist der harten drückenden Kausalkette des Schicksals entronnen und man befindet sich in ursachloser Bedingungslosigkeit. Hier endlich, in den beseligenden Gefilden des Schauens, tritt die ersehnte und im Erdenleben vergebens gesuchte Vereinigung von Denken und Sein, von Ideellem und Sinnlichem ein. Hier, in dieser geweihten Sphäre, weicht »die Angst des Irdischen« und »thronen die reinen Formen«; d. h. hier werden die Urtypen der vergänglichen Erscheinungen geschaut, »die nicht an Zeit und nicht an Raum gebunden sind, die nicht altern und nicht vergehen;« die sonach — kann man hinzufügen — letzten Endes zeichenlose Gesetze des Logos sind.

Aus diesem Reich wehmütig milden Schwunges leitet Lorm drei Kulturdistrikte ab — deshalb ist das Verhalten in demselben nicht ganz passiv —, alle drei sind hehre Töchter Jovis, und zwar sind diese: die Sittlichkeit, die Kunst und die Metaphysik. Ja, alles was uns aus der irdischen Niederung und dem grauen Alltag zu verklärten Höhen emporträgt, wie »die Erhabenheit des sittlichen Opfers, die überwältigende Schönheit in Natur und Kunst, ist Abglanz des überirdischen Jenseits. nährt also die Sehnsucht nach dem Unbedingten Das Gute mit dem Reinen zusammen bildet das Wesen des Sittlichen und die Erhebung, die es gewährt, ist eine zweifache: einmal empfindet man eine innige, erwärmende Befriedigung, sich andern helfend erweisen zu können, wie andrerseits eine edle, grofse Handlung oder eine still und prunklos der Pflicht hingegebene Lebensführung, in gerührter Bewunderung versetzt. Lorm äufsert, dafs sich im ganzen Bereich der Natur kein Motiv für das sittliche Opfer findet, es kann nur »Kraft einer Gemütsverfassung gebracht werden, die selbst kein Erklärungsgrund für die Freudigkeit und Willigkeit der sittlichen Handlung besitzt, so stammt das Opfer aus dem grundlosen Optimismus, aus der Idee der Unbedingtheit, aus der Befreiung von der Kausalität, aus dem Gefühl des Unendlichen.«[1]) In der Auffassung des ethischen Problems weicht Lorm vollständig von seinem Meister, Kant, ab. Ja, er verwirft direkt Kants Ethik, wie überhaupt die ganze »Kritik der praktischen Vernunft«, die sie enthält, und die er als »durchaus brüchig und fehlerhaft« erklärt. Dafs Kant seinen scharf und überzeugend ausgeführten Mechanismus, von der ausnahmslosen Macht des Naturgesetzes der Kausalität,

[1]) Ibd. S. 261.

durchbricht, um das Hilfsmittel der intelligiblen Freiheit des Willens durchzuzwingen, flößt Lorm nichts weniger als etwas von der Bewunderung ein, die Schopenhauer für diesen Akt hegte. Lorm nennt ihn ein »erzwungenes Kunststück«, um über die unausfüllbare Kluft zwischen dem subjektiven Erkennen und der unerkennbaren objektiven Wahrheit, zwischen Erscheinung und Ding an sich, eine Brücke zu schlagen. Demgemäfs hält Lorm den Willen für durchaus unfrei und in der bedingten Erfahrungswelt zuständig. Die Unfreiheit des Willens ergibt sich — wie er weiter auseinandersetzt — »ohne alle philosophische Argumentation für den natürlichen Menschenverstand einfach daraus, dafs der Wille unter allen Umständen der Knecht des Gewollten ist.« [1])

Hingegen findet Lorm, dafs die Motive der Moral »jenseits aller möglichen Erfahrung und folglich auch jenseits aller möglichen Begreiflichkeit liegen«. Er weist das sittliche Motiv ganz der Region des grundlosen Optimismus zu, d. h. es entstamme der Freude »an dem Bruch mit der durch Bedingungen bestimmten Endlichkeit«. [2]) Fast scheint es, als wenn Lorm es übersehen hätte, dafs Motive auch Bestimmungen, auch Glieder einer Kausalreihe sind. Und es erscheint als kaum zulässig, das faktische Motiv und die sittliche Kategorie in die überweltliche Sphäre zu versetzen, da hier, im Unbedingten, das Motiv ein ursachlos unmotiviertes sein müfste, und ein solches Motiv eben so unfafsbar ist, wie ein Wollen ohne ein Gewolltes. Selbst solche Opfertaten, die aus einer spontanen Gefühlswelle, aus einem unreflektierten Impuls hervorgehen, wie die Tat Winkelrieths, als er die Speere in seine Brust bohrte, oder die Tat jener jugendlichen Schriftstellerin, die sich vor Jahren in den Wannsee (bei Berlin) stürzte, um ein Kind zu retten und selbst ertrank — sind begründet, denn sie sind die causa finalis einer raschen Schlufskette. Und dafs die Moral überhaupt nicht in der idealen Region des grundlosen Optimismus zuständig sein kann, liegt darin, dafs das Jenseits der empirischen Welt auch das Jenseits von gut und bös ist, wie vom ganzen kategorialen und normativen Apparat. Das aber, was aus den lautern Höhen die ethische Handlung umsäuselt und umleuchtet, ist die weihevolle Stimmung, der verklärende Silberschein, der ihre Abkunft von einer vornehmeren und idealer bewegten Seele, als die der Allgemeinheit dokumentiert. Und das ist auch ihre Verwandtschaft mit dem Kunstwerk, das ja ebenfalls durch die substanzielle Leistung der irdischen Welt angehört, während der unbezeichenbar hehre Zauber, die Gewalt des fortreifsend Schönen, die aus ihm ausgeht, eine Offenbarung des Ewigen ist.

Damit ist schon gesagt, dafs wie die still beseligende Macht des Sittlichen, so ist auch die sieghafte Herrschaft des Schönen nicht von dieser Welt. Nach Lorms Urteil entzieht sich das Schöne jeder Erklärung und jeder Definition. Es ist ein Zauber, den man im Gemüt erfafst, der sich aber nicht analytisch und theoretisch in ein Gesetz fixieren läfst. Der ausübende Künstler könne aus dem technischen Studium nichts weiter er-

[1]) Ibd. S. 267.
[2]) Ibd. S. 268.

reichen, als das durch mystisches Aufgehen im Unendlichen gewonnene Ideal zu veranschaulichen, d. h. die Konzeption, die einer andern Welt angehört, in die Erscheinung zu setzen. Wen das süfse Entzücken, die wonnige Läuterung beim Anblick des Kunstschönen wahrhaft bewegt, der wird auch fühlen, dafs es ihn von Welt und Leben abtrennt und dafs diese Bewegung in ihrem »innersten Kern Trauer über die Existenz der Wirklichkeit ist«.

Das dritte Kulturgebiet, die Metaphysik, ist für den Begründer des wissenschaftlichen Pessimismus, für denjenigen, der vom trostlosen Ignorabimus in aeternum im Innersten durchwühlt ist — vollends nicht im stande, einen Lichtschein über den Seinsquell zu gewähren. Die in ihr einst gesetzte Hoffnung: zur Erkenntnis des Absoluten zu verhelfen, hat sich als vollständig unerfüllbar entlarvt, seit Kant unwiderleglich und erbarmungslos den Beweis für den Schmerzensruf erbrachte, der in Fausts Worten nachtönt: »Ich weifs, dafs wir nichts wissen können.«

Und der Widerhall der Menschheit, die Antistrophe dazu findet Lorm in den Worten: »wir werden niemals glücklich sein«. In der Metaphysik konzentriert sich die ganze Sehnsucht der Natur. Und die Aufgabe dieser Disziplin kann nur »die Entdeckung des Ringes sein, der Sein und Denken, Natur und Geist, deren ewige Trennung das Rätsel der Welt ist, in eins zusammenschliefst.« [1]) Mit der Lösung des Welträtsels wäre dem Denken Macht über das Sein gegeben, der höchste Gewinn für Verwirklichung der Glückseligkeit; der innerste Stern des sogenannten metaphysischen Bedürfnisses ist mit dem heifsen Glücksbegehren identisch. Allein in dem Ignorabimus in aeternum tönt auch die Verurteilung dieses Begehrens zum ewigen unstillbaren Schmachten.

Nur in der kontemplativen Stimmung des grundlosen Optimismus allein und ausschliefslich, kann sich über das Gemüt ein rosiger und leuchtender Schein der Glückserfüllung legen; denn in der Träumerei erfafst das Gemüt illusorisch die Vereinigung von Natur und Geist. Der grundlose Optimismus ist sonach eine ästhetische Erlösungslehre.

Dr. Susanna Rubinstein

Spicker, Dr. **Gideon**, Professor der Philosophie an der Kgl. Akademie zu Münster, Versuch eines neuen Gottesbegriffes. Stuttgart, Fr. Frommann, 1902. Preis 6 M.

Dieses Buch hat den Vorzug, klar, leichtverständlich und in gutem Deutsch geschrieben zu sein. Was seinen Inhalt anbetrifft, so schliefst es sich an ein uns nicht bekanntes Werk desselben Verfassers: »Kampf zweier Weltanschauungen« unmittelbar an. Am Schlusse jenes Buches ist nämlich die Frage aufgeworfen: »Wie läfst sich unter Voraussetzung einer ewigen Materie der moderne Einheitsgedanke mit der Selbständigkeit Gottes der Welt gegenüber auf eine der Vernunft und Religion entsprechende Weise vereinbaren?« (soll wohl heifsen: vereinigen«). Unter dem modernen Ein-

[1]) Phil. d. Jahresztg. S. 318.

heitsgedanken ist selbstredend der pantheistische Monismus verstanden, dem, als der herrschenden Modephilosophie, heutzutage, wie es scheint, jeder philosophische Schriftsteller in irgend einer Weise seine Huldigung darbringen mufs. Jedoch ist der Verfasser keineswegs zu den Pantheisten zu rechnen; er zeigt sogar an mehreren Stellen seines Werkes, wie sinnlos die dem Pantheismus zu Grunde liegenden Ungedanken sind. Gleichwohl unternimmt er es, »das Berechtigte der drei grofsen Denkrichtungen: Materialismus, Panthcismus, Monotheismus, auf Grund der historischen Entwicklung und mit Rücksicht auf die wesentlichsten Resultate der Naturwissenschaft prinzipiell miteinander zu verbinden« (Seite III).

In der 52 Seiten umfassenden Einleitung wird dargelegt, wie die Philosophen des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit über das Verhältnis Gottes zu der Materie gedacht haben. Der Verfasser zeigt sich hier als einen geschichtskundigen Mann, dem man gern folgt, und von dem man allerlei Belehrung empfängt. Leider ist unter den Philosophen der Neuzeit Herbart gar nicht erwähnt, wie er überhaupt in dem ganzen Buche nicht vorkommt. Der Verfasser kennt sein System also offenbar gar nicht, und das ist recht schade, denn an vielen Stellen des Buches sagt man sich unwillkürlich: hätte der Verfasser doch Herbart gelesen!

Der erste Teil (Seite 53—214) ist überschrieben: Gott und die Welt. Hier kommt der Verfasser durch mancherlei Gedankenbewegungen zu dem Endresultat, dafs punktuelle Kräfte (Atome) als die letzten Bestandteile alles materiellen Seins anzunehmen sind. Und nun schliefst er munter weiter (Seite 114): »Das Atom, als realer Kraftpunkt gedacht, ist tätig; es geht eine Wirkung von ihm aus, deren Ursache es selbst ist.« Hier fragt man sich: warum soll das Atom tätig sein, warum soll eine Wirkung von ihm ausgehen? Doch weiter: »Aber diese Wirksamkeit, die in der Anziehung besteht (!), wäre nicht denkbar, wenn es nichts gäbe, was angezogen werden könnte. Folglich setzt das Atom ein anderes und dieses wieder ein anderes und so fort ins Unendliche (!) voraus. Alle Atome bedingen sich gegenseitig, ihre Kausalität und Wirksamkeit ist nur als eine gemeinschaftliche zu denken.« Aus diesen Sätzen folgt, dafs es mit den Atomen und ihrer Anziehung nichts ist, denn wenn das Sein der Atome auf dem Angezogenwerden beruht, zugleich aber eine unendliche Reihe besteht, so wird eben aus der Anziehung nichts, und die Atome kommen nicht zu stande. Wie klar und einleuchtend ist hiergegen Herbarts Lehre von den einfachen Wesen und der Wechselwirkung unter ihnen!

In betreff der Materie kommt Spicker zu dem Ergebnis, dafs sie ursprünglich nur der Möglichkeit nach in Gott existierte und erst infolge der Schöpfung zur Wirklichkeit gelangte. Er meint, der Begriff des Endlichen sei mit dem des Absoluten unmittelbar gegeben, insofern nämlich ein zweites mit den Attributen Aseität, Ewigkeit, Unendlichkeit nicht gedacht werden könne. Hier wolle sich der Leser erinnern, dafs unser Autor kein Pantheist ist, wenigstens keiner sein will.

Im zweiten Teile (Seite 217—376), überschrieben: Gott und der Mensch, wird zunächst das theodizeische Problem eingehend und mit Rück-

sicht auf verschiedene philosophische und religiöse Systeme erörtert. Die Besprechung des ontologischen Gottesbeweises führt den Verfasser sodann zu der in den letzten Kapiteln ausführlich vorgetragenen Lehre, dafs der Glaube an Gott und Unsterblichkeit auf dem Selbsterhaltungstrieb beruhe und in diesem auch seine Bürgschaft finde. »Da wir nicht unsere eigenen Schöpfer sind und somit auch dessen Trieb uns nicht gegeben haben, so ist es eine andere höhere Macht, welche diese Sehnsucht in uns erweckt und mit unwiderstehlicher Gewalt bis zum letzten Atemzuge erhält.«

Wir können auch hier dem Verfasser nicht zustimmen, stehen aber nicht an, es auszusprechen, dafs auch der zweite Teil des »Versuches« eine Fülle anregender und gut ausgedrückter Gedanken enthält. Und so wünschen wir denn dem Buche zahlreiche denkende Leser.

Elberfeld Hermann Wendt

Schwarze, Dr. **Alexis**, Licentiat der Theologie, Pastor zu Cunow a. d. Strafse, Neue Grundlegung der Lehre von der Christlichen Gewifsheit. Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht, 1902. 187 S. 3,80 M.

Der Verfasser, den Lesern dieser Zeitschrift schon bekannt durch seine Dissertation: »Die Stellung der Religionsphilosophie in Herbarts System« und viele wertvolle Beiträge für die Zeitschrift für exakte Philosophie sowie für diese Zeitschrift, bietet nunmehr eine längere Arbeit über die gegenwärtig in der Theologie vielverhandelte Frage nach dem Grunde der christlichen Gewifsheit.

Die Eigenart seines Buches bezeichnet er mit der Erklärung: »So fest mir einerseits der Inhalt der christlichen Gewifsheit stand, so überzeugt war ich andrerseits, dafs die Fortschritte unseres geistigen Erkennens welche sich als Ergebnisse ernster Wissenschaft bewähren, dem bleibenden Gehalte der christlchen Gewifsheit nicht widersprechen können. Ja, ich bin mehr und mehr zu der Überzeugung gekommen, dafs auch die Aussagen über die Stoffe der christlichen Gewifsheit vielfach in einem weit gröfseren Umfange, als gewöhnlich angenommen wird, unter die allgemeine wissenschaftliche Betrachtung fallen. Der alte Streit über Wissen und Glauben wird nicht durch eine doppelte Buchführung geschlichtet, sondern durch die Erkenntnis von dem inneren Zusammenhange beider Gebiete, sowie von den Grenzlinien, an welchen dieselben sich berühren und teilweise in einander übergreifen. Dabei hat sich mir ein Satz bestätigt, der mir aus der Herbartschen Philosophie vertraut war, ohne dafs ich ihn doch von vornherein zum Prinzip einer neuen Grundlegung der Lehre von der christlichen Gewifsheit hätte machen wollen. Es ist das der Satz, welcher seinem Inhalte nach fordert, man solle das, was sich nicht als ein Einfaches erklären läfst, als ein Zusammengesetztes ansehen und behandeln.« So heifst es bei Herbart (W. v. Kehrbach IX, S. 248): »Wenn euch aufgegeben ist, Eins zu setzen, das ihr ebensowenig einfach setzen, als wegwerfen könnt: so setzet es vielfach. Alsdann aber hütet euch, das Viele zu vereinzeln; denn dadurch würde die vorige Schwierigkeit zurückkehren. Sondern begreift, dafs von dem Vielen, sofern es in gegenseitiger Ver-

bindung steht, möglicherweise etwas gelten kann, welches von dem Einzelnen ungereimt sein würde.«

Unter dem angegebenen Gesichtspunkte die Frage nach dem Grunde der christlichen Gewifsheit zu behandeln ist gewifs ein beachtenswerter Versuch. Der Verfasser hat es verstanden, mit sorgsamer Abwägung aller in Betracht kommenden Momente das weitverzweigte Gebiet der Untersuchung in übersichtlicher Weise zu behandeln, und mit scharfer Abgrenzung der Stoffgebiete sowie der psychologischen Erscheinungen im gläubigen Subjekt jedem Motiv zum Glauben seine gebührende Stelle anzuweisen und daraus das Gesamtresultat für die Begründung der christlichen Gewifsheit zu ziehen. In seinen eingehenden Auseinandersetzungen mit den bekanntesten Bearbeitern des behandelten Gebietes gewinnen wir einen trefflichen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Verhandlungen, und es läfst sich nicht verkennen, dafs obiger aus der Herbartschen Philosophie entnommene Gesichtspunkt in vielen Punkten zur Klärung der mannigfach verwickelten Sachlage dienen kann.

Es sei noch auf die Ausführungen von Prof. Ihmels hingewiesen, welche in dessen Schrift über »Die Bedeutung des Autoritätsglaubens im Zusammenhang mit der andern Frage erörtert: Welche Bedeutung hat die Autorität für den Glauben?« mit Bezugnahme auf das Buch von Schwarze gegeben werden. (S. 42.) Sie betreffen das Wesen und die Bedeutung der »kindlichen Frömmigkeit« und verdienen beim Lesen des Schwarzeschen Buches in Erwägung gezogen zu werden.

Wellingshofen (Westf.) Lic. Sogemeier

Unterdessen hat Sogemeier selbst ein Schriftchen verfafst: Der Begriff der christlichen Erfahrung hinsichtlich seiner Verwendbarkeit in der Dogmatik. Gütersloh, Bertelsmann, 1902. 80 S. Hierin bespricht er in ganz ähnlichem Sinne wie Schwarze: 1. Die Grundmöglichkeiten der Stellung des Erfahrungsbegriffs in der Religionslehre; 2. Erörterung dieses Begriffs in Bezug auf Klarheit und Deutlichkeit; 3. Über den systematischen Gebrauch des Begriffes der christlichen Erfahrung. O. F.

Lasswitz, Kurd, Wirklichkeiten. Beiträge zum Weltverständnis. Berlin, Felber, 1900. 144 S. Preis 5 M.

Das Buch beruht der Hauptsache nach auf Essays, die der Verfasser früher in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften zerstreut veröffentlicht hat. Natürlich sind dabei Umarbeitungen und Ergänzungen nötig gewesen. Das Ganze besteht aus 26 Aufsätzen, die zweckmäfsig in der Weise angeordnet sind, dafs zunächst eine historische Orientierung (Aufsätze I—III), sodann ein kurzer Prospekt der zu begründenden Weltansicht gegeben wird (Ende von Aufsatz III), woran sich weiterhin als Hauptteil (Aufsätze IV—XX) eine nähere Entwicklung dieser Weltansicht schliefst, und endlich eine Gruppe von Aufsätzen (XXI—XXII) in loserem Zusammenhang mit dem früheren einige speziellere Fragen erörtert.

In den Einleitungsworten (S. 3—4) beruft sich der Verfasser auf

das sogenannte biogenetische Grundgesetz (S. 3 wird es auffallenderweise das »phylogenetische« genannt) als ein von der Deszendenztheorie entdecktes und bestätigtes Gesetz. Nach den neuesten biologischen Forschungen wird man dem kaum zustimmen können. Um so gröfsere Vorsicht ist daher bei der Anwendung jenes Gesetzes auf das geistige Leben zu beobachten.

In grofsen Zügen schildert uns Lasswitz den allmählichen Aufstieg des Denkens zu der Höhe einer exakten Naturanschauung. Sowohl die fördernden als auch die hemmenden Beiträge, welche bereits die altgriechische Philosophie in dieser Richtung geliefert hat, sind berücksichtigt. Mit Recht weist Lasswitz u. a. auf Platons verhängnisvolle Ansicht hin (S. 14), wonach es auf dem Gebiet des Werdens, also auf dem Gebiet der gewöhnlichen Natur, nur wahrscheinliche Meinungen, keine Erkenntnis im strengen Sinne geben soll. Er hätte diese Ansicht historisch noch weiter zurückverfolgen können. Ich denke, dafs bereits der Eleate Parmenides auf dieselbe hingearbeitet hat, der das ewige, unveränderliche Sein als Wahrheit den trügerischen Meinungen von den vielen und wechselnden Erscheinungen gegenüberstellt. Man hat gewöhnlich eine Inkonsequenz darin erblickt, dafs der eleatische Denker auch — nach dem Muster der älteren Naturphilosophie — eine Erklärung der Welt des Scheins versuchte. Aber es sollten wohl die vielen und wechselnden Erscheinungen nicht in jeder Beziehung geleugnet werden. Parmenides schlofs sie nur von dem Gebiete des wahren Erkennens, des Erkennens im strengen Sinne, aus. Trotzdem konnte er sie in dem weiteren Realitätskreise, der der niederen Erkenntnisstufe der Meinung (*δόξα*) zugeordnet ist, ganz unangetastet lassen.

Der Verfasser hofft den Gegensatz von Materialismus und Spiritualismus zu überwinden, und zwar durch eine Art von kritischem Bewufstseinsmonismus. Die dogmatischen Systeme (des Materialismus, Spiritualismus u. s. w.) erblicken in der Natur etwas, das »vor der Erkenntnis feststeht«. Nach kritischer Auffassung dagegen treten Natur und Geist, Objekt und Subjekt überhaupt erst »in der Erkenntnis und durch die Erkenntnis« auf. »Die Erkenntnis im Sinne des Kritizismus ist nicht etwa ein subjektiver Vorgang, der sich blofs im Bewufstsein des einzelnen Menschen abspielte, sondern sie ist die gesetzliche Grundlage dessen, was allen Einzelwesen gemeinsam ist, d. h. die Bedingung aller Gestaltung der Erfahrung; sie ist der reale Prozefs, in welchem zugleich die Entwicklung der Natur und die Entwicklung des subjektiven Geistes sich vollzieht. Es sind dieselben Gesetze, nach denen die Körper im Raume aufeinander wirken, und nach denen wir sie ebenso und nicht anders vorstellen und denken müssen. Nicht von aufsen kommt etwas in unsern Geist hinein und erzeugt dort ein Abbild der Natur, ebensowenig projizieren wir irgend eine subjektive Vorstellung hinaus in den Raum, sondern die Dinge und die Vorstellungen sind ein und dasselbe, sie entstehen zugleich und unterscheiden sich nur durch die verschiedenartige Gruppierung und Zusammenfassung ihrer Bestandteile zur Einheit. Was wir von der Natur wissen, ist also nicht ein Zeichen für eine draufsen befindliche unerkennbare Sache,

sondern es ist jene Sache selbst, nur verbunden mit allen den Abänderungen, welche dadurch entstehen, dafs gerade mein Gehirn und nicht das eines andern mit dieser Sache in Verbindung steht.« (S. 76/77.) Das ist der Hauptgedanke, der den weiteren Ausführungen zu Grunde liegt.

Schon die Titel der einzelnen Kapitel legen ein Zeugnis von dem reichen Inhalte ab: »Ins Inn're der Natur«, »Objektiv und Subjektiv«, »Bewufstsein und Natur«, »Energie«, »Der sogenannte Parallelismus«, »Das Gesetz der Schwelle«, »Das Gefühl der Freiheit«, »Gesetze und Ideen«, »Die Persönlichkeit«, »Die Idee der Freiheit«, »Die Idee der Zweckmäfsigkeit«, »Die Grenzen des Gefühls«, »Religion und Moral«, »Religion und Gefühl«, »Religion und Natur«, »Religion und Bekenntnis«, »Weltuntergang« u. s. w.

Bei der Analyse des Freiheitsbewufstseins (S. 146 ff.) macht sich das Fehlen einer rationellen Kausalitätstheorie bemerkbar. Im grofsen und ganzen folgt man noch immer den ausgetretenen Bahnen Humes und Kants. (Vergl. die kritischen Bemerkungen in meiner Schrift »Über das Kausalitätsproblem«, Leipzig, Oswald Mutze, 1898, S. 16 ff. u. 33 ff. und die gelegentlichen Erörterungen über das Freiheitsproblem in meinem Aufsatz »Leonhard Euler als Apologet«, Beweis des Glaubens, Jahrg. 1898, S. 269 u. 307 ff.)

Die philosophische Grundansicht, die im vorliegenden Buche vertreten wird, ist gegenüber Popularisierungsversuchen sonst etwas spröde. Um so mehr müssen wir das Geschick anerkennen, mit dem Lasswitz in seinen Entwicklungen die goldene Mitte zwischen abstrakt-gelehrtem Ton und ungründlichem Feuilleton-Stil einzuhalten weifs.

Königsberg i. Pr. Dr. Arnold Kowalewski

Consentius, Ernst, »Freygeister, Naturalisten, Atheisten —« ein Aufsatz Lessings im Wahrsager. Leipzig, Eduard Avenarius, 1899. 86 S.

Der Verfasser sucht den Nachweis zu führen, dafs im 6. Stück des »Wahrsager« (v. 6. Februar 1749), eines Berliner Wochenblatts, ein Aufsatz Lessings enthalten ist, und zwar »der erste Lessingische Prosa-Aufsatz von einigem Umfange, der gedruckt wurde«. In der Tat kommen da Gedanken vor, die auch in Lessings Lustspiel »Der Freigeist« wiederkehren. Eine Reihe positiver und negativer Instanzen tritt verstärkend hinzu. Die Schrift ist in erster Linie von literarhistorischem Interesse. Indessen wird sie wegen der in Abdruck eingefügten Lessingschen Abhandlung und der zum Vergleich im Anhange (S. 49 ff.) reproduzierten Aufsätze von Mylius, Dokumente, die für die Kenntnis der damaligen populären Religionsphilosophie Wert haben und sich in schwer zugänglichen Zeitschriften befinden, auch von Philosophen gerne gelesen werden.

Königsberg i. Pr. Dr. Arnold Kowalewski

II Pädagogisches

Erdmann, Benno, Die Psychologie des Kindes und die Schule. Bonn, Frdr. Cohen. 51 S. Preis ?

Gegenüber der überreichlich und aufserordentlich schnell ins Kraut schiefsenden Literatur über die Kinderpsychologie wird man gern Dem Dank wissen, der mit kundiger mafsvoller Hand (die aber auch ein energisches Zugreifen wo es not tut nicht scheut), einen guten Weg weist zu einem Standpunkte, der einen sichern Überblick gewährt. Die vorliegende Arbeit tut das im grofsen und ganzen in so verdienstlicher Weise, dafs sie einer eingehenderen Betrachtung wert ist.

Trotz der vielen Aufsätze, die über Ziele, Methoden und Aufgaben der Kinderforschung sich verbreiten, hält der Verfasser den vorliegenden nicht für überflüssig. Gerade gegenwärtig erscheint besonders notwendig zu verhüten, dafs der Eifer, mit dem die Arbeit auf diesem Gebiete auch bei uns betrieben wird, nicht ausarte. »Es ist immer eine Freude, Enthusiasmus zu finden; aber der Enthusiasmus wird bedenklich, wenn er dazu verführt, Unsicheres für Sicheres zu nehmen, Verheifsungen als Erfüllungen anzusehen.« —

Die Ursachen der breiten internationalen Entfaltung der Kinderpsychologie sind zu suchen in einem praktischen und theoretischen Bedürfnis, welche beide in der Kultur unserer Zeit wurzeln. Das praktische Bedürfnis ist nach Erdmann zweifacher Art. Es ist zunächst Reaktion gegen Überspannung und Überreizung, denen in unserer Zeit auch die Kinder, zumal in den Grofsstädten ausgesetzt sind; es ist im besondern Reaktion gegen die Überspannung der Ansprüche in den Schulen. Diese doppelte Reaktion hat zu den Bestrebungen geführt, die wir als Hygiene der Erziehung zusammenfassen können. — Aber ebenso stark ist das theoretische Bedürfnis einzuschätzen, das nicht sowohl den Mängeln der überlieferten Pädagogik, als vielmehr den Hoffnungen entstammt, die auch weitere Kreise an die Weiterbildung der allgemeinen Psychologie geheftet haben.

»Nur zur Klärung des theoretischen Bedürfnisses« will Erdmann einiges beitragen. Zu dem Ende ist notwendig, das Wesen der theoretischen Psychologie kurz zu erläutern. Sie ist nicht aus der Neubegründung der Psychologie durch Herbart erwachsen (5). Sie ist vielmehr aus dem Einflufs von Forschungen erwachsen, deren Methoden und Ergebnisse, soweit sie damals bereits vorlagen, Herbart teils ablehnte, teils ignorierte.« [1]) Ihre Quellen fliefsen in der Entwicklung der Physiologie, der psychophysischen Intensitätsmessungen u. s. w. (6). Der Gesamtcharakter der Psychologie unserer Zeit läfst sich etwa in folgender Weise bestimmen: »Ihre Grundlage sucht sie, wie die wissenschaftliche Psychologie aller Zeit, in erster Linie und letzter Instanz in der Selbstbeobachtung, die uns allein den Bestand unserer geistigen Vorgänge, unserer Gefühle und Vorstellungen und damit unserer Willensvorgänge un-

[1]) Man kann H. keinen Vorwurf daraus machen! — D. V.

mittelbar konstaticren läfst. Aber deutlicher als jemals vorher sind hier die Mängel, welche der Selbstbeobachtung anhaften, zum Bewufstsein gekommen. Diese Mängel sucht sie durch Kombination der Selbstbeobachtung mit der sinnlichen, naturwissenschaftlichen Beobachtung auszugleichen, und so die Daten für eine sorgsame Analyse des geistigen Lebens zu gewinnen. Nicht also die speziellen Methoden der Physiologen, so anregend diese auf ihre Entwicklung gewirkt haben, sondern der allgemeine Gehalt der naturwissenschaftlichen Methode hat sie mit neuem Leben erfüllt.« (7)

Das Ziel ist das alte geblieben. Die Psychologie ist eine empirische, theoretische, allgemeine Wissenschaft, die den Bestand der geistigen Vorgänge, die wir in uns vorfinden, zu analysieren und daraufhin den gesetzmäfsigen Zusammenhang, der sie untereinander sowie mit den physischen, mechanischen Lebensvorgängen verbindet, zu ermitteln sucht (8). Aber die Methoden sind andere geworden, sie haben sich psychophysisch, durch eine möglichst weitgehende Verbindung der Selbstbeobachtung mit der sinnlichen entwickelt. Ihr Verfahren wird dadurch nicht ein ausschliefslich experimentelles, die Psychologie legt nur Wert darauf, die Bedingungen und Begleiterscheinungen der geistigen Vorgänge reinlich zu isolieren und zu variieren. Die so ergänzte Selbstbeobachtung ist aber nur die Grundlage aller psychologischen Methoden, sie bietet nicht den einzigen Weg, die flüchtigen geistigen Lebensvorgänge wissenschaftlich festzulegen. Von ihr aus zieht man Schlüsse auf die unbewufsten Bedingungen unseres geistigen Lebens. Ferner ist festzuhalten, dafs uns die Bewufstseinsvorgänge in anderen niemals unmittelbar gegeben sind, sondern gleichfalls erschlossen werden müssen und nur aus den sinnlich wahrnehmbaren physischen Reaktionsvorgängen erschlossen werden können, die mit jenen gesetzmäfsig verbunden sind. Natürlich werden diese Analogieschlüsse um so unsicherer, je verwickelter die Reaktionen sind, die sich uns darstellen. (11) —

Auf solche Analogieschlüsse aus reagierenden Bewegungen ist die Psychologie des Kindes so gut wie ausschliefslich angewiesen. Sie setzt die allgemeine theoretische Psychologie des Kindes als ihre Grundlage voraus; diese bildet das Fundament für ihre Ziele und Methoden. A. 1. Die theoretische Kinderpsychologie hat die Aufgabe, die Entwicklung der geistigen Vorgänge zu verfolgen, die sich unserer Selbstbeobachtung in reichster Verwicklung darbieten: die Entwicklung der Wahrnehmung, ihrer Assoziationen, der reproduktiven Vorstellungsverläufe des Erinnerns, Einbildens, Abstrahierens, Erkennens etc. Von den ersten Regungen des geistigen Lebens an bis in die Zeit hinein, wo die wissenschaftliche Selbstbeobachtung einzusetzen vermag, hat sie diese Entwicklung Schritt für Schritt in Rücksicht auf die psychologischen Vorgänge zu verfolgen. A. 2. Die Aufgabe der angewandten Psychologie des Kindes — als eine Unterabteilung der Sozialpsychologie — ist es, unmittelbar von den Ergebnissen der theoretischen Psychologie aus, den geistigen Habitus der zu erziehenden Individualitäten festzulegen. Sie ist eine Bedingung für die Entwicklung der Kunst, des Taktes, der die Eigenart des Kindes intuitiv erfassen läfst. Sie gibt diesen Takt nicht, auch verbürgt

sie ihn nicht. — Die Grenzen zwischen diesen beiden Arten der Kinderpsychologie sind nur in abstracto scharf zu ziehen.

Den verschiedenen Zielen entspricht die Verschiedenheit der Methoden, die zwar nur auf der Grundlage der allgemeinen theoretischen Psychologie wissenschaftlich ausgebildet werden können. B. 1. Der durch objektive Methoden kontrollierten Selbstbeobachtung am nächsten steht das selbstbiographische Verfahren, die systematische Verwertung der Rückerinnerungen an unsere eigene Kindheit. Das Ansehen, welches Selbstbiographien noch zu Zeiten Herbarts hatten, haben sie heute ganz verloren — und mit vollem Rechte, weil Jugenderinnerungen niemals die geistigen Vorgänge, niemals reinlich die Bedingungen, durch welche diese Vorgänge entstanden, zeichnen. Das selbstbiographische Verfahren ist aber auch die einzige kinderpsychologische Methode, die nicht auf Analogieschlüsse aus den sinnlich wahrnehmbaren Reaktionen des geistigen Lebens angewiesen sind, die Kinderpsychologie ist im übrigen ganz auf objektive Methoden angewiesen. Erdmann gliedert sie nach verschiedenen Gesichtspunkten: 1. nach der Weise des Verfahrens, 2. nach der Art der Reaktionen. In erster Hinsicht unterscheidet er: a) die direkten und die experimentellen, b) die stillen und die formellen, c) die objektiv biographischen und die statischen Methoden der kinderpsychologischen Forschung. In zweiter Hinsicht spricht er von: a) natürliche (adäquate) und künstliche (inadäquate), b) unwillkürliche und willkürliche — und versucht von da aus eine kritische Würdigung der tatsächlich befolgten objektiven Methoden. — Mit einigen Strichen seien hier die obigen Einteilungen gezeichnet. 1. a. Jede wissenschaftliche Beobachtung ist in doppeltem Sinne eine Kunst: in der Bildung der Frage, welche der Beobachtung zu Grunde liegt, wie in der Gestaltung der Hilfsmittel. Jene wird nur bedeutungsvoll durch wissenschaftliche Erkenntnis, diese durch rechte Schulung erworben. Das gilt noch im besondern Mafse von der experimentellen Beobachtung, die Vorgänge künstlich isoliert und deren Komponenten willkürlich variiert. Beobachtungen unzulänglich Orientierter und unzulänglich Geschulter bedeuten weniger als nichts; es kommt nur darauf an, wie beobachtet wird und wer beobachtet. 1. b. Die zweite Einteilung geht von dem Gedanken aus, dafs die Selbstbeobachtung gänzlich zu verwerfen, wie viele Forscher vorhaben, um deswillen unberechtigt ist, weil die durch den Aufmerksamkeitswechsel bedingten Veränderungen an dem zu beobachtenden Inhalt keineswegs regellos, sondern durchaus gesetzmäfsig vor sich gehen, mithin die Lösung der Aufgaben unserer Selbstbeobachtung nicht unmöglich machen, sondern nur wesentlich erschweren. Hiernach ist die stille Beobachtung, da das Kind sich nicht beobachtet weifs, von der formell zu nennenden, da ein Gefühl oder Wissen von dem Beobachtetwerden besteht, zu unterscheiden. Aus nahe liegenden Gründen ist die formelle Beobachtung für alle Stufen des kindlichen Lebens höchst fragwürdig. 1. c. Einzelne Beobachtungen am Kinde haben nur geringen Wert; sie müssen zu Reihen geordnet werden. Je nachdem nun die verschiedenen Reaktionen desselben Kindes nacheinander, oder dieselbe Reaktion bei verschiedenen Kindern die Glieder einer Reihe bilden, sind

die biographische und die statistische Methode zu unterscheiden; 1. a. nnd 1. b. können offenbar sowohl nach der einen wie nach der andern Weise angestellt werden. Das biographische Verfahren hat dem statistischen gegenüber unverkennbare Vorzüge, weil letzteres zu nnsicher ist; die Statistik des kindlichen Geistes wird fast zur unsichersten aller Statistiken. — 2. a. bezeichnen Reaktionen, die dem natürlichen Zusammenhange der Lebensfunktionen entsprechen und solche, die diesem Zusammenhange nicht entsprechen. Die Grenzen sind keine festen, die Gewöhnung bildet die Brücke zwischen ihnen. Schon daraus folgt, dafs die Einteilung sich mit 2. b. kreuzt. Die willkürlichen Reaktionen können sehr mannigfacher Art sein. Ihre wissenschaftliche Deutung kann bei Kindern nicht vorsichtig genug sein, denn 1. der Reichtum der Bedingungen ist schon beim Kinde grofs, 2. die willkürlichen Reaktionen sind weniger fest, 3. oft unerwartet und weniger geregelt, 4. oft unbehilflich. Die experimentelle Beobachtung willkürlicher Reaktionen ist eng begrenzt. — Von den unwillkürlichen Reaktionen sind hier nur zu berücksichtigen: 1. die peripherreflektorischen, welche durch adäqnate Sinnesreize ausgelöst werden (Augenbewegungen beim Fixieren, Ausdrucksbewegungen der Affekte, 2. die ideogenetisohe, wo nicht ein gegenwärtiger Sinnesreiz, sondern abgeleitete Vorstellungen, etwa eine Erinnerungsvorstellung — wie beim Verlauf der Sprachentwicklung — die Innervation auslöst; 3. centrale Reflexe, wo unbewufste Erregungen wirksam sind, wie überall dort, wo Bewegungen, die wir mühselig, Glied für Glied, unter steter Kontrolle der Erinnerung uns einlernen mufsten, die anfangs willkürlich waren, dann genetisch wurden und endlich »mechanisch«. Ehe ich Erdmanns kritische Würdigung kurz zeichne, möchte ich das Vorhergegangene in folgender Übersicht darstellen:

Methoden der Kinderpsyohologie

Art des Beobachtens		Art der Reaktionen		
a) 1. direkt	2. experimentell	a) 1. natürlich	2. künstlich	
b) 1. still	2. formell	a) 1. willkürlich	2. unwillkürlich	
c) 1. biographisch	2. statistisch			a) peripher-reflektorisch
				b) ideogenetisch
				c) central-reflektorisch

Erdmann bezeichnet als erste Gruppe Untersuchungsweisen mit adäquaten Reaktionen und gesteht zu, dafs das alte Verfahren der stillen direkten Beobachtung in den letzten Jahrzehnten nicht nnbeträchtlich geklärt und gefördert worden ist. Leider genügt in vielen Arbeiten, besonders der Massenproduktion Amerikas weder die theoretische Vorbildung noch die Schulung, welche den Beobachtungen zu Grunde liegt. — Ähnliches gilt von der stillen experimentellen Beobachtung. Nur ist diese richtig weit zu fassen und zu gliedern, weit fassen, denn alle die absichtlich dem Kinde zugeführten und planmäfsig variierten Reize der Sprache, vor allem der Frage gehören ihr zu; zu trennen, denn nur diejenigen Eingriffe gehören ihr zu, die um der Beobachtung willen angestellt werden. Beschränkt

man sich auf die stille experimentelle Beobachtung, die wissenschaftlich-psychologische Zwecke verfolgt, so ist anzuerkennen, dafs die biographische Methode in den Händen Berufener vielfach präzisiert worden ist. Aber auch hier hat sich gezeigt, dafs nicht sowohl zahlreiche Beobachtungen, als Klärung der Methoden von Wert sind, die nur mit den Hilfsmitteln der theoretischen Sinnespsychologie gewonnen werden können. Die Gefahr unzulänglicher Verallgemeinerungen zeigen die Arbeiten Aments, Netschajeffs, Baldwins, Trouys, Sullys u. a.; ja es mufs sogar auf erstaunliche Verirrungen hingewiesen werden, denen gegenüber der bekannte Aufsatz Münsterbergs über Psychologie und Pädagogik keineswegs zu scharf ist. — Bei der zweiten Gruppe handelt es sich um inadäquate Reaktionen. Das Studium derselben hat in mannigfacher Weise der objektiv biographischen Methode gedient, besonders, um die Entwicklung der Sinne in den ersten Lebensjahren zu erforschen. Ihr Hauptanwendungsgebiet haben aber Beobachtungen dieser Art in statistischen Untersuchungen gefunden. Hier sind zu unterscheiden: 1. Untersuchungen, welche an Erwachsenen angestellt werden und Rückschlüsse auf die Vorgänge beim Kinde gestatten (Abhandlungen von Kraepelin und manche Studien seiner Schüler.) 2. Untersuchungen, welche direkt an Kindern angestellt wurden und zwar a) solche, die auf natürliche und b) solche, die auf künstliche Reaktionen abzielen. Unter a) sind zu erwähnen die Arbeiten von Sikorski, Burgerstein, Höpfner, Laser, Langer und Holmes, Friedrich, Ebbinghaus, Binet, Henri, David und Netschajeff. Die vielen Methoden sind verschieden nach ihrer Art, nach dem Mafsstab, der an die geleistete Arbeit angelegt wird und nach ihren Resultaten. Unter b) kommen in Betracht die Untersuchungen von Griesbach, Mosso, Keller, Wagner, Blažek, Binet, Vaschide, Kemsies. Direkte psychologische Zwecke verfolgen statische Untersuchungen dieser Art von Baldwin, Binet und Henri, Scripture und Gilbert. Auch hier ist der sachliche Ertrag verhältnismäfsig gering ist, das Material ist zu dürftig und unsicher, um verallgemeinernde Schlüsse tragen zu können. Bestätigungen täglicher Erfahrungen der pädagogischen Praxis helfen eben nicht viel weiter. —

Der Verfasser läfst dann gegenüber den Lehrern eine ähnliche Warnerstimme ertönen, wie Münsterberg. Gewifs ist die Wissenschaft kein Monopol einzelner, aber noch immer sind die reifen Früchte wissenschaftlicher Arbeit nur durch ernstes Studium und strenge Schulung gezeitigt worden; »es bleibt übel beratener wissenschaftlicher Idealismus, produktiv in die Arbeit über ein Erkenntnisgebiet einzugreifen, für welche die Voraussetzungen ernsthaften Gelingens fehlen«. — Auch an eine gleichsam offizielle Einrichtung kinderpsychologischer Institute wird man nicht ernsthaft denken können. Solche einzurichten ist nach Erdmann weder Aufgabe der Lehrerseminare noch der psychologischen Seminare und Institute an Universitäten. Der berufene Lehrer und der berufene Kinderpsychologe fallen eben nicht zusammen. — Ja nicht einmal die Bildung von Vereinen zum Zwecke des Studiums oder gar der Forschung der Kinderpsychologie sind um jeden Preis zu wünschen; höchstens kommen die ersteren noch in Frage, aber auch sie haben nur Wert, wenn sie von dem wissen-

schaftlichen Idealismus wenigstens eines Mitgliedes getragen und gehoben werden. Vielmehr ist das unleugbar vorhandene Bedürfnis nach psychologischer Erneuerung und Vertiefung vor irrigen Wegen zu bewahren. Das Interesse ist durch Einführung in die theoretische Psychologie, als eine Grundlage der Pädagogik, zu pflegen, durch die Umrisse einer auf solcher Grundlage geschaffenen praktischen Kinderpsychologie zu erweitern — das soll in den Händen Berufener eine Aufgabe der Lehrerbildung werden. — Der Verfasser erwähnt dann noch Konsequenzen für die Schule aus den Ermüdungs- und Gedächtnisversuchen. Er urteilt über jene, dafs für Schlüsse und Konsequenzen der Unterbau noch nicht sicher genug gefügt sei, über diese, dafs trotz der wertvollen experimentellen Untersuchungen von Ebbinghaus, G. E. Müller u. a., es auch hier verfrüht sei, speziellere Typen für das Auswendiglernen abzuleiten und sie für die Schulpraxis zu verwerten. Es fehlt eben noch an Methoden, jene Verschiedenheiten der angeborenen Anlagen in ihrer Entwicklung spezieller zu verfolgen. — Der Verfasser schliefst: »Es ist nicht zu erstreben, der kinderpsychologischen Forschung eine gröfsere Breite zu geben, sondern sie zu vertiefen. Die Teilnahme an dieser Forschung, an dem Verständnis ihrer Ergebnisse und Methoden ist für den Lehrenden durch sorgsame Einführungen in die allgemeine theoretische Psychologie zu klären. Von hier aus soll das Verständnis für die kindlichen Individualitäten, für die sorgsame Pflege ihrer wertvollen Eigenart geweckt und gefördert werden. Mit offenen Augen sind vor allem die Untersuchungen zu verfolgen und, möglichst ohne Störung der Lehraufgaben, zu fördern, welche der geistigen und körperlichen Hygiene des Kindes dienen. Hier allein kommen praktische Konsequenzen für die Schule in Betracht, die durch schulpädagogische Erfahrung schon jetzt erprobt werden können und erprobt werden sollen.« —

Man wird den Pessimismus des Verfassers nicht überall unterschreiben wollen; man wird ferner bedauern, dafs er den so aufserordentlich dankenswerten Versuch nicht gemacht hat, aus dem Charakter der Methoden, zumal der experimentellen, und der Eigenart ihrer Aufgaben auf kinderpsychologischem Gebiete heraus, ihr Geltungsgebiet so scharf wie möglich zu umreifsen; man wird vielleicht auch eine Übersicht wünschen, die in ihren Gliedern strenger aufeinander bezogen, die weniger konstruiert, als induktorisch aufgebaut wäre — eine sehr ernste und der Nachachtung werte Mahnung bleibt die Arbeit immer.

Kiel Marx Lobsien

Otto, B., Tirocinium Caesarianum. Liber primus. Leipzig, Scheffer, 1903. 63 S. 8°. 0,90 M.

Der Verfasser meint: »Wo es (d. h. das Dichtwerk) nicht ohne nachfolgenden Kommentar verständlich ist, da geht das beste von seiner Wirkung verloren. Darum ist es psychologisch unbedingt erforderlich, den Kommentar, den man geben mufs, wenigstens vor dem Dichtwerk zu geben. Der Dichter, der Originalschriftsteller, mufs das letzte Wort haben.« So soll auch das vorliegende, gut ausgestattete Heft nach der Absicht des Verfassers

solch ein vorbereitender Kommentar für Cäsars Gallischen Krieg sein; nach der Durcharbeitung grofser Abschnitte soll als Belohnung der Schüler die Lesung des Cäsartextes folgen. Die Benutzung »des Lexikons soll für die zu lesenden Abschnitte beseitigt werden; alle grammatikalische Belehrung empfiehlt es sich mit der Vorübersetzung des Tirociniums zu verbinden;« daneben enthalten die Präparationen auch einen sachlichen Kommentar. — Eine ansehnliche Geschicklichkeit, dem Schüler schwerverständliche Stellen klar zu machen, kann dem Verfasser nicht abgesprochen werden. Aber gerade infolge dieses Strebens nach gröfster Verständlichkeit für den Schüler im zweiten Lateinjahre, also etwa in unserer Quinta, finden sich hier und da Stellen, wo man an der Sprache Anstofs nehmen mufs. So werden auf den ersten Seiten nur ganz kurze Sätze geboten; das Verbum steht verhältnismäfsig häufig an der Spitze. Auch finden sich recht kühne Wendungen und ungebräuchliche Redensarten, so cap. 4 nam magna multitudo hominum erant, duo consules eligebantur, nomina consulum dicere solebant, non dicebant — dicebant für sic oder ita dicebant; cap. 5 werden unter iumenta auch boves verstanden, während unter iumenta nur Pferde, Maultiere, Esel begriffen werden können; ut ait vir Latinus würde zu ersetzen sein durch ut aiunt Latini. Daneben findet sich mancherlei, was nicht in der verwandten Bedeutnng oder überhaupt nicht bei Cäsar vorkommt, so cap. 6 supprimere, legare, se iungere cet. Auch fehlt häufiger das Objekt so cap. 7 bei accusare. Hier ist auch Cäsars coegerunt durch licebat wiedergegeben, wodurch der Sinn dieser Stelle völlig verkehrt wird. Aber das sind alles nur Kleinigkeiten. Verfehlt jedoch scheint mir der fleifsige Versuch Ottos deshalb zu sein, weil durch seine verwässerte Darstellung des Inhalts der Reiz der Cäsarlektüre beeinträchtigt wird. Man soll eben warten, bis die Jungen ihren Cäsar verstehen können und nicht mit derartigen Surrogaten eine Art Treibhausblüte erzielen wollen.

Pforta Paul Menge

FACHPRESSE

Aus der philosophischen Fachpresse

Zeitschrift für Philosophie und Philosophische Kritik, vormals Fichte-Ulricische Zeitschrift. Von Dr. Ludwig Busse. Band 122. Heft 1.

Prof. Dr. O. Schneider, Die schöpferische Kraft des Kindes in der Gestaltung seiner Bewufstseinszustände his zum Beginn des Schulunterrichts (Schlufs). — L. William Stern, Der zweite Hanptsatz der Energetik und das Lebensproblem (Schlufs). — Johannes Volkolt, Beiträge zur Analyse des Bewufstseins (Schlufs). — Prof. Richard Wahle, Beiträge zur Theorie der Interpretation philos. Werke. — Max Isserlin, Eine neue »Lösung des Raumprohlems«. — Rndolf Eisler, Prolegomena zu einer philosophischen Psychologie. — Prof. Roh. Wihan, Zur Feststellung des Begriffes der Wahrheit. — Rezensionen. — Notizen. — Berichtigung. — Selbstanzeigen! — Neu eingegangone Schriften. — Aus Zeitschriften.

Die Kinderfehler. Zeitschrift für Kinderforschnng mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Pathologie. Im Verein mit Medizinalrat Dr. J. L. A. Koch und Prof. Dr. theol. et phil. Zimmer herausgegeben von Institusdirektor J. Trüper u. Rektor Chr. Ufer. VIII, 4.

A. Abhandlungen: Karl Baldrian, Über Schülerbefähigung. — Marx Lobsien, Einige Untersuchnngen über das Gedächtnis bei Schwachhefähigten. — B. Mitteilungen: IV. Verhandstag der Hilfsschulen Deutschlands. — Adolf Rude, Psychologisohe Beobachtungen an einem Kinde (Schlufs). — J. Chr. Hagen, Zur anstaltlichen Behandlung unserer sittlich gefährdeten Jugend (Forts.) — Die Versammlung des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik. — C. Literatur.

Wartburgstimmen. Herausgeher Hans K. E. Bnhmann. Thüringische Monatsschrift für Deutsche Kultur. 1. Jahrgang. 4. Heft. Juli 1903.

Hans K. E. Buhmann, Dentscher Grufs. — Religiöse Kultur des deutschen Volkstums. — Pfarrer Karl König, Luther als nationaler Prophet der Dentschen. — W. v. Schnehon, Die Bedeutung des Gofühls in der Religion. — Stimmen und Berichte. — Künstlerische Kultur dos deutschen Volkstums. — Dr. Arnold Schering, Johann Sebastian Bach, ein Prophet deutscher Musik. — Univ.-Prof. Dr. Paul Weber, Die Burgen des mittleren Saaltales. — Fritz Bnrger, Zwei Monumentalgemälde Hans Thomas. — Paul Remer, Mondscheinfahrt. — Dr. August Reifsmann, Vom Ton nnd Klang. — Stimmen und Berichte. — Staatspädagogische Kultur der germanischen Völker. — Dr. Hans Zimmer, Herzog Ernst der Fromme. — Univ.-Prof. Dr. Ludwig Kuhlenbeck,

Fichte, ein Deutsch-Denker, deutscher Charakter und Erzieher zum Deutschtum. — Dr. Hugo Göring, Friedrich Fröbel. — Stimmen und Berichte. — Wissen und Weisheit (Philosophische Kultur). — Dr. Eduard von Hartmann, Entwicklung. — Singen, Sagen und Kunde. — Hans von Wolzogen, Bergglaube. — Dr. Georg M. Kietz. Wie das sächsische Königshaus katholisch wurde. — Redehalle. — Hans K. E. Buhmann, Das Richard Wagner-Museum in Eisenach. — Kurt Mey, Das Berliner Richard Wagner-Denkmal. — Bücher und Freunde.

Revue de Métaphysique et de Morale. Secrétaire de la Rédaction: M. Xavier Léon. 11. Année, No. 3. Mai 1903.

H. Poincaré, L'espace et ses trois dimensions. — G. Lyon, L'enseignement d'État et la pensée religieuse. — Criton, 6. dialogue philosophique entre Eudoxe et Ariste. — F. Chaalaye, Un philosophe japonisant: Lafcadio Hearn. — Lafcadio Hearn, Le Nirvana (Traduction de M. et Mme. Garnier). — J. Charmont, Le socialisation du droit. — Supplément: Livres nouveaux. — Revues et périodiques.

Bollettino Della Associazione Pedagogica Nazionale. Fra gl'Insegnanti delle scuole normali. Anno VI. Gennaio-Febbraio 1903. No. 1/2.

G. Nisio, Corso elementare che il Filangieri premette al secondario classico. — A. Tomei, La vita intima dell'anima nei fanciulli. — Atti del Congresso di Napoli. — Bibliografie. — Pubblicazioni dei Soci e sommari di Riviste. — Atti dell'Associazione. — Pagamento delle quote sociali.

Aus der pädagogischen Fachpresse

(1902.) »Neue Beiträge zur naturgemäfsen Reform des Aufsatzunterrichts in der Volksschule« veröffentlicht R. Knilling (D. Schulmann 5): »Der Aufsatzunterricht in der Volksschule kann nur die eine Aufgabe haben, die Schüler dahin zu bringen, dafs sie einen bereits gegebenen Stoff zu einem schlichten, aber selbständigen und fehlerfreien Aufsatz zu verarbeiten vermögen.« Dieses Ziel ist »so hoch und schwierig, dafs es nur mit Aufbietung aller methodischen Kunst, wie auch nur durch Heranziehung der übrigen Lehrgegenstände und durch eine möglichst ökonomische Ausnutzung der ganzen verfügbaren Zeit erreicht werden kann.« L. Green beantwortet die Frage: »Nach welchen Gesichtspunkten ist eine Fibel zu beurteilen?« (N. Päd. Ztg. 48—50.) Er fordert, dafs im ersten Teile der Fibel jeder Buchstabe zunächst nur mit einem Lautwerte auftrete und für jeden Laut nur ein Lautzeichen gegeben werde. Die Forderung, alle Übungswörter eines Abschnittes einem einzigen Gedankenkreise zu entnehmen, hält er für undurchführbar, billigt sie auch nicht, »da sich der Schüler bei der Behandlung der Übungswörter weniger mit deren Inhalt als mit ihrer Form und ihrem Klange zu beschäftigen hat. Je gründlicher er dies tut, um so vorteilhafter wird es für seine sprachliche Schulung sein.« Reich an feinsinnigen Bemerkungen ist eine Abhandlung: »Lesestunde und Kunst in der Schule« (Sächs. Schulztg. 49): »Unser ganzes Tun an einem künstlerischen Lesestoffe kann nur eins im Auge haben: die Entbindung des Wirklichkeitsgehaltes.« Wir müssen den Inhalt desselben lebendig, leibhaftig vor des Schülers Seele stellen; der Vorgang, das Ereignis, die Erzählung, der Gegenstand des betreffenden Lesestückes mufs wie ein Stück Leben, wie etwas Erlebtes und Geschautes, wie eigene Erfahrung wirken. F. Schleichort zeigt in seiner Arbeit »Zur Pflege des ästhetischen Interesses« (D. Bl. f. erz. U. 51. 52) die Forderungen der künstlerischen Betrachtung in ihrer Durchführung an einer Präparation über Goethes »Abendlied eines Wanderers«. Das »Chorsprechen

als Mittel zur Pflege der künstlerischen und ästhetischen Ausbildung der Schuljugend« wird gewürdigt von E. Dittmann (D. Schulpraxis 47. 48).

Die »Durcharbeitung des Geschichtsstoffes« beleuchtet ausführlich Th. Franke (D. Schulprax. 40—42). Er will folgende Wertinhalte herausgearbeitet haben: 1. Sittliche Grundsätze für das Einzelleben. 2. Sittliche Grundsätze für das Gemeinleben. 3. Politische Richtlinien für das Staatsleben. 4. Erklärung der Gegenwart aus der Vergangenheit. 5. Bedeutung der geschichtlichen Ereignisse und Personen für ihre Zeit, sowie deren Einfluſs auf die Zukunft. 6. Einsicht in den psychologischen und historischen Pragmatismus. 7. Einsicht in die Entstehung von Sitten und Gebräuchen, Einrichtungen, Anschauungen u. s. w., welche das Kind aus seiner Erfahrung kennt. 8. Belehrungen über rechts-, gesetzes-, verfassungs- und volkswirtschaftskundliche Dinge. Selbsredend sollen nicht in jeder Einheit alle acht Gruppen herangezogen werden. Die Forderung, »die Heimat im Geschichtsunterrichte« ausgiebig zu berücksichtigen, bespricht recht schön eine Arbeit im Schulboten f. Hessen (Nr. 22. 23).

Röstel stellt in einer Abhandlung »Zeitgemäſse Methodik des mineralogischen Unterrichts (D. Schulpr. 47—49) folgende Sätze auf: 1. Die Behandlung des mineralogischen Stoffes in der Volksschule hat unter Benutzung geeigneter Abschnitte aus der Erdgeschichte das Entstehen, die Entwicklung und Verwandlung des Minerals unter Berücksichtigung seiner Beziehungen zur organischen Welt zur verständigen Auffassung zu bringen. 2. Der mineralogische Stoff ist in solchen Gruppenbildern darzubieten, daſs das Abhängigkeitsverhältnis der einzelnen Gesteine zueinander deutlich hervortritt und somit Einsicht in den Wechel verschafft wird, der auch in der unorganischen Welt die Regel ist. R. Seyfert fordert in einem Artikel »Geologisches auf der Unterstufe« (D. Schulpr. 46) einen zusammenhängenden Überblick über das Geologische der nächsten Umgebung, der sich auf das in der Heimatkunde erarbeitete Material stützt. Wie die ästhetischen Verschiedenheiten in vielen Fällen in einem auch für den Schüler durchsichtigen Zusammenhang mit den Naturkräften stehen, zeigt eine Arbeit von K. Remus: »Die modernen Kunsterziehungsbestrebungen und der naturkundliche Unterricht (Päd. Ztg. 43).

»Neue psychologische Untersuchungen über die Entstehung der ersten Zahlvorstellungen und Zahlbegriffe«, zugleich eine Kritik zu Lays Forschungsergebnissen, veröffentlicht R. Knilling (Päd.-psych. Stud. 11/12); Ergebnis: Die Zahlen über drei hinaus können nicht anders erfaſst werden als durch Zählen. Wer irgend ein Zahlbild richtig zeichnet, braucht deshalb noch keineswegs einen Begriff der ganzen dargestellten Zahl zu besitzen. Für die »Veranschaulichung beim ersten Rechenunterricht« fordert Wolfrum (D. Schulpr. 40. 41): »Anordnung gleichartiger Rechenkörper in der einfachen Reihe und Gruppierung zu Bildern sowohl durch Zwischenräume als auch durch die charakteristische Gröſse der Einheiten«. Für die sogenannte »Österreichische Subtraktion« legt Th. Fries wiederholt eine Lanze ein (Frankf. Schulztg. 22. 23). Neue Wege »Zur Voreinfachung der Zinsrechnung« zeigt C. Ziegler (Prax. d. Volksschule 12).

»Worin liegt es begründet, daſs die Gesangmethode, trotzdem sie Gegenstand bedeutender Gesangmethodiker gewesen ist, dennoch einen wesentlichen Fortschritt nicht aufzuweisen hat?« fragt Kirchrat-Metternich (Päd. Monatsh. 12) und antwortet: Der Grund liegt darin, »daſs man die grundlegende Bedeutung des Gattungsnamens der Töne nicht erkannt, jedenfalls aber die aus dieser Erkenntnis für die Praxis sich ergebenden Konsequenzen nicht gezogen, daſs man die Bedeutung des schriftlichen Zeichens überschätzt, ja daſs man das Wesentliche für unwesentlich und das Unwesentliche für wesentlich gehalten hat und hält.«

Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.

AUFSÄTZE

Experimentelle Studien zur Individualpsychologie nach der Additionsmethode

Von

Marx Lobsien, Kiel

(Schlufs)

Ermüdung

Über Ermüdung ist oft und viel gehandelt worden. Der Wert der experimentellen Untersuchungen über dieselbe ist sehr verschieden eingeschätzt worden. Wer in erster Linie auf praktische Ergebnisse und darauf sieht, ob auch etwas Neues bei der Sache herauskommt, der fragt sich, ob denn die wenigen sichern Ergebnisse des Schweifses solcher mühsamen Arbeit und — so vielen Lärms wert sei. Erdmann weifs auch nicht zu viel Rühmens von den Folgerungen aus Ermüdungsversuchen zu machen (a. a. O. S. 45 ff.): »Wer diese Versuche kritisch vergleicht, wird nicht geneigt sein, mehr als die allgemeine Konsequenz zu ziehen, dafs unser ‚Stunden'-Plan insbesondere für den Anfangsunterricht, und vielleicht bis nach Abschlufs der Entwicklungsjahre, sich der üblichen Zeiteinteilung nicht mit Recht anpafst. Eine Lektionsdauer von 50 Minuten erscheint für die Kinder dieses Alters zu grofs. Hier reden die Prozentzahlen der Fehler eine deutliche Sprache. Allerdings treffen alle jene Ermüdungsversuche konzentrierte Leistungen, welche in der Schule nicht die Regel, sondern die Ausnahme bilden. Dennoch ist es nach jenen Ergebnissen zweckmäfsig, auf höchstens 40 Minuten herabzugehen und eine regelmäfsige Pausendauer von 10 Minuten eintreten zu lassen, in

denen körperlich anstrengende Bewegungen ausgeschlossen bleiben, auch den Turnunterricht nicht länger als diese Zeit von 40 Minuten währen zu lassen und möglichst wenig anstrengend zu halten. Auch das ist nicht mehr zweifelhaft, dafs sowohl der fünfstündige Vormittagsunterricht, als die bei ernstem Willen wohl überall vermeidliche Teilung von Vor- und Nachmittagunterricht vom Übel ist. Wir könnten demnach bei 30 sogenannten Wochen-‚Stunden' für die mittleren Klassen, mit Einflufs zweier Pausen von je 15 Minuten auf $3 \times 40 + 2 \times 35 + 20 + 30 = 4$ Stunden täglich kommen, wenn wir die drei ersten ‚Stunden' zu 40 Minuten, die beiden letzten zu 35 Minuten rechnen, die erste und dritte Pause zu 10, die zweite und vierte zu 15 Minuten. Dabei müfste dafür Sorge getragen werden, dafs Lektionen, welche eine gröfsere Konzentration der Aufmerksamkeit fordern, möglichst in die zweite ‚Stunde' verlegt werden, und zwar so, dafs besondere Leistungen, wie Extemporalien, nur in den oberen Klassen der höheren Schulen diese Zeit völlig ausfüllen, sonst über 30 Minuten nicht hinausgehen, in den unteren Klassen hinter dieser Zeitdauer zurückbleiben.« Man wird nicht lange Besinnens nötig haben, um einzugestehen, dafs dann, wenn der eben aufgezählte der Gewinn so zeitraubender Arbeiten ist, der Schweifs einer besseren Sache wert gewesen wäre. Dieser einseitigen und auf ein Gebiet beschränkter Beurteilung gegenüber, wird eine objektive Wertung gern zugestehen, dafs neben der exakten Berührung, bezw. Berichtigung alter Wahrheiten ein nicht wegzuleugnender theoretischer Gewinn speziell der experimentellen Ermüdungsuntersuchung darin besteht, dafs gerade sie zuerst und nachdrücklichst hingewiesen hat auf die Möglichkeit des Experiments, oder was ziemlich dasselbe bedeutet, auf die Möglichkeit der Anwendung von Mathematik auch auf solche Gebiete der Psychologie, die nicht allein der psychophysischen Grenzmark angehören. Die zuerst durch Herbart mit glänzendem Scharfsinn versuchte umfängliche Anwendung der Mathematik auf die Psychologie, war in dieser Form zu neu, dafs sie nicht vielerorts als vage Spielerei, als leere theoretische Konstruktion aufgefafst werden sollte — trotzdem man ihre Möglichkeit mit der Anerkennung des Herbartschen Satzes von der Gesetzmäfsigkeit alles psychischen Geschehens gleich dem des Firmaments von vornherein zugab — aber auch, wer dem Herbartschen Versuch nur historischen Wert zusprechen will, mufs zugestehen, dafs hier ein neuer eigenartiger — und vielversprechender Neuversuch vorliegt, — doch es liegt seitab, hier den Wert experimenteller Mafsmethoden eingehend zu erörtern, in letzter Instanz entscheiden darüber nicht theoretische

Verhandlungen, sondern die Erfolge. Ich möchte nur auf einiges kurz aufmerksam machen.

Zwei Hauptgruppen von Methoden hat man zur Erforschung der Ermüdung angewendet: physiologische und psychologische. Die ersteren benutzen entweder den zuerst durch Mosso, hernach durch Kraepelin u. a. verbesserten Ergographen oder das Griesbachsche Ästhesiometer, Apparate, die physische Arbeits- oder Sensibilitätsänderungen zu messen gestatten und von diesen aus Rückschlüsse zulassen auf mitbestimmende psychische Vorgänge. Derartige Untersuchungen sind zweifelsohne wertvoll im Zusammenhange mit Untersuchungen der psychologischen Methoden, die aber im einzelnen keine sicheren Schlüsse zulassen, weil keine durchgehende Übereinstimmung zwischen zugehörigen physischen und psychischen Erscheinungen in quantitativer Hinsicht nachzuweisen sind. Wagner gibt selbst treffend die Mängel solcher Untersuchungen zu (Unterricht und Ermüdung 1898, S. 5 f.): »Selbstverständlich kann nicht eine direkte Proportionalität zwischen Distanz- und Ermüdungszunahme gedacht werden; man kann zunächst nur sagen, grofse ästhesiemetrische Distanzen lassen auf grofse, mäfsige Abstände, auf mäfsige Ermüdung schliefsen.« Unter diesen Umständen aber können solcher Art Untersuchungen eben nur physiologisches Interesse behaupten, nur zur Feststellung physischer Leistungsschwankungen dienen. Die vorliegende Additionsmethode gehört zu den psychologischen Methoden, die ebenfalls ihre Mängel haben (Marx Lobsien: Unterricht u. Ermüdung, Herm. Beyer 1899, S. 18 f. und Über die pädagogisch-psychologischen Methoden zur Erforschung der geistigen Ermüdung, Ztschr. f. päd. Psychologie-Kemsies, 1900, Heft 4, S. 273 ff.). Die Bedenkungen müssen aber wesentlich zusammenschmelzen, wenn man der Methode nicht solche Aufgaben zuweist, die es nicht zu lösen im stande ist, wenn man sie anwendet, um nur die Ermüdungserscheinungen messend zu bestimmen, die innerhalb gleichartiger fortlaufender Arbeit zur Geltung kommen.

Bei derartiger Arbeit kommt der Einfluſs der Ermüdung erst dort zur Ausprägung, wo die Kurve abwärts steigt, also zwischen dem Leistungsmaximum und dem letzten Minimum. Zweifelsohne wirkt die Ermüdung von Beginn der Arbeit an und das Maximum würde bei einer Elimination dieses Einflusses ungleich höher zu liegen kommen, als es sich tatsächlich einstellt. Man könnte einen idealen Wert für die absolute Höhe der Übungswirkung an der weiter oben entworfenen Kurve dadurch gewinnen, daſs man einer Berechnung den ersten Aufschwung der Leistungsfähigkeit während des ersten Ver-

suchsabschnitts zu Grunde legt. Aber eine derartige Berechnung hat keinen praktischen Wert, wenigstens kann für die vorliegende Methode nur das Kurvenstück vom Maximum zum zweiten Minimum in Frage kommen und man legt am zweckmäfsigsten die jeweils erlangte Übungshöhe für die Mafsbestimmungen zu Grunde.

Bei den ersten Versuchen, wo die Maximalleistung oft gegen Ende der fortlaufenden Arbeit sich einstellte, zeigt sich kein, oder doch nur ein sehr geringer Einflufs der Ermüdung. Wo die Anfangsleistung so weit von dem jeweiligen Übungsmaximum entfernt ist, wird es der steigenden Übungswirkung leicht, die Ermüdungseinflüsse zu verdecken, wenn damit auch keineswegs gesagt sein soll, dafs sie ganz unwirksam sind. Sicher aber sind dabei auch imponderable Einflüsse mitwirkend, die dem vorliegenden Experimente sich nicht erschliefsen.

Die Wirkungen der Ermüdung lassen sich durch Pausen von hinreichender Länge unter normalen Umständen ausgleichen. Es können also für die augenblickliche Aufgabe nicht die Maximal- oder Anfangsleistungen der verschiedenen Versuchstage vergleichend in Rechnung gestellt, sondern nur die fortlaufenden Arbeiten unter sich verglichen werden.

Haben wir das Wesen der Übung in einer immer widerstandsloseren organischen Bereitstellung auf Grund molekularer Massenträgheit aufzufassen, so stellt sich die Ermüdung, nach neuerdings wieder bestätigten Untersuchungen Mossos, als eine organische Zustandsveränderung, die wir als eine Vergiftung aufzufassen haben, als eine Ansammlung von Zerfallstoffen.[1]) Wir müssen aber eine Ermüdung doppelter Art unterscheiden, eine Ansammlung von Zerfallstoffen in den Muskeln und in den Nerven, denn auch in den Nerven zeigt

[1]) Mosso (Archiv 1890 S. 133) hatte in seinem Laboratorium ein grofses Tretrad konstruiert, in dem er einen Hund stundenlang laufen lassen konnte. Nach einer Übung von wenigen Tagen erlernen die Hunde leicht, in dem Rade zu laufen. Mittels eines Gasmotors konnte er diesem Rade eine beliebige Geschwindigkeit geben und den Hund zwingen, 12—18 Stunden zu laufen, bis dessen Kräfte fast erschöpft waren. »Ich habe nun gefunden«, schreibt Mosso, »dafs das Blut eines bis zu diesem äufsersten Grade erschöpften Tieres vergiftet ist. In der Tat, wenn man das Blut desselben einem andern Hunde injiziert, so zeigt dieser Vergiftungssymptome. Die Hunde erscheinen müde und niedergeschlagen, oft erfolgt Erbrechen. Sofort nach der Transfusion legen sie sich nieder und man mufs sie sehr reizen, damit sie sich bewegen; wenn sie gehen, oder wenn sie ein Hindernis übersteigen, so erscheint in ihren Bewegungen eine gewisse Steife und Schwerfälligkeit. Auf jeden machen sie den Eindruck einer tiefen Ermüdung.« Auch bei anstrengender Hirntätigkeit gehen Stoffe ins Blut über, die der Muskelarbeit hinderlich sind.

sich infolge Verbrennung zusammengesetzter Moleküle zu festeren und schwerer zersetzbaren Verbindungen als Ursache der Erschöpfung.[1]) Es ist also eine Ermüdung der peripherischen Endorgane und der Leitungsbahnen von der Zentrale zu jenen hin zu unterscheiden. Hier und dort offenbaren sich bedeutende Unterschiede. Versuche zeigen, dafs der bis zur Erschöpfung der Muskelkraft fortgesetzte tetanisierte elektrische Reiz in dem Muskel noch einen Rest von Energie beläfst, welcher von dem Willen ausgenutzt werden kann, und dafs hinwiederum der Wille einen Rest von Kraft zurückläfst, welcher von der Elektrizität ausgenutzt und in Tätigkeit gesetzt wird, und ferner dafs, wenn diese Reize einer nach dem andern tätig sind, sie die ganze Muskelkraft erschöpfen, gleichviel, welcher von beiden den Vortritt hatte.«[2]) Es handelt sich hier, nach Mosso[3]), aller Wahrscheinlichkeit nach um eine Erholung, welche in den Nervenzentren erfolgt, wenn der Wille keine Anstrengungen macht. Somit wird der Ablauf der Ermüdungskurve, wie Kraepelin hervorhebt,[4]) nicht allein durch die Zustände des Nervengewebes, sondern sehr wesentlich auch durch das Verhalten des Muskels bestimmt. Zu dem gleichen Schlusse ist auch bereits Mosso gekommen. Wir werden annehmen dürfen, dafs die Antriebe kraftlos werden, sobald das Nervengewebe leistungsunfähig geworden ist. Andrerseits aber vermag der Muskel dem Antriebe nicht mehr zu folgen, wenn er mit Zerfallstoffen durchtränkt, oder wenn sein Kraftvorrat erschöpft ist. Im ersteren Falle werden wir erwarten müssen, dafs auch bei leistungsfähigem Muskel kein Ansatz mehr zu einer Bewegung zu stande kommt; im letzteren dagegen wird dem vollständigen Versagen eine Reihe von Bewegungsanläufen vorangehen, die aber teils wegen der wachsenden Unfähigkeit des Muskels, teils wegen Hemmungswirkungen, welche die Muskelermüdung auf die Auslösung der Willensantriebe ausübt, Reflexhemmungen, immer früher nach ihrem Beginne bereits unterdrückt werden. In Wirklichkeit werden ohne Zweifel beide Vorgänge, die zentrale und die Muskelermüdung, stets nebeneinander herlaufen und gemeinsam den Ausfall des Versuchs bestimmen. Trotzdem ist sehr wohl denkbar, dafs bald der eine, bald der andere den Verlauf der Kurven vorwiegend bestimmte.

Wie steht es aber um die psychische Ermüdung, um den Nachlafs der Energie der Willensimpulse infolge von Ermüdung? Diese

[1]) Max Dessoir, Ermüdung in Reins Encyklopädie. S. 914.
[2]) Mosso, a. a. O. S. 125.
[3]) Ebd. S. 129.
[4]) Über die Wirkung der Theebestandteile. S. 479.

äufsert sich in einem langsameren Verlauf der Assoziationen und in der gröfseren Häufung von Fehlassoziationen. Eine derartige Ermüdung ist durch das vorliegende Experiment nicht gesondert nachzuweisen, und es tut am klügsten, alle Ermüdung auf eine Unbotmäfsigkeit der nervösen und muskulären Organe gegenüber dem Willensimpulse aufzufassen. Dagegen spricht auch nicht die oben entworfene Energieschwankungskurve, die geistige Ermüdung nicht aufweist, wohl aber fortdauernd energischer wirkende Impulse gegenüber immer gröfserer organischer Indisponiertheit. Das vorausgesetzt, ergeben sich also folgende Ermüdungserscheinungen:

1. Muskeln und Nerven werden gleichmäfsig von Zerfallstoffen durchsetzt.

2. Der Muskel ist ermüdet, die nervöse Leitung noch relativ frisch. Die Impulse treffen schnell und sicher die richtige Leitungsbahn und gelangen schnell zu dem zugehörigen Muskel, weil aber dieser ermüdet ist, können dauernde Reizungen ihn zu andauernden aber nur langsamen und wenig ausgeprägten Leistungen veranlassen.

3. Das Umgekehrte ist der Fall, der Nerv ermüdet der Muskel noch frisch, dann erzielen die schwach vermittelten Willensimpulse wenige, aber kräftige Muskelreaktionen.

Ermüdungswirkungen also, welche Zentral- und Leitungsorgan angehen, bewirken eine schleppende fortlaufende Arbeit, solche, die den Muskel betreffen, ein schnelles Steigen und bald ein starkes Fallen der Kurve.

Für die hier in Betracht kommende Additionsmethode bleibt das letzte Moment aufser Rechnung. Zwar hat die schreibende Hand eine fortdauernde Arbeit zu leisten, aber diese geschieht stofsweise, weil notwendig eine Pause liegt zwischen der Perzeption der Ziffern durch das Auge und dem Auslösen des Bewegungsimpulses. In Frage kommt nur die Verlangsamung des Assoziationsprozesses und die Leitungshemmung als Ermüdungssymptome.

Die ersten Versuchsreihen ergaben, was Oehrn bei seinen Versuchen mit Erwachsenen gelegentlich fand, als Regel, sie zeigten keinen Ermüdungseinflufs. Damit ist selbstverständlich nicht behauptet, dafs Ermüdung sich überhaupt nicht geltend gemacht habe, die vorliegende Methode ist nur nicht ausreichend diesen Einflufs nachzuweisen.

Gleich von der zweiten Versuchsreihe aber ist ihr Einflufs deutlich nachweisbar. Es ist gewifs richtig, anzunehmen, dafs bei fortgesetzter Arbeit die Ermüdungswirkung nicht ausbleiben würde, ich besorgte aber, dafs sich dann bei meinen jugendlichen Versuchs-

personen naheliegende andere Störungen geltend machen, die den Ermüdungseinfluſs nicht reinlich zur Ausprägung gelangen lassen würden und erhoffte ein weniger verfälschtes Ergebnis von den aufeinander folgenden Reihen. Das Ergebnis ist folgendes:

1. Begabte

Personen		1.	2.	3.	4.	1.	2.
		Viertelstunde				Halbstunde	
Gg	2. R.	358	306	294	297	664	591
	3.	374	282	263	261	656	524
Str	2.	—	192	147	130	326	277
	3.	225	199	182	161	424	343
Stg	2.	—	292	236	217	546	453
	3.	335	278	296	271	613	567
Gd	2.	267	234	214	172	501	386
	3.	292	258	257	164	550	421

2. Minderbegabte

Personen		1.	2.	3.	4.	1.	2.
		Viertelstunde				Halbstunde	
	2. R.	—	—	—	—	—	—
L	3.	—	190	184	152	256	336
	4.	199	188	165	185	387	350
	2.	242	225	218	?	467	—
B	3.	—	—	244	201	—	—
	4.	—	232	228	201	461	429
	2.	209	186	178	171	395	349
Ds	3.	—	219	208	232	431	423
	4.	230	221	213	209	451	422
	2.	—	198	198	196	—	394
Pe	3.	273	248	196	198	521	422
	4.	—	312	288	249	595	537
	2.	149	139	127	117	288	244
Sth	3.	—	130	117	100	231	217
	4.	—	141	132	—	—	—
	2.	—	234	226	201	453	427
J	3.	—	—	236	215	—	451
	4.	—	276	249	209	548	458

Es offenbaren sich also nicht unbedeutende persönliche Differenzen. Ich möchte zunächst die Maximalleistung mit dem Leistungsminimum vergleichen, um so einen Mafsstab für die Gesamtwirkung der Ermüdung zu gewinnen. In Frage kommen dann nur diejenigen Versuchsreihen, die einen deutlichen Ermüdungseinfluſs aufweisen. Die Zeitunterschiede für eine Addition innerhalb des Maximums und des Minimums sind

für die begabteren Versuchspersonen:

Gg	2,51″	—	3,03″	= +	0,52″
	2,41″	—	3,83″	= +	1,44″
Str	4,68″	—	6,90″	= +	1,22″
	4,00″	—	5,58″	= +	1,58″
Stg	3,08″	—	4,14″	= +	1,12″
	2,38	—	3,32	= +	0,96″
Gd	3,33″	—	5,21″	= +	1,88″
	3,09″	—	5,47″	= +	2,38″

für die Minderbegabten:

L	4,63″	—	5,91″	= +	1,28″
	4,52″	—	4,81″	= +	0,29″
B	3,72″	—	4,12″	= +	0,40″
	3,92	—	4,47	= +	0,55″
Ds	4,31″	—	5,09″	= +	0,78″
	3,91″	—	4,31″	= +	0,40″
Pe	3,29″	—	4,54″	= +	1,25″
	4,54″	—	4,59″	= +	0,05″
Sth	6,03″	—	7,69″	= +	1,66″
	6,92″	—	9,00″	= +	2,08″
J	3,80″	—	4,47″	= +	0,67″
	3,27	—	4,31	= +	1,04″

Es stellt sich mithin der durchschnittliche Einfluſs der Ermüdung für die begabteren Versuchspersonen in der

zweiten Versuchsreihe = + 1,18″
dritten „ = + 1,59″

Die Minderbegabten stehen den Einwirkungen der Ermüdung gegenüber wesentlich günstiger da. Für sie berechnen sich die Werte auf bezw. 1,00″ und 0,57. Demnach sind die begabteren Versuchspersonen durchweg der Ermüdung mehr unterworfen als die minder

Begabten. Das aber ist ein Ergebnis, das nur im Hinblick auf die Maximalleistung richtig gewürdigt werden kann, wie auch das zweite Resultat, dafs bei den ersteren Versuchspersonen die dritte Reihe einen stärkeren Einflufs der Ermüdung aufwies, und zwar fast um $^1/_3$, während das bei den übrigen nicht der Fall war.

Über den Verlauf der Ermüdungskurve in den einzelnen Halbstunden weist die Tabelle einen durchschnittlichen Unterschied in der Zahl der Leistungen auf für die begabteren Versuchspersonen:

Maximum	Minimum	Differenz
535	443	92
	oder in Sekunden:	
3,35"	4,06"	7,71"

und für die minder Begabten:

423	384	39
	oder in Sekunden:	
4,25"	4,69"	0,44"

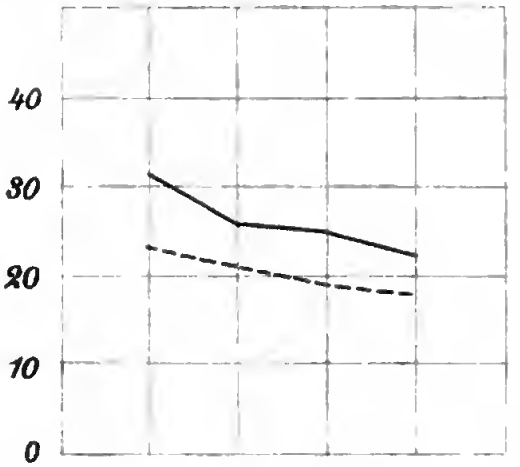
Verweilen wir einen Moment bei dem Verlauf der Ermüdungskurve der viertelstündlichen Leistungen. Ich begnüge mich, die dritten Versuchsreihen zu vergleichen, wo sich die Ermüdungswirkungen deutlicher ausprägen. Ich berechne da folgende Differenzen:

G	92	19	2
Str	26	17	21
Stg	57	—	7
Gd	34	1	93
L	11	13	—
B	17	7	17
Ds	9	8	4
Pe	25	52	47
Sth	10	12	10
J	—	27	40

Legt man der Berechnung die Maximalhöhe zu Grunde in der Voraussetzung, dafs bei aufgehobener Ermüdungswirkung sie ganz erhalten bleiben mufste, dann gewinnt man für den Entwurf der Ermüdungskurve sichere Werte. Man wird zwar einwenden, dafs diese Voraussetzung nicht zu Recht bestehe, dafs bei voller Elimination der Ermüdung das Maximum wesentlich höher liegen würde, dafs mithin die Annahme eines konstanten Maximums eine beträchtliche Ermüdungswirkung unbeachtet läfst. Das ist zwar richtig, aber trotzdem wird man sich auf diese Annahme beschränken müssen, 1. weil die Übungswirkung, die das Maximum verbürgt, keineswegs ins Ungemessene steigerungsfähig ist, vielmehr immer mehr sich einer

oberen Grenze nähert und 2. weilt eine derartige Konstruktion eines tatsächlich nirgends gegebenen Maximums zu weit gröfseren Fehlern verleiten würde als die obige Annahme.

Gegen das konstante Maximum verglichen stellt sich die Ermüdungskurve folgendermafsen dar:



Begabte: . . . . . Unbegabte: . . . . . .

Entgegen dem Ansteigen des Übungswertes, nimmt der Einflufs der Ermüdung ganz allmählich zu, wie ein Vergleich der Ordinaten leicht zeigt.

Gegen diesen Kurvenverlauf zeigen die Tabellen nicht sehr bedeutende persönliche Unterschiede, wenngleich natürlich der Gesamteinflufs der Ermüdung, der Abstand zwischen Maximum und zweitem Minimum individuell recht verschieden ist. Die gesamte Leistungsabnahme betrug im Verlauf einer Stunde für Gg 13 oder nur 3,5%, für Str 64 oder 28%, für Stg 64 oder 19%, für Gd gar 128 oder 44%; für L 2½%, für B 17%, für Ds 9%, für Pe 28%, für Sth 21%. Im allgemeinen ist somit der Einflufs der Ermüdung bei den weniger Begabten geringer, als bei den andern

$$\begin{array}{r} 23\,\tfrac{1}{2}\,\% \\ -\ 15\,\tfrac{1}{2}\,\% \\ \hline = \ 8\,\% \end{array}$$

Vergleicht man dieses Ergebnis mit dem weiter oben bei dem über den Übungszuwachs gefundenen, so ersieht man, dafs der Einflufs der Ermüdnng immer dort am stärksten wirkt, wo die Übungsfähigkeit am geringsten ist. Frisch aufstrebender Übungszuwaehs ist der ärgste Feind der Ermüdung, während Leistungen die von vornherein dem Maximum nahe waren, gleichsam die Ruhelage erreicht hatten mit unentrinnbarer Sicherheit der Ermüdung Schritt für Schritt

anheimfallen. Das zeigt sich mit solcher Regelmäfsigkeit und wird ferner durch die Ermüdungskurven der aufeinanderfolgenden Versuchsreihen bestätigt, dafs ein gesetzmäfsiges Verhalten angenommen werden mufs, das sich kurz formulieren läfst: Während der Zeiten der gröfsten Übungsfähigkeit, also der gröfsten Distanz zwischen erstem Minimum und Maximum, ist der Einflufs der Ermüdung nachweislich am geringsten. Das beruht wohl nicht zum geringsten Teile darauf, dafs das Fortschreiten von Minimum zu Maximum eine Quelle von Lustgefühlen ist. Bestätigt wird die Tatsache u. a. durch die geradezu erstaunliche Unermüdlichkeit unserer Kinder in der Beschäftigung mit mancherlei Arbeit. Starke Übungsfähigkeit und geringer Einflufs der Ermüdung, schwache Übungsfähigkeit — wir reden nicht von anormalen Verhältnissen — und schwache Ermüdung sind nach Ausweis des Experiments zusammen gegeben.

Erholungsfähigkeit

Die Erholungsfähigkeit zu untersuchen bedarf es einer regelmäfsigen Unterbrechung der fortlaufenden Arbeit durch Pausen von verschiedener Länge. Die Pausen haben den Zweck, die Wirkungen der Ermüdung aufzuheben; es mufs sich also theoretisch eine solche Pausen- und Arbeitsforderung herstellen lassen, die eine immerfort gesteigerte Leistungsfähigkeit bis an ihre naturgemäfsen Grenzen gewährleistet. Die längste Pause, die für meine Versuche in Betracht kam, dauerte 24 Stunden. Über die Wirkung derselben brauche ich hier nichts weiter mitzuteilen, weil es in anderem Zusammenhange oben bereits geschehen ist. Es erübrigt also nur eine Wertung der kürzeren Unterbrechungen der Arbeit von einigen Minuten. Ich wählte Pausen aus von fünf und solche von zehn Minuten Länge. Es soll nun zuerst der Wert der Pausenversuche den ununterbrochenen Arbeitsreihen gegenüber gewertet und dann die Bedeutung der verschiedenen Pausen untereinander verglichen werden.

1. Die Fünfminuten-Pausen

Das Ergebnis dieser Versuche stellt folgende Tabelle dar:

(Siehe Tabelle S. 460.)

Leider war unmöglich, diese Weise des Versuchs auch mit den weniger Begabten auszuführen, ich mufs mich also auf diese wenigen Reihen beschränken. Der Durchschnitt der Normalversuche ergab folgende Durchschnittszeiten für eine Addition:

3,35 . 3,54 . 3,61 . 4,06.

Begabtere

Person	1.	2.	3.	4.
	Viertelstunde			
Gg	**315** 2,85"	**325** 2,76"	**325** 2,76"	**291** 3,07"
Str	249 3,60"	243 3,73"	256 2,51"	204 4,41"
Gd	336 2,65"	384 2,33"	356 2,55"	298 3,01"
Durchschnitt:	300 3,00"	314 2,89"	312 2,94"	331 2,68"

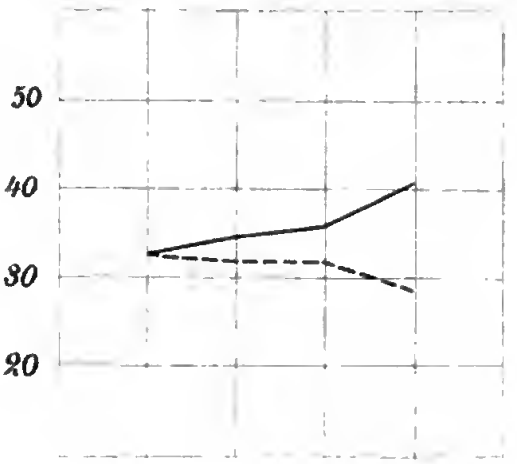
Weil oben bei dem Pausenversuch, die Anfangsleistung um rund $^1/_{10}$ höher, also schlechter liegt, so sind auch die übrigen Zeitangaben je um $^1/_{10}$ ihres Wertes zu erhöhen, also:

3,17 . 3,23 . 294.

Ein Vergleich beider Reihen weist ganz unverkennbar einen Erholungswert der Pausen von 5 Minuten auf, er läfst sich durch Subtraktion feststellen:

3,35"	3,54"	3,61"	4,06"
3,35"	3,17"	3,23	2,94"
—	0,37"	0,38"	1,12"

Es offenbart sich mithin für eine Addition ein durchschnittlicher Ersparniswert von 0,37", 0,38" und 1,12" Sekunden. Leider sind die Versuche zu wenig ausgedehnt worden, als dafs sich Weiteres mit Sicherheit konstatieren liefse als ein durchschnittlicher Erholungswert der Pause von 11, ja in einem Falle gar rund 30%.



Die zwischen den beiden Kurven gelegenen Ordinatenstücke zeigen deutlich den zunehmenden Erholungswert der je nach viertelstündiger Arbeit aufeinanderfolgenden Fünfminutenpausen, soweit sich das lückenhafte Experiment dafür verbürgen kann.

2. Die Fünfzehnminuten-Pause

Dieser Versuch konnte mit allen Versuchspersonen ordnungsmäfsig durchgeführt werden. $^1/_4$stündige fortlaufende Arbeit und $^1/_4$stündige Pausen wechselten miteinander ab. Der Versuch erstreckte sich jedesmal über $1\,^1/_2$ Stunden.

Begabtere

Person	1. Viertelstunde	2. Viertelstunde	3. Viertelstunde	4. Viertelstunde
Gg	311 2,29″	313 2,85″	310 2,93″	304 2,96″
Str	254 3,54″	231 3,89″	245 3,67″	242 3,72″
Gd	250 3,60″	384 2,65″	339 2,61″	274 3,29
Durchschnitt:	372 3,30″	309 2,91″	298 3,02″	273 3,29″

Minderbegabte

Person	1. Viertelstunde	2. Viertelstunde	3. Viertelstunde	4. Viertelstunde
Ds	277 3,40″	263 3,30″	270 3,33″	245 3,07″
B	287 3,10″	289 3,12″	243 3,70″	240 3,75″
L	217 4,14″	177 5,08″	204 4,41″	189 4,65″
Pe	284 3,16″	— —	310 2,93″	280 3,21″
Sth	169 5,32″	157 5,73″	142 6,05″	150 6,00″
J	287 3,13″	306 2,94″	238 3,78″	230 3,91″
Durchschnitt:	3,71″	4,03″	4,03″	4,10″

Schon ein flüchtiger Blick lehrt, dafs die Viertelstundenpause der kürzeren gegenüber betreffs der zunehmenden Erholungssteigerung nicht gewachsen ist. Die aus beiden obigen Tabellen berechneten Mittelwerte sind folgende:

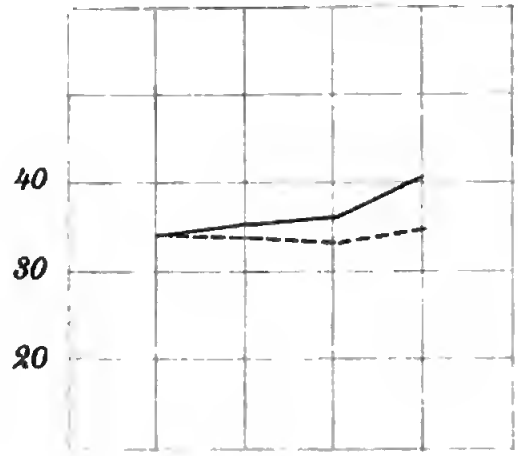
3,50″ 3,47″ 3,52″ 3,68″

Vergleichen wir diese Daten mit denen aus den Normalversuchen. Sie sind entsprechend den dortigen höheren Wert zu erhöhen:

3,35″ 3,37″ 3,52″

Gegenüber den normalen Daten ergaben sich also folgende Differenzen:

3,35	3,54	3,61	4,06
—	3,35	3,37	3,52
—	0,19″	0,24″	0,54″



3. Vergleich der Pausenversuche

Die Ordinatenstücke beider Kurvenzeichnungen zeigen deutlich eine Bestätigung der oben angedeuteten wunderbaren Tatsache, dafs den kürzeren Pausen von fünf Minuten ein gröfserer Erholungswert zukommt, als den längeren. Während für die Einzeladdition bei den ersteren Versuchen 0,37″, 0,38″ und 1,12″ erspart wurden, zeigte sich hier nur ein Erholungswert von 0,19″, 0,24″ und 0,54″. Der Erholungswert der längeren Pause war nur $^1/_2$, $^2/_3$, $^1/_2$ so grofs als der der kürzeren. Allerdings hat die längere Pause, wenn man von dem wahrscheinlich nicht ganz einwandfreien Ergebnis der letzten Viertelstunde der ersten Versuchsanordnung absieht, einen ungleich höheren wachsenden Wert, ein Wert, der das augenblickliche und günstige Verhältnis der Versuche mit langen Pausen den andern gegenüber bei einer länger währenden Versuchsanordnung bald aus-

gleichen würde; trotzdem bleibt vorab die Tatsache bestehen, dafs die Fünfminutenpause günstiger auf die Leistungsfähigkeit einwirkt als die von dreifacher Länge. Ein Vergleich übrigens der Ergebnisse der viertelstündigen Pause mit längeren von etwa 24 Stunden zeigt wieder dasselbe ungünstige Verhältnis der langen Pause der kurzen gegenüber. Es kann hierfür keine treffendere Erklärung gefunden werden als die Ambergsche (Über den Einfluſs der Arbeitspausen auf die geistige Leistungsfähigkeit S. 273). Gerade die verschiedene Wirkung der Pausen von fünf Minuten und einer Viertelstunde ist es, welche es uns unmöglich macht, die günstige Wirkung der Pause auf eine Erholung und gleichzeitig die ungünstige auf einen Übungsverlust zurückzuführen. Die Erholung sollte ja während der Viertelstunde so erheblich gröfser sein als während der fünf Minuten, dafs es schlechterdings nicht zu verstehen wäre, warum der Übungsverlust, der in den ersten Fünfminuten durch die Erholungswirkung weit mehr als ausgeglichen wird, in den folgenden zehn Minuten plötzlich das Übergewicht gewinnen sollte. Wir werden vielmehr durch diese Beobachtungstatsache zu der bestimmten Annahme gedrängt, dafs während der Arbeit sich unabhängig von der Übungswirkung Einflüsse entwickeln, die eine bedeutende Steigerung der Leistungsfähigkeit bedingen, nach dem Aufhören der Tätigkeit jedoch ungemein rasch wieder verschwinden. Gerade durch diese letztere Eigentümlichkeit würden sich die hier angenommenen Einflüsse ganz wesentlich von den lange andauernden Übungswirkungen unterscheiden. Ist die hier aufgestellte Vermutung richtig — und sie ist es zweifelsohne —, so würde sie unschwer erklären, warum die kurzen Pausen, innerhalb derer die arbeitsgünstigen Einflüsse noch fortbestehen, wesentlich nur Erholungswirkungen ausüben, während längere Pausen trotz der ausgiebigen Erholung dadurch ungünstig wirken, dafs eben nun jene vergänglichen Einflüsse bereits geschwunden sind. — Wir haben ja weiter oben die Tatsache der Anregung nach einer Seite hin ergänzend gedeutet.

Ablenkung

Die Ablenkungsversuche sind von ganz besonderer Bedeutung. Ich stellte sie in der Weise an, dafs je 15 Minuten gewöhnlicher fortlaufender Arbeit mit 15 Minnten unter Ablenkung wechselten. Die Ablenkung kann auf verschiedene Weise veranlafst werden. Man kann für dieselbe einen sinnvollen Text, sinnlose Wortreihen oder anch Zahlen benutzen, die während der Arbeit laut und deutlich vorgelesen werden. Silben und Zahlwortreihen gewähren den

unleugbaren Vorteil, dafs sich das objektive Mafs der Ablenkung genau feststellen läfst, so dafs die subjektive reinlich zur Ausprägung gelangt. Sie gewähren den weiteren Vorteil, dafs mittels derselben nicht nur quantitativ, sondern auch aus der Qualität der hernach aufgezeichneten Wörter aus dem Gedächtnis sich ein Mafs für die Ablenkung gewinnen läfst. Trotzdem konnte ich auch nicht dafür entscheiden, denn 1. gewöhnt man sich sehr bald an derartige einfache und gleichförmige Störungen — dem Müller ist das Klappern seiner Mühle durchaus nicht störend —, 2. schien mir die angedeutete weitere Ausgestaltung des Versuchs für meine Versuchspersonen zu kompliziert. Ich entschied mich für das Vorlesen eines zusammenhängenden Textes, bekannter Märchen, wie Schneewittchen, Dornröschen u. s. w.

Die Ergebnisse des Experiments sind folgende:

1. Begabtere

Person	1.	2.	3.	4.	5.	6.
	Normal	Ablenkung	Normal	Ablenkung	Normal	Ablenkung
Gg	254	231	272	217	317	205
	2,31	2,64	2,20	2,70	1,80	2,00
Str	169	104	153	128	127	63
	3,40	5,76	3,92	4,60	4,72	9,52
Gd	265	215	210	162	183	151
	2,27	2,79	2,86	3,70	3,60	3,93

Diese Versuche wurden so angestellt, dafs je 10 Minuten normale Arbeit und 10 Minuten solche unter Ablenkung verrichtet wurde. Hernach wurde bei den schwächeren Schülern jede Phase um fünf Minuten verlängert.

(Siehe Tabelle S. 465.)

Ds blieb hier infolge eines widrigen Umstandes aufser Berechnung.

Für die Wertung der Ablenkung gibt es offenbar zwei Wege, entweder man vergleicht die unter Ablenkung erzielte Leistungshöhe einfach mit dem Ergebnis des voraufgegangenen Normalversuchs, oder man setzt den nach der Durchschnittskurve zu erwartenden Wert ein. In Frage kommen könnte da entweder die Übungs- oder die Ermüdungskurve. Für die vorliegenden Versuche darf, aus Gründen, die schon oben mehrfach erörtert worden sind, nur die letztere verglichen werden.

2. schwächere Schüler

Person	1.	2.	3.	4.	5.	6.
	Normal	Ablenkung	Normal	Ablenkung	Normal	Ablenkung
L	188 4,79	173 5,30	193 5,23	179 5,03	187 4,71	144 6,51
B	278 3,25	229 3,78	218 4,17	200 4,41	191 4,16	124 6,72
Ds	— —	— —	— —	— —	— —	— —
Pe	276 3,30	191 4,71	200 4,50	181 4,96	200 4,50	120 7,50
Sth	193 4,66	125 7,20	139 6,47	129 6,97	123 7,32	65 10,38
J	309 2,91	287 3,13	373 2,72	320 2,81	327 2,73	276 3,00

Durchschnittswert

Person	1	2 a	3	4 a	5	6 a
Begabte	2,12	2,79	2,24	2,78	2,53	3,67
Schwache	3,78	4,80	4,51	4,83	4,68	6,81

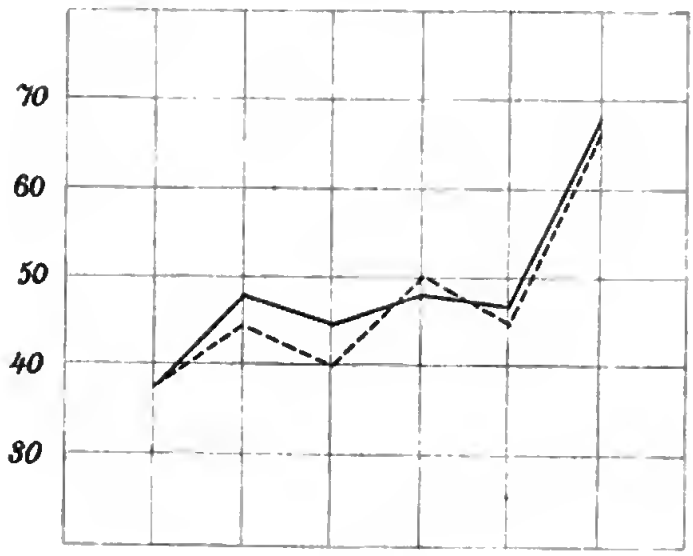
Ein Vergleich beider Zeitreihen ist nur dann möglich, wenn sie auf einen gleichen Anfangswert berechnet werden, dann ergeben sich folgende Durchschnittszeiten.

(Siehe Zeichnung der Kurve S. 466.)

Im allgemeinen zeigt sich, dafs die begabteren Knaben der Ablenkung gegenüber weniger widerstandsfähig waren als die schwächeren. Deutlich zeigt sich auch die Zunahme der Ablenkungswirkung. Interessant ist dann weiter, dafs die Kurven durchgehends aufsteigende Tendenz zeigen. Die Differenz der aufeinanderfolgenden Ablenkungswerte im Durchschnitt sind folgende:

$$+ 86 \quad + 65 \quad + 309$$

Hier sind nur die Ablenkungswerte mit den je voraufgehenden Normalwerten verglichen worden. Verbindet man aber die Ordinatenhöhen miteinander, um so ein Bild der mutmafslichen Leistungsfähigkeit während der Zeit des Ablenkungsversuchs zu erhalten,



Begabte . . . . . Schwächere . . . . .

dann zeigt sich deutlich eine zunehmende Einwirkung der Ablenkung. Vergessen darf man allerdings nicht, dafs es sich auch dann nur um ein Bild handelt, das annähernd richtig ist; eine genaue Schätzung mufste notwendig die weiter oben angedeuteten Anregungsschwankungen berücksichtigen.

Verweilen wir einen Moment bei den persönlichen Unterschieden in der Ablenkungsfähigkeit unter Vergleichung der je benachbarten Leistungen. Da zeigen sich charakteristische Unterschiede. Die durchschnittliche Verlängerung einer Addition betrug in Sekunden bei:

Gg	0,33	0,50	0,20:	Durchschnitt	0,34
Str	2,36	0,68	4,80:	„	2,61
Gd	0,51	0,84	0,33:	„	0,56
L	0,51	0,10	1,80:	„	0,80
B	0,52	0,24	1,56:	„	0,81
Pe	1,41	0,46	3,00:	„	1,62
Sth	0,54	0,50	3,06:	„	1,31
J	0,22	0,09	0,27:	„	0,19

Die Unterschiede in der Ablenkbarkeit wechseln zwischen Zunahme von 0,19 Sek. bis 2,61 für jede einzelne Addition. Ein Vergleich der Daten untereinander ist allerdings nur dann zulässig, wenn man sie auf einen gleichen Anfangswert verrechnet, etwa auf Prozente.

Individuelle Typen

Übungsfähigkeit, Anregung, Übungsgedächtnis, Ermüdung, Erholung und Ablenkung sind in den bisherigen Untersuchungen näher

beleuchtet worden. Deutlich haben sich bestimmte Abhängigkeitsverhältnisse derselben ergeben. Von besonderem Interesse ist es, zumal auch für den Pädagogen —, auf der bisher versuchten Konstruktion einen — horizontalen Perpendikel zu entwerfen, d. h. die individuellen Typen zu zeichnen. Individuelle Schwankungen sind überall zu Tage getreten, hier soll nun in aller Kürze versucht werden, sie zusammenhängend und vergleichend darzustellen. Zu dem Zwecke hebe ich aus den bisherigen Versuchen die hierhergehörenden Ergebnisse heraus und berechne, um Werte in gleichem Sinne zu erhalten, alle Daten auf den Anfangswert 100. Denn nur dann, wenn die Anfangsreihen rechnerisch übereinstimmend gefafst worden sind, ist ein einigermafsen sicheres Vergleichen der individuellen Besonderheiten möglich. Ich stelle gleich die so verrechneten Werte hierher. Für die Übungswerte benutze ich die ersten, für die der Ermüdung die letzten Versuchsreihen. Ich berechne den Anfangswert auf 1000, die Daten erfahren mithin durchgehends eine Multiplikation mit 10.

Da ich nur als Beispiel die Typen bezeichnen möchte, stelle ich das Ergebnis der Umrechnung kurz her.

1. Begabte

Gg

Ermüdung:	1000	1109	1184		
Erholung:	1000	962	972	899	
Übung:	1000	965	895	826	
Ablenkung:	1000	1119	1006	1156	1344

Gd

Ermüdung:	1000	1062	1104	1577	
Erholung:	1000	134	723	711	
Übung:	1000	716	121		
Ablenkung:	1000	952	899	1231	

2. Minderbegabte

L

Übung:	1000	992	928	796	
Ermüdung:	1000	982	982	1144	1214
Erholung:	1000	1010	—	988	
Ablenkung:	1000	1341.	1495	1475	1503

B

Übung:	1000	992	649	689	684	
Ermüdung:	1000	—	1340	1299	1521	
Ablenkung:	1000	1217	1343	1420	1340	1520

		Dg			
Übung:	1000	771	722	695	
Ermüdung:	1000	1527	1348	1380	
Erholung:	1000	880	889	793	
		Pe			
Übung:	1000	987	999	999	
Ermüdung:	1000	—	—	1054	
Ablenkung:	1000	1479	1436	1557	1436

Berechne ich aus diesen Werten das Mittel, dann ergibt sich als Wert für die einzelnen Personen

Gg	
Ermüdung:	184
Erholung:	101
Übung:	174
Ablenkung:	344

Als persönliche Eigenart stellt sich also der Energiewert der genannten Fähigkeiten der in den Verhältnissen 2 : 1 : 2 : 3; die Erholungsfähigkeit ist doppelt so grofs als die Ermüdbarkeit, die Ablenkbarkeit ist sehr grofs, die Arbeit erfordert also starke Anspannung des Willens. Geschieht diese, dann werden wir unter Einschiebung kleiner Pausen dauernd gute Leistungen erwarten dürfen. Die Übungs- und Anregungsfähigkeit aber ist im Vergleich zur Erholungsfähigkeit gering, »Gg« arbeitet sich schwerer hinein.

Gd	
Ermüdung:	577
Erholung:	289
Übung:	379
Ablenkung:	232
6 : 3 : 4 : 2	

Die Energie der Sammlung ist die hervorstechendste Eigenschaft, dem gegenüber aber steht als Differenz zwischen Ermüdung und Erholungsfähigkeit: 288! Wir werden also bei fortdauernder Arbeit hohe Anfangsleistungen erwarten, zumal der Übungswert hoch ist, aber recht bald ein starkes Nachlassen. Die Erholungszeiten müssen verhältnismäfsig lang sein.

L	
Übung:	204
Ermüdung:	214

Erholung: 12
Ablenkung: 503
2 : 2 : 0 : 5

Auf kurze Pausen sind bei geringer Ermüdbarkeit von ungemein hohem Werte, aber der verhältnismäfsig grofse Mangel an Sammlungsfähigkeit wird durchgehends niedrige Leistungen bedingen; wenigstens schwankend bald recht hohe, bald recht niedrige, je nach dem Impulse.

B

Übung: 316
Ermüdung: 520
Ablenkung: 520
3 : 5 : 5

Dg

Übung: 305
Ermüdung: 380
Erholung: 207
3 : 4 : 2

Pe

Übung: 1
Ermüdung: 54
Ablenkung: 536

Die Deutung dieser letzten Zahlangaben möchte ich dem Leser überlassen. Dafs solche Untersuchungen für die praktische Psychologie von grofser Wichtigkeit sind, ist unleugbar.

Doch ist gröfste Vorsicht geboten. Die zuletzt gegebenen Daten sind einer viel zu geringen Anzahl von Versuchen entnommen, als dafs sie absolute Geltung irgend beanspruchen dürften. Ich bitte, sie lediglich als bescheidene Fingerzeige aufzufassen, in welcher Weise sich noch weitere Aufgaben der Addiermethode erschliefsen. Sie lassen sich nur auf Grund weiterer umfänglicher Experimente lösen.

Der Idealismus als Bildungs- und Lebenselement

Eine sozialpädagogische Studie auf historischer Grundlage

von

Dr. **Rudolf Heine**, Realschul-Direktor i/R.

(Schluſs)

Treffend fertigte er auch jene vornehmen Spötter ab, die sich in seiner Gegenwart sogar mit ihrer Gottlosigkeit brüsteten. In sehr ernstem Tone sagte er ihnen: »Es hat schon der König David im 14. Psalm gleich im ersten Verse von Toren geredet, welche in ihrem Herzen sprechen: Es ist kein Gott! Wenn es diesem weisen Manne nach dem Herzen Gottes in 3000 Jahren nicht gelungen ist, diese Toren aufzuklären, so will auch ich sie nicht gescheit machen.« Die Meisterschaft Flattichs in der Zurechtweisung solcher Seelen, die sich in irgend einer Weise verirrt hatten, bekundete sich also nicht nur durch seine Schlagfertigkeit in der sachlichen Berichtigung der Verirrung, sondern besonders auch durch die ganze Weise, wie er unter Vermeidung jeglicher eitler persönlicher Gereiztheit in sittlicher Erhabenheit über jede niedrige Denkungsart der Sache noch eine gewisse humorvolle Seite abzugewinnen verstand und so einerseits die Bitterkeit der Arznei zu mildern, andrerseits aber dadurch zugleich ihre Wirksamkeit noch zu steigern wuſste. Sein Auftreten zeigt uns zugleich, daſs er von der siegreichen weltüberwindenden Kraft des christlichen Idealismus überzeugt war und mit dem Mannesmute solcher felsenfesten Überzeugung für denselben eintrat, mochte er auf der Kanzel die mahnende Stimme erheben, in die Häuser den Christentrost bringen oder die Groſsen dieser Welt auf ihre bedeutungsvolle und verantwortungsreiche Stellung innerhalb der Christengemeinschaft hinweisen. Bei dem katholischen Herzoge von Württemberg und dem Adel des Landes stand er in groſsem Ansehen. Öfter hat er auch unerschrocken dem Herzoge, welcher Widerspruch kaum vertragen konnte und als ein gefürchteter Despot in seinem Lande herrschte, seine Ansicht kund getan. Als an einem Geburtstage des Herzogs dieser ihm begegnete und ihn fragte, was er zur Feier seines Geburtstages gepredigt habe, antwortete Flattich dem leichtsinnigen und verschwenderischen Despoten: »Do han i do jetzund, Euer Durchlaucht, was werd i han predigt? I han predigt: Fürsten sollen fürstliche Gedanken haben.« In der Tat ein bewundernswürdiges Wort edeln Mannesmutes in jenen gefährlichen Zeiten, in denen nur allzuschnell die Tore der Festung Hohentwiel

sich zu öffnen pflegten! Als an des Herzogs Tafel auf der Solitüde, zu der auch Flattich eingeladen war, dieser als einziger entgegen dem Hofzeremoniell ungepudert erschien, fragte ihn der Herzog: »Warum hat Er sich denn nicht gepudert?« »Do han i do jetzund, Euer Durchlaucht, weil ich mein Mehl zu den Knöpfle (Mehlklöfsen) brauche.« Der brave Mann blieb trotz seiner Offenheit und Gradheit, die nichts zu wünschen übrig liefs, in der Gunst des Monarchen. Dafs es natürlich auch Leute gab, die ihn wegen seiner ihnen unliebsamen graden Denk- und Handlungsweise herabzusetzen suchten, ist selbstverständlich. Aber Flattich blieb dabei, sie immer recht tüchtig von ihrer oberflächlichen Denkungsart in die tiefsten Tiefen christlicher Wahrheit und Weisheit hineinzuführen. Alles Prunken, alle Üppigkeit auf Kosten des Volkes, wie es damals in gewissen Kreisen anzutreffen war, schien ihm ein Teufelswerk, gegen welches man mit Wort und Tat auftreten mufste. Was machte sich ein Flattich aus dem Nasenrümpfen eines Mannes solcher Lebensrichtung? Das waren ja die Halben und die Gleichgültigen, die wohl bisweilen die sogenannten »eleganten ästhetisch angenehm befriedigenden Gottesdienste« besuchen, welche man in neuen Handschuhen anzuhören pflegt, wie sie jüngst ein Schulrat schön gekennzeichnet hat. Die konnten ihm lange nicht so auf die Nähte sehen, wie seine Goll, Schopf, Motz und andere Gemeindemitglieder, welche das Wort Gottes wirklich kannten und zu verstehen sich bemühten. Wie konnte sich ein so grundgescheiter Mann wie Flattich mit den Licenzen und Torheiten dieser Leute befreunden, deren Ideal die sogenannte politische Klugheit und Handlungsweise des elenden Strebertums ist? Das ist ja gerade der grofse Fehler, dafs unsere Handlungen zumeist sogar wenig aus dem eigentlichen Herzmittelpunkte hervorgehen und darum so sehr unwirksam werden, weil man immer meint, sich mit Fleisch und Blut bespreehen zu müssen, ein Auge zudrücken zu können und Rücksicht nehmen zu sollen. Solche Leute mit der Superklugheit des unweisen modernen Herzens taugen natürlich im Grunde genommen zur Erziehung der Menschen gar wenig. Sie können sich eben gar keinen rechten Begriff von der unübertrefflichen Wirkungsweise des rechten Idealismus machen. In der Voreingenommenheit selbstsüchtiger Denkweise können sie sich gar nicht recht in die einfache Gradheit des Denkens und Fühlens, wie sie in dem einfachen gesunden Volksgemüte anzutreffen ist, hineinversetzen, und die Anknüpfungspunkte an dem in demselben sich findenden Idealismus sind ihnen vollständig verdeckt. Sie kennen eben nur sich und ihres Gleichen. Und was sie nicht verstehen und

sich nicht denken können, gibt es nicht. Mit dieser Afterweisheit wollte Flattich nichts zu tun haben. Für ihn galt die Wahrheit: Die göttlichen Toren sind weiser geboren, als alle die Weisen, die unter den Sternen mit Mühe und Arbeit ihr Wissen erlernen. »Die göttliche Torheit ist weiser, denn die Menschen sind« und »Schlecht und recht, das behüte mich.« Nach diesen Grundsätzen handelte Flattich als Erzieher der Jugend wie des Volkes. Und wenn es sogar der Herzog war, der es anders wollte, so war das noch lange nicht ausreichend, um die Überzeugung und die auf diese sich gründende Handlungsweise eines Flattich ins Wanken zu bringen. Der menschliche Autoritäten-Kultus genügt wohl für die, welchen Legierungen auf dem sittlichen Gebiete ausreichen, wie sie neulich so schön der schon erwähnte Schulrat gekennzeichnet hat: Für solche wird aus dem Edeln das bloſs Noble, aus der Treue die Loyalität, aus der Anmut die bloſse Eleganz; statt des Erhabenen gilt das Grandiose; das Sittliche wird zum bloſs Korrekten, die Würde zum Anstand, die Vornehmheit zur Freiheit; die Selbstbeherrschung sinkt zur Diskretion herab. »Und die so legierten Eigenschaften (deren Namen dann selbst meist die deutsche Echtheit verloren haben) haben unter den Menschen Wert und Kurs.« So nicht bei Flattich, der zum Erzieher einer groſsen Gemeinde berufen war und seinen Beruf ernst nahm. Seiner Gewissenhaftigkeit erschien es sogar bedenklich, zur Taufe des Husarenobersten Naso in dessen elegantem Wagen zu fahren. Es erschien ihm seiner Stellung nach nicht für angemessen. Das konnte einem Manne nicht geeignet erscheinen, dessen Ideal es war und sein muſste, seinen Gemeindemitgliedern sagen zu können: »Hauset und schaffet wie ich!« Sein Bedenken stellten einige Höflinge dem Herzoge als lächerlich vor, und es gelang ihnen, den Herzog für sich einzunehmen. »Wenn er nicht fahren will, so muſs er doch reiten«, scherzte der Herzog. So suchte er die strengen Grundsätze des ernsten Flattich im Geiste weltlicher Halbheit herabzuwürdigen. Er schickte sogleich einen Reitknecht mit dem Auftrage zu Flattich, dieser solle umgehend auf dem zur Verfügung gestellten Pferde zur Solitüde reiten, und bedrohte den Reitknecht mit einer Strafe von 25 Stockprügeln, falls er den Befehl nicht ordentlich ausrichten, und der Pfarrer nicht zu Roſs erscheinen werde. Flattich aber lieſs nicht mit sich scherzen. Da er in seiner Jugend schon einmal vom Pferde geworfen war, weigerte er sich, zu reiten und erklärte dem Knechte, es stehe geschrieben: »Gehet in alle Welt« und nicht: »Fahret oder reitet«. Als der Reitknecht ihm seine bedrohliche Lage vorstellte,

beruhigte ihn Flattich: »Sei Er nur ruhig! Lafs Er mich nur machen! Reit Er nur voraus, ich werde gleich nachkommen.« Zu Fufs ging er in einiger Entfernung hinter den Pferden des Knechtes her. Auf der Schlofsaltane stand der Herzog und spähete nach den Ankömmlingen aus. Mit geschwungener Reitpeitsche kündigte er dem Reitknechte seine Strafe an und hieb auf diesen ein, als Flattich ihm ins Wort fiel: »Do han i do jetzund, Euer Durchlaucht, das sind Narrenpossen! Kommen Sie lieber mit mir hinein in Ihr Kabinett; da haben wir von wichtigen Dingen miteinander zu reden!« So durfte ein Flattich zu seinem Herzoge reden, dem sonst nicht leicht jemand zu widersprechen wagte. Eine schöne Beleuchtung erhält dieser Vorgang noch durch eine Notiz aus einem Tagebuche Flattichs vom 25. Aug. 1776: »Der Herr General von Harling hat seinen ältesten Herrn Sohn, der wirklich als Leutnant vom Herzog unter das neue Korps angenommen ist, zu dem Oberförster in Gerlingen getan, um sich bei solchem in der Jägerei zu üben, und gab ihm in meinem Beisein in der vergangenen Woche die Lehre, wenn sein Lehrmeister, der Oberförster, reite, solle er neben ihm zu Fufs gehen und immer denken, wir seien nicht besser als die Bauern. Da nun die Bauern zu Fufs gehen, so solle er Gott danken, dafs auch er, so gut als ein Bauer, zu Fufs gehen könne.«

Manche der adeligen Freunde Flattichs ermunterten diesen, die Gunst, in welcher er beim Herzog stand, auszunutzen und öfter zu ihm auf die Solitüde zu gehen. Aber Flattich blieb der einfache bescheidene Mann und pflegte zu sagen: »Do han i do jetzund, ich fürchte die grofsen Hunde, die in grofser Herren Höfe herumlaufen und schon so viele Leute gebissen haben, sie könnten auch mich beifsen.« Er hielt es eben für eine seiner wichtigsten Pflichten, den Tagesgötzen der Eitelkeit, der Ruhmsucht und Gewinnsucht, denen die menschliche Torheit die gröfsesten Opfer zu bringen sich beeifert, zu widerstehen. Er befleifsigte sich vielmehr, sich auf die Einfachheit und Demut zu legen, um sich den inneren Frieden, das wahre Glück der Menschenseele, zu bewahren. Man braucht dann zum einfachen besonnenen Haushalten auch gar nicht so sehr viel des irdischen Gutes. Unnützerweise bringen sich die verblendeten Menschen durch das übermäfsige Streben nach diesen äufseren vermeintlichen Glücksgütern nicht nur um ihr bestes Lebensteil, den beglückenden Frieden ihrer Seele, sondern sie machen sich auch noch vor der Zeit grau und krank. Dabei versündigen sie sich nicht nur gegen sich selbst, sondern auch gegen ihre Mitmenschen, für welche sie nicht nur nichts aus freien Stücken übrig

haben, sondern welche sie zum Teil durch ihre Streberei auch noch empfindlich schädigen. Freilich wufste auch Flattich, dafs es wenig hilft, den hartherzigen Menschen, deren Herz voll der Weltleidenschaften ist, Moral zu predigen. Das einzige, was da noch helfen kann, ist das Vorbild des Lebens in der Tat und in der Wahrheit nach dem Worte Gottes. Viele setzen ihre ganze Hoffnung auf das Regiment der weltlichen Obrigkeit. Und welcher vernünftige Mensch wollte leugnen, dafs wir ganz ohne obrigkeitliche Gesetze und Regelungen auskommen könnten? Das glaubt auch Flattich nicht. In seiner humorvollen Weise pflegte er öfter zu sagen: Es mufs auch Scharfrichter geben, aber ich möchte keiner sein. Mit diesen Worten deutet er wieder auf einen wunden Punkt im Staatsleben, der unten noch weiter ausgeführt werden wird: Wenn die Gesetze auch noch so gut sind, die Handhabung derselben geschieht oft genug nicht im rechten christlichen Geiste zum Wohle der Gesamtheit. Wohin man unter Umständen mit dem weltlichen Regimente kommen konnte, zeigten ihm deutlich seine beiden Bürgermeister, welche die Welt durch Strafen regieren und bessern wollten und schliefslich seine Hilfe anrufen mufsten, sowie seines Herzogs Regiment, welches vielfach Unzufriedenheit und Auflehnung hervorrief. Für des Volkes Wohl und Wehe fand er vielfach gar nicht das rechte Verständnis in den oberen Kreisen der Regierung und der Gesellschaft. Er selbst stand auf dem Standpunkte: »Ein Pfarrer, der die gemeinen (einfachen) Leute liebt und ästimiert, kann etwas ausrichten. Wer aber keinen Umgang mit gewöhnlichen Leuten haben mag, bei dem hilft alles Predigen nichts.« Als er einstmals zu dem Direktor des Konsistoriums Schäfer in Stuttgart kam, fragte ihn dieser, wie seine Schule beschaffen sei. Flattich antwortete: Eben mittelmäfsig, weil viele Kinder im Sommer nicht viel in die Schule kämen, da sie teils arbeiten, teils die Kinder hüten müfsten. Der Direktor ersuchte ihn nun, er solle genauer auf die vorgeschriebene Schulordnung halten, worauf Flattich erwiderte, er wolle es tun, wenn er ihm jährlich 300 Gulden dazu gebe; denn im Waisenhaus könne man Schulordnung machen und halten, weil die Waisenkinder ernährt und gekleidet würden. Wenn er ihm also jährlich 300 Gulden zur Erhaltung der armen Kinder in Metterzimmern gebe, so könne er auch in der Schule zu Metterzimmern eine Ordnung machen und halten. Darauf sagte ihm der Konsistorialdirektor, man gebe zwar Gesetze aufs Land, aber ein ehrlicher Pfarrer müsse überlegen, was ausführbar sei. Den Herren an der Tafel des Generals von Harling hat er es auch einmal klar gemacht, wie es wirklich im Leben des

Volkes aussieht. Die Herren sprachen in Flattichs Gegenwart darüber, woher es eigentlich komme, dafs man zur Zeit so viele Pietisten im Lande antreffe. Sie wünschten von Flattich Aufklärung über die Ursache dieser Erscheinung und das Wesen dieser Leute. Wiewohl nun Flattich selbst einmal zugesteht, dafs man an den sogenannten Pietisten mit Recht manches aussetzen könne, nahm er sich doch ihrer an. Er fragte den General: »Wenn Sie Ihren Hund hart halten und den ganzen Tag auf ihn hinaufschlagen, was tut Ihr Hund?« Der General: »Er geht durch.« »Und wenn er durchgeht, was tut er alsdann?« Herr von Harling: »Er sucht einen anderen Herrn, bei dem er es besser hat.« »Sehen Sie, gnädiger Herr,« sagte Flattich, »auf die gemeinen Leute schlägt jedermann zu, der Herzog schlägt auf sie hinein, die Soldaten schlagen auf sie hinein, und die Beamten schlagen auf sie hinein. Das stehen sie nicht aus und gehen also durch, sie suchen einen anderen Herren, sie suchen Christum, und wer Christum sucht, der ist ein Pietist.« Auf die gröfsten sozialen Wohltäter und Erzieher der Menschheit seine Mitmenschen durch die eigene Nachfolge in seinen Fufstapfen hinzuweisen, war ja seines eigenen Lebens Ziel. Er suchte seinen Mitmenschen zu zeigen, dafs man nur das Herz auf dem rechten Flecke haben müsse, um der Wahrheit der Lehre des Menschenheilandes inne zu werden. Für diese geht aber in dem unruhigen und wechselvollen Treiben der Welt das rechte Verständnis oft völlig verloren. Daher konnte er denn auch nimmermehr ein Freund des sogenannten grofsstädtischen Lebens und Treibens sein. Was er von demselben hielt, erklärte er einmal in sehr schöner lehrreicher Weise einem jungen Lehrer, den er unterwegs auf dem Wege nach Stuttgart antraf und also anredete: »Do han i do jetzund, Herr Provisor, wo will denn Er hin?« Der Jüngling: Er habe Stuttgart noch nie gesehen, darum wolle er einmal eine Ferienreise dorthin machen. Flattich: »So? Also Er ist noch nie in Stuttgart gewesen. Wie meint Er denn, dafs Stuttgart aussieht?« Der Provisor: Das wisse er eben nicht, darum sei er so begierig, Stuttgart einmal zu sehen. Flattich hätte gar zu gern einmal erfahren, was für Vorstellungen sich der junge Mann wohl von Stuttgart machte. Aber er konnte nichts aus seinem Begleiter herausbringen. »Nun«, meinte Flattich, »wir werden's bald sehen, ich will's ihm zeigen.« Nach einer Weile rief er plötzlich aus: »Do guck Er, do ist Stuttgart!« In freudiger Überraschung spähte der Jüngling mit weitgeöffneten Augen nach der bezeichneten Richtung, aber er mufste zu seiner Verwunderung gestehen, dafs er nichts sehe. Flattich: »Do han i do jetzund, was

sieht Er denn?« Der Lehrer: Er sehe nur einen Acker, auf dem viele Ackerschnallen (wilder Mohn) und Unkraut, aber wenig Frucht sei. »Das ist eben die Gestalt einer grofsen Stadt«, sagte Flattich, »viel Schmehlen und wenig Ähren.«

Der modernen »kapitalistischen« Denkungsart, welche für ein selbstloses Fruchtbringen weder Zeit noch Gelegenheit zu haben meint, würde Flattich eine solche Ausrede nicht haben hingehen lassen. Obwohl er das schwere und verantwortungsvolle Doppelamt eines Predigers und Erziehers verwaltete, entzog er sich niemandem und war allezeit bereit, Früchte für die Ewigkeit zu bringen. Dafs es einem geistgesalbten Manne von dem Rufe Flattichs nicht an Besuch von Leuten aller Art fehlte, die seine Unterhaltung wünschten oder bei ihm Belehrung, Rat und Hilfe suchten, läfst sich denken. Schon die in seinen Aufzeichnungen sich findendon Namen von Personen aus den höheren und höchsten Ständen, die mit ihm im Verkehr standen, lassen erkennen, wie bedeutend sein Ansehen und das Vertrauen zu ihm in weiten Kreisen gewosen sein mufs; nur folgende Namen mögen hier stehen: voran der Herzog von Württemberg; ferner der General von Harling; der Husarenoberst Naso; die Angehörigen des späteren berühmten Zeller in Beuggen; der Advokat Motz; Hofrat Walther; Regierungsrat von Seckendorf; Leutnant von Bilzenslöwen; der Expeditionsrat Hettler; der Oberamtmann Hettler; Frau Oberst von Gemmingen; der Oberst von Görlitz; der Kaufmann Funk aus Stuttgart; Professor Harttmann; der Apotheker Senger; der Oberst Nicolai; der Chirurg Landerer; Frau von Nettolhorst; der Major Ezdorf; der Wundarzt Beger; die Frau Amtmann aus Hohenstein; der Hauptmann Grofs; der Leutnant Mylius; dor Oberamtmann Kerner; der Kanzler Reufs, die Hofdame von L. u. s. w. Das Vertrauen zu seiner Person und Wirksamkeit war so grofs, dafs er die Anträge auf Aufnahme von Zöglingen in sein Informationsinstitut, wie er es nannte, bei weitem nicht alle berücksichtigen konnte. Zahlreich war auch gewöhnlich an Sonntagen der Besuch von Auswärtigen, die an seinen Gottesdiensten teilzunehmen wünschten. Ja, es kam vor, dafs Familien um seiner Person willen nach Münchingen zogen; so auch ein Sattlermeister, dem es offenbar recht gut ging. Flattich mufste sogar gewissen hochmütigen Neigungen bei ihm steuern. Er machte dem Meister klar, dafs es für ihn nur heilsam sei, wenn er neben seiner Sattlerei »hacken, graben und den Tragkorb auf den Rücken nehmen« würde. Der Sattler aber stak in diesem Punkte noch ziemlich tief in der weltlichen Nichtigkeit drin: »Das brauche ich nicht, es müfste wunderlich zu-

gehen, wenn mir mein Handwerk nicht soviel eintragen würde, um für das Feldgeschäft andere Leute einstellen zu können.« Solche Arbeiten seien gar keine Schande, belehrte ihn Flattich; aber vergebens, der Meister blieb bei seiner Meinung; er mufste das als Handwerksmeister besser verstehen. »Ja, Meister Sattler«, sagte Flattich gelassen, »do han i do jetzunder, in zehn Jahren wird Er nimmer so gescheit sein als jetzt!« Aber die Gescheitheit dieser gescheiten Leute ist eine so verstiegene, dafs man ihr schlecht beikommen kann, und der Meister hatte, wie viele Meister in Handwerken, Wissenschaften und Künsten einen starren Kopf; er meinte, man werde mit den Jahren immer gescheiter. Später aber kam er doch dazu, im Ackergeschäft selbst zuzufassen, und es ward ihm schliefslich das Wort des erfahrenen Flattich klar, dafs man mit den Jahren immer mehr lernen müsse, sich herunter zu begeben, und dafs das die rechte Gescheitheit sei.

Eines Tages kamen zwei Männer aus Gerlingen zu Flattich, um seinen Rat in Anspruch zu nehmen, wie das oft genug geschah. Sie baten ihn, dafs er ihnen zum rechten Verständnis des Psalmwortes: »Schlecht und recht, das behüte mich« behilflich sein möge. Er tat es in seiner gemütlichen Art. Davon erzählt er in einem Briefe an eine seiner Töchter: »Ich erzählte ihnen, dafs ich in dem hiesigen Harlingschen Schlosse mit vornehmen Leuten bei der Mahlzeit war, und ich gefragt wurde, — warum das Gesinde so schlimm sei und im Haus so viel Verdrufs mache. Da ich nun sagte, dafs Abraham mit seinen 300 Knechten besser ausgekommen sei, als man heutzutage mit einer einzigen Magd auskomme, so wurde ich gefragt, wie es denn Abraham gemacht habe. Als ich nun hierauf sagte: Schlecht und recht, so wollte man von mir wissen, was das schlecht sei. Da wir nun bei der Mahlzeit kostbare Gläser hatten, welche mit Gold eingefafst waren, sagte ich: Abraham habe keine so kostbaren Gläser gehabt; dann sollen sie Achtung geben, wenn ein Bedienter oder eine Magd ein so kostbares Glas zerbreche, so schlage man sie oder man schicke sie fort und ziehe es ihnen an dem Lohne ab; wenn man aber ein schlechtes Glas habe, welches nur 1 Kreuzer koste, so habe es nicht viel zu sagen, wenn es zerbrochen werde oder verloren gehe. Deswegen sagte ich zu den Männern von Gerlingen, sie sollten wohl darauf acht geben, je kostbarer eine Haushaltung eingerichtet werde, desto mehr Sorgen, Unruhe und Verdrufs mache man sich dadurch. Hingegen je mehr man sich auf das Schlechte lege, desto mehr finde man Ruhe. Ich sagte dabei, dafs man absonderlich bei den Kindern auch sich auf das Schlechte legen solle; denn wenn man die Kinder

schön und kostbar kleide, so mache solches, dafs man scharf und hart gegen sie werde. Weil die Kinder noch leichtsinnig sind und das nicht in acht nehmen, was man ihnen gibt, so soll man sich bei den Kindern auf das Schlechte legen, damit sie nicht viel verderben und man also nicht scharf gegen sie zu sein braucht. Wenn man seine Kinder nicht weich aufzieht, so können sie desto besser fortkommen; denn wer zu Ehren kommen soll, der mufs zuvor leiden.« Das war die Lehrweise des Volkslehrers Flattich, ganz im Geiste des gröfsesten Lehrmeisters, einfach, praktisch und leicht faſslich, überall anknüpfend an die natürlichen Vorgänge der nächsten Umgebung im menschlichen Leben, der Natur derselben auf den Grund gehend und durch eine vertiefende Betrachtung aus den Wegen des natürlichen Geschehens auf die höheren Vorgänge im Geistesleben hinüberleitend, mustergültig für alle Lehrer aller Gattungen, für die weltlichen wie für die geistlichen, für die höheren wie für die niederen.

In solcher Weise war Flattich allezeit für jeden seiner Mitmenschen zugänglich, um ihm mit Lehre, Rat und Hilfe beizuspringen. Er erinnert mich oft an jene schöne Zeit, da es mir vergönnt war, in einer rheinischen Stadt die Wirksamkeit eines ähnlichen braven Christen aus eigener Anschauung kennen zu lernen, der, obwohl nicht Geistlicher, doch durch sein tiefeindringendes Verständnis der heiligen Schrift vielen Seelen ein Förderer und Tröster geworden ist. Ich will hier einen kurzen Bericht über ihn gleichsam als ein Seitenstück Flattichscher Gesinnung und Wirksamkeit einschalten. Er war der erste Buchhalter (Prokurist) in einem grofsen Fabrikbetriebe einer reichen Familie, deren eines Mitglied den Ehrentitel eines geheimen Kommerzienrates führte. Das Vertrauen der evangelischen Gemeinde hatte ihn zum Vorsteher des Presbyteriums erwählt, welches Amt er lange Jahre verwaltete. Da er zugleich Mitglied des Kuratoriums der höheren evangelischen Schule war, stand ich in gewissen amtlichen Beziehungen zu ihm. Zu dem Worte: »Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere hinzugegeben werden« gab er mir einstmals eine schöne Auslegung, welche mir unvergeſslich geblieben ist: Mein Vater, so erzählte er mir, war ein armer Handwerker, der mir keine irdischen Güter hinterlassen konnte. Dafür bot er mir aber dadurch einen reichen Ersatz, dafs er mir eine christliche Erziehung zuteil werden liefs und mich beständig auf die reichen Schätze des Wortes Gottes hinwies. Schon stand ich im Begriff, das Lehrerseminar zu verlassen, um eine Lehrerstelle zu übernehmen, als der Arzt erklärte, dafs mein Körper zur Übernahme eines Lehramtes zu schwach sei. Das war

für mich ein sehr harter Schlag. All mein Streben schien mit einem Schlage vernichtet. Schon glaubte ich auf einer gewissen Höhe im Leben angekommen zu sein und eine gesicherte Existenz mir errungen zu haben, da mufste ich mich tief demütigen und es noch als eine Gnade ansehen, dafs man mich in eine geringe Lehrlingsstelle in dem hiesigen gröfsesten Geschäftshause mit Bedenken aufnahm. Ich hielt mich auch selbst für den kaufmännischen Beruf wenig geeignet und wufste in meiner tiefen Niedergeschlagenheit keinen anderen Trost als das Lesen im Worte Gottes. Alle meine freie Zeit verwandte ich darauf zu meiner Tröstung und Stärkung. Und siehe da, die segensreiche Wirkung blieb nicht aus. Ich kam auch an das Wort: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes u. s. w. und über diese Stelle kam ich nicht mehr hinweg. Immer wieder dachte ich über den Inhalt nach, und es ward mir klar, dafs sie für mich besonders wichtig sein müsse. Schliefslich war ich fest überzeugt, dafs sie auch für mich den rechten Trost und mein wirkliches Heil enthalte. Und je mehr Vertrauen ich in die Wahrheit dieses Gotteswortes setzte, um so getrösteter ward ich. Mein Chef, der ein sehr strenger Mann war und meiner anfänglichen Unbeholfenheit stark zusetzte, merkte bald, dafs ich kein leichtfertiger Mensch war, sondern treu und gewissenhaft arbeitete. Es gelang mir mit Gottes Hilfe, allmählich immer mehr mir seine Zufriedenheit zu erwerben. Schliefslich war mir mein strenger Chef ein lieber Herr geworden und nach vierjähriger Lehrzeit erkannte ich es mit grofsem Danke an, dafs er mich in seinem Geschäfte anstellte. Ich dankte Gott auf den Knien für diese Gnade und suchte in der Erfassung der Wahrheit des Gotteswortes immer weiter zu kommen. Was hätte ich armer unscheinbarer Mensch, der nichts aufzuweisen hatte, das ihn in den Augen der Welt hätte heben können, ohne das Wort Gottes anfangen sollen? Bei meiner gänzlichen Verlassenheit von allen Menschen und bei meinem schüchternen Wesen hätte ich ohne mein felsenfestes Vertrauen auf die Wahrheit der heiligen Schrift keinen einzigen festen Schritt in dieser Welt tun können. Ich wäre sicherlich verkommen in meinem Elende. So aber tat ich nichts ohne das Gebot und das Wort Gottes, und meine Schritte wurden fest. Dadurch gelang es mir, ein immer gröfseres Vertrauen meines Chefs mir zu erwerben, so dafs ich immer weiter in dessen Geschäft aufrückte und nun schon seit langen Jahren erster Buchhalter bin. Ich habe nicht nur nie äufseren Mangel gelitten, sondern, ohne dafs ich irgendwie darnach strebte, sind mir noch irdische Güter zugefallen. Ja, noch höhere ideale Freuden hat mir der gnädige Gott zuteil werden lassen.

Eine grofse Zahl junger Kaufleute in unserem Geschäfte durfte ich tiefer in das Wort Gottes hineinführen und ihren Dank ernten. Nur mit Zagen habe ich die Wahl zum Vorsteher des evangelischen Presbyteriums angenommen; aber der Herr hat auch in dieser Stellung mir reiche Gnade widerfahren lassen. Freilich habe ich auch bisweilen in den Läuterungstiegel der Leiden hinein müssen: Ich habe eine brave Gattin und ein liebes Töchterlein verloren. Auch einen Pfahl im Fleische habe ich, ein Augenleiden, das mich schon einmal ein Vierteljahr lang in ein dunkles Zimmer bannte. Aber Gottes Erbarmen ist doch durch sein Wort mächtig an mir gewesen, das habe ich zu allen Zeiten erkennen dürfen. Ein köstlicher Trost ist es für mich, dafs wider alle Erwartung in meiner Jugend doch der treue Gott mich an eine Stelle im Leben gestellt hat, wo ich nach seinem Worte und mit seinem Worte vielen Mitmenschen habe dienen können. Also der ehrwürdige Greis. Wie wufste er doch in der heiligen Schrift und im evangelischen Kirchenliede Bescheid! Am Heiligtum des Gebetes verstand er, wie selten einer, zu walten. Kein Wunder daher, dafs viele seiner segenbringenden Belehrung und Gemeinschaft teilhaftig zu werden suchten. Der Wunsch der Jugend aber war ihm in anderer Weise doch noch in Erfüllung gegangen: Er war ein echter und rechter Lehrer in der Gemeinde geworden. Von der tiefgegründeten Christenerfahrung des edeln Greises konnte auch ich viel lernen; darum kam ich einmal wöchentlich mit ihm zusammen. Gelegentlich eines Besuches einer seiner Söhne (eines Arztes in einer grofsen Stadt) erzählte er mir, dafs er neulich eine grofse reine Freude durch seinen Sohn erfahren habe. Er sei des Morgens in der Frühe unerwartet auf dessen Schlafzimmer gekommen und habe den Sohn angetroffen, wie er kniend neben seinem Bette sein Morgengebet verrichtete; er halte also noch an dem Gebet, wie es ihm im Vaterhause gelehrt sei, fest. In seinem Innern habe es gejubelt: des Sohnes Seele ist also im Treiben der Welt noch nicht verloren gegangen, er kann noch seinen Gott finden, wie in seiner ersten Jugendzeit. Ein zweiter Sohn war Pfarrer und erkrankte bei einem Besuche im Vaterhause lebensgefährlich. Schon schien alle Hoffnung auf Genesung geschwunden, da fafst der alte Vater sich ein Herz, geht hinauf in das Krankenzimmer und bringt noch einmal mit aller Inbrunst seiner Seele sein Gebet vor den allmächtigen Gott und ringt in heifsem Flehen um die Genesung des Sohnes. Und siehe da, der Sohn ward von Stund an gesund, so dafs er das Bett verlassen konnte. Also hat mir der Beter selbst am darauffolgenden Tage erzählt. Als wir das letzte Mal voneinander schieden, ahnte ich

noch nicht, dafs ich ihn nimmer wieder sehen sollte. Der Abschied, den er von mir nahm, war auffallend herzlich. Einige Tage darauf erfuhr ich, dafs er nach kurzem Todeskampfe plötzlich gestorben sei. Die Trauer über seinen Heimgang war eine ungemein grofse in der Gemeinde, wie sich auch äufserlich in dem zahlreichen Trauergefolge kundgab. Ich selbst ward auf das Schmerzlichste berührt; war es mir doch, als ob ein guter Genius mir von der Seite genommen war. Bald darauf ward bekannt, dafs der bescheidene, mit der gröfsesten Uneigennützigkeit wirkende Mann ein ziemlich bedeutendes Vermögen hinterlassen habe (die Anerkennung des Geschäftshauses hatte ihm einen gewissen Anteil am Geschäftsgewinne gewährt). »Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere hinzugegeben werden.«

Da die Sittlichkeit im Sinne des Christentums nach dem Grundsatze handelt: »Vom Wort zum Werk, vom Rat zur Tat,« so gilt es nicht nur, den eigenen Willen zu brechen und den Geist zur Selbsthilfe zu wecken, sondern vor allem auch, im Hinblick auf das Ganze Opfer zu bringen, den echten und rechten sozialen Geist des Christentums zu pflegen. Das ist erst der Gipfel der ethischen Vollkommenheit. Ausgerottet werden mufs vor allem der unser Gemeinschaftsleben vergiftende Eigennutz des engherzigen Krämergeistes, der kein höheres Prinzip als die Rentabilität kennt. Ihm gleicht an Einseitigkeit und selbstsüchtigem materialistischem Streben die realistische Richtung auf dem Gebiete der Wissenschaften. Unter dem Einflufs dieser beiden Zeitrichtungen hat sich immer mehr ein verderblicher Geist der Isolierung herausgebildet, der trotz aller äufseren Vereinsgründungen und sogenannten Reichs-Gottes-Werke eine Grundströmung in unserem Volksleben zu werden droht. Sehr treffend schildert diese Erscheinung der Verfasser einer gedankenreichen Schrift über »Erziehung im Geiste der Monarchie«, Univ.-Professor Dr. Wilhelm Götte-Leipzig: »Durch das System materialer Belohnungen lernt jeder nur an sich denken, und ein Geist der Isolierung durchdringt alle von oben bis unten. Man gehorcht nur, solange der Gehorsam Gewinn bringt, und hält sich für verfolgt, wenn man um des gemeinen Besten willen gehorchen soll.« Und weist nicht gerade die Notwendigkeit von Vereinsgründungen auf die umfangreiche Einwurzelung dieses Übels in den einzelnen Gliedern unseres Volkes hin? Ist es nicht jener selbstsüchtige Geist der Isolierung gewesen, der endlich den Staat veranlafste, die sozialen Pflichten des einzelnen in einem gewissen Umfange sozusagen zu verstaatlichen, durch das Medium der Staatsmaschinerie für die Ge-

samtheit dienstbar zu machen? Einzelne Vereinsbestrebungen sind sogar dazu angetan, den glimmenden sozialen Liebesfunken auszulöschen. Eines der deutlichsten Zeichen der hartherzigen Grundstimmung unserer Zeit sind die sogenannten Vereine gegen Bettelei. Die scheinbaren Wohltäter des Menschengeschlechtes geben zumeist ihren Obolus, den sie geben müssen, um nicht von dem Elend ihrer Mitmenschen belästigt zu werden. Das ist nicht der rechte soziale Geist, der den Blick auf das Ganze richtet; dieser verlangt, dafs die Hilfeleistung unter allen Umständen auch eine sittlich wertvolle ist; es kommt nicht allein darauf an, dafs ich gebe, sondern noch viel mehr, wie ich gebe. Da liegt auch ein wunder Punkt unserer bürgerlichen Armenpflege. Eine Bekämpfung jenes unheilvollen Grundzuges der Isolierung kann nur durch das vorbildliche Leben aller Berufenen im Dienste der sittlich-sozialen Idee christlicher Opferwilligkeit gelingen. Hierin ist Flattich ein mustergültiges Vorbild, das kaum übertroffen werden kann. »Geben ist seliger als nehmen« war sein Wahlspruch und nach diesem hat er sein Leben lang gehandelt im Aufsehen zu dem gröfsesten sozialen Wohltäter der Menschheit, den er als seinen Herrn und Meister bekannte. Eine tüchtige Lektion hatte ihm schon die einfache Witwe seiner ersten Gemeinde gegeben, die vom Überflufs ihres reichen Obstsegens gern mitteilte, wie er denn auch noch von einer andern Witwe, die einen Garten an der Strafse hatte, eine köstliche und lehrreiche Geschichte erzählt: »Ich sagte zu ihr: Warum sie die Bäume am Wege nicht umhaue; von denen bekomme sie ja kein Obst, weil man's ihr herunterschlage. Sie sagte: Ja diese Bäume tue sie um viel nicht hinweg. Weil auch andere Leute von ihrem Obst bekämen, so segne Gott ihre Bäume mitten im Garten. Ich solle hereinkommen und sehen, wie alles stehe. Aber die wenigsten Leute glauben den Segen.« Das war ein gut Stück Idealismus bei den kleinen Leuten, wie er bei den grofsen Leuten kaum gefunden wird. Darum sagte er auch einmal dem Oberst Nikolai, als er sich darüber wunderte, dafs einfache Leute (Andacht-)Stunden hielten und lehrten, obwohl sie doch nicht studiert hätten: »Do han i do jetzund, wenn der Gelehrte noch so viel weifs von den Eigenschaften des Weins, der Bauer aber trinkt den Wein und läfst sich auf die gelehrten Erklärungen nicht ein, welcher weifs dann am besten, wie der Wein beschaffen ist?« Diese einfachen Leute erscheinen ihm eben viel gebildeter, als es oft vornehme oder gelehrte Leute sind, wie es denn ja auch heute der Welt noch nicht in den Kopf will, »dafs oft ein sehr einfacher Mann, der nicht viele Kenntnisse besitzt und sich wenig in der sogenannten

guten Gesellschaft bewegt hat, dennoch gebildeter ist, als ein vornehmer oder ein gelehrter Herr.« Ja, ein scharfsinniger Denker und vorzüglicher Menschenkenner der neuesten Zeit, welcher den oberen Gesellschaftsklassen angehört, behauptet sogar: »Von allen Menschen, die ich selbst kennen gelernt habe, sind Bauersleute, Kleinhandwerker und Dienstboten die besten gewesen, die einzigen sogar, die alle Gebote des Christentums wirklich ernst nahmen und zu erfüllen suchten.« Ähnliche Erfahrungen hatte Flattich gemacht, und sie ermutigten ihn, die nötigen Anknüpfungspunkte zu suchen und von innen heraus einer gesunden Gestaltung des Volkslebens die Wege bahnen zu helfen. In der Tat, wenn alle Berufenen seinen Bahnen folgten, so dafs derartige Versuche nicht zu sehr in der Isolierung blieben, so würde es mit der Zeit besser um die wirkliche Wohlfahrt aller Glieder des Volks bestellt sein. Denn es bleibt ein unumstöfslicher kulturgeschichtlicher Erfahrungsatz, dafs nur auf Grundlage einer inneren sittlichen Hebung des Volksgeistes staatspolitische Reformen Bestand und Segen verbürgen. Mehr Herz für das Volk! ruft man heute besorgter denn jemals in die lieblose Welt hinein! Das war schon des Menschenkenners Flattich ergreifende Predigt, der er durch tatkräftiges uneigennütziges Handeln die rechte Wirkung zu geben versuchte. Aber diese Arbeit erfordert den ganzen Mann und das ganze Leben. Flattich ist niemals zu markten und zu feilschen, zu drehen und zu deuteln gesonnen gewesen, er hat alles eingesetzt und hat alles gewonnen. Es war ihm nicht recht, auch nur einen Tag seines Lebens hingehen zu lassen, ohne etwas für die Ewigkeit getan zu haben. Er kargte nicht mit Geld und Gut, wenn es galt, unverschuldetes Elend zu lindern; er achtete kein Ansehen der Person, wenn es nötig war, gegen Unrecht und Gewalttat in die Schranken zu treten. Er zagte nicht und zauderte nicht, wenn es Pflicht war, die Auswüchse des eigenen Selbst zu beschneiden und die schwerste sittliche Arbeit des Menschen zu vollbringen, den Schofssünden, wie er sie nennt, den Garaus zu machen. Einstmals hatte man Ruggericht gehalten und der Oberamtmann (Richter) sowie mehrere andere Herren speisten im Pfarrhause. Flattich war es beim Richten immer nicht recht wohl zu Mute. Er hielt eben nicht viel vom Richten. Zwar gab er zu, dafs man nicht ganz darum wegkommen könne in Anbetracht des mangelhaften derzeitigen Gesellschaftszustandes, aber gegen den Geist der untrüglichen Worte seines Herrn und Meisters, dem er allein glauben und folgen konnte, war es doch, und aller Menschendienst mufste sich richten

nach diesem Herrendienst. Was nicht die Kritik dieses Meisters über alle Meister aushält, taugt nicht für die Welt und die Menschen; es ist sicherlich kein Segen dabei, kein wirklich dauernder Erfolg. Es stand ihm fest, was auch heute wieder zu betonen ist und auch von verschiedenen Seiten recht kräftig wieder betont wird: »Die Moral der Bergpredigt ist durchführbar!« Darum riet denn der vortreffliche Münchinger Menschenkenner stets den weltlichen Beamten, sie sollten nicht so schnell richten und strafen, die Schärfe bessere nicht. Denn er hatte es immer wieder erfahren müssen: Wenn sie in gegenteiliger Weise verfuhren, so ging es wohl eine Zeitlang an, aber schliefslich kamen sie selbst in die gröfsesten Verlegenheiten. Immer machten ihm die Beamten ihr Sachen zu geschäftsmäfsig und schablonenmäfsig ab. Darum entleide auch so vielen Beamten ihr Amt und stürben so viele vor Verdrufs. »Weil der Richter wider das Wort Gottes ist,« schreibt er einmal, »ist auch den Beamten im Alter ihr Dienst so entleidet.« Er habe während seiner Amtstätigkeit in Münchingen 5 Oberamtleute (Richter) gehabt. Wahrscheinlich war es in der angedeuteten Sitzung auch wieder recht geschäftsmäfsig und schablonenmäfsig zugegangen. Flattich war gar nicht zufrieden. Als die Gesellschaft fort war, sagte er: »Ach, heute habt ihr nichts auf die Ewigkeit geschafft!« Es hielt ihn nicht zu Hause, in ernstem Nachdenken unternahm er einen Spaziergang. Denn gedankenlos ging er nie umher. Überall hatte er Augen und Ohren offen, und das unbedeutendste Ding konnte ihm Anlafs zu einer ernsten Betrachtung und segensreichen Nutzanwendung für das Leben werden. Auf seinem Spaziergange trifft er 30 Arbeitsleute an, die unter Bäumen Schatten gesucht hatten. Sie waren auf der Wanderschaft, wollten in die Rheinernte, aber leider hatten sie kein Geld für Nahrung und Nachtquartier. Das pafst unserem Menschenfreunde gerade an diesem Tage, an welchem so wenig in seiner Umgebung für die Ewigkeit getan worden war. Flugs kehrt er um, nimmt die müden Wanderer mit sich und läfst daheim für sie in ausreichender Weise kochen. Nun war der Unmut gewichen, er war froh, dafs er diesen Tag doch noch auf solche Weise hatte beschliefsen können. Es waren wahrscheinlich ganz verschiedene Stimmungen, in denen der Oberamtmann und der Pfarrer an diesem Tage heimgingen. Der Oberamtmann hatte nun die Leute abgestraft und glaubte damit seine Pflicht in vollem Mafse getan zu haben. Er hatte doch nun den Kerlen einen heilsamen Schrecken in die Glieder gejagt, so dafs sie für einige Zeit zunächst unschädlich gemacht waren. Flattich dagegen sah und fühlte viel

tiefer; er erkannte, dafs mit der zeitweisen Unschädlichmachung gar wenig erreicht war nnd vielleicht viel schlimmere Übel im Gefolge kamen. Er wufste, dafs die Gleichgültigkeit und Herzlosigkeit, welche gegen den Geist des gröfsesten sozialen Wohltäters der Menschheit sündigt, schliefslich mit einem gänzlichen Bankerott enden mufs. Dort die geschäftsmäfsige Gesetzlichkeit der Akten- und Rubrikenmenschen, hier die Gesotzeserfüllung im Geiste und in der Wahrheit, wie sie der Menschenheiland als unerläfslich hingestellt hat. Und wie steht es heute mit der Forderung der Reformation, dafs man Gott in seinem Berufe dienen soll? Infolge der vielfachen Nichtbeachtung dieser Forderung ist die gesellschaftliche Lage bereits eine viel ernstere, die Gefahr für dieselbe eine viel gröfsere geworden. »Sieht man denn gar nicht oder will man nicht sehen, dafs eine Menge Lebensstellungen überhaupt nicht mehr die Möglichkeit bieten, sich irgendwie im Dienste christlicher Forderungen zu wissen und mit den Mitteln christlicher Rechtschaffenheit zu arbeiten?« Also mufs man heute bereits klagen (Dr. Rade, Religion und Moral). Dagegen ist es in hohem Grade lehrreich und zugleich ergreifend, an Flattichs Beispiel zu sehen, wie von dem Segen solches Gottesdienstes im Berufe noch dessen spätere Nachkommen ernten sollten. Es sind die Gebrüder Paulus und Christoph Hoffmann, der Bruder des Berliner Oberhofpredigers und Begründer der Tempelgemeinde in Jerusalem. Sie leiteten zur Zeit des sogenannten achtundvierziger Geistes (1848) eine Erziehungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg. Die Wahlen zur Nationalversammlung riefen in dem Wahlkreise Ludwigsburg-Marbach (und Umgegend) heifse Kämpfe hervor. Von den Radikalen war der bekannte Theologe Dr. Strauss, gebürtig aus Ludwigsburg, aufgestellt, von einer Gegonpartei Christoph Hoffmann, damals zugleich Redakteur der süddeutschen Warte. Hoffmann macht über diese Wahl und deren Folgen sehr interessante Mitteilungen (in seinem durch gröfseste Wahrheitsliebe und strenge Selbstkritik ausgezeichneten Werke: »Mein Weg nach Jerusalem,« 1884. II. S. 197 ff): »Auch ich konnte mich des Gefühls nicht ganz erwehren,« erzählt er, »dafs vieles Mangelhafte nnd Verkehrte des bisherigen Zustandes weggeräumt sei.« »Das Streben nach politischer Einigung Deutschlands, die Befreiung der Presse und des Versammlungsrechtes von willkürlichen polizeilichen Einschränkungen hatte ich immer für richtig gehalten.« »Nur das gefiel mir an der Bewegung wenig, dafs die Veränderungen auf revolutionärem Wege bewirkt worden waren und allenthalben diejenigen Männer und Tendenzen an die Spitze

kamen, die sich mit kirchenfeindlichen und irreligiösen Bestrebungen verbündet hatten.« Die radikalliberalen Elemente glaubten sich ihres Sieges sicher. Aber Hoffmann siegte mit 2500 Stimmen über Strauss, obwohl die Radikalen mit gröfsester Rücksichtslosigkeit und unerhörten Einschüchterungsversuchen vorgegangen waren und im württembergischen Märzministerium Männer safsen, die Hoffmann zu Befürchtungen für den Bestand der protestantischen Kirche und deren Lehre Veranlassung gaben. Hoffmann behauptet, dafs er seinen glänzenden Sieg wesentlich dem Umstand zu verdanken hatte, dafs das Andenken an die Wirksamkeit Flattichs und seines Schwiegersohnes Hahn, des berühmten Pfarrers, Mechanikers und Astronomen, noch nicht erloschen und seit dem Bestehen der süddeutschen Warte wieder erneuert worden war. Das war der Geist, der damals hielt und sich bewährte, als das Staatsgebäude zu wanken und die weltliche Obrigkeit zu zagen begann. Nach dem Siege Hoffmanns gingen die Radikalliberalen zu Gewalttaten über, so dafs das Leben Hoffmanns und der Seinigen in Gefahr kam. Sogar 200 Artilleristen machten sich auf, um den Salon, die Wohnung Hoffmanns, zu demolieren. Sie mufsten am Hause eines Offiziers vorbei, der gerade, als er ihrer ansichtig wurde, seine Stiefel auszog. Mit einem Stiefel am Fufse eilte er auf die Strafse und suchte die irregeleiteten Tumultuanten zu beschwichtigen. Anonyme Briefe gingen Hoffmann zu, in denen er mit Ermordung bedroht wurde. Aber er sollte nicht zu Schaden kommen. Gegen Abend des Wahltages erschien vor seinem Hause eine tapfere Schar von mehr als 60 jungen Bauern, welche ihn mit einem Lebehoch begrüfsten. Eine Zeitlang hielt jede Nacht diese Bauernbesatzung, mit Waffen versehen, zum Schutze des Hauses Wache. Die Wut der Gegner wurde indessen immer ärger. Aber wo waren die Männer des weltlichen Regimentes, die nur 3 Stunden entfernt wohnten? Da man vergeblich auf staatliche Hilfe warten mufste, ging schliefslich Hoffmann mit seinem Schwager Immanuel Paulus zu dem Staatsrat Duvernoy, welcher das Ministerium des Innern verwaltete. Von dieser Audienz berichtet Hoffmann also: »Man führte uns in ein Zimmer, wo aufser wenigen Möbeln nichts als eine Flinte in der Ecke stand. Denn damals machte jedermann die militärischen Übungen der Bürgerwehr mit, und besonders hohe Beamte bewiesen dadurch ihre freisinnige und bürgerfreundliche Gesinnung. Wir beklagten uns darüber, dafs man solche Gewalttätigkeiten ungestört 3 Stunden von der Residenz geschehen lasse. Er meinte,

das beste Mittel, die Ruhe herzustellen, wäre, wenn ich auf die Bewerbung verzichtete. Immanuel antwortete: Ja, das haben wir auch gedacht; aber was müfste das Volk von einer Regierung denken, die die Wahlfreiheit nicht gegen den gröfsesten Unfug zu schützen vermöchte. Darauf fand er keine Antwort mehr, sondern ging an sein Schreibpult und setzte ein Billet an den Kriegsminister über die ungesetzliche Stellung auf, die das Militär in Ludwigsburg einnehmen zu dürfen glaube. Denn in der Tat waren es vorzüglich die Drohungen der Soldaten, namentlich der Artilleristen, die gewaltsame Auftritte und infolgedessen (denn die Bauern spafsten nicht) Blutvergiefsen erwarten liefsen.« Auf den Rat einiger Freunde brachte Hoffmann zunächst seine Person und seine Familie durch eine Abreise nach Kornthal, der Gründung seines Vaters, des höchst intelligenten und praktisch veranlagten Bürgermeisters und königlichen Notars Gottlieb Wilhelm Hoffmann, in Sicherheit. Hoffmanns dreijähriges Töchterchen meinte bei der Abreise: »Mama, wird man uns jetzt kreuzigen?« Endlich erschien ein Leutnant mit einer Abteilung Soldaten. Aber die Bauern trauten den Soldaten nicht. Schliefslich wurde man dahin einig, dafs die Soldaten das Haus, die Bauern aber den Platz um das Haus bewachten. Bald darauf hörte die drohende Haltung der Gegner auf. Und eine überraschende Wendung hatte Hoffmann noch zu verzeichnen: »Als die Frage über den Waffenstillstand zu Malmö in Frankfurt und fast gleichzeitig in der Kammer zu Stuttgart zur Beratung kam (dorthin hatte die Stadt Ludwigsburg ihren Strauss ernannt), fand sich, dafs Strauss für den von Preufsen befürworteten Waffenstillstand, ich dagegen in der Nationalversammlung gegen denselben mich erklärte, weil, wie die Folge gezeigt hat, dies der Anfang zur Auslieferung Schleswigs an die Dänen war. Die Ludwigsburger erlebten den Schmerz, dafs ihr Strauss sich der vom Volke gehafsten preufsischen Partei anschlofs und erteilten ihm soger ein Mifstrauensvotum, um das er sich jedoch mit Recht nichts kümmerte. Damals konnte man in den Ludwigsburger Gesellschaften ein Hoch für mich und ein Pereat für Strauss ausbringen hören. So wechselt die Volksgunst und der Beifall der Menschen.« Nach der angedeuteten Richtung hin sowie auch in andern Beziehungen läfst sich an dem Flattichschen Stamme schlagend nachweisen, welcher Segen für ganze Generationen aus der Befolgung der Forderung fliefst, dafs man Gott in seinem Berufe dienen soll.

Was es eigentlich um den ganzen Ernst solchen Berufsdienstes sei, hat er einmal in herrlicher Weise in der Zeit der grofsen Teuerung gezeigt, die in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts

über Deutschland hereinbrach. Da galt es, Glauben, Liebe und Treue dem Meister zu halten, der ihm sein schweres Amt übertragen hatte. Geradezu glänzend war seine Bewährung. Es wird uns berichtet: Jedwedem, der kam, teilte er mit. An seinem damals nur spärlich gedeckten Tische safsen täglich Hunderte, die sich aus seiner milden, liebreichen Hand erquickten. Schon zehrte man vom letzten Reste der Frucht im Pfarrhause. Da kam eines Morgens seine Tochter Friderike, welche nach der Mutter Tode den Haushalt führte, in seine Studierstube mit den Worten: »Lieber Papa, es sind schon wieder arme Kinder da, die Brot wollen! Wir haben ja selber keins mehr soll ich denn nun immer noch weggeben?« Der Vater: »Wie? Es ist kein Brot mehr im Hause?« Die Tochter: »Ja, nur noch ein Restchen von dem gestern angeschnittenen Laib, und dann noch ein ganzes. Aber das langt ja kaum bis morgen früh in dem Haushalt, und Frucht ist keine mehr da!« »Ei,« sagte der Vater, »Du hast noch einen ganzen Laib Brot und sprichst doch, es ist kein Brot mehr da? Geh' nur, meine Tochter, und schneid den Kindern getrost herunter, und so viel wie sonst. Steht doch geschrieben: Siehe, des Herrn Auge siehet auf die, so ihn fürchten, die auf seine Güte hoffen, dafs er ihre Seele errette vom Tode und ernähre sie in der Teuerung. Unsere Seele harret auf den Herrn. Er ist unsere Hilfe und Schild. Wir wollen auf den Herrn harren, so wird er uns auch in der Teuerung ernähren.« Die Tochter geht und schneidet herunter vom Brot, wie der Vater es will, kann sich aber doch der Sorge nicht erwehren: Wo wird der Vater bei dem grofsen Mangel, der überall herrscht, Getreide auftreiben? Indessen der Vater arbeitet ganz getrost in seinem Studierzimmer. Ihm war um Trost und Hilfe nicht bange. Und in der Tat war die Hilfe schon vor der Tür. Man kann sich denken, dafs die Wirksamkeit Flattichs ihm in der Gemeinde schon manche Herzen gewonnen hatte. Sie wufsten, dafs er in grofser Uneigennützigkeit wirkte und sehr freigebig war. Manche brave Seele mag schon gefragt haben: Was wird der gute Flattich in dieser teuren Zeit mit seinen vielen armen Leuten anfangen? Und wirklich trat dann auch bald nach obiger Unterredung eine reiche Nachbarin in sein Zimmer. »Herr Pfarrer,« sagte sie, »bei Ihnen wird nun wohl das Getreide ziemlich zu Ende gehen. Denn ich habe oft mit Verwunderung gesehen, wie Sie von Bettelleuten überlaufen werden, und da geht keiner aus Ihrem Hause ohne ein Stück Brot. Da hab' ich denn schon immer zu meinem Manne gesagt: Mann, wir müssen für unseren Herrn Pfarrer auch einige Scheffel Getreide aufheben, denn bei dem wird's bald fehlen. Wenn Sie nun

Getreide brauchen, so schicken Sie nur hinüber und lassen holen, so viel Sie wollen. Und wenn Sie einmal wieder einernten, so geben Sie uns wieder.« Der Pfarrer dankt herzlich, die Tochter aber belehrt er dann: »Darum stehet geschrieben: Er hat Beide, die Kleinen und die Grofsen, gemacht und sorget für alle gleich. Für die Kleinen, die heute Morgen ums Brot baten, hat er durch uns Grofse gesorgt, und hättest Du zu den Bettelbuben gesagt: ‚Ihr Kinder, ich kann euch heute wirklich kein Brot geben, denn wir haben selber keins mehr,' so wären sie doch nicht fortgegangen; denn sie hätten es gar nicht geglaubt, dafs ein Pfarrer für arme hungrige Kinder kein Brot im Hause haben soll, und hätten auch Recht daran gehabt. So kann auch ich es nimmermehr glauben, dafs unser Gott, der ein so reicher und gnädiger Herr ist, für einen armen Pfarrer kein Brot mehr haben soll, der auf ihn trauet und der auf sein Geheifs alle Tage den Leuten vom Glauben predigt. Denn es stehet nicht geschrieben: Er sorgt für die Kleinen allein, indem er mir und andern Christen ein mitleidiges Herz gibt gegen die armen Leute, sondern für alle gleich, für Grofse, wie für Kleine, und hätte er selber kein mitleidiges Herz, so könnte er mir auch keins geben.« So wird die Berufstreue im Dienste des Herrn zum Segen für die Gesamtheit. So viel steht fest: Wenn nur alle Berufenen im rechten christlichen Geiste der Gesamtheit dienen wollten, es wäre noch eine Fülle idealer Kräfte in unserem Volke zu erschliefsen, die unter der rechten Leitung den gröfsesten Segen für das Menschengeschlecht zu verbreiten vermöchten. Man darf sich nur nicht beirren lassen durch das schnelle Urteil der Leute der sogenannten praktischen Denkungsart. Diese halten jeden, der im Leben mit der idealen Weltanschauung wirklich Ernst machen will, für einen Ideologen, welcher unzweifelhaft Schiffbruch erleiden mufs. Den Realisten gehört nach ihrer Ansicht die Zukunft und die Welt. Es kümmert sie gar nicht, dafs unser realistisches Zeitalter schon nicht einmal mit der Jugend recht fertig werden kann und Mafsnahmen nötig hat, über welche die Altvordern bedenklich den Kopf schütteln würden, dafs die Zuchthäuser und Gefängnisse an Überfüllung leiden, die Irrenhäuser nicht ausreichen wollen, die Nervenheilanstalten wie Pilze aus der Erde schiefsen, gewifs nicht aus Mangel an Nachfrage. Und wenn man ihnen dann sagt, das Christentum ist das beste Heilmittel gegen alle Nervosität unserer Zeit, so lachen sie entweder aus vollem Halse oder müssen doch wenigstens, wenn sie etwas mehr Anspruch auf Anstand zu machen vermögen, sich eines gewissen geheimen Lächelns zu erwehren suchen. Woher diese Erscheinungen? Sie entstammen

der bedauernswerten Verblendung, durch die eine sogenannte voraussetzungslose Wissenschaft die Köpfe der Menschen gefangen nimmt und die Herzen mit gefühlloser Selbstsucht erfüllt, sowie dem Mangel an Kenntnis des Wesens der idealistischen Weltanschauung und dessen, was dem Menschengeschlechte hier auf Erden wirklich not tut und zum wirklichen Fortschritte gereicht. Wir aber halten uns an den Ausspruch des grundgescheiten und praktischen Wichern: »Was das christliche Prinzip vermag, wenn es die sozialen Lebensbeziehungen in Gottes Namen und Liebe erfafst, dafür wäre schon manches einzelne Beispiel, das sich hier und dort findet, zu nennen, und für den Suchenden würde vielleicht noch eine gröfsere Zahl von Beispielen, als man glauben möchte, zu finden sein« und schliefsen mit dem mahnenden Worte eines hervorragenden Pädagogen und Ethikers unserer Zeit: »Vor allem habe Idealismus!«

MITTEILUNGEN

1. Von der schleswig-holsteinischen Lehrerversammlung

Von Marx Lobsien, Kiel

Am 24. Juli tagte in Itzehoe die schleswig-holsteinische Vereinigung für wissenschaftliche Pädagogik unter der Leitung Marx Lobsiens. Der Rektor der Kieler Universtät Herr Prof. Baumgarten und Herr Wilh. Peyer-Altona wurden in den Vorstand wiedergewählt und als gemeinsames Arbeitsgebiet für das nächste Jahr bestimmt: Die Bedeutung des Interesse für den Unterricht. Sodann hielt Herr Prof. Baumgarten einen Vortrag über:

Die Bedeutung der Phantasie für den Religionsunterricht

Einleitend entwickelte der Referent in einigen kurzen Zügen das Wesen der Phantasie. Die Phantasie ist scharf abzuheben von Erinnerung und Gedächtnis und näher in Beziehung zu setzen zur Vorstandestätigkeit. Herbart rückt ihr Wesen zu nahe an das Erinnern heran; ihm ist sie nur »Lebhaftigkeit der Reproduktion«, also eine bestimmte Weise. Trotzdem bleibt Tatsache, dafs sie etwas Neues schafft, das nicht sinnlich unmittelbar erlebt wurde, nämlich neue Kombinationen. Die Anschauung ist gebunden an das sinnliche Erleben, die Phantasie zwar auch, aber sie ist darüber hinaus schöpferisch und frei. Diese schöpferische Zutat ist das Charakteristische ihres Wesens. Die Freiheit wiederum hängt ab von dem Einflufs der Wertgefühle, die ein willkürliches Kombinieren ermöglichen. Also: das Gedächtnis ist unwillkürliche Reproduktion, die Phantasie demgegenüber Schöpfung und willkürliches Erleben. In Bezug auf Phantasie und Verstand trifft Wundt das Richtige. Der Verstand ist ein Mehreres als reines Reproduzieren, er ist freies Kombinieren, er hat die Beziehungen der Vorstellungsinhalte zum Gegenstande, der einzelnen Vorstellungsinhalte. die Phantasie hingegen richtet ihr Augenmerk auf das Ganze des Erlebens; Der Verstand ist diskursiv, die Phantasie intuitiv. Der Referent will sich mit diesen groben Zügen begnügen, weist aber zum Schlufs noch darauf

Digitized by Google

hin, dafs Verstand und Phantasie beide aktiv und willkürlich seien. »Phantasie ist willkürliches, aktives Erleben, das auf das Ganze des Bildes gerichtet ist.« Der Referent zeigt dann an der Hand Wundts, wie sich die Einbildungskraft allmählich entfaltet vom ersten passiven Einbilden bis zu der durch logische Anschauungen disziplinierten Phantasie.

Der Referent weist kurz die Aufgabe des Religionsunterrichts nach. Die Aufgabe ist selbstredend nicht erfüllt mit dem Einpauken von Gedächtnisstoffen, sondern liegt in der »Ermöglichung religiösen Lebens«. Das aber setzt voraus einerseits Darstellung religiösen Lebens, andrerseits Bearbeitung religiöser Vorstellungen zu Begriffen, damit der Schüler über seine Erlebnisse bewufst werde. Weit wichtiger aber als diese Ordnung ist das Leben, die lebendige Teilnahme auch des Willens. Die Religion hat nur soviel Wert als sie Gefühl und Willen umspannt. Da gilt es Anteilnahme, in Verkehr treten mit religiösen Personen und Erlebnissen, dafs diese Welt eine nahe werde. Das kann nur geschehen mit Hilfe der Phantasie. Die Anschauung des Rationalismus, dafs religiöse Vorstellungen im Bewufstsein des Kindes schlummern und durch Hebammenkünste nur geweckt zu werden brauchen, war die Mutter der Katechese. Diese Ansicht ist jetzt verlassen, sowohl rechts wie links und allgemein stimmt man dem zu: Religion ist Erleben, ist Geschichte. Gott offenbart sich uns in Geschichte und persönlichem Erleben und es gilt diese Offenbarung zu wecken. Vor allen Dingen erleben wir das Mysterium in Jesus. Darin wird in Ewigkeit nichts geändert. Das Mysterium kann nur in der Phantasie erfafst werden. »Darum aber sage ich: Weg mit der katechetischen Methode!« Es kommt alles an auf phantasievollen Verkehr mit religiösen Persönlichkeiten in realem wie idealem Sinne. Real wird Religion erfahren an der Mutter, an den Lehrern, vorausgesetzt, dafs diese selbst voll im religiösen Leben stehen. Die Lehrer müssen eine Bildung erfahren, die das möglich macht. Es mufs ein Ende gemacht werden mit der logisch statischen Behandlung nach katechetisch-rationalistischer Weise und die Phantasie mufs zu ihrem vollen Rechte kommen. Das geschieht durch Darstellung religiösen Lebens, durch Erzählung und Mitteilung persönlicher Erlebnisse. Damit wird dem Lehrer die Aufgabe nicht erleichtert, sondern vertieft. Die Aufgabe des Religionsunterrichts ist: Religion erleben durch Phantasie. Die Summe aller Religion stellt sich uns dar in Christo.

Man habe dem Referenten vorgeworfen, dafs das Gute an seinen »Neuen Bahnen« (Neue Bahnen, der Unterricht in der christlichen Religion im Geist der modernen Theologie von D. O. Baumgarten, Professor der Theologie an der Universität Kiel. Tübingen und Leipzig, Mohr, 1903. 120 S. Preis 1,20 M) eben nichts Neues sei — er mache auch keinen Anspruch darauf, ganz neue Bahnen, ohne jede Berührung mit Vorgängern, gewiesen zu haben. Neu ist nur die konsequente Durchführung in der Wertschätzung der Phantasie, in der starken Betonung des res ante verba! Darin — das sei ihm immer mehr zum Bewufstsein gekommen — berühre er sich mit den grofsen Meistern:

Comenius, Herder und Pestalozzi, diesem Helden der Phantasie. Religion mufs Leben, Religionsunterricht Lebensunterricht sein; das ist er nimmer in logischem Analysieren, geschweige Einpauken von Memorierstoffen. Die Schule mufs entlastet werden von Aufgaben, die sie nicht erfüllen kann und zwar nicht erfüllen kann der Sache wegen. Dann erst gewinnt sie Raum für wahren Unterricht in der Religion. Weg mit dem öden Memorieren unverstandener Texte, dem leblosen Analysieren, Dogmatisieren, Konstruieren.

Der Referent macht dann in Kürze positive Vorschläge 1. Religion ist nicht lehrbar wie Grammatik, Mathematik, Religion. Religiosität ist lehrbar nur wie etwa die Musik. Aufgenötigter Stoff ist nicht nur unwirksam, sondern geradezu schädlich für die Zeit der Erweckung, wo der Geist die Seele erfafst; denn dann ist das Lebensgefühl, das Werturteil mit Beziehung auf die religiösen Objekte gedämpft. Wir müssen Ernst machen mit der Behandlung der Seele als Organismus: das die Eindrücke auffassende Organ mufs vorhanden und vorbereitet sein; sonst ist die Aussaat aussichtslos. Wenn irgendwo, so gilt für unser Gebiet das Schlagwort vom erziehenden Unterricht, der ansteckend wirkt auf die innere Selbsttätigkeit, auf den inneren Drang, der Herz und Willen zur Zustimmung zwingt. Darum ist auch die Bildung von Vorstellungen nicht alles; wesentlicher sind die Anregungen des religiösen Gefühls, die Veranlassung zu religiösen Erlebnissen.

2. Der Referent weist hin auf die Bedeutung dos ersten Unterrichts in der Religion durch die Mutter. Die Erfolge im Schulunterrichte sind deshalb oft so betrübend, weil die Mutter nicht in rechter Weise den Boden für die spätere Saat bereitet hat. In meisterhafter Vollendung führt der Referent in die Mutterschule ein, ein weihevoller Hauch schwebte über diesen Ausführungen, so dafs kurze Aufzeichnungen ihm nicht gerecht werden können; ich verzichte daher darauf und begnüge mich, auf § 8 seines Werkes zu verweisen.

3. Der Unterricht auf der Unterstufe. Die Unterstufe ist charakterisiert durch grofse Änlichkeit mit der Vorstufe: wir haben Mutterkinder vor uns und es ist eine ganz unnötige Härte, diese gleich schulmäfsig zu behandeln. Vor allen Dingen nicht viel Stoff, sondern wenig und das zu sicherem Besitze des Gemüts. Ferner nur Geschichte! Diese mufs frei erzählt werden, ohne Buch und ohne sklavisches Festhalten am Bibeltexte. Es sind zusammenhangslose einzelne biblische Geschichten zu bieten. Bei der Darbietung mufs das ich viel mehr hervortreten; es darf nicht heifsen: Luther hat das gesagt, in dem biblischen Geschichtenbuch steht's geschrieben u. s. w., sondern das persönliche Erleben, persönliche Erfahrung mufs in den Vordergrund treten — allerdings mufs man es auch haben! Es kommt hier weit mehr an auf Ton und Gemüt als auf klugen Unterricht. Man mufs der freispinnenden Phantasie dieses Kindesalters Rechnung tragen und sich beileibe hüten, zu früh Kritik zu üben. Jesus, der zu Weihnachten die schönen Gaben bringt, dem Kinde wegspotten, ist Mord an der freispinnenden Phantasie. Man mufs bei der Mutter in die Schule gehen, zu erzählen verstehen wie sie.

4. Die Mittelstufe leitet zwar schon über zum verstandesmäfsigen Erfassen der religiösen Objekte, aber man mnfs sich hüten, zu verfrühen. Man mufs die Kinder in idealen und realen Umgang versetzen mit aufser ihnen lebenden religiösen Wirklichkeiten, erzählen von Gottes Taten und den Realitäten der Religion, von Christus und den religiösen Helden: Moses, die Richter, Simson, David, Elias, die Makkabäer; Johannes der Täufer, Petrus, Paulus, volle Lebensbilder. Noch immer ohne Kritik des Wunders nnd der Sage; aber das äufsere Mirakel mufs zurücktreten vor dem Blick auf die Heldenkraft. Die Heldenverehrung ist aber rein zu halten von unwahrer Verhimmelnng. — Wie steht es mit dem Katechismus? Seine Hauptbedeutung soll liegen in der Erziehung zum Bekenntnis. Der gesunde, zumal der gesund schaffende Mensch lebt aber fröhlich in starken Anschanungen und begnügt sich mit der Einheit im Grundgefühl. Die abstrakt gefafsten Formeln der Glaubens- und Sittenlehre sind aber Verdichtungen der Erfahrungen des reifen Mannes. Das Glaubens- und Sittenleben des Kindes aber gestattet nicht einen solchen runden Ausdruck, es ist notwendig Flufs und Stückwerk. Am bedenklichsten ist das »Ich« des lutherischen Katechismus, es ist Verleitung zur Unwahrheit — die Kinder haben das nicht erlebt, man denke an den 2. Artikel. Doch, wir haben nun einmal Luthers Katechismus als Normalbuch christlichen Unterrichts und werden sobald nicht darüber hinauskommen!

5. Auf der Oberstufe soll der Unterricht einen relativen Abschlufs erreichen, nnr einen relativen, denn das Wesentlichste des Christentums, die Erfahrungen von Sünde, Schuld, erlösender und beseitigender Gnade u. s. w. liegt jenseits des Lebens und der Fassungskraft dieses Alters. Hier bleibt die Hauptsache strenge Wahrheitsliebe und Geduld mit dem von Gott gestifteten langsamen Wachstum, künstliches Katechisieren über hohe Worte ohne innere Anschauung und Nacherleben der Sache helfen zu nichts. Im Gegensatz zu den vorigen Stufen werden hier nicht Einzeldarstellungen, wohl aber Darstellungen geboten, die das Gesamtleben des Helden zum Gegenstande haben, vor allem ist ein zusammenhängendes Lebensbild Jesu zu geben. Das alte Testament ist zu behandeln unter dem Gesichtspunkte der göttlichen Leitung in der Geschichte der Familien und Völker. Auch eine kurze Geschichte der Kirche ist auf der Oberstufe zu geben, aber konzentriert um die Geschicke und Bestrebungen konkreter Gestalten.

Ich mufs mich bescheiden, die — es sei gestattet — sachlichen Ecken des Vortrags kurz zu skizzieren. Den stark wirkenden Momente der Stimmung, der persönlichen Überzeugung und Wärme vermögen diese Aphorismen in keiner Weise gerecht zu werden. —

Die Diskussion drehte sich lediglich um einen Punkt, um die Frage, ob das katechetische Lehrverfahren die scharfe Verurteilung verdiene, die der Referent übte. Der Referent wies überzeugend nach, dafs es in den Formen, die er beobachtet, nicht wahr sei, dafs es in hervorragendem Mafse die Gefahr des Selbstbetruges berge, dafs es immer das taschenspielerisch aus den Kindern mit leichter Mühe herauszulocken wisse, was

der Katechet wünsche. Das schliefst selbstverständlich nicht aus, dafs ernste Katecheten auch der Phantasie gebührende Würdigung zu teil werden lassen.

2. Zu dem Kampfe gegen die Herbartische Pädagogik

Zu unserer Mitteilung S. 327/29 des vierten Heftes hat R. Rifsmann in der »Deutschen Schule« S. 396 eine Erklärung veröffentlicht, in welcher er gegen unsere Mutmafsung von Willensmotiven (S. 328) »nachdrücklichst Protest erhebt«. Vorher war gesagt, dafs in unseren Ausführungen die »perfide Absicht« zu Tage trete, seiner Kritik »persönliche Motive unterzulegen«. Hiergegen ist unserseits Protest zu erheben. Mit Willensmotiven haben wir persönliche Motive in dem gewöhnlichen Sinne gerade nicht gemeint. Um ein deutliches Beispiel zu wählen, so wird man gewifs nicht annehmen, dafs Bismarck 1866 oder 1870 aus persönlichem Hafs gegen Franz Josef oder Napoleon gehandelt habe, wohl aber kann man lesen, der Herzog von Gramont habe aus Hafs gegen Bismarck zum Kriege getrieben, und auch das entgegengesetzte persönliche Motiv hat man in der hohen Politik oft genug wirksam gefunden. Dagegen Willensmotive braucht man Bismarck gewifs nicht erst »unterzulegen«, höchstens wird darüber gestritten, was der Mann im tiefsten Grunde oder was er im einzelnen Falle wollte, und darnach richtet sich dann die Stellung, die der Bourteiler dazu einnimmt. Im vorliegenden Falle glauben wir bemerkt zu haben, dafs Rifsmann in letzter Zeit sein Verhalten gegen die Herbartische Schule geändert hat, ohne dafs in dieser selbst ein Grund zu erblicken wäre. Sein in unserer Mitteilung angezogener Aufsatz fällt schon durch die Fassung der Überschrift auf, und Rifsmann hat einstweilen nichts gegen unsere Behauptung vorgebracht, dafs die erkenntnismäfsigen Gründe für seine Handlungsweise dünn werden. Wenn Rifsmann am Schlusse sagt: »Der Verfasser und die Herausgeber hätten bedenken sollen, dafs man eine solche Art der Polemik in der Regel nur da findet, wo versucht wird, eine verlorene Sache noch in letzter Stunde für ein Weilchen wenigstens über Wasser zu halten«, so legt er uns damit ein Willensmotiv unter, welches uns sehr fern liegt und welches die Herausgeber uns schwerlich zutrauen werden. Wir wollten auf ein Wetterzeichen hinweisen (S. 328). Gern würden wir uns überzeugen, dafs wir die Tendenz seiner Aufsätze »offenbar mifsverstanden« hätten, und trauen uns zu, dann alles bald in Ordnung zu bringen.[1])

Das gleichzeitig mit unserer Mitteilung erschienene Maiheft der »Deutschen Schule« hat uns aber diese Überzeugung noch nicht aufgedrängt. Dort wird S. 31 aus Professor Theobald Zieglers Einleitung zum »Handbuch für Lehrer und Lehrerinnen« ein Urteil über Herbart abgedruckt ($1^1/_2$ S.) und am Schlusse gesagt: »Aus diesem Bankerott, der der Herbartschen Pädagogik [bei Ziegler ist Herbarts Pädagogik gemeint]

[1]) S. 328 Z. 5 v. u. mufs es statt S. 170 heifsen S. 186.

angekündigt ist, ergibt sich, dafs die deutsche Lehrerschaft sich von ihr loszumachen hat, wenn sie weiterkommen und mit der wirklichen Wissenschaft fortschreiten will.« Diesen Zusatz mag der Herausgeber Rifsmann doch noch einmal bedenken. Offenbar hält er das Urteil Zieglers für sehr vielsagend. Über die Auffassung des kritisierten Gegenstandes würden wir uns mit Professor Ziegler ebenso wenig einigen können wie mit Rifsmann, haben also noch keine Ursache, an den angekündigten Bankerott zu glauben.

Der Standpunkt der Beurteilung ist auch etwa derselbe, d. h. die Verurteilung stützt sich auf dieselben drei Vorwürfe, nur dafs eben von Herbart allein die Rede ist, und im Vorwurf des »Individualismus« gipfelt die Kritik. »Gerade deswegen sind Herbarts Pädagogik und Ethik so veraltet, weil sie einer durch und durch individualistischen Weltanschauung entstammen.« Es scheint uns daher nötig, auch von dieser Seite her bald einmal den Widerstreit zu beleuchten, nachdem der Vorwurf des Intellektualismus und Voluntarismus im 31. Jahrbuche behandelt worden ist und über die Frage des Moralismus die Arbeit von Dr. Häntsch: »Über Herbarts Bildungsideal« (Sonderdruck aus den »Päd. Studien« 1903) vorliegt, die wenigstens zu eindringlicher Beschäftigung mit der Frage veranlafst. Letztere Arbeit wird von Rifsmann S. 384 erwähnt mit dem Bemerken: Hat Dr. Häntsch recht, »was freilich wohl noch einer Nachprüfung bedarf,« so würde das von Rifsmann über den Moralismus Ausgeführte »auf Ziller allein bezogen werden müssen, der an dem bestehenden Mifsverständnis offenbar die Hauptschuld trägt«. Diese Plazierung der Hauptschuld ist ferner charakteristisch für eine noch nicht abgeschlossene Arbeit von E. von Sallwürk: Ziller als Interpret der Herbartischen Pädagogik, vom 5. Heft der Deutschen Schule an erscheinend. —e.

3. Über gemeinsame Erziehung der Geschlechter

(Aus einem Brief aus Holland an den Herausgeber)

»Mit grofsem Interesse habe ich Ihren Vortrag über »Coeducation« gelesen, für dessen gütige Zusendung ich Ihnen herzlichen Dank sage. Zwar ist für mich der zweite, der psychologische (besser vielleicht: physiologische) Grund so ziemlich beweiskräftig, dafs eine regelrechte und allgemeine »Coeducation« über das 12—13jährige Alter hinaus nicht mit der natürlichen Ordnung übereinstimmt und daher weder wünschenswert noch unbedenklich genannt werden kann. Aber die Tatsachen lehren zur Genüge die völlige Unschädlichkeit der sich in praxi darbietenden Ausnahmefällen; einer künstlichen Einschränkung seitens der Behörden bedarf es also nicht. Bei uns hat die Zulassung der Mädchen zu den Knabenschulen sich geräusch- und fast auch widerstandslos vollzogen. Die Volksschulen, wo die Kinder bis zum 12.—13. Lebensjahr verweilen, sind nie getrennt, nur ausnahmsweise aus äufseren oder geschichtlich bedingten Gründen. Die Gymnasien und Oberrealschulen haben seit etwa 1878 in

stetig steigender Zahl Mädchen aufgenommen; die Universität war schon vorangegangen, wenn auch nur in sehr beschränktem Mafse. Bei uns gilt der Grundsatz, dafs was das Gesetz nicht ausdrücklich verbietet, gesetzlich zulässig ist und von keiner Regierung verhindert werden kann. Die Gemeinden können zwar ihre eigenen Einrichtungen verschliefsen, haben dies aber aus Eigennutz oder unter dem Drange der interessierten Eltern nirgends getan aufser in 's Hertogenbosch, dessen katholischer Rat sich hartnäckig weigert, das städtische Gymnasium den Mädchen zu öffnen, womit er nur seiner Stadt den Ruf eines Schildburg erworben hat. Im Streite darüber ist eine Art Privat-Enquête abgehalten worden, die ergeben hat, dafs die Zulassung der Mädchen nirgends auch nur die geringste Schwierigkeit oder bedenkliche Folgen erzeugt hat. An vielen Orten ist die Frequenz der Mädchen auf den Knaben-Oberrealschulen eine sehr starke, sogar da, wo besondere Oberrealschulen für Mädchen existieren, was offenbar daran liegt, dafs letztgenannten jede Berechtigung abgeht. —

Ganz und gar stimme ich mit Ihnen überein, wenn Sie sagen, dafs den Hauptvorteil des gemeinsamen Schulunterrichts die Knaben davontragen.«

(Vergl. hierzu die »Post«, Nr. 388. Berlin 1903.)

4. Die Ferienkurse in Jena,

welche im Jahre 1889 als die ersten auf deutschem Boden ins Leben getreten sind, waren in diesem Jahre besonders zahlreich besucht. Die Zahl der Teilnehmer betrug 370; davon $^2/_3$ etwa aus dem Reich. Aus dem Ausland war vertreten: Nord-Amerika, Armenien, Bulgarien, Dänemark, Finland, Griechenland, Grofsbritannien und Irland, Holland, Italien, Luxemburg, Norwegen, Österreich, Russland, Schweden, Schweiz, Ungarn. 22 Dozenten, unter ihnen ein Franzose, eine Engländerin, ein französischer Schweizer für die betreffenden Sprachkurse, gaben etwa 30 Vorlesungen und Übungen, die alle gut besucht waren. Ebenso fanden die gemeinsamen Veranstaltungen, Spaziergänge, Ausflüge in die Umgebung u. s. w. rege Teilnahme.

BESPRECHUNGEN

I Philosophisches

Bergemann, Paul, Lehrbuch der pädagogischen Psychologie. Leipzig, Theodor Hofmann, 1901.

Wieder eine Spezialität der Psychologie! Zu der physiologischen, experimentellen, der Kinderpsychologie, der Psychologie der Aussage u. a. ist mit vorliegendem Buch noch eine pädagogische Psychologie gekommen. Wie lange wird es dauern, dann erscheint auch eine Jünglings-, Jungfrauen-, Männer-, Frauen-, Greisen-Psychologie, ja vielleicht auch eine Chinesen-, Neger-Psychologie u. s. w. Und doch gibt es als Wissenschaft nur eine Psychologie. Die in ihren Titeln als besondere Arten sich empfehlenden Psychologien heben entweder aus den der Psychologie überhaupt gegebenen Problemen eins stärker hervor als die andern, oder sie beschränken ihre Untersuchungen auf einen ganz bestimmten Kreis von Individuen, oder sie bevorzugen bei der Bearbeitung der Probleme eine Methode vor anderen, oder sie berücksichtigen bei der Anwendung ihrer Lehrsätze auf das praktische Leben das eine Gebiet mehr als das andere. Derartige Psychologien bieten also aus dem Ganzen nur Bruchstücke. Das gilt auch von der vorliegenden »pädagogischen Psychologie«. Der Herr Verfasser sagt: »Da ich mich also von der Rücksicht leiten lasse, vornehmlich das für den Erzieher Bedeutsame wirklich eingehend zu erörtern, habe ich dem Werke den Titel: Lehrbuch der pädagogischen Psychologie gegeben.« S. IV. Dadurch und durch die andern oben angegebenen Gesichtspunkte wird aber noch kein Titel, der den Anschein einer besonderen Art der Psychologie erweckt, gerechtfertigt. Eine Pädagogik mit dem Titel »psychologische Pädagogik« kann gebilligt werden; aber den Titel »pädagogische Psychologie«, die Umkehrung des vorigen, sollte man vermeiden.

Der Herr Verfasser kennt auch noch eine »moderne« Psychologie (S. 3. 35 u. a. O.). Und wirklich ist auch eine solche unter diesem Titel im Buchhandel erschienen. Was heute »modern« ist, kann über kurze Zeit schon wieder »unmodern« sein. Die Mode ist ein Produkt der Laune, Willkür und des Geschäfts. Die Wissenschaft ist kein Gegenstand der

Mode, und niemand sollte ihr durch Attribute wie modern auch nur den Schein einer Modesache geben. Will jemand sie wie einen Modeartikel darbieten, dann schreibe er doch lieber gleich »Modepsychologie«, »Modepädagogik« u. s. w. Es ist dringend zu wünschen, dafs die Männer der Wissenschaft bei der Benennung ihrer Forschungen und Darstellungen derselben alle Namen vermeiden, die den Verdacht eines Spezialitätentums oder einer Marktschreierei erwecken könnten.

Die vorliegende »pädagogische Psychologie« behandelt in der Einleitung (S. 1—26) »allgemeine Fragen der Psychologie«. Der § 1 enthält »Geschichtliches und Literatur«. S. 1—7. Auffällig ist hier die Art, wie verdienstliche psychologische Forschungen ohne jegliche Begründung als »nicht mehr benutzbar« (S. 3) oder als »antiquiert« zurückgewiesen werden. Das erstere behauptet der Herr Verfasser in Bezug auf Herbarts, das andere in Bezug auf Benekes Psychologie. Nun ist es aber Tatsache, dafs die Forschungen beider Männer noch heute eine grofse Zahl von Anhängern haben. Angesichts dieser Tatsachen ist es wissenschaftlich nicht erlaubt, solche absprechenden Urteile ohne Begründung zu fällen. Unterzöge der Herr Verfasser sich der Mühe, Herbarts Philosophie gründlich zu studieren und dann Herbarts Psychologie mit der »modernen« Psychologie zu vergleichen (cfr. Zeitschrift für exakte Philosophie und Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik 1900—1902 u. a.), so würde er erkennen, dafs die »moderne« Psychologie nur in Bezug auf die Erforschung der physiologischen Bedingungen psychischer Erscheinungen, sonst aber in keiner Hinsicht über Herbarts Psychologie hinausgekommen ist, wohl aber in manchen Punkten hinter derselben zurücksteht.

Auffällig ist ferner, dafs der Herr Verfasser sich berufen fühlt, vor dem Gebrauch der psychologischen Lehrbücher Herbartscher Richtung, wie des von Waitz, Drobisch und Volkmann gleichsam zu warnen. Er sagt wörtlich von diesen: — — »welche jedoch nur mit gröfster Vorsicht zu verwenden sind.« S. 4. Ich glaube, die Lehrer, welche sich mit Psychologie beschäftigen, bedürfen eines solchen Rates nicht. Es kann, ja mufs ihrem eigenen Nachdenken überlassen werden, ihren Standpunkt zu wählen. Übrigens ist jetzt kein wissenschaftliches Buch so schlecht, dafs man davor warnen müfste. Vergleicht man das, was der Herr Verfasser in der Einleitung und dann über die Empfindungen geschrieben hat, mit dem, was darüber in dem Lehrbuch der Psychologie des Herbartianers Volkmann steht, so findet man sehr viel Übereinstimmendes. Der Hauptunterschied besteht darin, dafs Volkmann dieselben Sachen gründlicher und ausführlicher behandelt hat, als dies in der vorliegenden »pädagogischen Psychologie« geschehen ist.

In jeder Wissenschaft unterscheidet man den Ausgangspunkt der Forschungen, das Ziel derselben und den Weg, auf dem, oder die Art und Weise, wie der Forscher von dem Ausgangspunkte zum Ziele gelangt, kurz: Prinzip, Problem und Methode. Über diese Punkte handelt das vorliegende Buch in den §§ 1—6, S. 7—26. Wesentlich anderes als was im Lehrbuch von Volkmann steht, bietet die »pädagogische Psychologie« hier nicht.

Als Ausgangspunkt der psychologischen Untersuchungen oder, wie der Herr Verfasser sich ausdrückt, als »Gegenstände« — »mit denen es die Psychologie zu tun hat« (S. 7), werden genannt Vorstellungen, Gefühle, Strebungen. S. 9. Diese »werden«, sagt der Herr Verfasser, »uns gegeben durch das Selbstbewufstsein. Und diese Gegenstände des Selbstbewufstseins sind Gegenstände der Psychologie.« S. 9. Etwas später sagt er: »Es ergibt sich demnach, dafs die Gefühle, die Strebungen, die Vorstellungen nur ausnahmsweise Gegenstände des Selbstbewufstseins sind. Sie können es jedoch stets werden; sofern sie es nicht sind, sind sie im Gegensatze zu den Gegenständen des Selbstbewufstseins als Tatsachen des Bewufstseins zu bezeichnen.« S. 16. Wenn die genannten psychischen Erscheinungen nur ausnahmsweise Gegenstände des Selbstbewufstseins sind, aber stets Tatsachen des Bewufstseins, dann beginnt man doch mit letzterem und nicht mit dem Ausnahmsweisen. Dazu kommt, dafs das Selbstbewufst erst nach dem Bewufstsein entsteht. Nach der Herbartschen Psychologie ist das Bewufstsein kurz das Wissen von einem psychischen Vorgange, das Selbstbewufstsein die Beziehung dieses Wissens auf das Wissende. Herbart hat an einem Beispiel (H. VI. S. 228 ff.) klar und deutlich gezeigt, wie diese Beziehung entsteht. In der vorliegenden »pädagogischen Psychologie« wird Selbstbewufstsein so definiert: »Selbstbewufstsein ist geradezu Aufmerksamkeit, Selbstaufmerksamkeit.« S. 15. Die Falschheit dieser Definition geht schon aus der Tatsache hervor, dafs bei der Aufmerksamkeit die Beziehung dessen, worauf die Aufmerksamkeit gerichtet ist, auf den Aufmerkenden selbst in der Regel unterbleibt. Der Aufmerksame vergifst gleichsam sich selbst. Die Aufmerksamkeit kann unter gewissen Umständen ein Mittel werden, wodurch Selbstbewufstsein entsteht; aber sie mit dem Selbstbewufstsein zu identifizieren ist unzulässig.

Ähnlich wie Rehmke gibt der Herr Verfasser der »pädagogischen Psychologie« für die oben genannten psychischen Erscheinungen folgende Erklärungen: »Die Vorstellung ist somit Gegenstandsbewufstsein.« »Gefühl ist Zustandsbewufstsein.« S. 10. »Wille ist demnach Ursache = Tätigkeitsbewufstsein.« S. 11. Oben waren aufser Vorstellung und Gefühl als dritter Gegenstand der Psychologie Strebungen genannt. Hier wird dafür ohne weiteres Wille gesetzt. Beides ist aber nicht dasselbe.

Die angeführten Definitionen sind logisch ungenau. Denn versteht man hier unter Gegenstand das, was das Wort eigentlich bedeutet, nämlich etwas dem Betrachtenden gegenüber Stehendes, Standhaltendes, so darf die Vorstellung nicht als Gegenstandsbewufstsein erklärt werden, da alles Psychische fliefsend, also Prozefs oder Vorgang ist. Wie die Bewegung kein Gegenstand in jenem Sinne ist, so auch nicht die Vorstellung. Braucht man das Wort Gegenstand in bildlicher Bedeutung als etwas zu Bearbeitendes, zu Erklärendes u. s. w., wie man z. B. die Bewegung als Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung betrachten kann, also kurz als etwas begrifflich Fixiertes, so ist auch das Gefühl, das Begehren, das Wollen je ein Gegenstand in diesem Sinne. Das Gefühl

und der Wille könnten demnach auch als Gegenstandsbewufstsein definiert werden. Jene Benennungen sind also zur Unterscheidung der Tatsachen des Bewufstseins ungeeignet.

Das Wollen ist als Tatsache des Bewufstseins gegeben. Nicht als solche Tatsache gegeben ist das Ursachverhältnis. Als Tatsache des Bewufstseins ist uns gegeben das Aufeinanderfolgen von Ereignissen. Nicht als solche Tatsache gegeben ist das Auseinanderfolgen. Letzteres oder das Ursachverhältnis ist etwas Erschlossenes. Es ist also ganz unzulässig, den Willen als Tatsache des Bewufstseins das Ursach-Bewufstsein zu nennen.

Die Forderung, dafs die Ausgangspunkte oder Prinzipien der Psychologie Tatsachen des Bewufstseins sein sollen, hat Herbart klar und deutlich ausgesprochen und in seinen Werken auch befolgt. Der Herr Vorfasser der vorliegenden »pädagogischen Psychologie« steht also in diesem Punkte ganz auf dem von ihm als nicht benutzbar bezeichneten Herbartschen Boden. Auch die Forderung, das Psychologische vom Physiologischon nicht zu trennen, finden wir schon bei Herbart (H. VI, S. 450) und ist nicht etwa, wie der Herr Verfasser glaubt (S. 26), das Erzeugnis der »modernen Psychologie«.

Aus dem Umstande, dafs die Prinzipien der Psychologie Erfahrungstatsachen sind, schliefst der Herr Verfasser: »Die Psychologie ist somit eine Wissenschaft der Tatsachen, des Tatsächlichen, eine Erfahrungs- oder empirische Wissenschaft.« S. 26. Hiernach wäre Herbarts Metaphysik auch eine empirische Wissenschaft; denn in ihr geht er auch von Erfahrungstatsachen aus. Das ist sie aber nicht, wie ja ihr Name schon sagt. Was folgt hieraus? Dafs es nicht richtig ist, den Begriff einer Wissenschaft blofs nach ihren Prinzipien zu bestimmen, sondern dafs dabei mindestens noch ihre Aufgabe oder das Problem der Wissenschaft, ja auch noch die Methode derselben berücksiohtigt werden mufs. Hätte der Horr Verfasser mit der Begriffsbestimmung der Psychologie doch gewartet, bis er von ihrer Aufgabe und Methode gesprochen — cfr. Volkmann —, dann hätte er sich einen Irrtum erspart!

Über die Aufgabe der Psychologie drückt dor Herr Verfasser sich so aus: »Sie vollzieht ihre Aufgabe in zwei Etappen, nämlich 1. durch die Analysis, die Bestimmung ihrer Gegenstände und die Gliederung dersolben nach Gattungen, Arten und Exemplaren und 2. durch die Bestimmung des kausalen Zusammenhanges innerhalb des gegebenen Tatsachenmaterials.« S. 26.

Wäre der Psychologie nur die ersto Aufgabe gestellt, so könnte sie eine empirische Wissenschaft genannt werden. Aber bei der Lösung der zweiten Aufgabe mufs sie die Empirie überschreiten, da Kausalitätsverhältnisse, wie oben gezeigt, der Wahrnehmung nicht zugänglich, also nichts Empirisches sind. Das was jenseit des Empirischen oder auch des Physischen liegt (*τὰ μετὰ φυδικὰ* —), ist das Metaphysische. Also ist die Psychologie nach den beiden Aufgaben, die der Herr Verfasser ihr zuweist, teils eine empirische, teils eine metaphysische Wissenschaft. Die dritte Aufgabe der Psychologie, nämlich Feststellung empirischer Gesetze, hat der Herr Verfasser weggelassen.

Die Erörterungen über »die Methoden der Psychologie im allgemeinen und der pädagogischen Psychologie im besonderen« sind im Lehrbuch von Volkmann ausführlicher und gründlicher zu finden. Nach der Überschrift des betreffenden Paragraphs erwartet man vom Herrn Verfasser etwas besonderes in Bezug auf die Methode der »pädagogischen Psychologie.« Aber diese Erwartung wird nicht erfüllt; denn er führt nur an die »Erinnerung an die eigene Jugendzeit« und »die Erzählungen anderer von dem, was wir erlebt und getan haben.« S. 36. Dies alles gilt nicht blofs für die »pädagogische«, sondern für die Psychologie ganz allgemein — cfr. Volkmann! Ebenso verhält es sich mit der Beobachtung von Kindern. S. 37 bis 38. Der Verfasser hätte auch noch die Beobachtung der Tiere nennen können.

Auf S. 33—34 bespricht er kurz die Anwendung der Mathematik auf Psychologie oder wie er sich ausdrückt, die »mathematische Instrumentation des Geistigen«. Er bestreitet die Möglichkeit jener Anwendung und weist hin auf die Versuche Herbarts und seiner »Jünger«, »unter denen in dieser Beziehung namentlich Riemann zu nennen ist.« S. 34. Viel wichtiger als Riemanns Arbeit ist die mathematische Psychologie von Drobisch. Da der Herr Verfasser sie nicht nennt, kennt er sie wohl nicht. Er meint, dafs die Versuche, Mathematik auf Psychologie anzuwenden, »ohne Erfolg« gewesen, dafs »dieses Unternehmen verunglückt« sei. S. 34. Das ist ein Irrtum. Gerade durch jenes Verfahren hat man psychologische Gesetze erhalten, welche bisher auf keinem andern Wege gewonnen worden sind. Freilich kann nicht jeder Mathematik auf Psychologie anwenden oder solche Anwendung verstehen, sondern nur der, welchem die erforderlichen mathematischen Kenntnisse zur Verfügung stehen. Diese Voraussetzung trifft nur in sehr beschränktem Umfange zu; besonders fehlt den meisten Philosophen (Psychologen) die Kenntnis der Differential- und Integral-Rechnung. Dafs Mathematik sich nicht nur da anwenden läfst, wo eine Vermehrung oder Verminderung gleichartiger Gegenstände, Zustände und Vorgänge stattfindet, sondern auch da, wo Unterschiede in der Stärke und der Zeitdauer eines Geschehns vorliegen, bedarf keines Beweises. Nun ist nicht nur die Veränderung in der Zahl der Vorstellungen, sondern auch die Veränderung in der Stärke und Zeitdauer derselben etwas in der Erfahrung Gegebenes. Folglich kann auch auf alle diese Verhältnisse Mathematik angewandt werden. Das sind längst abgetane Sachen, und immer wieder findet sich jemand, der aus Mifsverständnis über die Bedeutung der mathematischen Formeln für die psychischen Vorgänge die längst widerlegten Einwendungen hervorsucht. Übrigens widerspricht sich der Herr Verfasser in Bezug auf die dargelegte Angelegenheit. Er sagt: »Anwendbar könnte das mathematische Verfahren ja überhaupt nur auf Empfindungen sein.« S. 34. Etwas später sagt er, die Empfindungen seien, »psychologisch genommen, der Hauptsache nach abstrakte Vorstellungen.« S. 41. Noch später finden wir in Sperrdruck folgenden Satz: »Auch die Geschmacksempfindungen sind somit, psychologisch aufgefafst, abstrakte Vorstellungen.« S. 75. Wenn das mathematische Verfahren auf Empfindungen anwendbar ist, und wenn Empfindungen abstrakte Vorstellungen

sind, dann mufs das mathematische Verfahren auch auf abstrakte Vorstellungen anwendbar sein. Ein anderer Schlufs ist logisch unrichtig. Der Herr Verfasser aber ist der Ansicht, der Versuch, Mathematik auf Psychologie anzuwenden, »war von vornherein aussichtslos«. S. 35. Er schliefst aus seinen Prämissen also anders als die Logik es zuläfst.

Nebenbei bemerke ich, dafs der Herr Verfasser hier die Empfindung in Bezug auf die Vorstellung definiert. Dasselbe hat auch Herbart getan (H. III, S. 454). Nur hat Herbart die Sache genauer und richtiger gemacht, indem er die Empfindung erklärt als eine Vorstellung während der Dauer ihres Entstehens oder während der Dauer des Nervenreizes. Der Herr Verfasser hätte besser getan, wenn er nicht nur einen Fufs auf Herbartschen Boden gestellt hätte, sondern beide. Dieser Boden ist viel fruchtbarer für die Pädagogik als irgend ein anderer.

Auf etwas anderes mufs ich an dieser Stelle noch hinweisen. Der Herr Verfasser sagt: »Jedoch besteht zwischen der Reiz- und Empfindungsintensität keine gerade Proportion, wie man früher, z. B. Herbart, annahm.« S. 51. Es ist mir ganz unverständlich, wie der Herr Verfasser eine solche Annahme Herbart unterschieben kann, da dieser sich niemals mit dem Messen von Reiz- und Empfindungsintensität befafst, auch nirgends jene ihm untergeschobene Ansicht geäufsert hat. Im Gegenteil hat er im Anschlufs an Eulers Tentamen novae theoriae — darauf hingewiesen (H. VII), dafs bei den Tönen die physikalischen Vorgänge in einem anderen Verhältnisse stehen als die dadurch bewirkten Tonempfindungen. Was der Herr Verfasser zur Erläuterung seines oben angeführten Satzes als Beispiel von Weber anführt, gehört nicht hierher; denn jener Satz bezieht sich auf die sogenannte absolute, das angeführte Beispiel aber auf die Unterschieds-Empfindlichkeit.

Mit diesen letzten Bemerkungen habe ich die Einleitung der »pädagogischen Psychologie« verlassen und bin eingetreten in die Besprechung des 1. Kapitels aus dem 1. Teil. Es führt die Überschrift: »Die sinnliche Anschauung oder die Lehre von den Empfindungen.« Die hier vorgetragenen Sachen, besonders wo es sich um die Bedeutung der Empfindungen für die geistige Ausbildung handelt, findet man in dem nach des Herrn Verfasser Ansicht »mit gröfster Vorsicht« zu gebrauchenden Lehrbuch von Volkmann gründlicher. Der Schlufs des ersten Kapitels führt die Überschrift: »Pädagogische Konsequenzen.« Darunter befindet sich (S. 114 –115) eine kurze Geschichte des Anschauungsunterrichts, die hier ganz überflüssig ist. Auf S. 117 stehen Erörterungen, welche die Reizempfänglichkeit betreffen. Sie gehören in das Kapitel, in welchem der Herr Verfasser das Messen der Empfindungen (S. 51 ff.) bespricht.

Um die »pädagogischen Konsequenzen« aus den vorangehenden Erörterungen aufzuweisen, zeigt er, welche Dienste einzelne Unterrichtsfächer der sinnlichen Anschauung leisten. Dafs er dieses Verfahren einschlägt, spricht er in folgendem Satze aus: »Endlich ist noch zu erwähnen, dafs für die Bildung der sinnlichen Anschauung die Heimatkunde treffliche Dienste leistet.« S. 122. Anstatt nachzuweisen, wie nach den dargelegten psychologischen Lehren die dabei in Frage kommenden Unterrichtsfächer

zu gestalten seien, oder welche Bedeutung die behandelten psychischen Erscheinungen für den Unterricht haben, dreht er das Verhältnis um und weist nach, welche Bedeutung einzelne Unterrichtsfächer für ein einzelnes psychisches Phänomen, die sinnliche Anschauung haben, oder welche Dienste jene dieser leisten.

Ich habe noch manches an den bis jetzt behandelten Teilen der vorliegenden »pädagogischen Psychologie« auszusetzen; aber ich lasse es genug sein, ja, ich nehme auch Abstand von einer Besprechung der übrigen Teile; denn ich würde damit den Rahmen einer Rezension weit, weit überschreiten müssen. Da diese Besprechung für eine Zeitschrift bestimmt ist, die auf dem Boden der Herbartschen Philosophie steht, müfste ich zwar noch die Stellen berühren, in denen der Herr Verfasser Herbart oder die »Herbartianer« angreift. Doch alle seine Angriffe sind nur Wiederholungen alter Einwendungen gegen Herbarts Lehre, Einwendungen, welche längst und wiederholt widerlegt sind. Der Herr Verfasser scheint von dem, was Anhänger der Herbartschen Philosophie gegen jene Einwendungen veröffentlicht haben, keine Kenntnis zu besitzen; denn er erwähnt nichts davon, tut überhaupt so, als ob davon nichts existierte. Nun ist es aber Pflicht, dafs derjenige, welcher eine Lehre tadelt, sich Gewifsheit darüber verschafft, ob andere diesen Tadel schon früher erhoben, und wie diejenigen, welche der Tadel trifft, sich dazu gestellt haben. Wer dieser Pflicht nicht genügt, verwirkt den Anspruch auf Beachtung seiner Urteile.

Dr. Felsch

Das Komische. Eine Untersuchung von Dr. Karl Überhorst, ord. öff. Professor an der Universität Innsbruck. 2 Bände. Leipzig, bei Georg Wigand.

Der Verfasser hat schon vor, noch mehr aber nach dem Erscheinen der ersten Abteilung des oben genannten Buches, weil manche ihn für einen Antisemiten, andere wieder für einen Konvertiten hielten, heftige Angriffe gegen seine Person erfahren und auch für sein Werk im ganzen wenig Anerkennung gefunden. Gleichwohl wird jeder, der durch die 1386 Seiten des Buches dem Verfasser aufmerksam folgt, ihm gerne zugestehen, dafs er aufrichtig und eifrig nach Wahrheit und Klarheit strebt, wenn auch sein (wie jedes menschliche) Bemühen nicht immer und überall von Erfolg begleitet ist und in der vorliegenden Schrift gerade durch das stets erneute Ringen nach Vervollkommnung manche unausgeglichenen Unterschiede zwischen einzelnen Teilen des Ganzen, namentlich zwischen dem ersten und zweiten Bande entstanden sind. Auch dafs viele Seiten komische Darstellungen aus dem Kladderadatsch, den fliegenden Blättern und dergl. wiedergeben, kann dem Verfasser keineswegs verübelt werden. Fürs erste ist nicht einzusehen, warum es anstöfsig sein sollte, die Beispiele für die einzelnen Arten des Komischen von dort zu entlehnen, wo sie sich in bedeutender Güte und Zahl finden, und überdies mufs zugegeben werden, dafs der Verfasser auch aus andern Gebieten der komischen Literatur der verschiedensten Zeiten und Völker wertvolle und für ihre Art kennzeichnende Proben heranzieht. Überhaupt kann es im Geiste

unserer Zeit, die der induktiven Gewinnung allgemeiner Sätze ihre gröfsten Erfolge verdankt, nur gebilligt werden, wenn der Verfasser bei der Bildung seiner Überzeugungen über das Komische nicht nur einige wenige einschlägige Fälle, sondern eine reiche Fülle von Tatsachen vor Augen hatte.

In der Darstellung der gewonnenen Ergebnisse schlägt er allerdings, wie er im zweiten Bande selbst zugibt, den Weg ein, dafs er zuerst seine Ansicht vom Wesen jeder einzelnen Art des Komischen ausspricht und dann die dahin gehörigen Erscheinungen als Beispiele folgen läfst, welche den Sinn und die Tragweite der voranstehenden Definition veranschaulichen und näher bestimmen. Eine solche Anordnung des Stoffes ist allerdings in der Regel minder fesselnd und überzeugend, als eine nach Lessings Vorbild die Gedankenentwicklung selbst abspiegelnde Schreibweise; aber man kann dem wissenschaftlichen Schriftsteller, der einen so umfangreichen und schwierigen Stoff zu behandeln hat, keineswegs das Recht absprechen, zur Abkürzung und Vereinfachung der Darstellung auf die Vorteile eines heuristischen und genetischen Vortrages zu verzichten.

Ebensowenig darf man daran Anstofs nehmen, dafs das Werk nicht von einer Vorführung und Beurteilung der über den Gegenstand früher aufgetauchten Ansichten ausgeht. Was man oft tut, mufs nicht gerade immer geschehen und der Verfasser macht von einem guten Rechte jedes Autors Gebrauch, wenn er zunächst seine eigene Auffassung des Gegenstandes vollständig darlegt. Übrigens stellt er dieser später, namentlich zum Schlusse (II. S. 718—801) die verschiedenen Gruppen anderweitiger Erklärungsversuche vergleichend gegenüber und kann hier durch den Gebrauch seiner dem Leser bereits bekannten Terminologie die Unterschiede zwischen seiner Auffassung und der seiner Vorgänger bestimmter ausdrücken, als in einer Einleitung, die, um nicht oberflächig zu sein, den Umfang einer förmlichen Geschichte der Lehre vom Komischen annehmen müfste. Auch mufs anerkannt werden, dafs der Verfasser die fremden Theorien in der Regel eingehend und gerecht kennzeichnet, wenn auch einzelne verdiente Ästhetiker, wie Lipps und namentlich Robert Zimmermann nicht genug gewürdigt erscheinen

Sollen wir nun noch über die Hauptpunkte von Prof. Überhorsts eigenen Aufstellungen kurz Bericht erstatten, so ist hervorzuheben, dafs er nicht vom Begriff des Komischen überhaupt ausgeht, sondern, wie er sich ausdrückt, vom Wirklichkomischen. Dahin rechnet er jede »Erscheinung, durch die sich jemand als eine wirklich lächerliche Person kundgibt« oder ausführlicher: jedes »Zeichen einer schlechten Eigenschaft einer andern Person, wenn uns an uns selbst keines ebenderselben schlechten Eigenschaft zum Bewufstsein kommt und das keine heftigen unangenehmen Gefühle in uns hervorruft.« Dem Wirklichkomischen wird im ersten Bande das Scheinbarkomische zur Seite gestellt, an dessen Stelle im zweiten Bande treten 1. das Fälschlichkomische, für welches kennzeichnend ist, dafs auf eine andere Person der falsche Schein eines Zeichens einer schlechten Eigenschaft fällt und wir ihn als falschen Schein erkennen, und 2. der durch Gleichsetzung mit der eigenen Art (Rasse, Stamm, Lebens-

alter, Geschlecht) entstehende trügerische Schein eines Komischen, welcher nicht als ein irriger erkannt wird. Dafs die letztangeführten Begriffe Bedenken zu erregen geeignet sind, ergibt sich schon daraus, dafs man das »Scheinbar«- und das »Fälschlichkomische« wie auch den »trügerischen Schein eines Komischen« doch als etwas in seinem Wesen nicht Komisches verstehen und denken sollte, während doch diese Erscheinungen vom Verfasser nicht nur nach dem Sinne seiner Ausführungen und der Natur der beigebrachten Beispiele, sondern zufolge seiner ausdrücklichen Erklärung unzweifelhaft als Arten des Komischen, wenn auch nicht des Wirklichkomischen, betrachtet werden. Wenigstens ähnlich verhält es sich auch mit dem, was der Verfasser als »im unrichtig (fälschlich) erweiterten Sinne des Wortes komisch« bezeichnet. Er will es nicht als komisch anerkennen, weil dabei kein Zeichen einer schlechten Eigenschaft einer Person vorliege, gibt aber doch zu, dafs oft auch Tiere, Pflanzen oder leblose Gegenstände um absonderlicher Fehler willen unser Lachen erregen und darum gewöhnlich gleichfalls für komisch erklärt werden.

Dem Wirklich-, Fälschlich- und Scheinbarkomischen wird der Witz nebengeordnet. Dieser schliefst nach der Angabe des ersten Bandes zwei Unterarten ein, nämlich den einfachen harmlosen Witz (»die Aussage oder Andeutung einer verborgenen, für das Komische indifferenten Wahrheit unter einer absichtlich hervorgebrachten komischen Form«) und den sarkastischen Witz (»die Andeutung oder scharfe Hervorhebung eines bei jemandem vorhandenen Komischen unter einer absichtlich hervorgebrachten komischen Form«). Diese Einteilung wird jedoch als »nicht genug allseitig« im zweiten Bande aufgegeben und es tritt dafür folgende Trichotomie ein: der Spott (»die deutliche Hervorhebung eines bei jemanden wirklich oder nach der Meinung des Spottenden vorhandenen Komischen als eines solchen, eine Hervorhebung zu dem Zwecke, andere darüber lachen zu machen«), der Scherz (»die Kundmachung einer guten Eigenschaft der eigenen Person in einer bewufstkomischen Äufserung, Handlung oder Schöpfung«) und der Witz im engern Sinne des Wortes, den der Verfasser definiert als »die Aussage eines Unmöglichen oder Unwahrscheinlichen, die ein vorhandenes Komisches oder Bewunderungswürdiges besonders grofs erscheinen läfst und es uns hierdurch besonders deutlich zum Bewufstsein bringt«).

Aber auch bei dieser Dreiteilung ergeben sich beträchtliche Schwierigkeiten. Da sie nämlich an die Stelle jener zweigliedrigen Einteilung des Witzes im weitern Sinne tritt und der Verfasser auch noch am Schlusse des zweiten Bandes mit Nachdruck wiederholt, alles nicht wirklich oder scheinbar Komische falle in den Bereich des Witzes, so mufs man jedes Glied der Trichotomie für eine Art des Witzes im weitern Sinne halten, während der Verfasser (II. S. 730) dies wohl vom Scherze und vom Witze im engern Sinne zugibt, den Spott aber ausdrücklich ausnimmt. Auch gibt er, soweit es sich um den Witz überhaupt handelt, nicht eine Definition vom objektiven Sinne des Wortes d. h. vom witzigen Erzeugnisse des komischen Geistes, sondern im subjektiven Sinne, nämlich von der zu solchen Schöpfungen erforderlichen geistigen Befähigung. Und selbst diese

wird (im ersten Bande) in keineswegs unangreifbarer Weise gegeben, wenn es heifst: »Der Witz als intellektuelle Eigenschaft ist die Fähigkeit zu solchen der Form oder dem Inhalte nach bewufstkomischen Aussagen, durch das Komische von welchen ein (in den meisten Fällen unbeachtet gebliebenes) Wissenswertes entweder selbst ein Komisches oder ein beliebiges Anderes ist, besonders scharf kenntlich gemacht wird.« Im zweiten Bande gibt der Verfasser selbst zu, dafs sich diese Begriffserklärung nicht in allem bewahrheitet und ersetzt sie durch folgende: »Der Witz ist die Fähigkeit, mit Bewufstsein ein solches Komisches hervorzubringen, durch welches entweder ein bei einer andern Person vorhandenes Komisches oder Bewunderungswürdiges oder eine bei der eigenen Person vorhandene gute Eigenschaft oder zugleich beides dritten Personen deutlich kenntlich gemacht wird.« Und von dieser verbesserten Erklärung sagt wieder der Verfasser selbst, dafs sie den Spott nicht mitumfasse, ohne dafs er jedoch Anstalten träfe, durch welche entweder der Begriff des Witzes überhaupt oder der des Spottes verändert und die Angaben über ihr Verhältnis widerspruchfrei würden.

Was endlich den Humor anbelangt, so wird er wohl an der grundlegenden Stelle des ersten Bandes mit dem Witze gleichgesetzt, indem der Verfasser als Unterarten des Witzes anführt: »den harmlosen und den sarkastischen Witz (den einfachen und den sarkastischen Humor, wie sie auch genannt werden können).« Im weitern Verlaufe des Werkes wird aber die weitverbreitete Gewohnheit, fast alle Arten des Komischen humoristisch zu nennen, bei verschiedenen Gelegenheiten mit Recht entschieden mifsbilligt. Die für notwendig erkannte Beschränkung des Humorbegriffs führt der Verfasser freilich nur in der Form von Nachträgen und an zwei nicht völlig übereinstimmenden Stellen aus. S. 500 wird ein Anhang zur Lehre vom Spotte dem Humor gewidmet, dieser als gemütvoller Spott bezeichnet und folgendermafsen ausführlicher definiert: »Er ist eine Schilderung mit guten Eigenschaften ausgestatteter Personen, die zugleich mit komischen Zügen behaftet sind, in der Weise, dafs trotz der scharfen Hervorhebung der letzteren die grofse Vortrefflichkeit der Personen deutlich zur Erscheinung kommt, eine Schilderung zu dem Zwecke, dieselben liebgewinnen zu machen.« Die zweite Stelle findet sich am Schlusse in dem Abschnitte: »Zusammenfassendes und Ergänzendes« (II. S. 731 ff.). Hier läfst der Verfasser das Wort Humor nicht mehr im objektiven Sinne (= das Humoristische), sondern nur im subjektiven Sinne einer zufriedenen oder unzufriedenen Stimmung gelten, erklärt das Humoristische für ein Komisches, das uns in fröhliche Stimmung versetzt, ohne zugleich Bitterkeit in uns hervorzurufen, und subsumiert darunter aufser dem gemütvollen Spotte auch den harmlosen Scherz und die scherzhaft eingekleidete spöttische, lobende oder tiefernste Aussage, welche Gebilde alle künftighin mit diesen ihren besonderen Namen und nicht mehr in unklarer Weise als humoristisch oder Humor bezeichnet werden sollen.

Mit Rücksicht auf die engen Grenzen, die dieser Besprechung gesetzt sind, kann der Berichterstatter über das, was im vorstehenden vom Gesamtcharakter und den Hauptpunkten des Werkes gesagt wurde, nicht

hinausgehen, doch glaubt er nicht schliefsen zu dürfen, ohne ausdrücklich hervorzuheben, dafs der Verfasser gerade bei Erörterungen über besondere Fragen durch seine Aufmerksamkeit für Einzelheiten und durch ein williges Eingehen auf diese den Leser oft lebhaft anzuregen und zu fesseln weifs. Von dieser Art sind die an mehreren Stellen des Werkes vorkommenden Auseinandersetzungen über die Ursachen des Lachens, über die heftigen unangenehmen Gefühle, die das Lachen ausschliefsen und über die Frage, wie es möglich ist, dafs wir über uns selbst lachen, ferner die Angaben über die Vielgestaltigkeit der verschiedenen Arten des Komischen z. B. des Spottes, Scherzes und Witzes, die Beleuchtung mancher bisweilen minder beachteten oder verkannten Eigenschaften einzelner komischer Formen, namentlich der Satire, und so noch viele Seiten des Werkes, die wir der Sorgfalt und dem Fleifse des Verfassers verdanken.

Ignaz Pokorny

Maydorn, Dr. **Bernhard**, Wesen und Bedeutung des modernen Realismus. Leipzig, Ednard Avenarius, 1900. 115 S.

Es handelt sich in dieser Broschüre nicht um den Realismus als metaphysische Richtung, sondern als Kunstrichtung. Der Verfasser hält sich bei seinen Ausführungen besonders an die Erzeugnisse der dramatischen Poesie, und das mit Recht; denn gerade diese haben die weittragendste Wirkung. Der Reihe nach werden folgende charakteristischen Züge des Realismus geschildert und zum Teil als unnatürliche Ausartungen der berechtigten Motive klassischer Kunst hingestellt: die schärfere Hervorhebung des Milieus (S. 4 ff.), die einseitig überspannte Ausprägung der Charaktere verbunden mit Kleinmalerei (S. 11 ff.), die Vorliebe für das Gemeine und Niedrige (S. 20 ff.), die unbefriedigenden Schlüsse (S. 31 ff.), die Vernachlässigung der Form, die sich namentlich in der Behandlung der Sprache äufsert (S. 41 ff.). Dabei fallen auf manche moderne und modernste Dichtung interessante Streiflichter.

Über den Wert des Realismus urteilt der Verfasser durchaus absprechend. »Der Realismus züchtet eine Lebensauffassung, die als zersetzendes Element in der modernen Gesellschaft sich in unheilvollster Weise geltend machen mufs« (S. 80). »Seine Hauptleistung besteht in der Verschwendung von Talent« (S. 107). Diese scharfen Worte mögen gegenüber zahlreichen Auswüchsen des Realismus durchaus berechtigt sein, nicht aber gegenüber dem realistischen Prinzip überhaupt und seinen edleren Schöpfungen.

Vor allem scheint mir Maydorn nicht bedacht zu haben, dafs ein gut Teil der Härten realistischer Dichtungen dank dem stumpferen Sinne des grofsen Publikums beim praktischen Kunstgenufs entweder überhaupt zum Verschwinden gebracht oder wenigstens gemildert wird. Gerade weil der moderne Künstler auf weite Kreise wirken will, mufs er seine Werke nach Stoff und Form so gestalten, dafs sie trotz des dämpfenden Einflusses einer groben Reizempfindlichkeit und Reizunterschiedsempfindlichkeit im apperzipierenden Durchschnittsindividuum doch noch einen hinreichend starken Eindruck hervorrufen.

Ja selbst die Vorliebe des realistischen Dichters für die Vorführung des Bösen hat vielleicht einen tieferen Sinn. Ohne Zweifel sind böse Eindrücke für die moralische Selbsterhaltung eine Gefahr, zumal, wie es scheint, unser Bewufstsein von Natur eine gröbere Apperzeptionsfähigkeit für Unterschiede des Bösen als für Unterschiede des Guten besitzt. Wenn der realistische Dichter uns mit Vorliebe das Böse in den mannigfachsten Abstufungen vorführt, so übt er dadurch unsere Unterschiedsempfindlichkeit für das Böse und verfeinert sie, so dafs wir uns der Macht des Bösen gegenüber besser behaupten lernen. Von diesem Gesichtspunkte aus verlieren auch die »unbefriedigenden Schlüsse« der realistischen Dramen ihre Düsterkeit. Sie bieten uns Gelegenheit zu einer moralischen Kraftprobe. Freilich darf das Böse immer nur als böse auftreten. Wird es mit einem gewissen Glorienschein umkleidet und soll darin ein wesentliches Stück realistischer Kunst liegen, so müssen wir diese ganze Richtung verdammen.

Der Verfasser verfügt über eine glänzende Darstellungsgabe. Wenn er auch dem Realismus meines Erachtens etwas zu scharf auf den Leib rückt, so trifft er doch in vielen Punkten das Richtige. Seine Schrift ist wirklich lesenswert.

Königsberg i. Pr. Dr. Arnold Kowalewski

Veröffentlichungen der Philosophischen Gesellschaft an der Universität zu Wien. Band III. Immanuel Kant, Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Neu herausgegeben mit einem Nachwort: Studien zur gegenwärtigen Philosophie der Mechanik von Alois Höfler. Leipzig, Verlag von C. E. M. Pfeffer, 1900. 104 S. u. 168 S.

Ein Neudruck von Kants Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft wird gewifs vielen willkommen sein. Während die übrigen Hauptschriften des Königsberger Philosophen fast alle in selbständigen Spezialausgaben dem modernen Publikum zugänglich sind, fehlte es bisher gerade für die wichtige Abhandlung, die die kritische Naturphilosophie enthält, an einer solchen Ausgabe. Der Herausgeber hat im Wintersemester 1898/99 an der Universität ein Colleg »Kants Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft, verglichen mit Maxwells Stoff und Bewegung« gehalten. Die Teilnehmer des Collegs benutzten Vordrucke seines Kant-Textes und hatten so Gelegenheit ihn auf Fehler aufmerksam zu machen. Schon aus diesem Grunde kann man von der Korrektheit des Druckes eine gute Meinung haben. Für Kantphilologen wertvoll sind die Angaben, die Höfler in der Vorbemerkung des »Nachworts« (S. 4—6) über die Abweichungen des Hartensteinschen Textes (W. W. IV, 1867) von dem Originaltexte (1786) macht. Die Anschaffung des Neudrucks ist dadurch erleichtert, dafs er auch ohne das »Nachwort« abgegeben wird. Ebenso ist auch das »Nachwort«, welches »Studien zur gegenwärtigen Philosophie der Mechanik« enthält, gesondert käuflich. Diese »Studien« erörtern in Anknüpfung an die Hauptgedanken der kantischen Schrift einige fundamentale Punkte der Prinzipien der Mechanik, so z. B. die Begriffe

der Kraft und der Energie und ihr Verhältnis zur Kausalität, den Begriff des Atoms und den Massenbegriff. Besonders eingehend wird das Trägheitsgesetz behandelt (S. 78—119). Interessant sind die kritischen Bemerkungen, die Höfler zu den einschlägigen Lehren Maxwells macht. Sie zeigen, wie selbst einer der bedeutendsten Vertreter der neueren theoretischen Physik über jenes fundamentale Gesetz nicht volle logische Klarheit besitzt. Der Verfasser meint, das Prinzip denkbar gröfster »objektiver Einfachheit« bilde zum empirischen Ursprung des Trägheitsgesetzes das »apriorische Komplement« (S. 93). Zugleich aber versäumt er nicht die Gefahren des in neuerer Zeit vielfach überschätzten Prinzips der Einfachheit hervorzuheben und an dem Beispiel Galileis zu illustrieren. Zu loben ist, dafs der Verfasser (zum Teil im Anschlufs an eine Bemerkung Kants) die Termini »Trägheitsgesetz« und »Beharrungsgesetz« genau auseinandergehalten wissen will. Der Ausdruck »Trägheit« besage etwas Negatives, der Ausdruck »Beharrung« etwas Positives. Das »Trägheitsgesetz« lautet nach Höfler: »Wo keine Kraft, da keine Beschleunigung«, das »Beharrungsgesetz« dagegen: »Wo Beschleunigung, da Kraft ... und das als ‚Widerstand' gegen das Beschleunigtwerden sich äufsernde ‚Bestreben', in dem alten Zustande zu ... ‚beharren'« (S. 119). Poske hat in seiner Abhandlung »Der empirische Ursprung und die Allgemeingültigkeit des Beharrungsgesetzes« (Vierteljahrsschr. f. wiss. Philos. 1884) die beiden Termini genau im entgegengesetzten Sinne zu sondern versucht. Es handelt sich dabei gewifs um eine individuelle Differenz des Sprachgefühls. Mir kommt die terminologische Fixierung Höflers natürlicher vor. In seinen Ausführungen gegen die Leugner nicht-relativer Bewegung zeigt sich der Verfasser als scharfsinniger Analytiker, indem er die Vieldeutigkeit des Begriffs »relative Bewegung« aufdeckt (S. 129 ff.). Möchte man doch auch in ähnlichen Fragen stets so verfahren! Beherzigenswert ist, was zum Schlufs der trefflichen »Studien« gesagt wird: »So müssen wir uns denn jeden Arbeiter, der die Philosophie der Mechanik will mit fördern helfen, als einen Mann mit vorwärtsgewendetem Antlitz vorstellen. »Rückkehr zu Kant«, oder »Rückkehr zu Hume«, oder zu Locke oder zu wem sonst, wird für den nicht nötig sein, der das gute Gewissen hat, auch als Philosoph nicht Autoritäten, sondern bestimmten Tatsachen, eben den psychischen (einschliefslich denen alles Erkennens) ins Gesicht zu schauen: will ich aber schauen, so darf zwischen mir und dem zu Schauenden nichts, auch nicht die Gestalt des gröfsten Philosophen, stehen« (S. 163).

Königsberg i. Pr. Dr. Arnold Kowalewski

Damm, Dr. **Oskar**, Schopenhauers Rechts- und Staatsphilosophie. Darstellung und Kritik. Halle, C. A. Kämmerer, 1901. 157 S.

Diese schätzbare Monographie stellt mit grofsem Fleifs alles zusammen, was sich an fragmentarischen Auseinandersetzungen (S. 7) bei dem Begründer des Pessimismus findet über das betreffende Thema. Das Urteil, dafs dieselben, trotz aller einzelnen interessanten Stellen, oft etwas Unbefriedigendes, teilweise selbst Gezwungnes und Widerspruchsvolles an sich tragen, wird begründet mit dem Schwanken Schopenhauers zwischen

zwei entgegengesetzten Theorien, der Herleitung von Recht und Staat aus dem Vertrag und der Voraussetzung eines ursprünglichen Naturrechts schon vor dem Vertrag (S. 15). Nach der Vertragstheorie gilt der Staat nur als eine Schutzanstalt des sich selbst verstehenden Egoismus gegen das bellum omnium contra omnes (S. 21); das Naturrecht wird wie die Ethik auf das dem allgemeinen Egoismus entgegenwirkende Mitleid zurückgeführt (S. 37), dem das Urverbot entspricht: Neminem laede! (S. 38). Dies könne wegen seiner Negativität von der Staatsgewalt zwangsweise aufrecht erhalten werden, während die weitere Maxime: Omnes quantum potes juva! sich vor allem an die Gesinnung jedes einzelnen wende und nicht erzwingen lasse (S. 39). Freilich folgt diese positive Maxime so wenig aus der negativen wie aus der ganzen (S. 128 f. beleuchteten) Weltanschauung Schopenhauers. Auch auf dessen Gegensatz zu Herbart macht Damm (S. 13. 125) aufmerksam. Gloatz

Schell, Dr. **Hermann**, Prof. der Apologetik an der Univ. Würzburg, Religion und Offenbarung (Apologie des Christentums, Band I). Paderborn, Ferd. Schöningh, 1901. 464 S. Preis 6,40 M.

Unsere Sympathie für den Verfasser wird durch dies neue Werk nur gesteigert. Er gibt damit den Tatbeweis, dafs es noch ein weites grundlegendes interkonfessionelles Gebiet für die christliche Wissenschaft gibt, auf dem katholische und evangelische Forscher in Frieden zusammenarbeiten und auch ohne Hineintragung ihrer kirchlichen Sonderinteressen ihre Begründungsversuche und Auffassungen von natürlicher und geoffenbarter Religion aneinander messen können. Der Verfasser setzt sich nicht nur mit protestantischen, sondern auch mit katholischen Gelehrten auseinander, und sogleich das Vorwort zeigt, wie auch bei diesen verschiedene Schlagworte ertönen, die ganz den modernen in der protestantischen Theologie entsprechen: Begründung auf Geschichte, auf Überwältigendes, auf Persönlichkeiten, auf Erleben, auf den Primat des Willens nach der Herrschaft des Intellektualismus, für dessen gutes Recht aber Schell eintritt, um dem Willen seinen Inhalt, Kraft und Ziel zu geben. Es ist ein goldnes Wort S. XXIII: »Es gibt keinen Streit zwischen Willen und Vernunft um den Primat im Seelenleben, wenn beide richtig verstanden werden.« Ebenda fragt Schell ganz richtig: »Was nützten alle Postulate ohne das Zutrauen zur Vernunft und zum Kausalgesetz?« und erklärt allein von dessen metaphysischer Geltung Moral und Religion abhängig, da sonst das Tun keinen Sinn und Recht habe und die Herleitung des Unvollkommnen aus dem Vollkommnen unmöglich sei. Es liegt nun der Einwand nahe, das Kausalgesetz sei erst eine Abstraktion von unserem Tun und Leiden, das im unmittelbaren Bewufstsein zu Moral und Religion führe unabhängig von aller Metaphysik. Dies läfst Schell in der Begriffsbestimmung der Religion (S. 3) gelten, sagt auch (S. 19) über den Ursprung der Religion: »Alle Erkenntnis und alles (sittliche) Willensleben beginnt mit dem Eindruck, der als unmittelbare Folge der ersten Erfahrung in der Seele entsteht. Diese Erfahrung ist sowohl äufsere wie innere; denn nur durch die innere Seelentätigkeit wird uns die Aufsenwelt bekannt. Mit dem ersten Ein-

druck von aufsen erwachte der ganze Mensch mit allen seinen Seelenkräften zu Gott d. h. betrachtete und fühlte die ihm gegenständlich gewordene und die damit zugleich in ihm lebendig gewordene Wirklichkeit unter dem Gesichtspunkte der Wahrheit und inneren Güte — wenn auch ohne Ausdrücke dafür. Alles erschien ihm unwillkürlich im Zusammenhang mit einem hinreichenden Erklärungsgrund und Endzweck. Der Gedankeninhalt ist da, wenn auch Begriff und Ausdruck noch fehlen; aber, indem er da ist, beginnt sofort, wie beim Keimplasma, eine Unterscheidung, Vergleichung und Verknüpfung, welche die Fülle des Inhalts durch innere Gliederung durchsichtiger und reicher macht.« Mit der metaphysischen Geltung des Kausalgesetzes als dem einzigen Schlüssel zur Wahrheit kann also Schell nur meinen, dafs das unmittelbare Kausalitätsbewufstsein auch in der Metaphysik als wahr, als zugleich objektiv gültig anerkannt und nachgewiesen werden müsse zur wissenschaftlichen Begründung von Moral und Religion. Hier ist ein Mangel, dafs er nicht selbst den Geltungsbereich des Kausalgesetzes metaphysisch untersucht hat, was gegenüber dem herrschenden Neukantianismus nötig war; gerade die Herbartsche Schule hat hierauf besonderen Fleifs verwandt. Doch Schell setzt »die absolute Geltung des Kausalgesetzes« unmittelbar mit der »Vernunft« (S. XIII) voraus und begründet die angeführten Sätze über den Ursprung der Religion zuerst mit dem »inneren Beweisgrund«, dafs die Wirklichkeit ein unerklärtes Rätsel bleibt, wenn nicht Gott als ihr Erklärungsgrund und ihr Endzweck angenommen wird« (S. 21) — also indirekt, sodann aus dem »tatsächlichen Grundcharakter der Religionen« (S. 25), endlich aus dem »Ungenügen der entgegengesetzten Versuche, die Religion zu erklären« (S. 35) in besonders scharfsinniger und eingehender Weise (bis S. 152). In der folgenden Darlegung der Gefühlstheorie hält Schell leider die diametral entgegengesetzte Auffassungen des Gefühls bei Schleiermacher (S. 156) und Ritschl (S. 158) nicht scharf auseinander und will selbst das Gefühl nicht als die erste Aufnahme oder Entstehung eines Inhalts im Seeleninnern wie die Wahrnehmung fassen, sondern auf die begleitende Wertempfindung beschränken (S. 170); da handelt es sich für das unmittelbare Innewerden nur um einen andern Namen; aber mit Recht sagt er gegen Ritschl: »Das Gefühl empfindet nur den Wert; insofern die Wirklichkeit des Wertvollen in Frage kommt, handelt es sich um Erkenntnis« (S. 175). Teil 2, die »Offenbarungsphilosophie« geht über den engeren Kreis der Philosophie schon zu weit hinaus in die eigentliche Theologie; aber anerkannt soll auch hier werden die vielfache Heranziehung des religionsgeschichtlichen Materials zur Klärung der sich hier ergebenden Fragen und Begriffsbestimmungen. Gloatz

II Pädagogisches

Brahn, Max, Experimentelle und physiologische Psychologie in der Pädagogik.

Seyfert, R., Pädagogisch-psychologische Anregungen. — Beide in: Pädagogisch-psychologische Studien, herausgegeben von Dr. Max Brahn. I. 1. Leipzig, Verlag Ernst Wunderlich, 1900.

Diese Monatsschrift stellt sich — ich darf die obigen durch Ruhe und Sachlichkeit besonders ausgezeichneten Artikel wohl als Programm auffassen — ausgesprochen in den Dienst der neueren Psychologie, will sie für die Pädagogik verwerten. Ob ein derartiges Unternehmen notwendig oder empfehlenswert sei? Die Übervorsichtigen, die Zweifler, die ausgeprägten Feinde jedes pädagogischen Experiments — und derer gibt es sehr viele —, werden um eine Antwort keinen Augenblick verlegen sein. Ich bin fest davon überzeugt, dafs wir noch weit von dem entfernt sind, was man als experimentelle pädagogische Psychologie bezeichnen kann. Ich war überrascht, als ich aus dem »Deutschen Schulmann«, herausgegeben von Joh. Meyer, 1900. I. S. 8 ff., vernahm, dafs Herr Prof. Dr. Wendt in Troppau ein Handbuch der pädagogischen Experimentierkunde in Vorbereitung hat und ebenso schon jetzt Laboratorien verlangt.[1])

Aber Ansätze und mancherlei gesicherte Methoden und Resultate sind zweifellos vorhanden und sie sind es wert, dafs auch hier ein Gedankenaustausch ermöglicht wird. Dabei mufs man sich hüten vor dem Verwischen der klaren Konturen, welche der Begriff »psychologisches Experiment« durch Wundt erfahren hat.

Das Grundwesen der physiologischen Psychologie ist das Experimentieren, die Willkür des Experimentators, der die äufseren quantitativ und qualitativ bestimmten Bedingungen des psychischen Geschehens, den Reiz, so in seiner Gewalt hat, dafs er sie nach seinem Ermessen variiert, und durch solche Variation ein verändertes inneres Geschehen veranlafst. Damit sind dem Experimente feste Grenzen gesetzt, es geht von aufsen nach innen und ist nicht anwendbar auf Vorstellungsgebilde die zu den variablen realen Bedingungen nicht in so engem Zusammenhange stehen, dafs sie durch dieselben willkürlich beeinflufst werden können. Das Experimentieren ist zwar ein Beobachten, aber nicht jedes Beobachten ein Experiment. Das Experiment ist eben eine ganz bestimmte Form des Beobachtens, mit bestimmten, im Wesen desselben begründeten Aufgaben. Viele Aufgaben, welche die Verfasser nennen, gehören nicht in das Gebiet des experimentellen Beobachtens, wohl aber zur pädagogischen Kinderpsychologie oder Kinderkunde. Diese zweite Seite der neueren Psychologie, die durch Männer, wie Tiedemann, Sigismund, Preyer, Perez, Darvin, Sully, Russell, Hall u. a. ausgebaut worden, ist hat zweifellos ihre grofse Berechtigung, aber sie ist nicht experimentelle Psychologie; es ist nicht ausgeschlossen, dafs das Experiment zur Lösung mancher Fragen einen Beitrag liefern kann, aber es vermag sie nicht ganz zu lösen. Versuchte man es, braucht man für den Spott nicht zu sorgen; aber schlimmer noch, es wäre neben Zeit- und Kraftvergeudung eine Schädigung der Sache. Darum halte ich für dringend notwendig, von vornherein einer unglücklichen Verquickung von experimenteller pädagogischer Psychologie und Kindeskunde entgegenzutreten. Dem Experiment gebührt ein Raum

[1]) Seitdem sind wir weiter gekommen! L.

innerhalb der Kinderpsychologie und zwar ein so grofser, den es seiner eigenartigen Natur entsprechend ausfüllen kann und mufs.

Kiel Marx Lobsien

Lay, W. A., Führer durch den ersten Rechenunterricht. Mit drei Figurentafeln. Karlsruhe, Nemnich. 155 S. Preis 2,80 M.

Der durch den »Führer durch den Rechtschreibunterricht« rühmlichst bekannte Seminarlehrer Lay aus Karlsruhe macht hier den Versuch, mit dem Wirrwarr der Meinungen auf dem Gebiete des ersten Rechenunterrichts gründlich aufzuräumen und ein wirklich naturgemäfses Verfahren auf experimenteller Grundlage zu gewinnen.

Der erste Teil der Arbeit (S. 1—42) gibt in klaren präzisen Strichen einen Überblick über die Geschichte des ersten Rechenunterrichts. Wir werden belehrt über die Entstehung des Rechnens und des indisch-arabischen Zahlsystems (nach Sterner, Geschichte der Rechenkunst), über die mancherlei methodischen Bestrebungen von Adam Ryse bis heute. Das Regelrechnen Ryses, das formale Prinzip Pestalozzis, das formal-materiale Diesterwegs und Harnischs; das Sachrechnen der Herbartianer, die Zahlbilder und die monographische Zahlbehandlung — alle diese Bestrebungen greifen mehr oder minder deutlich auch in die Pädagogik der Gegenwart hinein und beweisen, dafs der erste Rechenunterricht keineswegs auf solider Basis ruht, dafs vielmehr Meinung gegen Meinung steht. Diese Meinungen wurzeln im letzten Grunde in der Ansicht, welche sich die Autoren über das Wesen der Zahl gebildet haben. Auf eine neue theoretische Begriffskonstruktion den ersten Rechenunterricht aufbauen, würde weiter nichts bedeuten, als zu den vorhandenen eine neue mehr oder minder begründete Meinung hinzufügen. Darum beschreitet der Verfasser — auf diesem Gebiete zum ersten Male — den Weg des Experiments.

Der zweite Teil (S. 42—107) untersucht auf Grund des didaktisch-psychologischen Experiments das Wesen der Zahl. Sie steht zu Raum und Zeit in allgemeiner Beziehung. Dementsprechend sind anschaubare und nichtanschaubare Zahlen zu unterscheiden. Im Dienste der ersteren stehen die Zahlbilder, letzteren gehören vorwiegend die Zahlreihen. Der Verfasser wertet zunächst diese beiden gegeneinander nach ihrer Bedeutung für die anschauliche Bildung der Grundzahlen und vergleicht hernach die verschiedenen Formen der Zahlbilder.

Die Versuchsanordnung ist durchweg folgende. Die Reihen-, bezw. Zahlbilder werden einer Klasse $^1/_2$—1 Sek., welche Zeit durch Metronom bestimmt wurde, gezeigt, dann wurden die Zöglinge veranlafst, das Geschene darzustellen. Die Ergebnisse wurden nach folgenden Gesichtspunkten gewertet: Umgekehrt proportional der Fehleranzahl ist die Gröfse des Wertes des Veranschaulichungsmittels für die elementare Zahlbildung.

Der Verfasser kommt zu folgenden Ergebnissen: die Bornschen Zahlbilder sind für das Veranschaulichen der Reihen an Wert weit überlegen (B = 176 F, R = 408). Kinder sind überhaupt nur imstande, drei Glieder einer Reihe anfzufassen. Die Bornschen Zahlbilder wieder werden beträchtlich übertroffen durch die quadratischen. Diese überragen die

russische Rechenmaschine um ein Mehrfaches. Dasselbe gilt gegenüber der Darstellung durch Striche und Finger. Eine andere Versuchsanordnung, welche die Ermüdung prüfte, führte zu übereinstimmenden Ergebnissen. Die quadratischen Zahlbilder müssen schwarz und auf weifsem Grunde gezeichnet werden. Bei der Veranschaulichung der elementaren Zahlvorstellungen spielt auch der Tastsinn eine sehr wichtige Rolle (Blinde!) und darf nicht unberücksichtigt bleiben.

Auf Grund dieser »sicheren Tatsachen« entwickelt der Verfasser das Wesen der Zahl. Sie bildet sich an der Hand von Dingen, leichter an räumlich nebeneinander als an zeitlich nacheinander geordneten. Die erstere Form ermöglicht eine deutliche Anschauung und Vorstellung bis zwölf. Durch leichte Unterscheidbarkeit der Dinge wird die Zahlbildung gefördert, besonders wenn diese zu Gruppen geordnet sind. »Die Zahlvorstellung ist ein Wiederaufleben der sensorischen und motorischen Elemente, die die Zahlanschauung zusammensetzten. . . . . Eine bestimmte Zahl ist der Ausdruck für den Begriff einer bestimmten Koexistenz oder Folge.«

Die Zahlvorstellungen der Grundzahlen sind durch unmittelbare Veranschaulichung zu erreichen, die gröfseren aber durch Nachbildung der Grundzahlen in Verbindung mit den Gruppen oder Sorten des Zehnersystems; hierbei stehen Sprech- und Schreibbewegungsvorstellungen im Vordergrunde.

Der dritte Teil bietet die Methode des ersten Rechenunterrichts. Nach einem kritischen Blick über die verschiedenen Veranschaulichungsmittel empfiehlt der Herr Verfasser das von ihm erdachte Rechenkästchen und eine verbesserte Rechenmaschine, die beide patentamtlich geschützt sind. Das erstere ist zugleich ein Federkasten. Eine schwarze Platte enthält Löcher für fünf Quadrate. In diese mufs der Zögling weifse Knöpfe, die auf der Hinterseite zu diesem Zwecke einen Stift haben, hineinstecken. — Die verbesserte Rechenmaschine dient dem Massenunterrichte. Sie enthält nur zwei wagerechte Stangen, welche vor einem schwarzen Brett befestigt sind. Auf diesen befinden sich verschiebbare weifse Kugeln von 5 cm Durchmesser.

Hieran schliefst der Verfasser Ausführungen über Lehrstoff und Lehrverfahren bei dem elementaren Rechenunterricht. —

Das ist in groben Umrissen ein Bild des interessanten Werkes. Der eigentliche Kernpunkt desselben scheint nur zu liegen in der wesentlichen Vertiefung des Anschauungsprinzips auf Grund des psychologischen Experiments. Der Grundsatz: Unterrichte anschaulich — alles werde den Sinnen vorgeführt (Comenius) ist als theoretische Wahrheit zwar sehr alt, hier aber wird besonders der Wert der Tast- und Sprachbewegungsempfindungen für das Veranschaulichen nachdrücklich und überzeugend dargetan. —

Ohne nachhaltige Anregung wird niemand, der mit dem Rechengeschäfte zu tun hat, das Buch aus der Hand legen. Es ist ihm dringend ein ähnlicher Erfolg zu wünschen wie dem »Führer durch den Rechtschreibunterricht«.

Kiel Marx Lobsien

Göbelbecker, L. F., Lernlust, eine Comeniusfibel. Für den zeitgemäfs vereinigten Sach-, Sprach- und Schreibunterricht nach einem vollständigen Lehrgang der kombinierten Laut- und Normalwortmethode bearbeitet. Mit 44 grofsen Originalillustrationen von H. Leutemann. Ausgabe für Steilschrift. Karlsruhe, O. Nemnich. gr. 8°. IV und 84 S. Preis 0,50 M.

Was diese Fibel bietet, das deutet schon der Titel an. Sie soll den Anfänger fürs Lernen gewinnen, sie soll Lernlust in ihm erzeugen. Lernlust gewinnt das Kind aber namentlich dann, wenn es selbsttätig sein darf. »Selbsttätigkeit im Dienste des Schönen, Wahren und Guten, das war der grofse Humanitätsgedanke auch des Comenius,« — daher der Name Comeniusfibel. »Durch dieses Büchlein soll ein Märzveilchen hinzugelegt werden zu dem Kranz der Ehren, mit welchem die dankbare Gegenwart das Andenken des grofsen, unsterblichen Comenius zu schmücken sich verpflichtet hält.«

Göbelbecker hat den Versuch gemacht, den Anschauungs- und den Schreib-Lesenunterricht zu vereinigen. Man ist vielfach gegen solche Versuche: der Anschauungsunterricht, sagt man, unterscheide sich seiner Natur nach von dem Schreib-Leseunterricht so sehr, dafs bei einer Verschmelzung beider Zweige notwendig einer zu kurz kommen müsse. Hat uns Göbelbecker eines Besseren belehrt? Sehen wir zu. Die Fibel zerfällt in drei Teile. I. Teil (Schreibschrift): Frühling, Sommer und Herbst; II. Teil (Übergang zur Druckschrift): »Wiederholung und Abstraktion in der Form von 15 Grafsmannschen Anschauungskategorien;« III. Teil (Druckschrift): Winter und Vorfrühling. Der erste Teil weist folgende Normallaute und Normalwörter auf: m, ei, o, a, au, f, i—a, s, sch; Ei, Eis, Fisch, Schaf, Seil, Reif, Rad, Rose, Rosen, Wald, Amsel, Nest, Fischer, Schäfer, Mond, Dorf, Schule, Scheune u. s. w. Sollen diese Stoffe auch dem Anschauungsunterrichte dienen, so müssen sie vor allem im Zusammenhange miteinander stehen. Läfst sich ein solcher Zusammenhang nachweisen? Der Verfasser glaubt ihn dadurch herstellen zu können, dafs er sagt: Die Seiten 2—4 enthalten Illustrationen zu einigen Erzählungen und Handlungen, welche sich . . . vorwiegend zu Hause zutragen . . . Erst mit den S. 5 und 6, auf welchen wir Tiere des Hofes finden, beginnt der eigentliche beschreibende Anschauungsunterricht. Vorläufig wird nur der Tätigkeiten der betreffenden Tiere gedacht. Dabei findet man zugleich Gelegenheit zu einer kurzen Betrachtung des einziehenden Frühlings. Den S. 7—11 liegen folgende Gedanken zu Grunde: Die Sonne hat den Winter vertrieben. Die Eisdecke ist geschmolzen. Der Fisch schwimmt wieder munter im Bache herum. Die Wiesen grünen. Das Schaf geht wieder auf die Weide. Die Kinder spielen jetzt im Freien, »hüpfen Seil«, »schlagen Reife«. Die Sonne scheint immer wärmer. Die Bäume blühen. Zarte Blümchen sprossen aus der Erde hervor. Rosen schmücken endlich den Garten. Wir machen einen Spaziergang in den Wald (S. 12), sehen die Rehe grasen, hören die Amsel schlagen. . . Gegen Abend kehren wir, dem Fischer und dem heimziehenden Schäfer begegnend, zurück zu Vater und Mutter. Ein Tag ist durchlebt. Die Sonne ist dem Monde gewichen. Die Nacht tritt ein u. s. w.

Im folgenden werden die Zusammenhänge noch lockerer. Soviel steht fest, dafs sich in solcher Weise noch ganz andere Normalwörterreihen verbinden liefsen. Es wird wohl dabei bleiben, dafs man vom Anschauungsunterrichte eine unabhängigere Stoffauswahl und Stoffanordnung zu fordern habe.

Die Bilder (es handelt sich zumeist um Gruppenbilder) sind an und für sich fast durchweg sehr gut. Der Verfasser glaubt, man könne sie insbesondere auch zu einer zweckmäfsigen Gestaltung des ersten Leseunterrichts verwenden. Er schreibt: »Es handle sich um das Normalwort Fisch. Die beiden letzten Zeichen desselben kann der Schüler zufolge der vorausgegangenen Übungen zusammenziehend lesen; auch weifs er, dafs das Wortbild als Ganzes der Name des abgebildeten Gegenstandes ist. Wie sollte es ihm nun schwer fallen, vorausgesetzt, dafs der Leseakt bis dahin naturgemäfs behandelt wurde, den Lautwert des Anfangsbuchstaben gleichsam autodidaktisch zu erschliefsen?« Aber gerade hierzu sind die meisten Bilder nicht recht geeignet. Die Gegenstände, welche durch die Normalwörter symbolisiert werden, treten nämlich in den Gruppenbildern so zurück, dafs es dem Kinde vielfach unmöglich wird, die Bedeutung und somit das Klangbild eines Normalwortes zu erkennen. Die Bilder sind eben mehr für den Anschauungsunterricht berechnet.

Wie hat Göbelbecker seine Fibel hinsichtlich des Lesens gestaltet? Er beachtet vor allem den didaktischen Imperativ: Vom Leichten zum Schwerern! Darum werden anfangs Stofslaute (im Anlaute) und Doppelkonsonanten (im An- und Auslaute), sowie Ausnahmezeichen vermieden. Auch ist überall das Bestreben ersichtlich, den Kindern die Freude des Findens zu gönnen. »Die Comeniusfibel repräsentiert einen vollständigen Lehrgang, ist also schlechtweg kopierbar (!) und kann den Schülern in der ersten Lesestunde in die Hand gegeben werden. Analog dem Orbis pictus steigt sie in verbesserter Weise bis zu den kleinsten selbständigen Sprachteilen herab, beginnt mit 9 Intorjektionen und reiht an diese zunächst ein-, dann zwei-, endlich dreilautige Hauptwörter an und schreitet planmäfsig von einsilbigen zu zweisilbigen Substantiven fort.« Als Schreibschrift ist eine Kurrentschrift gewählt, deren Buchstaben mit der Grundlinie fast einen rechten Winkel bilden. Erfreulich ist, dafs der III. Teil der Comeniusfibel Gruppen von Lesestücken aufweist. Einigen der Lesestücke fehlt freilich das rechte Leben. — Das Begleitwort, das der Fibel vorausgeschickt ist, läfst an Klarheit und Einfachheit zu wünschen übrig. Auch ist in ihm ein sinnstörender Druckfehler stehen geblieben: »nach dem Segen des Grundsteines« statt »nach dem Legen des Grundsteines«.

Trotz alledem bleibt die Comeniusfibel sehr beachtenswert.

Weimar F.

Rafsfeld und **Wendt**, **H.**, Grundrifs der Pädagogik für Lehrerinnen-Bildungsanstalten und zum Selbstunterricht. B. G. Teubner.

Ein Lehrbuch der Pädagogik für Lehrerinnenseminare gab es meines Wissens bislang noch nicht. Schon aus diesem Grunde scheint mir vorliegender »Grundrifs« beachtenswert, und von zwei im Unterricht der Pädagogik so sehr erfahrenen Männern, wie die Verfasser sind — Herr

Dr. Rafsfeld ist Direktor und Herr Wendt langjähriger Lehrer an der weststädtischen Mädchenschule und dem Lehrerseminar in Elberfeld — darf man schon etwas Gutes erwarten. Eigenartig ist das Buch jedenfalls. Wohl noch nie ist in einem derartigen Buche der Begriff des Interesses in dem Kapitel von der Unterrichtslehre in einer solchen Weise zur Durchführung gekommen wie hier. Wenn ich richtig beobachtet habe, fehlt es unsern jungen Lehrern — und den jungen Lehrerinnen wird es nicht besser ergehen — beim Eintritt in das Lehramt vorzugsweise an zweierlei: an Reichtum und Tiefe des Wissens in den meisten Unterrichtsfächern und an einer gründlichen methodischen Durcharbeitung des für die Volksschule verwendbaren Stoffes. Darum tut es mir stets sehr leid, wenn ich sehe, dafs Seminaristen in der Geschichte der Pädagogik und speziell der Methodik mit einer Unmasse von Gedächtniskram belastet werden, der zunächst garnicht, bestenfalls nach einigen Jahren Wert erlangen kann, meist aber nie erlangt. Ich gestehe, dafs ich entzückt war, als ich den betreffenden Teil des vorliegenden Buches nach dieser Seite hin ansah. Weg ist all der Ballast! Statt einer zusammenhängenden »Geschichte der Pädagogik« nur »Lesestücke«, d. h. eine mäfsige, aber völlig ausreichende und mit viel Geschick ausgewählte Reihe von Kapiteln und Abschnitten der wichtigsten Werke unserer pädagogischen Klassiker mit nachfolgenden kurzen geschichtlichen Notizen über das Leben der betreffenden Verfasser. Historische Anmerkungen zur Methodik der einzelnen Unterrichtsfächer fehlen ganz und zwar mit Recht. Erst mufs einer genau lernen, wie jetzt die Sache gemacht wird; wenn er es später selber auch so machen kann — ein Seminarist und eine Seminaristin kommen nicht so weit — dann mag er auch lernen, wie man sich früher einmal bemühte, einen gangbaren Weg zu finden, und wie man in der Gegenwart bestrebt ist, die Methode noch weiter zu verbessern.

Die den meisten Paragraphen beigefügten sehr zahlreichen Aufgaben möchte ich ein Lehrbuch der Pädagogik für sich nennen, ein Lehrbuch, das freilich nicht zum Auswendiglernen ist, aber unschätzbar wird, wenn man es sich erarbeitet.

Selbstverständlich sind überall, besonders in den Kapiteln von der Regierung der Kinder, in der Lehre vom Unterricht, von der Führung (Charakterbildung), von der Körperpflege, in den Kapiteln »die Lehrerin und ihr Amt«, sowie in der Auswahl »pädagogischer Lesestücke in geschichtlicher Folge« die speziellen Bedürfnisse der Mädchenschule in erster Linie berücksichtigt. Den Lehrerinnen-Bildungsanstalten und den bereits im Amte stehenden jüngeren Lehrerinnen, auch mancher gebildeten Mutter dürfte dieses Buch sehr willkommen sein.

Northeim L. Busemann

Säurich, Paul, Im Walde. Bilder aus der Pflanzenwelt. Unter Berücksichtigung des Lebens, der Verwendung und der Geschichte der Pflanzen für Schule und Haus bearbeitet. Leipzig, Ernst Wunderlich, 1902. 8°. VI, 321 S. Preis 3 M.

In 40 Einzelbetrachtungen führt uns der Verfasser in die biologischen

Erscheinungen der Pflanzenwelt des Waldes ein. Mit pädagogischem Geschick schliefst er meist die Behandlung einer Pflanze an eine charakteristische, der Beobachtung leicht zugängliche Eigentümlichkeit derselben an und hält sich so frei von einer ermüdenden Einförmigkeit der Betrachtung nach bestimmtem Schema. An typischen Beispielen erläutert Säurich die biologischen Verhältnisse, welche durch die Tatsachen der Anatomie und Physiologie ihre Erklärung finden. Die neueren Forschungen haben dabei gebührende Berücksichtigung erfahren. Den so interessanten Wechselbeziehungen zwischen Tieren und Pflanzen ist in reichem Mafse Beachtung geschenkt worden. Wie sich die Lebensgeschichte einzelner Waldpflanzen bei Säurich gestaltet, sei an folgenden Beispielen kurz erläutert. 1.a) Sauerklee, blühend: Beobachtung des sauren Geschmacks — Kleesäure — Bedeutung derselben — Schlafstellung der Blätter — Förderungsmittel der Verdunstung — Hemmungsmittel der Verdunstung — Zweckmäfsigkeit der Richtung der Blättchen — Häufung von Schutzmitteln — Blüte — Honigsignale — Schutz des Nektars — Pollenschutz — Zweckmäfsigkeit im Wechsel der Blütenstellung. 1.b) Sauerklee, fruchtend: Kapsel — Schleudervorrichtung — Bau derselben — Notwendigkeit — Stellvertretungen für den beschränkten Verbreitungskreis der Samen — kleistogame Blüten. 2. Die Birke: Beobachtung des Duftes — Balsam — Bedeutung desselben — zweckmäfsige Vorkehrungen — Stamm — Saftstrom — Richtung desselben — Weg — Gefäfse — Wurzeldruck — Kletterbewegung des Wassers — Saugkraft — Alter — Feinde aus dem Pflanzenreich — Feinde aus dem Tierreich: a) der Blätter, b) des Stammes, c) der Kätzchen — Verbreitung — Standort — Früchte — Blüten. —

Sehr zweckmäfsig sind die Zusammenstellungen der an jedem Einzelobjekt zur Klarheit gebrachten biologischen Erscheinungen und Gesetze.

Wir müssen uns mit einer derartigen vertiefenden Betrachtungsweise der Organismenwelt völlig einverstanden erklären; denn wir glauben, dafs der bildende Wert eines so erteilten Unterrichts bei weitem höher anzuschlagen ist, als die blofse Übermittelung trockenen systematischen Wissensstoffes.

Eine besondere Eigentümlichkeit des Werkes ist darin zu erblicken, dafs sich der Darstellung des Lebens jeder Pflanze eingehende Mitteilungen über deren Benutzung und, soweit möglich, über Geschichte, Poesie, Sage und Aberglauben anschliefsen. Wir glauben, dafs der Verfasser damit dem Lehrer für die Vorbereitung zum Unterricht einen guten Dienst erwiesen hat; denn die Beziehungen der Natur und ihrer Lebewesen zum Kulturleben der Menschheit werden das unmittelbare Interesse für ihre Formen und Lebenserscheinungen steigern und erhöhen.

Wir empfehlen das Werk dem Lehrer zur Vorbereitung für den Unterricht und jedem Naturfreunde zur Lektüre.

Jena F. Schleichert

Jung, Karl, Zur Reform des evangelischen Religionsunterrichts in der württembergischen Volksschule. Cannstatt, G. Hopf, 1903.

Der Religionsunterricht in Württemberg zeigt gegenüber demjenigen anderer Länder hauptsächlich 2 Eigentümlichkeiten: 1. er wird nicht blofs vom Lehrer, sondern auch vom Geistlichen erteilt, welcher zu diesem Zwecke in die Schule kommt; 2. er besteht in der Oberklasse seinem wesentlichen Inhalt nach in Bibelkunde (Einführung in das geschichtliche Verständnis der Bibel). Daneben hat er noch viele andere schwäbische Besonderheiten und Altertümlichkeiten. Auch den Fremden, der unsere Verhältnisse kennt, macht er zuerst einen ungünstigen Eindruck. Derjenige aber, welcher der geschichtlichen Entwicklung nachgegangen ist, entdeckt manches Interessante und trotz aller Mängel auch eigentümliche Vorzüge. So liegt, um nur Eines zu nennen, unser Religionsunterricht weniger als sonstwo in dogmatischen Banden. Jung versucht nun, in offenbar glücklichem Wurf, die unerträglich gewordenen Zustände in unserm Religionsunterricht einer besonnenen Reform entgegenzuführen. Die Bestimmung des Ziels verrät den Schüler Herbarts: »Aufgabe des Religionsunterrichts ist, die Kinder in solcher Weise mit der Geschichte des Reiches Gottes vertraut zu machen, dafs dadurch eine dauernde innere Teilnahme für christliches Leben geweckt wird.« Erreicht wird dies nicht durch Mitteilung von Lehrsätzen, sondern dadurch, dafs die Schüler in einen inneren Umgang hauptsächlich mit Jesus gesetzt werden, aber auch noch mit vielen andern, die vor und nach ihm Propheten Gottes waren. Der geschichtliche Stoff wird zweimal durchlaufen, zuerst auf der »kindlich-naiven«, dann auf der »historisch-überlegenden« Stufe. Dem Leben-Jesu-Unterricht wird eines der synoptischen Evangelien zu Grunde gelegt. Der Unterricht des Geistlichen führt in die Vollbibel ein — Erklärung ausgewählter Abschnitte in Verbindung mit Bibellesen — und setzt sich je von Weihnachten bis Ostern fort im Katechumenenunterricht, welcher eine zusammenhängende Darstellung der christlichen Heils- und Lebensgedanken zum Zweck hat, im ersten Jahr anschliefsend an den Katechismus, im zweiten an das amtliche württembergische Konfirmandenbüchlein. Wohltuend wirkt der Zug zum Persönlichen und die Abweisung theologischer Richtungmacherei. Die Broschüre darf auch aufserhalb Württembergs auf Beachtung rechnen.

Sulz a. N. (Württemberg) Oskar Weisenböhler

FACHPRESSE

Aus der philosophischen Fachpresse

Archiv für systematische Philosophie. 9. Band. Heft 2.

Eduard von Hartmann, Mechanismus und Vitalismus in der modernen Biologie. — A. Goedeckemeyer, Das Wesen des Urteils. — Else Wentscher, Phänomenalismus und Realismus. — Berthold Weiß, Gesetze des Geschehens. — Jahresbericht über sämtliche Erscheinungen auf dem Gebiete der systematischen Philosophie. — Edmund Husserl, Bericht über deutsche Schriften zur Logik in den Jahren 1895 bis 1898.

Zeitschrift für Philosophie und Philosophische Kritik, vormals Fichte-Ulrische Zeitschrift. Von Dr. Ludwig Busse. Band 122. Heft 2.

Max Isserlin, Eine neue »Lösung des Raumproblems« (Schluß). — H. Kossuth, Einige Bemerkungen zu Haeckels Welträtseln. — Dr. Kristian B. R. Aars, Zur Bestimmung des Verhältnisses zwischen Erkenntnistheorie und Psychologie. — W. v. Tschisch, Das Grundgesetz des Lebens. — W. Fickler, Unter welchen philosophischen Voraussetzungen hat sich bei Hegel die Wertschätzung des Staates entwickelt und wie ist diese zu beurteilen? — Dr. jur. et phil. H. Reichel, Darstellung und Kritik von J. St. Mills Theorie der induktiven Methode. — Rezensionen. — Selbstanzeigen. — Notizen. — Neu eingegangene Schriften. — Aus Zeitschriften.

Archiv für Philosophie. Archiv für Geschichte der Philosophie. (L. Stein.) Berlin 1903. XVI. Band. Heft. 3.

Tannery, Un mot sur Descartes. — Rintelen, Leibnizens Beziehungen zur Scholastik. — v. Aster, Über Aufgabe und Methode in den Beweisen der Analogien der Erfahrung in Kants Kritik der reinen Vernunft. — Milhaud, Aristote et les Mathématiques. — Lindsay, The Place and Worth of Oriental Philosophy. — Jahresbericht. Lüdemann, Jahresbericht über die Kirchenväter und ihr Verhältnis z. Philosophie 1897—1900. II. — Neueste Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie.

The Hibbert Journal. (L. P. Jacks und G. Dawes Hicks.) London and Oxford 1903. Vol. I. No. 3.

Dickinson, Optimism and Immortality. — A. Seth-Pringle-Pattison, Martineau's Philosophy. — Davids, Buddhism as a living force. — Oldfield, The failure of christian missions in India. — Mahaffy, The drifting of doctrine. — Bacon, Recent aspects of the Johannine problem. I. — The external evidence. — Schmiedel, Did

Digitized by Google

Paul write Romans? — Steveus, Auguste Sabatier and the Paris school of theology. — Discussiou. — Reviews.s

The Monist. (Paul Carus.) Chicago 1903. Vol. XIII. No. 3.

Hibben. The Theory of Energetics and its Philosophical Bearings. — Hyslop, Kant's Treatment of Analytic and Synthetic Judgments. — Wilsou, The Sense of Danger and the Fear of Death. — Editor, The Foundations of Geometry. — Gunkel, The Religio-Historical Interpretation of the New Testament. — Discussions. — Book Reviews and Notes.

Przeglad Filözeficzny. Warschau 1903. VI, Heft 1.

Kodis, Quelques remarques sur la possibilitè de la loi psychologique du temps. — Lukasiewicz, L'induction comme inversion de la dèduction. — Chmielowski, Snr la vie et l'activité de J. Goluchowski. — Revue critique. — Revue scientifique. — Livres rèsumès par leurs anteurs.

Heft 2.

Chmielowski, Sur la vie et l'activité de J. Golnchowski. — Lukasiewioz, L'induction comme inversion de la déduction. — Bandouin de Courtenay, Les bases psychiques des phénomèues de la langue. — Struve, Du principe suprème de la conduite morale. — Revue des systèmes contemporains. — Revue scientifique. — Livres rèsumés par leurs auteurs.

The Philosophical Review. (J. E. Creightou, E. Albee, J. Seth.) Neu York 1903. Vol. XII. No. 2.

A. T. Ormond, Philosophy and its Correlations. — Ladd, Prolegomena to an Argument for the Being of God. — Irons, Rationalism in Modern Ethics. — Report of the Proceedings of the Second Annual Meeting of the American Philosophical Association. — Reviews of Books. — Summaries of Articles. — Notices of New Books. — Notes.

Revue Néo-Scolastique publiée par la Société Philosophique de Louvain (Directeur: D. Mercier). Louvain 1903. 10. année. No. 1.

Nys, L'individu dans le monde inorganique. — Meuffels, Un problème à résoudre. — de Ribaucourt, Les théories de Nietzsche sur l'origine et la valeur de la Morale. — Piat, L'idée du bonheur d'après Aristote. — Mercier, La dernière idole. — Mélanges et Documents. — Bulletin de l'Institut supérieur de Philosophie. — Comptes-Rendus.

Revue de Philosophie. (É. Peillaube.) Paris 1903. 3. annéei No. 3.

Sertillanges, Les Bases de la Morale et les récentes discussions (dernier article). — Moisant, Une Philosophie de l'Imitation. — Sortais, Créatiou estétique et découverte scientifique (dernier article). — Sociétés savantes. — Analyses et Comptes rendus. — Périodiques — Bulletin de l'enseignement philosophique. — Fiches bibliographiques.

Revue de L'Université de Bruxelles. 1902 bis 1903. VIII, No. 7.

Mallieux, L'Esprit du Droit russe. — Joteyko, La fatigue intellectuelle et sa mesure. — Ramou J. Cajal, Souvenirs de ma vie (Suite) traduits par le Docteur Renò Sand. — Variétés. — Bibliographie. Chronique universitaire.

Rivista di Filosofia e Scienze Affini. (Marchesini e Zamorani.) Bologna 1903. Anno V. Vol. I. No. 3/4.

Cesca, L'Idealismo del Mach e l'Energismo dell' Ostwald. — Ferro, Prolegomeni alla discussione delle ipotesi sui rapporti fra lo spirito e il corpo. — Carassali, La simpatia in Adam Smith. — Momigliano, Un pubblicista, economista e filosofo del periodo napoleonico (Melchiorre Givia) (continua). — Rossi, Il valore sociale dei »meneurs«. — Crespi, Intorno all' interpretazione di un luogo matematico di Platone. — Rassegna di filosofia scientifica. — Morselli, Rassegna bibliografica. — Fra i libri. — Necrologio. — Varie. — Libri ricevuti e Sommari di Rieviste.

Neue Metaphysische Rundschau. (Paul Zillmann.) Grofs-Lichterfelde 1903. X. Band. Heft 1.

Porträt Maurice Maeterlinck. — P. Zillmann, Maurice Maeterlinck. — H. Zillmann, Monna Vanna. — Buck, Mystische Maurerei, Einleitung. — von Rehren, Dämon Liebster. — Albers, Interview mit einem Tibet-Reisenden. — Blavatsky, Gedanken über Karma. — Zillmann, Emil Holàrek, ein Tolstoi des Griffels. — Rundschau. — Bücherschau. — Kunstbeilagen von Emil Holàrek.

Teylers Theologisch Tijdschrift. (De Leden van Teyler's Godgeleerd Genootschap.) Harlem 1903. 1. Jahrgang. Aflevering 1.

Matthes, Het Matriarchaat inzonderheid bij Israël. — Brandt, Lumen Internum. — De Bussy, Over Verantwoordelijkheid. — Boekbeoordeeling. — Bibliographie.

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie. (Barth.) Leipzig 1903. XXVII. Jahrgang (N. F. II.) Heft 1.

J. Schultz, Über die Fundamente der formalen Logik. — R. Müller, Über die zeitlichen Eigenschaften der Sinneswahrnehmung. — Barth, Die Geschichte der Erziehung in soziologischer Beleuchtung. I. Besprechungen. — Philosophische Zeitschriften. — Bibliographie.

Zeitschrift für pädagogische Psychologie, Pathologie und Hygiene. (Kemsies und Hirschlaff.) Berlin 1902. IV. Jahrgang. Heft 5/6.

Mally und Ameseder, Zur experimentellen Begründung der Methode des Rechtschreib-Unterrichts. — Fischer, Geographische Spaziergänge. — P. J. Müller, Das Rettigsche Schulbanksystem. — Zimmer, Gedanken über die Herausgabe päd. Klassiker. — Kemsies, Die Entwicklung der pädagogischen Psychologie im 19. Jahrhundert. — Sitzungsberichte. — Berichte und Besprechungen. — Wissenschaftliche Mitteilungen aus dem Gesamtgebiete der Pädagogik und Medizin. — Bibliotheca pädo-psychologica. — Geschäftliche Mitteilungen.

Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane. (Ebbinghaus und Nagel.) Leipzig 1903. Band XXXI. Heft 4.

Meyer, Zur Theorie der Geräuschempfindungen. — Ladd-Franklin und Guttmann, Über das Sehen durch Schleier. — Iwanoff, Ein Beitrag zur Lehre über die Knochenleitung. — Literaturbericht.

Caronda. Rivista di Pedagogia e scienze auxiliari (G. Sapienza). Catania 1902. Anno 1. No. 1.

Die Gnosis. (Ph. Maschlufsky.) Wien 1901. 1. Jahrgang. No. 1, 2, 3, 4.

»Theosophisches Leben«. Monatsschrift für universale Bruderschaft, Theosophie, Philosophie und Wissenschaft. Berlin SW. 61, Paul Raatz. Jahrgang VI. Preis pro Jahrgang 3 M.

Aus der pädagogischen Fachpresse

(1. Halbjahr 1903.) Einen umfassenden Überblick über »Die nationale Bewegung und das Problem der nationalen Erziehung in der Gegenwart« veröffentlicht Dr. Richter (Deutsche Bl. 1—8). Das Verhältnis zwischen »Individual- und Sozialpädagogik« bespricht ausführlich B. Germer (Leipz. Lehrerztg. 25—29), er verlangt insbesondere für die Auswahl der Unterrichtsstoffe und der daraus zu entwickelnden Gedanken die Berücksichtigung der soziologischen und biologischen Gesichtspunkte. Das Verhältnis zwischen »Gesellschaftswissenschaft und Erziehung« erörtert P. Thieme (Deutsche Bl. 23—26). Die in der letzten Zeit laut gewordenen »Klagen über die Mängel der Schul-

Digitized by Google

unterrichtserfolge« untersucht Bauer in einer sehr beachtenswerten Arbeit (Deutsche Bl. 13—16). Jedenfalls enthalten diese die ernste Aufforderung, die Lehrarbeit noch immer mehr zu vertiefen. »Der Mifsbrauch der Frage«, wie ihn E. Siegert schildert (Rhein.-Westf. Schulztg. 33), mufs endlich verschwinden und die »Technik eines Interesse erweckenden Unterrichts«, deren wichtigste Momente M. Döring bespricht (D. Schulpraxis 12), Allgemeingut werden. Dann finden auch die »Zwei Kernpunkte der Lehrarbeit«, worauf P. Maede (D. Schulpraxis 18) aufmerksam macht — Selbsttätigkeit und Ergreifen des Gemütes — die gebührende Beachtung. »Gegen den darstellenden Unterricht« macht Sievert geltend (Rep. d. Päd. 3), »dafs bei diesem die Seele des Kindes niemals zur Ruhe kommt, sondern infolge der unbestimmten Fragestellung, der vielen auf dieselbe möglichen Antworten in fortwährender Aufregung bleibt. Denn selbst wenn die Schüler alle Möglichkeiten, wie eine Person in einer gewissen Lage handeln kann, wirklich aufgefunden hätten, so können sie doch keinen Schlufs darauf machen, welche nun wirklich geworden ist und müssen sich aufs Raten legen, bis der Lehrer sagt: Ja, so ist's geschehen. Dadurch wird der Faden beständig zerrissen, und von einer Wirkung auf das Gemüt kann keine Rede sein.« »Die formalen Stufen des Unterrichts« bespricht Kopp (Päd. Monatshefte 1—4); das »Personalbuch«, bestimmt zur Aufnahme aller Beobachtungen über die Individualität des Schülers wird erneut von Hofmann warm empfohlen (Päd. Warte 14. 15). Die Frage: »Wie entsteht ein Lehrplan?« beantwortet Friedemann (Leipz. Lehrerztg. 18. 19) nnd beklagt dabei, dafs der Lehrplan so oft ohne die Mitarbeit der Lehrerschaft ensteht. Einen Vortrag von Prof. Rein über »Die Konzentration« veröffentlicht die Leipz. Lehrerztg. (Nr. 14. 15). Auch A. Wiehr zeigt in einer Abhandlung (Allg. D. Lehrerztg. 10—12) die praktische Durchführbarkeit des Konzentrationsgedankens. Eine »Anordnung des Stoffes im Lehrplan« nach historisch-genetischen Rücksichten verlangt ein Artikel der »Ksth. Schulztg. f. N.« (Nr. 20. 21). Wichtige Einzelfragen besprechen noch: Deile, »Die Phantasie im Dienste des Unterrichts« (Päd. Stud. 3); Gelhard, »Begründung und Erhaltung der Aufmerksamkeit« (Allg. Schulbl. 10. 11); Leupold, »Die Zensur in der Volksschule« (Sächs. Schulztg. 6. 7); Lippold, »Prüfung der geistigen Befähigung unserer Neulinge« (Sächs. Schulztg. 5). Zur Frage der künstlerischen Erziehung liegen folgende neue Arbeiten vor: Völkner, »Welche Stellung gebührt der Kunst, besonders dor bildenden, in der modernen Schule?« (Rhein.-Westf. Schulztg. 21—24); Dr. Lange, Gedanken über dio Pflege der Kunst in der Volksschule (Päd. Stud. 1); E. Linde, Produktive Kunsterziehung (Päd. Bl. f. Lehrerbild. 1); Mangold, Der Wandschmuck im Dienste der künstlerischen Erziehung (Haus u. Schule 10. 11); Dr. Schmidkunz, Die Schulung des Auges im kunstwissenschaftlichen Unterricht (Päd. Monatshefte 3). Neue Aufgaben stellen »Kinderschutz nnd Kinderschutzgesetz« der Schule (Kath. Schulztg. f. Nord. 18. 19). Richtlinien für dio Arbeit »Zur Durchführung des Kinderschutzgesetzes« gibt K. Fechner (Päd. Ztg. 23). Zur Fürsorge für die Schwachbegabten liefern neue Beiträge G. Büttner (Schulbote f. Hessen 5—7) und S. Klamer (Lehrerztg. f. Rhld. u. Westf. 22 bis 29). Mit der Fürsorge für die schulentlassene Jugend beschäftigt sich eine Abhandlnng von Dr. Keferstein »Die Bildungsbedürfnisse der Jugendlichen« (Deutsche Bl. 21. 22), Beiträge znr Gestaltung der Fortbildungsschularbeit.

Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.

Princeton University Library
32101 067928703